Berliner Revue.

Social-politische Wochenschrift.

Redigirt

von

Hermann Keipp.

Dreizehnter Band.

Zweites Quartal. 1858.

Berlin.
Druck und Verlag von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.

Expedition: Deßauerstraße Nr. 5.
1858.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite.
Die Erhöhung der Rübenzuckersteuer	1
Die Politik der Zukunft	51
Preußische Zustände	99
Schleswig-Holstein	139
Zollvereins-Bedenken	187
Deutsche Urtheile über Frankreich. I.	227
" " " " II.	271
Preußen von 1848—1858	311
Bedenken gegen die bestehende Verfassung	351
Zu den Wahlen	391
Eine Verwahrung	431
Ein letztes Wort an die „Zeit"	471
Der Zollverein und der norddeutsche Handel	519
Die Donauschifffahrts-Frage	6
Zur Debatte über die Rübensteuer	150
Die Rastatter Besatzungsfrage	238
Die preußischen Westprovinzen	353
Preußens Marine	434
Maritime Betrachtungen	489
Verfassung und Verwaltung	473
Zur Philosophie der preußischen Geschichte	526
Ueber die Nothwendigkeit corporativer Credit-Anstalten	394
Ein Sirenenlied von der Newa	192
Die Berliner Universität:	
I. Leopold Ranke	318
II. Friedrich v. Raumer	364
III. Lepsius	403
IV. Carl Ritter	437
Ueber die volksthümliche Richtung der bildenden Kunst	322
Westfälische Herrensitze	17
Westfälisches Communalleben	215
Französische Finanzen	103
Guizot's Memoiren	280
Erinnerungen aus Paris. I.	73
" " " II.	111
Die Arbeiter von Paris	295
Ein Pariser Arbeiter-Café	335
Noblesse oblige	446
Graf Aberdeen	483
Lord Thomas Babington Macaulay's Geschichte von England seit der Thronbesteigung Jacob's II.	154
Zur englischen Rechtspflege	255
Russische Studien. I.	404
" " II.	441
Stimmen aus Rußland	376
Das sammtene Buch von Rußland	380
Die Reform in der Türkei	240
Graf Albrecht von Alvensleben	368
Helene Herzogin von Orleans	411
Schill	529
Bunsen's Bibelwerk	24
Friesland und die Friesen	64
Gartenbau bei Berlin	115
Das Land Delbrück	121
Der „Austköst" in der Uckermark	199
Die Wiege der ständelosen Literatur	207
Der alte Dessauer:	
I. Der Tod des Soldatenkönigs	212
II. Fürst Leopold von Dessau	249
III. Die Schlacht bei Mollwitz	289
Der letzte Schweidnitz	129
Die Tochter des Schikari. I.	414
" " " II.	452
Von den Küsten des indischen Meeres I.	498
" " " " " " II.	538
Literarisches	40
Eine neue Broschüre	84
Alpinisches und Transalpinisches	86
Ueber Gewohnheiten und Angewohnheiten	87
Geschichte des dänischen Hofes	177
Elbing	261
Marienminne	299
Höhenrauch oder Haarrauch	510
Robert Prutz	551

Johanniter=Orden:
Ueber die historisch richtige Benennung der Balley Brandenburg des Johanniter=Ordens und des Hauptes derselben: 88.
Ernennungen: 218.
Liste der seit dem 1. Januar bis ult. März 1858 bekannt gewordenen Todesfälle: 262.
Der Heimbach'sche Vergleich vom Tage St. Barnabae (11. Juni) 1382: 300.
Bekanntmachungen: 342. 510.
Ordens=Kapitel: 551.

Correspondenzen:
Aus der Hauptstadt: 34. 83. 125. 337. 421. 460. 507. 547.
Aus Münster: 37. 297. 549.
Von der Insel Rügen: 339.
Aus Masuren: 215.
Aus Holstein: 127. 509.

Montagsblatt der Berliner Revue:
Nr. 1: 41 bis 50.
= 2: 91 = 98
= 3: 131 = 138.
= 4: 179 = 186.
= 5: 227 = 234.
= 6: 271 = 278.
= 7: 303 = 310.
= 8: 343 = 350.
= 9: 383 = 390.
= 10: 423 = 430.
= 11: 463 = 470.
= 12: 511 = 518.
= 13: 555 = 562.

Die Erhöhung der Rübensteuer.

Politische Bedenken.

Der Landtag wird sogleich nach Wiederbeginn seiner Sitzungen eine schwere Debatte zu führen haben, und wenn der Gegenstand derselben an und für sich Vielen unbedeutend, ja langweilig erschien, so ist doch gegenwärtig bereits aus dem niederen Kraute der zuckerhaltigen Runkelrübe eine politische Frage aufgeschossen, welche die weitesten Dimensionen angenommen hat und nach den Andeutungen der Betheiligten selbst mit einer Ministerkrisis droht.

Dadurch wird die Angelegenheit einer eingehenderen Betrachtung werth.

Die Erhöhung der Rübenzuckersteuer um 25 pCt. (für den Centner roher Rüben von 6 auf 7½ Sgr.) ist unter dem 16. Februar d. J. mit den Zollvereins-Regierungen vereinbart worden, und der Landtag wird nunmehr über die Ertheilung oder Versagung der verfassungsmäßigen Zustimmung zu beschließen haben.

Nach Ausweis ihres Berichts vom 22. März c. hat die Finanz-Commission des Abgeordnetenhauses sich mit 15 gegen 4 Stimmen gegen die Erhöhung der Steuer ausgesprochen, und diese Thatsache rechtfertigt die Voraussetzung, daß sehr ernste Motive der vorliegenden Maßregel entgegentreten. Denn bisher hat die preußische Landesvertretung die Verträge, welche die Staatsregierung mit den Zollvereins-Staaten vereinbarte, aufs Bereitwilligste genehmigt, in richtiger Würdigung der großen Schwierigkeiten, welche dem Zustandekommen derartiger Verträge entgegenstehen, so wie der Nothwendigkeit, die Zollvereins-Regierungen bei der Ueberzeugung zu erhalten, die preußische Regierung finde unter allen Umständen im Landtage eine Stütze.

Freilich muß der Regierung darin beigepflichtet werden, daß der Zucker ein vorzugsweise steuerfähiges Object ist. Nicht absolutes Lebensbedürfniß, dagegen ein überaus beliebtes und verbreitetes Luxusbedürfniß, kann die Vertheuerung des Zuckers in Folge hoher Besteuerung als eine Landes-Calamität nicht angesehen werden, und Jedermann wird sich derselben bereitwillig unterwerfen, in dem Bewußtsein, daß dadurch der Staatsregierung ansehnliche Mittel zufließen, daß dadurch andere drückende

Steuern entbehrlich werden. Es kommt nur darauf an, daß die Besteuerung möglichst zweckmäßig geregelt werde, und daß es vermieden wird, berechtigte Interessen ernstlich zu gefährden.

Nach Ausweis des Berichts der Finanz-Commission des Abgeordnetenhauses sind es ganz überwiegend Bedenken der letzteren Art, welche der Genehmigung der Uebereinkunft vom 16. Februar d. J. entgegengestellt werden. Mittelst Vertrages vom 4. April 1853 und der dazu gehörigen Separat-Artikel ist nämlich vom 1. September 1853 bis dahin 1865, also für einen Zeitraum von 12 Jahren, die Rübenzuckersteuer auf 6 Sgr. pro Centner festgestellt, und es ist zugleich bestimmt worden, daß dieser Steuersatz von 2 zu 2 Jahren um einen halben Silbergroschen nur in dem Falle erhöht werden soll, wenn entweder der Betrag von $6_{,0762}$ Sgr. pro Kopf der jeweiligen Bevölkerung durch die Besteuerung resp. Verzollung des Zuckers nicht mehr aufkommt, oder wenn das Interesse der Consumenten dies erheischt. In Artikel 2 der Uebereinkunft ist zugleich als Grundsatz festgestellt worden, daß die Steuer vom vereinsländischen Rübenzucker gegen den Eingangszoll vom ausländischen Zucker stets so viel niedriger gestellt werden soll, als nöthig ist, um der inländischen Fabrikation einen angemessenen Schutz zu gewähren. In dem Schluß-Protocoll sub 3 zum Separat-Artikel 2 ist überdies stipulirt:

„Um den bei der Rübenzucker-Fabrikation Betheiligten für die Vorausberechnung der Wahrscheinlichkeit einer Erhöhung des jeweiligen Steuersatzes so weit als möglich einen Anhalt zu geben, wird man die nach Inhalt des Separat-Artikels 2 von dem Central-Bureau aufzustellenden Uebersichten jährlich, und zwar zu Anfang des Monats Juli, in geeigneter Weise zur öffentlichen Kenntniß bringen."

Offenbar handelt es sich hier nicht um einen Vertrag, der mit den bei der Rübenzucker-Industrie Betheiligten abgeschlossen worden, vielmehr um eine Uebereinkunft zwischen den Zollvereins-Regierungen, und es wird daher von unserer Staats-Regierung das Recht für diese Letzteren in Anspruch genommen, den Vertrag ohne Weiteres auflösen zu dürfen und die Rübensteuer anderweitig zu regeln. Die Regierung hat demgemäß auch gehandelt, da sie zu finden glaubte, daß die Voraussetzungen, welche bei Abschließung der Verträge von 1853 maßgebend waren, sich als unzutreffend erwiesen. Die Rübenzucker-Industrie habe inzwischen einen beispiellosen Aufschwung gewonnen, und selbst in dem Augenblick, wo eine abermalige Steuer-Erhöhung in Aussicht steht, seien zahlreiche neue Fabrik-Anlagen im Werk. Eine Ueberproduction, die demnächst der Rübenzucker-Industrie selbst verderblich werden müsse, sei mit Recht zu besorgen, und zum Schutz dieser Industrie wider die daraus sich ergebenden Calamitäten, so wie im Interesse der allgemeinen Landeswohlfahrt sei die Gesetzgebung verpflichtet, auf die Herstellung geordneter Zustände hinzuwirken, bevor es zu spät geworden.

Man wird anerkennen können, daß in der That die weitere Ent-

wickelung der Rübenzucker-Industrie in der bisherigen Weise sehr erhebliche Mißstände hervorrufen muß, ja daß diese bereits vielfach zu Tage getreten sind. Aber dessenungeachtet bleiben die Bedenken darüber nicht minder berechtigt: ob der in der Uebereinkunft vom 16. Februar d. J. betretene Weg der geeignete ist, um eine Beseitigung jener Mißstände verhoffen zu lassen? In dieser Beziehung enthält der Bericht vom 22. März d. J. nur ein spärliches Material. Nach Ausweis desselben ist die Majorität der Commission von der Ueberzeugung ausgegangen, daß die Rübenzucker-Fabrikanten zu dem guten Glauben berechtigt waren, es werde an den Verträgen von 1853 vor Ablauf derselben nichts geändert werden, und daß in diesem Glauben ansehnliche Capital-Verwendungen stattgefunden haben. Die Regierung habe durch ihre Organe ausdrücklich erklärt, daß diesem Industriezweige ausnahmsweise für eine längere Periode eine Garantie in Betreff der steuerlichen Behandlung geboten werde. Der Glaube des Landes an die Verheißungen der Regierung dürfe aber in keiner Weise erschüttert werden, indem der hieraus erwachsende Schade ein unersetzlicher sei. Der gegenwärtige Landtag, als Rechtsnachfolger der Kammer von 1853, sei mitverantwortlich für die Erhaltung des Vertrauens zwischen Land und Regierung. Und wir fügen dem hinzu, daß, selbst wenn vom juristischen Standpunkt und mit Hinblick auf den großen Zweck der Vorbeugung offenbarer Mißstände, die Regierung in ihrem vollen Recht sein sollte, es immer ein schwerer Uebelstand bleibt, wenn dem guten Glauben des Landes künstliche Rechtsdeductionen entgegengehalten werden müssen.

Unserer Ueberzeugung nach lag der Weg nahe, auf welchem die Zwecke der Regierung im allseitigen Interesse und ohne Verletzung bestehender Verhältnisse erreicht werden konnten. Man mußte zuvörderst auf die Ursache der socialen und wirthschaftlichen Mißstände zurückgehen, welche im Gefolge der Rübenzucker-Industrie bisher hervorgetreten sind, deren weitere Ausdehnung Seitens des Gouvernements befürchtet wird, und die sogar schon dahin geführt haben, die ganze Industrie als eine Calamität für das Land zu bezeichnen, wie dies selbst im Schooße der Commission geschehen ist. Diese Ursache ist vor Allem in dem durchaus unzweckmäßigen Modus der Steuer-Erhebung nach dem Gewicht der zur Zuckerbereitung zu verarbeitenden Rübe zu erkennen. Bei ganz niederem Steuersatz und so lange es sich mehr um eine Control-Steuer handelte, war dieser Steuermodus angemessen; er empfahl sich durch Einfachheit und durch leichte Controle. In dem Maße, wie der Steuertarif gesteigert ward, mußte jedoch die weniger zuckerhaltige Rübe von der Verwendung ausgeschlossen bleiben, und diejenigen Landestheile erhielten ein ausschließliches Privilegium, in denen die besonders zuckerreiche Rübe gedeiht. Landestheile wurden ausgeschlossen, welche im Stande sind, pro Morgen das Zwei- und Dreifache an Rüben und

daher vielleicht das Doppelte an Zucker zu produciren, weil die Rübe um einige Procent weniger Zuckergehalt hat, als die der privilegirten Districte. Dadurch ist die Industrie auf einzelne Gebiete concentrirt, sie greift hier störend in andere Gewerbszweige ein, während sie bei gleichmäßiger Vertheilung über alle Provinzen einen reichen Segen zu verbreiten berufen sein würde. Dieser Segen besteht insbesondere darin, daß die Bearbeitung der Rübe auf dem Felde und in den Fabriken dem Tagelöhner und seinen Familienangehörigen einen reichen Arbeitsverdienst zuwendet, so wie daß Handwerker und Gewerbtreibende aller Art mannichfachen Erwerb durch die Rübenzucker-Fabrication finden. Auch der Commissionsbericht hebt die Nachtheile dieses Steuermodus hervor, indem er anführt, daß beträchtliche Fabrications-Unkosten ganz unproductiv und nur um die auf den Centner Zucker fallende Steuer zu verringern verwendet werden müssen, daß die Concurrenzfähigkeit der Rüben-Industrie mit dem Rohrzucker künstlich gehemmt wird. Ohne diese Hinderung würde sie des Schutzes um so früher entbehren können.

Die Besteuerung, so heißt es in dem Bericht, des geschiedenen Saftes nach Volumen und specifischem Gewicht, die den wirklichen Zuckergewinn mit einer für die Praxis genügenden Genauigkeit trifft, ist keine bloße theoretische Idee. Sie findet in Belgien seit langer Zeit und zu allgemeiner Zufriedenheit thatsächlich statt. Sie bietet mindestens dieselben Garantieen gegen Defraude, als unsere Rübensteuer, und erfordert keine größeren Aufsichtskosten. Wenn dem Vernehmen nach ein Theil unserer Fabrikanten sich gegen eine Veränderung des Modus ausgesprochen haben soll, so ist dies vielleicht deshalb geschehen, weil die größeren tonangebenden Fabriken gerade diejenigen sind, denen unser falsches System auf Kosten der übrigen zum Vortheil gereicht.

Diese Gründe sind in dem Commissionsbericht nicht widerlegt worden, und es mußte einer erschöpfenden Erörterung dieser speciellen Frage entsagt werden, weil ein Antrag nicht vorlag und weil die Details des belgischen Besteuerungsverfahrens augenblicklich nicht bekannt waren. Ein solcher Antrag konnte übrigens nicht gestellt werden, weil eine Modification des Vertrages vom 16. Februar d. J. überhaupt unzulässig war. Es muß jedoch tief beklagt werden, daß in einer so hochwichtigen Angelegenheit überhaupt vorgegangen worden, ohne daß der Landesvertretung die Mittel geboten waren, sich mit Rücksicht auf die Erfahrungen des Auslandes ein Urtheil über den ganzen Umfang der Frage zu bilden.

Ein anderes Mittel, den Mißständen, welche aus der Rübenfabrication hervorgehen, vorzubeugen, wäre der Export der Rüben, der freilich nur dann erfolgen würde, wenn die Regierung beim Ausgang einen Ersatz für die im Inlande bereits geleistete Steuer gewähren wollte. Sie war früher zu solchem Ersatze geneigt, hat aber auch in

diesem Punkte ihre Ueberzeugung geändert aus Furcht, die Rübenfabrication dadurch zu sehr zu begünstigen. Wir können indeß dem Eindruck solch einer unbestimmten Furcht nicht nachgeben; es kommt darauf an, erst den Grund dieser Furcht genauer zu bestimmen, und man wird bei solcher Untersuchung finden, daß nicht die Vielheit der Producenten und die Masse der Production, sondern die oben angedeutete Art der Production, die Dichtigkeit derselben zu Besorgnissen Grund geben.

Doch es handelt sich heut zunächst nicht um den volks- und staatswirthschaftlichen Theil der Frage; die Regierung zog die Berathung der Landesvertretung von diesem Gebiete auf ein anderes herüber, indem sie ihrerseits einseitig aus einseitig gemachten Beobachtungen über die Natur der Gefahren der Rübenfabrication Schlüsse zog, Abhülfemittel ersann und diese in diplomatischen Conferenzen, in den Verhandlungen der Zollvereins-Regierungen zu Verträgen und Staatsgesetzen fixirte.

Da sie nun jetzt für diese Fixirung nachträglich die Genehmigung des Landtags verlangt, zeigt sich bei den Abgeordneten ganz naturgemäß vielfach ein bitteres Gefühl der Zurücksetzung, das vollständig berechtigt ist und das erst dann beruhigt werden kann, wenn es klar und deutlich ausgesprochen ist. In der Presse so wenig, als in den Vorberathungen, ist das bisher nach Genüge geschehen, und Mancher, der sich durch die betreffende Vorlage der Regierung bedrückt, ja verletzt fühlt, sucht noch immer vergeblich nach dem eigentlichen Grunde seines gekränkten Gefühls. Er findet ihn, wenn er sich ernstlich die Frage nach dem Zweck der preußischen Landesvertretung vorlegt. Wozu anders tritt sie um den Thron des Königs zusammen, als um dem Ministertisch eine Hülfe zu bieten, die er bei den Geheimen Räthen und den statistischen Tabellen vergeblich sucht? als um Nachrichten aus dem Gedränge und von den wandelnden Gestaltungen des frischen Lebens auf dem Acker und in der Gemeinde, im Gewerk und in der großen Wirthschaft zu bringen? als um Rathschläge zur Behandlung der neuen Erscheinungen im Volksleben und Volksverkehr und zur Heilung aufgebrochener Schäden zu geben?

Und wenn die Regierung davon spricht, daß sie vom Landtage eine Stärkung erwarte, so kann sie das nur so meinen, daß er ihr diese Hülfe, diese Nachrichten, diese Rathschläge gewährt!

Eine Stärkung aber, die sie dazu verlangt, um Gesetze sanctioniren zu können, die ohne diese Rathschläge, ohne diese Hülfe zu Stande gekommen, und gegen die thatsächlichen Verhältnisse, deren beste Zeugen die Abgeordneten wären, gewendet und ohne Berücksichtigung des Landtags und seines Beirathes abgefaßt sind, eine Stärkung, die zu solchem Ziele verlangt wird, kann unmöglich eine Stärkung der Regierung sein. Das Ja des Willenlosen kann nicht stärken.

Das Ja des Preußischen Landtags zur Rübensteuererhöhung kann

den anderen Zollvereinsregierungen nicht die Ueberzeugung von der intimen Einigkeit zwischen Regierung und Landtag verschaffen, sondern nur die von einer Gefügigkeit dieses Landtags, die über den Zweck desselben mehr oder minder hinwegsehen läßt.

Wir empfehlen als gute Patrioten die Verwerfung der Regierungsvorlage: es handelt sich darum, den guten Glauben des Landes vor künstlichen Rechtsdeductionen zu schützen; es handelt sich zweitens darum, den bestimmt ausgesprochenen Zweck des Landtags und die Würde desselben zu bewahren.

Die Donau-Schifffahrts-Frage.

Unter den Gegenständen, welche die Thätigkeit des wahrscheinlich binnen Kurzem wieder zusammentretenden Pariser Congresses in Anspruch nehmen werden, dürfte die Donau-Schifffahrts-Frage eine sehr wesentliche Bedeutung erlangen, weil es sich dabei nicht blos um wichtige commercielle Interessen, sondern noch vielmehr um politische und völkerrechtliche Fragen handelt, welche insbesondere auch Deutschland viel näher angehen, als man gemeinhin anzunehmen scheint. Wir glauben daher, daß es unseren geneigten Lesern erwünscht sein wird, wenn wir, ohne in das Detail der Sache einzugehen, in dem Nachfolgenden die Gesichtspunkte darlegen, aus welchen diese Frage unserm Dafürhalten nach von deutschem Standpunkte aus beurtheilt werden muß.

Es ist heut zu Tage wohl nur eine Meinung darüber, daß der Congreß, welcher nach Beendigung des orientalischen Krieges vor zwei Jahren in Paris zusammentrat, zu keinem befriedigenden Ergebniß geführt hat. Denn nicht nur sind wichtige Fragen unerledigt geblieben, sondern es sind durch die von diesem Congreß gefaßten Beschlüsse sogar neue Schwierigkeiten hervorgerufen worden. Beides erscheint als eine unvermeidliche Folge der Uebereilung, mit welcher man zu Werke ging, weil man die Caprice hatte, in dem kurzen Zeitraum vom 25. Februar bis zum 30. März Verwickelungen lösen zu wollen, die sich seit einer langen Reihe von Jahren angesponnen, und man kann sagen, das größte europäische Problem bilden.

Zu welcher Verwirrung die Stipulationen der Pariser Congreß-Acte vom 30. März 1856 rücksichtlich der Donau-Fürstenthümer geführt haben, liegt jetzt bereits vor Augen. Wir meinen, diese Folgen wären wohl voraus- zu sehen gewesen, und man wird gestehen müssen, daß die betreffenden Artikel jener Acte der europäischen Diplomatie keinesweges zur Ehre gereichen. Anstatt bestimmte, deutlich ausgesprochene Rechte und Verpflichtungen aufzustellen, als welche allein ein Gegenstand inter-

nationaler Verhandlungen sein können, verlor man sich in den Nebel der Volkswünsche, welche für die definitive Organisation der Fürstenthümer maßgebend sein sollten. Ein ganz unfaßbares Wesen, in sofern sich weder a priori übersehen, noch selbst a posteriori constatiren ließ, welches denn die wahren Volkswünsche sein möchten. Geradezu lächerlich aber klingt es, wenn nach Artikel 24 zu diesem Zwecke in jedem Fürstenthume ein Divan berufen werden soll,

„der Art zusammengesetzt, daß er die genaueste Vertretung der Interessen aller Klassen der Gesellschaft in sich faßt.“

Oder wußten denn die Herren Diplomaten nicht, daß eine solche Repräsentation, welche auf das Genaueste die Interessen aller Klassen der Gesellschaft ausdrückt, selbst in den politisch am meisten entwickelten Staaten noch nirgends erreicht ist, und überhaupt ein Problem bildet, welches noch nicht einmal eine theoretische Lösung gefunden hat? Und eine solche Repräsentation wird nun frisch weg decretirt, und zwar für die Moldauer und Walachen! Und eine solche Betise findet sich in einer europäischen Congreß-Acte.

Noch schlimmer verhält es sich mit den Stipulationen, welche die in Rede stehende Acte rücksichtlich der Donau-Schifffahrt aufstellt. Sie sind wohl eine Monstrosität zu nennen. Und daß diese Bezeichnung nicht übertrieben ist, davon hoffen wir den geneigten Leser vollkommen zu überzeugen, indem wir, wie es in dieser Sache geschehen muß, zuvörderst den Rechtspunkt beleuchten und uns also die Frage stellen, mit welchem Rechte man in Paris in Bausch und Bogen über die Donau-Schifffahrt Verfügungen treffen durfte?

Man weiß nämlich, daß nur die Donaumündungen, und insbesondere die Schifffahrts-Hindernisse an der Sulina, ein Object des Streites gebildet hatten, und da diese Mündung in Folge des Krieges von Rußland abgetreten wurde, so bestand darüber ein vollgültiges Verfügungsrecht für den Congreß, und er würde ohne Zweifel Dank verdient haben, wenn er sich darauf beschränkt hätte. Eben so gewiß ist aber, daß zu einer Regulirung der gesammten Donau-Schifffahrt zunächst schon eine genügende Veranlassung fehlte, weil die eigentliche Fluß-Schifffahrt überhaupt kein Object des Streites gebildet hatte. Noch auffallender ist es, daß es für den Congreß an allem Recht dazu fehlte, weil dieses Recht ausschließlich die Uferstaaten besitzen, d. h. die Pforte, Oesterreich, Baiern und Württemberg, oder beziehungsweise der deutsche Bund, nicht aber Rußland, England, Frankreich und Sardinien, welche über die Donau ganz eben so wenig zu verfügen haben, wie etwa Deutschland über die Düna, die Themse oder die Seine. Oder waren denn etwa die Donau-Ufer-Staaten wie eroberte Länder anzusehen, welche sich dem Gebot des Siegers unterwerfen müssen? Oder soll etwa der Grundsatz gelten, daß durch den Zusammentritt eines Congresses die Hoheitsrechte aller einzelnen Staaten, gleichviel, ob die-

selben vertreten oder nicht vertreten, suspendirt sind und beliebig alterirt werden können? Das wäre freilich ein ganz neuer Grundsatz, womit alles Völkerrecht über den Haufen fiele.

Es ist vielmehr ein anerkannter Grundsatz, daß, während das Meer frei und keinerlei Hoheitsrechten unterworfen ist, Flüsse hingegen zu dem Lande gehören, welches sie durchströmen, und der ausschließlichen Hoheit der betreffenden Staaten unterliegen. Die Fluß-Schifffahrt gehört daher grundwesentlich dem positiven Staaten-Recht an, und nur in Beziehung auf die Mündungen der Ströme, wo die fluviale Natur in die maritime übergeht, können unter Umständen allgemein völkerrechtliche Ansprüche erhoben werden. Dies folgt aus der Natur der Sache, und es zeigt sich leicht, daß es eben so auch den praktischen Bedürfnissen entspricht.

Flüsse sind die Kanäle, welche in das Innere der Länder führen, und wie bedenklich müßte es sein, wenn fremden Mächten irgend ein Verfügungsrecht über diese Kanäle zustände, oder auch nur ein unbegrenztes Benutzungsrecht für die Schifffahrt? Denn es ist dabei zu berücksichtigen, daß es sich mit der Schifffahrt ganz anders verhält, wie mit dem Landfuhrwerk, weil Schiffe, wo sie sich auch befinden mögen, immer als ein Theil desjenigen Landes gelten, welchem sie angehören, und auf Grund dessen überall ihr heimathliches Recht mit sich führen. Daraus entspringen für die Schiffe mancherlei Exemptionen, welche nicht blos auf hoher See gelten, sondern in gewissem Umfange auch für den Aufenthalt in Häfen und Binnengewässern, und wie weit sie dort gelten, dafür hat bisher weder die Theorie, noch die Praxis bestimmte Grenzen festgestellt. Dürfen nun fremde Schiffe in das Innere der Länder hineinfahren, so ist es unvermeidlich, daß das eigenthümliche Recht dieser Schiffe mit dem Landrecht der betreffenden Uferstaaten collidiren wird, und daß daraus unter Umständen mancherlei Prätensionen hergeleitet werden, die, wenn sie einem schwachen Staate gegenüber durch den Nachdruck einer großen Macht unterstützt werden (wie z. B. auf der unteren Donau der Türkei gegenüber von Rußland), zu gefährlichen Verwickelungen führen können.

Aus diesen Gründen wird jeder Staat, der die Herrschaft über einen Strom besitzt, gar sehr Bedenken tragen, der fremden Flagge ein unbedingtes Recht zur Beschiffung dieses Stromes zu gewähren. Thut er es gleichwohl dennoch, so ist es jedenfalls ein Act seines freien Entschlusses, und kann ein solches Recht nur von ihm selbst verliehen werden, niemals von einem dritten Staate, noch auch von einem Congreß. Fließt aber ein Strom durch das Gebiet mehrerer Staaten, so folgt ganz einfach, daß alle diese Staaten zusammengenommen eine collective Hoheit über einen solchen Strom ausüben und daß diese collective Hoheit im Verhältniß zu allen Nicht-Uferstaaten ganz dieselben Rechte hat wie die Einzelhoheit. Diesem Grundsatz gemäß werden also die

Donauufer-Staaten vermöge ihrer collectiven Hoheit ganz eben so ausschließlich über die Donau zu verfügen haben, wie beispielsweise Rußland über die Düna. Nur im Verhältniß der Uferstaaten unter sich können Beschränkungen ihrer particulären Hoheitsrechte beansprucht werden, und man kann sagen, es ist das natürliche Recht, daß ein Fluß, welcher die Uferstaaten untereinander wie mit dem Meere verbindet, von allen Unterthanen dieser Uferstaaten auf seiner ganzen Ausdehnung unter gleichen Bedingungen beschifft werden darf. Allein dieses natürliche Recht erstreckt sich eben nur auf die Uferstaaten, es geht keinen Schritt weiter, und wie es damit gehalten werden soll, ist lediglich der freien Vereinbarung der Uferstaaten selbst zu überlassen.

Wie sonderbar ist es nun, wenn auf dem Pariser Congreß Verfügungen über die Donau getroffen, und respective die freie Donau-Schifffahrt decretirt wurde, d. h. auf einem Congreß, an welchem fünf Nicht-Uferstaaten Theil nahmen, nämlich Rußland, England, Frankreich, Preußen und Sardinien, während andererseits zwei Uferstaaten, nämlich Baiern und Württemberg, nicht vertreten waren, wonach also beziehungsweise Sardinien ein besseres Recht an der Donau haben müßte, wie Baiern. So etwas ist noch nicht dagewesen. Und nicht nur sonderbar war dieses Verfahren, sondern es involvirt eine so auffallende Anmaßung von Hoheitsrechten und Beeinträchtigung fremder Hoheitsrechte, daß man es ein Attentat gegen das Völkerrecht nennen kann. Und ferner leuchtet nicht minder ein, wie durch dieses Attentat vorzugsweise Deutschland benachtheiligt worden ist.

Die Donau ist einer der fünf Hauptflüsse Deutschlands, sie gehört mit einem großen Theil ihres Laufes dem stricten Rechte nach ausschließlich Deutschland an, und da Deutschland zugleich die einzige Culturmacht an der Donau ist, so übt es noch über seine Grenze hinaus einen thatsächlichen Einfluß über den ganzen Strom aus. Dieses Recht, wie diesen Einfluß wollen wir uns nicht durch Rußland, England, Frankreich und Sardinien schmälern lassen, welche sammt und sonders nicht den geringsten Anspruch darauf machen können, sondern Beides wollen wir nur mit den Uferstaaten theilen, wozu außer Deutschland und Oesterreich nur die hohe Pforte gehört, von welcher wir keinerlei Chikanen noch ungebührliche Ansprüche zu erwarten haben. Auch kann es uns durchaus nicht conveniren, daß fremden Nationen ein unbeschränktes Recht zur Donauschifffahrt gewährt werde, zumal sich im Voraus gar nicht übersehen läßt, wie weit ein solches Recht dereinst ausgebeutet werden könnte. Denn haben wir es einmal zugestanden, so dürften wir uns hinterher nicht wundern, wenn z. B. die russische Flagge dereinst bis an die Thore von Ulm vordränge. Freilich nur die Handelsflagge, allein auch dies schon dürfte erhebliche Bedenken erregen. Noch weniger endlich kann es uns conveniren, Deutschland in seinen Hoheitsrechten über die Donau geschmälert und diesen schönen Strom

unter die Curatel des Auslandes gestellt zu sehen, was beispielsweise die Folge haben könnte, daß, wenn man in Zukunft etwa eine Brücke über die Donau bauen wollte, darüber nicht mehr mit den Uferstaaten, sondern auch mit Rußland, England, Frankreich und Sardinien verhandelt werden müßte, und daß alle diese Mächte wegen angeblicher Behinderung der Schifffahrt Widerspruch dagegen erheben könnten. Oder meint man etwa, daß es so weit niemals kommen werde? Ja, das hoffen wir auch. Aber eben, damit es niemals so weit kommen könne, darum sagen wir: principiis obsta! Hat man doch in Deutschland schon Vieles erlebt, woran Niemand gedacht hatte.

Es ist eine alte Geschichte, daß es dem Auslande niemals an Neigung gefehlt hat, die guten Deutschen in ihren eigensten Rechten und Interessen einzuschränken und zu bemuttern, wie es diesen niemals an der erforderlichen Gutmüthigkeit und Kurzsichtigkeit gefehlt hat, um sich einer solchen Behandlung zu unterwerfen. Auch sind wir seit lange schon gewohnt, deutsche Angelegenheiten auf europäischen Congressen und Conferenzen über's Knie gebrochen zu sehen, wie wir davon in neuester Zeit an der schleswig-holsteinschen Frage ein so redendes Beispiel haben. Desgleichen wissen wir sehr wohl, wie dieser jammervolle Zustand unvermeidlich wird, so lange die unglückselige Eifersucht zwischen Preußen und Oesterreich ein kraftvolles Handeln Deutschlands, und überhaupt eine deutsche Politik unmöglich macht, indem es dadurch grade so wird, wie wenn man an einem Wagen ein Pferd vorn und das andere hinten anspannt. Aber trotz alledem wollen wir nicht aufhören, gegen jede Beeinträchtigung deutscher Rechte und deutscher Interessen zu protestiren, und wir glauben im Vorstehenden gezeigt zu haben, wie sehr Beides hier beeinträchtigt worden ist. Denn es muß jedem Deutschen die Schamröthe auf die Wangen treiben, über die deutsche Donau auf einem Congresse Verfügungen getroffen zu sehen, auf welchem Sardinien mitwirkte, während deutsche Uferstaaten wie Baiern und Württemberg unvertreten waren.

Es ändert an der Sache nichts, daß man sich dabei auf das Vorbild des Wiener Congresses beruft, der seiner Zeit auch Verfügungen über Ströme traf, worüber er keine Hoheitsrechte besaß. Darin will man nun eine Norm finden. Wir hingegen sagen, es ist freilich damals so verfahren worden, aber es war eben schlimm genug, daß wir es uns gefallen lassen mußten, weil wir unsere Unabhängigkeit nicht zu wahren vermochten. Ist doch damals selbst der deutsche Bund unter dem Einflusse des Auslandes zu Stande gekommen. Allein um so mehr werden wir uns vor der Wiederholung einer solchen Verfahrungsweise hüten müssen, damit es nicht endlich gar zur Regel wird, daß bei allen deutschen Angelegenheiten immer ganz Europa mitzureden hat, was keinesweges zu unserm Vortheil gereicht. Denn es leuchtet wohl ein, daß es einen sehr wesentlichen Unterschied macht, ob wir uns wegen der Donau-

Schifffahrt lediglich mit Oesterreich und der Türkei, oder mit ganz Europa zu benehmen haben, — grade wie es einen sehr wesentlichen Unterschied macht, ob wir in der schleswig-holsteinschen Angelegenheit bloß mit Dänemark oder mit ganz Europa verhandeln müssen.

Ferner ist noch zu berücksichtigen, daß zur Zeit des Wiener Congresses alle diejenigen Staaten, um deren Flüsse es sich damals handelte, selbst erst gewissermaßen wieder hergestellt wurden, und zwar in Folge eines allgemeinen Krieges, wodurch die kriegführenden Mächte allerdings ein Anrecht bekamen, rücksichtlich der reorganisirten Territorien Verfügungen zu treffen, die, an und für sich betrachtet, nur der ausschließlichen Hoheit der betreffenden Staaten zugestanden hätten. Heutzutage hingegen liegen die Dinge ganz anders. Die Donauländer sind nicht etwa vor dem jüngsten Kriege unterjocht gewesen, und durch denselben erst wieder befreit worden, sondern die einzige territoriale Veränderung, welche dieser Krieg hervorgerufen, bezieht sich, wie schon bemerkt, auf die Donau-Mündung, während die völkerrechtlichen Verhältnisse des ganzen übrigen Donaugebietes unverändert blieben. Gleichwohl will man nun von oben herab über die ganze Donau Verfügungen treffen, gerade, wie wenn es sich um eroberte Länder handelte, während doch die Türkei wie Oesterreich viel mehr zur siegenden Partei gehören, und durch ihren Sieg doch wahrlich keine Schmälerung ihrer Hoheitsrechte über diesen Strom erleiden können, so wenig als Baiern und Württemberg, die bei dem Kriege wie bei dem Congreß überhaupt unbetheiligt waren.

Auch kann man sich schließlich nicht etwa auf die Art von Schiedsrichteramt berufen, welches die sogenannten Großmächte allerdings seit dem Wiener Congresse ausgeübt, weil ein solches Amt doch nur zur Ausgleichung streitiger Rechte geltend gemacht werden kann, aber keinesfalls die Befugniß einschließt, über die Rechte Dritter zu disponiren, und Rechte zu verleihen, die man selbst nicht besitzt. Der Pariser Congreß hätte demnach nicht eine allgemeine Freiheit der Donauschifffahrt aussprechen dürfen, sondern, insofern er überhaupt veranlaßt war, sich mit der Donauschifffahrt zu beschäftigen, hätte er sich damit begnügen müssen, den Uferstaaten anzuempfehlen, zur Regulirung dieser Angelegenheit gewisse Vorkehrungen zu treffen. Zum höchsten durfte er erklären, daß dabei diejenigen Grundsätze zu gelten hätten, welche wir weiter oben als das natürliche Recht für internationale Ströme bezeichneten, wonach also den Unterthanen aller Uferstaaten das volle und gleiche Recht zur Beschiffung der ganzen Donau zukäme. Eine solche Erklärung würde durch das ihr beiwohnende moralische Gewicht die Folge gehabt haben, daß dadurch alle noch bestehenden Rechtsungleichheiten, wie namentlich die Privilegien der österreichischen Donauschifffahrts-Gesellschaft, für die Uferstaaten in Wegfall gekommen wären, und sie würde somit keineswegs wirkungslos gewesen sein, während sie andrerseits die

Hoheitsrechte der Uferstaaten nicht verletzt hätte. Hier war für den Congreß die Grenze seiner Befugnisse. Hat er hingegen noch ein Mehreres gethan, und insbesondere eine allgemeine Schifffahrtsfreiheit auch für die Nicht-Uferstaaten decretiren wollen, so folgen daraus in alle Ewigkeit keine Rechte, sondern nur Rechtsprätensionen, weil Niemand ein Recht verleihen kann, welches er nicht selbst besitzt, und der Pariser Congreß als solcher nicht mehr Recht über die Donau besaß wie der Verfasser dieses Artikels, nämlich gar keins.

So viel über die rechtliche Seite der Frage.

Haben wir nunmehr gesehen, welche Behandlung die Donauschifffahrts-Frage auf dem Pariser Congreß erfahren, und wie wenig dieses Verfahren im Rechte begründet war, und wie sehr dadurch insbesondere auch die Rechte und Interessen Deutschlands verletzt worden, so bleibt uns jetzt die praktische Frage übrig: wie wir diese verletzten Rechte und Interessen wahren und wo möglich wiederherstellen können.

Die Pariser Congreß-Acte ist in das europäische Völkerrecht übergegangen, und wenn gleich eine solche Acte keineswegs die Macht hat, ein Recht zu creiren, welches an und für sich nicht besteht und welches vielmehr anderen unbezweifelbaren Rechten widerspricht, so kann sie doch nicht ignorirt werden. Sie hat jedenfalls eine Wirkung, wenn dieselbe auch nur darin bestehen sollte, daß der rechtliche Standpunkt der Donauschifffahrts-Frage dadurch verschoben und verdunkelt worden ist. Dazu sind die Stipulationen dieser Acte von den beiden größten Donau-Ufer-Staaten, Oesterreich und der Türkei, selbst acceptirt worden, wenn gleich vielleicht nur durch Ueberrumpelung und mit innerem Widerstreben; wie sich denn aus den Congreß-Acten ergiebt, daß von Seiten Oesterreichs ein freilich erfolgloser Widerspruch erhoben wurde. Kurz, die Acte ist einstweilen da, und es bleibt nichts weiter übrig, als die betreffenden Artikel entweder zu amendiren, oder dieselben in ihrer praktischen Ausführung dergestalt zu limitiren, daß ihnen die gefährliche Spitze abgebrochen wird.

In dieser Hinsicht haben die Donau-Ufer-Staaten den guten Tact gehabt, sich über die Donauschifffahrt unter einander zu vereinbaren. Sie haben dabei nicht im Auftrage des Pariser Congresses, sondern lediglich in ihrem eignen guten Rechte gehandelt, und in bester Form eine Donauschifffahrts-Acte aufgestellt, welche unter dem 9. Januar d. J. ratificirt wurde. Dadurch ist die Sache einigermaßen wieder in's Gleiche gestellt. Denn diese Donauschifffahrts-Acte ist nun einstweilen auch da. Sie bildet ein völkerrechtliches Document, wie die Pariser Congreß-Acte, und wenn diese beiden Acten nicht ganz übereinstimmen sollten, so wird sich dann zeigen, welche von beiden der anderen weichen muß.

Für den hauptsächlichsten und geradezu entscheidenden Punkt halten wir dabei, daß nach dieser Donauschifffahrts-Acte die eigentliche Fluß-

schifffahrt, d. h. der Verkehr von einem Donauhafen zum anderen, gemeinhin Cabotage genannt, ausschließlich den Uferstaaten reservirt, und der fremden Flagge nur der Verkehr von irgend einem Donauhafen zum offnen Meere, und so umgekehrt, gestattet wird. Darin liegt das Wesen der Sache, und wir werden sogleich zeigen, welche practische Folgen diese Einschränkung für die fremde Flagge hat.

Zuvörderst nämlich werden danach überhaupt nur Seeschiffe zugelassen, welche ihres Tiefgangs wegen jedenfalls nicht bis zur oberen Donau gelangen können. Und auch auf der unteren Donau werden sie um deswillen nicht viel Geschäfte machen, weil sie durch das Verbot der Cabotage, welche an den Ufern der Flüsse verhältnißmäßig viel wichtiger ist als an der Seeküste, nicht mit den Schiffen der Uferstaaten zu concurriren vermögen. Es ist dabei noch besonders zu berücksichtigen, daß die Donauschifffahrt sich immer mehr auf Dampfschifffahrt reduciren wird, welche für die Zukunft als Regel anzunehmen sein dürfte. Bestehen nun Dampfschifffahrts-Compagnieen, deren Schiffe in periodischen Fahrten alle Häfen besuchen, und den ganzen Verkehr von Ulm bis an die Mündung hin besorgen, so können Schiffe, welche dieses Recht nicht haben, im Allgemeinen nicht concurriren, sondern die fremde Flagge wird sich darauf beschränken müssen, in die Mündung hinein bis nach Galatz und Braila zu fahren, welche Orte schon längst als Seehäfen galten, und darüber hinaus werden nur wenige fremde Schiffe gehn. Diese Beschränkung ist also von entscheidender Wirkung.

Fremde R e c h t e werden dadurch nicht beeinträchtigt, weil die Uferstaaten an und für sich das ausschließliche Recht haben, und es ihnen überlassen bleiben muß, ob und unter welchen Bedingungen sie die fremde Flagge zulassen wollen. Und selbst wenn man die Analogie der, auf dem Wiener Congreß für die internationalen Flüsse aufgestellten Grundsätze geltend machen wollte, was wir unsrerseits nicht einmal anerkennen, so hat die Wiener Acte selbst die Cabotage für die fremde Flagge nicht ausdrücklich zugestanden, und in der, nach den Grundsätzen dieser Wiener Acte aufgestellten Elbschifffahrts-Acte wird vielmehr die Cabotage ausdrücklich ausgeschlossen. Von Rechtswegen ist demnach nicht das Geringste dagegen einzuwenden, indem dadurch keine fremden Rechte beeinträchtigt werden.

Aber fremde I n t e r e s s e n werden allerdings dadurch beeinträchtigt. Das ist ganz natürlich. Denn das ist die Folge eines jeden ausschließlichen Rechtes; wie ja insbesondere eine jede Landeshoheit die Interessen aller derjenigen Mächte, welche vielleicht das fragliche Land gern selbst beherrschen möchten, allerdings gar sehr beeinträchtigt.

Wir begreifen nichts desto weniger, wenn alle diejenigen, welche für eine absolute Freiheit des Verkehrs schwärmen, in der in Rede stehenden Beschränkung etwas Gehässiges finden werden. Allein, dieser Unwille dürfte verschwinden, wenn wir jetzt zeigen werden, wie diese

Beschränkung der Sache nach fast nur die russischen Interessen trifft, und dabei den sehr praktischen Sinn hat, den russischen Einflüssen auf die unteren Donauländer entgegenzutreten, d. h. zu verhindern, daß diese Einflüsse, nachdem sie von der Landseite aus abgewiesen worden, nicht etwa zu Wasser in erhöhter Stärke zurückkehren.

Wie vorbemerkt, liegt das entscheidende Moment für die Donau-Schifffahrt in der Dampf-Schifffahrt. Dieses vorausgeschickt, ist es selbstredend, daß nur Dampfer von geringem Tiefgang den Fluß hoch hinauffahren können, also Schiffe, die zwar auch seemäßig gebaut und für die Küstenfahrt sehr wohl brauchbar sein mögen, aber für weite Fahrten auf hoher See nicht wohl zu verwenden sind.*) Von Stettin oder Hamburg aus kann man also mit Dampfern die Donau nicht hinauffahren. Aus demselben Grunde würde daher auch England, selbst bei voller Freiheit, nur wenig von derselben Gebrauch machen, sondern nach wie vor mit Segelschiffen nach Galatz und Braila fahren, und verhältnißmäßig nur wenige würden höher hinaufgehen. Frankreich würde sich ganz in derselben Lage befinden, wenn es nicht zur Zeit die Caprice hätte, die Donauländer zum Schauplatz seiner Politik zu machen. Um dieser rein politischen Absichten willen dürfte Frankreich vielleicht die Ausgabe nicht scheuen, eine Donau-Dampf-Schifffahrt von Marseille aus einzurichten, die aber, nachdem sie große Summen verschlungen, über kurz oder lang wieder eingehen würde.

Ganz anders hingegen verhält es sich mit Rußland, dessen Küste fast unmittelbar die Donaumündung berührt, und dessen pontische Häfen so nahe liegen, daß man von da aus selbst mit ganz flach gebauten Dampfern sehr wohl in die Donau einlaufen und dieselbe sehr weit hinauf befahren kann. Auch hat Rußland neben dem commerciellen Interesse ein noch viel wichtigeres politisches Interesse, welches ihm eine solche Schifffahrt wünschenswerth macht, deren Entwickelung es daher mit aller Macht befördern würde. Nachdem nämlich Rußland seine Marine auf dem Schwarzen Meere verloren hat, dürfte es sich um so mehr veranlaßt fühlen, auf der Donau einigen Ersatz dafür zu suchen, und alsbald würde sich die Donau mit russischen Dampfern bedecken, — zwar nur Handelsschiffe, die aber im Falle eines Krieges zum Theil armirt werden, oder wenigstens zu Kriegstransportschiffen dienen können, deren Wichtigkeit für die Zukunft um so größer sein müßte, seitdem es auf dem Schwarzen Meere keine Marine mehr giebt. Im Frieden besucht man inzwischen tagtäglich die Bulgaren, Moldauer, Walachen und

*) In dieser Hinsicht besteht zwischen Segelschiffen und Dampfschiffen ein beträchtlicher Unterschied. Denn während kleine Segelschiffe selbst für weite Fahrten auf hoher See sehr wohl brauchbar sind und für manche Zwecke sogar vorgezogen werden, sind kleine Dampfer auf der See unbrauchbar, außer für den Localdienst. Daher hat denn auch nichts so sehr auf die Vergrößerung der Schiffsdimensionen eingewirkt als die Anwendung der Dampfkraft. Die Riesenschiffe unserer Zeit sind Dampfer.

Serben, und errichtet in allen Häfen Consulate und Agenturen, und was dann sonst noch zu thun ist, das thun die Rubel und die Popen. Es wäre ein wahres Vergnügen für Rußland. So also würde es zuvörderst an der unteren Donau geschehen, und wer weiß, ob man nicht bald noch sehr viel höher hinaufginge. Denn was sollte dabei im Wege stehen? Kann man doch bereits Dampfer bauen, welche nur wenige Fuß Tiefgang haben, und außerdem werden die natürlichen Schifffahrts-hindernisse des Strombettes allmählich beseitigt. Weil nun die Donau ein so schöner Strom ist und die Deutschen so gute Leute sind, so macht man mit der Zeit wohl einen Besuch in Wien, und gelangt endlich ganz unvermerkt bis nach Ulm, um dem deutschen Michel, der so eben seinen Rausch von der freien Donauschifffahrt ausgeschlafen, einen guten Morgen zu bieten. Dann wird sich Michel hinter die Ohren kratzen, aber es ist zu spät. Er hat sich an dem süßen Klang der Freiheit benebelt und sieht jetzt endlich ein, daß, was man die Freiheit der Donau nennt, nichts anderes als ein Straßen-Servitut ist, welches diesem deutschen Strome auferlegt worden.

Das ist des Pudels Kern. Die Donau-Schifffahrt absolut freigeben, und insbesondere der fremden Flagge die Cabotage gestatten, würde in der Wirklichkeit keine andere Folge haben, als die Donau dem russischen Einfluß zu überliefern, weil unter allen fremden Ländern eben nur Rußland, vermöge seiner geographischen Lage, von dieser Freiheit einen ausgiebigen Gebrauch machen und diese Schifffahrt zugleich zur Beförderung seiner politischen Absichten auf die Donau-Länder gar sehr benutzen könnte und würde, d. h. derjenigen Absichten, zu deren Hintertreibung gerade der orientalische Krieg geführt wurde. Die hohen Congreßmächte werden sich dieser so augenfälligen Wahrheit nicht verschließen können, und wenn es ihnen mit der Beseitigung des russischen Einflusses in den unteren Donau-Ländern ein wirklicher Ernst ist, — woran jedenfalls bei England nicht zu zweifeln steht, — so werden sie kein Recht in Anspruch nehmen wollen, welches bewiesenermaßen nur für Rußland einen wirklichen Werth, und eventuell die so eben dargelegten Folgen haben würde. Was nun insbesondere die Stellung Preußens zu dieser Frage anbetrifft, so liegt es auf der Hand, wie von allen großen Mächten gerade Preußen bei der Donau-Schifffahrt am allerwenigsten interessirt ist. Es dürfte daher auch am wenigsten veranlaßt sein, in dieser Frage eine besondere Ansicht geltend zu machen. Und selbst wenn die von den Donau-Uferstaaten aufgestellte Schifffahrts-Acte in der That vielleicht einige unzuträgliche Bestimmungen enthalten sollte, wogegen sich mit Grund etwas einwenden ließe, so würde man preußischer Seits ruhig abwarten können, ob nicht der für nöthig erachtete Einspruch von den dabei weit mehr betheiligten Mächten erhoben würde. Gleichwohl hat sich das diesseitige Ministerium bewogen gefühlt, in dieser Frage mit einem diplomatischen Memoire aufzutreten,

welches nach officiösen Mittheilungen einerseits den Zweck haben soll, dem Pariser Congreß das Recht zu einer förmlichen Revision der Donau-Schifffahrts-Acte zu vindiciren, andererseits selbst diese Acte einer Kritik unterwirft, und dabei insbesondere auch das in derselben ausgesprochene Verbot der Cabotage für die fremde Flagge angreift.

Wir haben dies nur mit tiefem Bedauern vernehmen können, und unsere geneigten Leser werden dieses Bedauern theilen, wenn sie die nachfolgende Erwägung anstellen.

1) Fragen wir also, ob denn Preußen irgend ein Interesse hat, für die Befugnisse des Pariser Congresses in die Schranken zu treten, um dieselben so weit als möglich geltend zu machen? Ganz im Gegentheil, indem es bekannt genug ist, eine wie wenig bedeutende Rolle Preußen auf diesem Congreß gespielt hat. Wurde doch anfangs sogar seine Zulassung bestritten, so daß sein Eintritt erst am 18. März erfolgte, d. h. 12 Tage vor dem Friedensschluß, nachdem alles Wesentliche bereits entschieden war. Auch konnte es nicht wohl anders sein. Preußen hatte sich isolirt, es war nicht in die Action eingetreten, und konnte folglich auch in der Discussion keinen sonderlichen Einfluß beanspruchen. Soll sich denn nun grade Preußen zum Vorkämpfer dieses Congresses machen, oder muß es nicht vielmehr wünschen, daß diesem Congreß so wenig wie möglich Bedeutung gegeben werde?

2) Wurde seines Ortes gezeigt, wie das von dem Pariser Congreß rücksichtlich der Donau beliebte Verfahren einen wesentlichen Eingriff in deutsche Rechte und Interessen involvirt. Es scheint daher, daß Preußen wohl eher den Beruf hätte, auf die Geltendmachung dieser verletzten Rechte und Interessen hinzuwirken, nicht aber für einen Congreß aufzutreten, der diesen Eingriff verschuldet hat.

3) Ist nicht die geringste Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die Forderung der freien Cabotage für die fremde Flagge irgend welchen Erfolg haben könnte, da die Pforte und Oesterreich, welche begreiflicherweise für die Aufrechthaltung des Verbots am meisten interessirt sind, jene Freiheit nie gewähren werden, so lange sie noch eine Kugel zu verschießen haben, während hingegen Rußland, welches bei weitem am meisten für die Beseitigung jenes Verbots interessirt wäre, die Klugheit haben wird, dies nicht zu erkennen zu geben, sondern in Erwartung besserer Conjuncturen die Sache einstweilen fallen lassen dürfte.

4) Wenn also Preußen für die Cabotage-Freiheit auftritt, so muß dieser Act einerseits für Oesterreich und die hohe Pforte in demselben Maße mißliebig sein, als er andrerseits für Rußland wohlgefällig ist.

Nach dem allem sieht man wohl, in eine wie mißliche und wenig passende Stellung Preußen geräth, wenn es zu Gunsten des Pariser Congresses gegen die Donau-Schifffahrts-Acte auftritt, d. h. gegen ein Arrangement, welches von drei deutschen Bundesstaaten und der hohen Pforte, die sich seit hundert Jahren so freundlich gegen Preußen erwie-

sen, abgeschlossen würde. Wir können daher nur wiederholt unser Bedauern darüber äußern, und zwar um so mehr, als ein solcher Schritt ganz ohne Noth geschieht, wie er andrerseits für die Sache selbst ohne alle Folgen bleiben dürfte.

Wir haben nämlich bereits gesehen, wie die Pariser Congreß-Acte durch die schlimmen Folgen, welche dieselbe in den Donau-Fürstenthümern hervorgerufen, beträchtlich discreditirt worden ist. Dazu kommt, daß die französisch-russische Politik, welche sich bei der Organisation dieser Fürstenthümer geltend zu machen hoffte, ihre wesentlichsten Projecte gescheitert sieht, und daß daher diese beiden Mächte bei der Wiedereröffnung des Pariser Congresses schon um deswillen kaum in der Stimmung sein werden, um sich auf das hohe Pferd zu setzen. Was ferner England anbetrifft, so wird es keine Pläne unterstützen, die danach angethan sind, den russischen Einfluß an der Donau zu befördern, sei es direct oder indirect, und das wäre doch der Kern der Sache, wenn es überhaupt zu einer förmlichen Revision der Donau-Schifffahrts-Acte kommen sollte. So wird also für eine solche Revision nirgends ein übermäßiger Eifer vorhanden sein. Vor allem wird man nicht von oben her decretiren wollen, sondern man wird jeden rechtlichen Einwand hören, und sobald man sich auf den Rechtsstandpunkt stellt, so springt die schwache Seite der Pariser Congreß-Acte in die Augen. Dann genügt es schon, daß die beiden deutschen Uferstaaten, Württemberg und Baiern, welche auf dem Congreß nicht vertreten waren, und ohne deren Zustimmung doch nichts über die Donau verfügt werden durfte, ihren Protest erheben, und Alles, was gleichwohl über die Donau verfügt worden ist, wird damit rechtlich null und nichtig.

Es wäre dies ein interessantes Schauspiel, die Decrete eines europäischen Congresses durch den Widerspruch von Württemberg und Baiern rückgängig gemacht zu sehen. Und nicht nur interessant, sondern auch sehr nützlich. Es würde nämlich dazu beitragen, die verworrenen Ideen über die Großmachts-Rechte einigermaßen aufzuklären und die inneren Schwächen der europäischen Pentarchie, welche, wenn nicht alle Anzeichen trügen, ihrer nahen Auflösung entgegengeht, aller Welt vor Augen zu legen. Ja, im Interesse des auf dem Pariser Congresse mißhandelten Völkerrechts würde es ein wahres Verdienst zu nennen sein.

Westphälische Herrensitze.

Eingetreten — auf der Landstraße von Paderborn nach Deimold und Pyrmont — durch die großartige, von den Externsteinen gebildete Felsenthorwölbung des lippe'schen oder teutoburger Waldes, hat man den höchsten dieser Berge, den Velmerstort, überstiegen und eine

Gegend hinter sich, welche durch die Anmuth und Mannichfaltigkeit der Gebirgsformen, durch die schöne Bewaldung, besonders die herrlichen Buchenforste, die sich die Höhen hinanziehen, und die reizenden Thäler und wildromantischen Schluchten, welche fast bei jeder Wendung der Straße dem Auge ein neues überraschendes Bild darbieten, sicherlich zu den schönsten in Deutschland gehört. Aus der grausigen Wildniß, welche Tacitus beschreibt, ist eine entzückende Waldpartie geworden. Abwärts eilend nach dem vor uns malerisch daliegenden lippe'schen Städtchen Horn, gelangen wir abermals in einen allerliebsten Erdwinkel, zu dessen geringsten Reizen es nicht gehört, daß er den Touristen noch ziemlich unbekannt geblieben. Es ist die Hochebene zwischen dem Osning, von welcher Gebirgskette der teutoburger Wald einen Theil bildet, und den Weserbergen. Die Städte Horn, Nieheim — berühmt durch die darnach genannten Käschen, die aber ihre eigentliche Heimath im Dorfe Externbrook haben —, Steinheim, Hörter, Brakel; der nach der Weser ablaufende pittoreske Kiter- oder Köterberg, der Eckpfeiler des schwalenberger und schiederschen Höhenzugs — das sind ungefähr die Hauptpunkte und Marken dieser nicht nur an Naturreizen, sondern auch an Denkmälern einer stolzen Vergangenheit reichen Gegend, welche großentheils den preußischen Kreis Hörter, durchschnitten von lippe'schen Enclaven, bildet. Die Bevölkerung ist vorwiegend eine ackerbautreibende, und sie findet auf den zahlreichen großen Gütern, welche hier nahe beieinander liegen, treffliche Musterwirthschaften. Es braucht nicht erst hervorgehoben zu werden, daß dieses, so wie daß der Adel, die Besitzer dieser Güter, mit wenig Ausnahmen selber wirthschaftet und meist hier auf seinen Sitzen lebt, dem ehemaligen Fürstenthum Paderborn, und insbesondere diesem Theile desselben, zum Vortheile gereicht. Hier wohnen, um nur einige Namen zu nennen, seit Jahrhunderten die Herren von Harthausen, von Oeynhausen, die Grafen Asseburg — auf der Hinnenburg, der merkwürdigen stattlichen Bergveste bei Brakel, welche von der Waldhöhe, die vom teutoburger Walde nach der Weser hinführt, weithin das freundliche Nethethal beherrscht —, Mengersen in Rheder, wo eine der großartigsten und geschmackvollsten Parkanlagen von dem gegenwärtigen hochgebildeten Herrn die kunstreichste und sinnigste Pflege findet; Metternich in Vinsebek. Und fast inmitten des glänzenden Kreises ritterbürtiger Landsassen liegt die ehemalige Benedictiner-Abtei Mariamünster mit ihren drei malerischen Thürmen und ihrer imposanten, eben restaurirten Kirche, welche eines der interessantesten Denkmäler romanischen Stiles in Norddeutschland. Die stattliche Abtei mit ihrem weiten Bering von Wirthschaftsgebäuden — ehemalige königlich westphälische Domaine und als solche einem französischen General verliehen, gehört sie jetzt einem Gutsbesitzer — ist überragt auf waldiger Höhe von der alten Oldenburg (bei Schwalenberg), jetzt im Besitz des Freiherrn von Oeynhausen von der nahen Grevenburg, und im weiten Ringe

umkränzt von mannichfaltig gestalteten Hügeln und Bergen, über welche sich zumeist der Hochforst hinzieht, in deren Einschnitten Herrenhäuser oder die Thürme zahlreicher Ortschaften dem Auge Haftpunkte gewähren, ist Mariamünsters Lage großartiger und pittoresker wohl, doch kaum idyllischer zu denken.

Von der Höhe der Oldenburg, in der Nähe des einsam emporragenden Thurmes, dem weithin sichtbaren Ueberreste der uralten Burg, oder noch besser, von der schmalen Waldlichte, die der sinnige Besitzer den Frühlingspunkt genannt, weil in der Frühlingsäquinoctie, von der Grevenburg gesehen, die Sonne gerade über diesem Punkte aufzugehen scheint, schauen wir entzückt über ein Panorama, in dem Mariamünster mit der Grevenburg, gleichsam zu Einer Grupp'e sich zusammenschiebend, den Mittelpunkt bildet, und welches einerseits bis zum Köterberg und dem Hügelland an der Weser, anderseits in blauer Ferne bis zum Unterbau des Hermann-Denkmals der Zukunft auf der Grotenburg oder Teutoburg bei Detmold und den Forsten von Schieder, dem Sommerschloß des Fürsten zur Lippe, reicht. Nirgend stoßen wir auf massige, imposante Bergformen, sondern wunderbar schöne Waldgebirge, dazwischen anmuthige Thäler, die sich sanft zur Ebene hinziehen, fesseln den Blick, ohne ihn zu ermüden. Den Hauptreiz dieses Umblickes bildet indeß, in jeder Jahreszeit zwar in ihrer eigenthümlichen Weise, im angehenden Herbste aber insbesondere wegen der Pracht des Laubes, der Reichthum der Färbung von Wald, Feld, Luft und fernen Bergcontouren, da dies Colorit überraschend schön in einander spielt und zugleich contrastirt. Dieses reichschattirte Grün aller Nuancen neben lichthellen Gefilden, das Weben der Lufttöne und der Sonnenblicke — wie wollte ich unternehmen, es zu schildern! Wer hier ein paar schöne Stunden verlebt, der begreift die innige, die fast religiöse Anhänglichkeit des Besitzers der Grevenburg und Oldenburg an diese Hügel, Wälder und Felder. Wenn bei einem so feingebildeten, in den Naturwissenschaften wie in den klassischen Schriftstellern alter und neuer Zeit — die Uebersetzungen von des Aeschylos Persern und Prometheus und des Dante Neuem Leben beweisen dies zur Genüge — heimischen Manne überhaupt noch von einer Einsamkeit die Rede sein kann, so begreift sich zumal, daß Friedrich von Oeynhausen diese Einsamkeit liebt, welcher zu entsagen er kaum je Neigung fühlt, zum Segen seines Hauses und seiner ganzen Umgebung, die in der selbst bis in diese Thäler ihre Wogen treibenden Bewegung des Jahres 1848 über seine Ruhe, wie Söhne über dem Haupte des Vaters, wachte; indeß mag der sinnige Poet vor Allen es sein, den unwiderstehlich die Poesie anzieht, welche auf diesem lieben Erdenfleck Natur und Geschichte zusammengewoben. Von der heitern Grevenburg mit ihrem labyrinthischen Zimmerreichthum und auf freundliche Gartenanlagen sich öffnenden Sälen ist's nur eine kurze Strecke bis nach Thienhausen, dem Lieblingsaufenthalte des Freiherrn August

v. Harthausen, des bekannten geistvollen Schriftstellers und Reisenden, und doch tragen Haus und Gegend schon einen ganz andern Charakter, als die Grevenburg und ihre Umgebung. Wie diese nahe der Straße von Steinheim nach Hörter gelegen, aber unterhalb einer Höhe in einer etwas kahlen Niederung, in welcher nur einzelne, aber schöne Bäume emporragen, macht die Landschaft von Thienhausen wie das alte von Wasser umgebene graue Haus selber mit den beiden im rechten Winkel an einem massigen Thurme zusammenstoßenden Flügeln und den jetzt wieder aufgerichteten kunstreichen hohen Steingiebeln vorwiegend den Eindruck des Ernsten, Ehrwürdigen.

Diese stillen, hohen Räume, reich ausgestattet aus den Sammlungen, welche die verstorbenen Brüder des gegenwärtigen Besitzers, alle in ihrer Art merkwürdige Männer, unter denen Werner Harthausen eine in vielfacher Hinsicht sehr hervorragende Persönlichkeit, anlegten, und Freiherr Aug. v. H. fortwährend vermehrt, bilden einen überaus passenden Aufenthalt für einen Gelehrten und Staatsmann von weit ausgebreiteter Thätigkeit, der die vorzugsweise auf Reisen gesammelten Beobachtungen und Erfahrungen, die in die schwierigsten Probleme tief eindringenden Studien in einsiedlerischer Abgezogenheit zu verarbeiten liebt, zu Zeiten aber auch gerne Gäste um sich sammelt, die, so verschieden an Beruf und Neigungen, stets neu angeregt und erfrischt, das troß oder wegen seiner ernsten Alterthümlichkeit bald traulich anheimelnde Thienhausen verlassen. In fast zerfallendem Zustande an den gegenwärtigen Besitzer zurückgekommen, ist das ehrwürdig edle Herrenhaus binnen wenigen Jahren von Hrn. v. H. in allen seinen Theilen mit der tiefen Pietät für das historisch und organisch Gewordene, mit dem feinen Verständniß für den Geist und die Sitte der Vorzeit, welche der Grundzug seines Wesens, wie seiner ganzen geistigen Wirksamkeit, und darum so glücklich, wieder hergestellt worden. So ist das Haus gewissermaßen seine Schöpfung, wie man dies auch in einem gewissen Sinne von Freiherrn v. Oeynhausen's Grevenburg sagen kann.

Das Gesagte dürfte nothdürftig hinreichen, um die Gegend, in welche ich die Leser dieser Skizzen zunächst einführen wollte, zu kennzeichnen. Mögen sie nun auch mit mir einen freundlichen Tag verleben, den ich aus Anlaß eines ländlichen Festes hier im letzten Herbste zubrachte. Wir erhalten damit sofort die Staffage, welche in ein Landschaftsbild erst Leben bringt, und volksthümliche Feste zumal charakterisiren Land und Leute.

Nicht allein auf allen größeren Gütern der ehemaligen Fürstenthümer Paderborn und Corvey hat sich die bedeutungsreiche Sitte erhalten, die Ernte mit einem Feste — hier Erntebier genannt — zu beschließen, sondern auch das Volk hält an dem schönen Brauch. Auf meiner Fahrt in die Gegend erblickte ich in den Landstädten und Dörfern über vielen Scheunenthoren — wo auch fast immer nebst einer kurzen,

treuherzig chronikalischen Notiz irgend ein frommer Spruch angebracht ist — bereits den mit Bändern, Rauschgold u. dgl. verzierten und geschmückten Erntehahn. Das mehr oder weniger groß, bunt und treu ausgeführte Bild dieses Vogels ist nämlich hier zu Lande das wohl bis in die Sachsenzeit zurückreichende Symbol der glücklich eingebrachten Ernte. Ein Versuch zur Ausdeutung dieses Symbols dürfte lohnend, doch nicht minder schwierig sein.

Als ich nun am Vorabende des „Erntebieres“ auf dem Gute eintraf, fand ich bereits die Mägde mit dem Herrichten und Binden der Kränze und sonstigen Zierrathen, deren man für das Fest, namentlich für den symbolischen Hahn, bedurfte, emsig beschäftigt. Mit diesem Geschäft verbindet sich denn auch, was man gewissermaßen eine Conferenz nennen könnte. Denn hier wird definitiv abgemacht, was bei der feierlichen Uebergabe des Erntehahns an den Gutsherrn von den Mägden, denen dieses Ehrenamt zukommt, oder vielmehr von deren erwählter Spruchführerin, welche die Maier'sche heißt, vorgetragen wird. Der folgende Morgen ging mit den Vorbereitungen und in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, hin, denn gearbeitet ward am wohlverdienten Freudentage nur das unumgänglich Nothwendige. Nach Tische fanden sich allmählich die geladenen Gäste aus der näheren und weiteren Umgegend, worunter auch die Beamten von den übrigen Gütern des Herrn mit ihren Familien nicht fehlten, ein, und gegen drei Uhr ertönte feierlicher Gesang mit Musikbegleitung vor dem Einfahrtsthore des Gutshofes. Auf dieses Zeichen der beginnenden Feier versammelten sich die Gäste um den Gutsherrn auf dem Perron des Herrenhauses. Ein mit den in diesem Jahre besonders gesegneten Gaben der Felder schwerbeladener vierspänniger, bekränzter und aufgeputzter Leiterwagen, über den Garben thronend der von der „Maier'schen“ und ihren beiden Secundärinnen gehaltene colossale Erntehahn, schwankte über die Brücke in den sauber geräumten Hof, auf dem man nur noch einen Kletterbalken und andere Vorrichtungen für ländliche Volksspiele wahrnahm. Dem Wagen, auf welchem auch die Musikanten saßen, folgte der „Hofmeister“ (Oberknecht) mit einer schönen Kreuzesfahne, als Führer der paarweise aufziehenden Knechte, Mägde und Tagelöhner des Gutes. Processionsweise dem Wagen folgend, bewegte sich der Zug mehrere Male um den Hof, das Te Deum nach einer uralten, schönen Volksmelodie singend, und ordnete sich dann in Front der Herren und Damen vor dem Hause. Wie jedes frohe Fest unter diesem frommen Volke in irgend einer Art sich unter die Weihe der Kirche und ihres Gebetes stellt, so war also auch hier, und gewiß in passender und würdiger Weise, der Beginn der Feier ein religiöser. Den Herrn zu loben ist die erste Pflicht, zumal für den Segen der Ernte, welchen nur Gott allein gewährt und der ohne Ihn nicht besteht und gedeiht. Darnach eine kurze Pause, und nun begann der Hofmeister als Organ der Arbeiter eine Reihe von

Lebehochs für ihren Gutsherrn, ihre anwesenden Geistlichen und andere ihnen näher stehende Gäste. Daran schloß sich der für den Fremden, für den Freund der Volksgebräuche und traditionellen Sitte jedenfalls interessanteste Theil des Festes. Jetzt stieg nämlich „die Maler'sche" mit ihren beiden Genossinnen und ihrer Standarte, dem Erntehahn, vom Wagen, und kamen, gefolgt von allen übrigen, an die Stufen des Vorhauses heran, um ihre Sprüche herzusagen. Da dieser Vierzeilen sehr viele waren und jede mit einem Tusch der Musik schloß, während dessen der schwere Hahn hin- und hergeschwungen ward, so begriff sich, daß zur Spruchführerin nicht blos eine zungengewandte, sondern auch eine kräftige Person zu wählen und diese Wahl eine wichtige Angelegenheit für das Personal des Hofes gewesen. Aber nicht blos darin lag die Wichtigkeit der Sache, sondern auch in dem Vorzutragenden. Denn sind wohl einige der Sprüche, insbesondere die anfänglichen und endenden, überlieferte und feststehende, so werden doch auch manche eingeschoben, die gewissermaßen eine Personal-Chronik des Hofes für das abgelaufene Jahr geben, und begreiflich liegt darin für die Eingeweihten das Pikante, welches jedoch Niemanden, selbst die, wenn auch etwas derb Angefaßten, verletzt. Es ist so alter, treuherziger Brauch, ein Vorrecht der Dienenden und eine einzige Ausnahme im sonst für jene in regelmäßig harter Arbeit verfließenden Jahre, anderseits wohl auch nicht ohne practischen Nutzen für die Beamten, die dabei erfahren, daß sie gleichfalls bei ihrem Personale unter einer gewissen Controle stehen. Diese mehr persönlichen oder actuellen Verse werden nun von den Mägden gemeinsam angefertigt.

Der wohl feststehende Anfang der Sprüche lautet:

„Guten Tag, Ihr Herren und Damen,
Alle, die Ihr hier versammelt seid,
Ich bitt', Ihr wollt Euch zu mir kehren
Und meinen Spruch mit Fleiß anhören.

O, wie froh haben wir gesungen,
Diese Krone zu erringen.
Ist's erlaubt, hereinzugehen?
Pfeifen und Trompeten sollen bei mir stehen.

Ich präsentire der ganzen Gesellschaft diesen Erntekranz,
Der soll uns führen zum lustigen Tanz.
Dieser Kranz ist wohl klein,
Aber doch niedlich und fein.

Er ist nicht gemacht von Disteln und Dorn,
Sondern von schönen Sachen, Blümlein und Korn;
Er ist gemacht von Roggen und Weizen,
Von Gerste, von Hafer, von Wicken, von Bohnen.

So manche Ähr,
So manch' glückliches Jahr,
So manche Bohnen und Wicken,
So manch' tausend Dukaten,
Wünsch' ich unsrem gnädigen Herrn und seinen Gästen.
Vivat Musikanten!

(Dies Vivat wiederholt sich von nun an nach jedem Spruch. Es ertönt der Tusch und dabei das Schwingen des Erntehahns.)

Ich wünsche unserm gnädigen Herrn von . . . ein recht gesundes langes Leben,
So wie der Weinstock trägt die Reben,
So sei er für Gott geweiht.
So gut und fromm er einst wird sterben,
So wird er auch werden des Himmels Erben. Vivat! 2c.

Nun noch einige von den, einzelnen Anwesenden gewidmeten Sprüchen:

Viel Glück, des Lebens Heil und Wonne, wünscht dem Herrn Pastor mein dankbar Herz,
Jeder Abend und jeder Morgen bring' ihm Freude, Lust und Scherz,
Keine Krankheit, keine Lebensplage betrübe jemals seine Heiterkeit;
Noch so viele Lebenstage, so viele Wonne und Zufriedenheit.

Der Herr Kaplan ist recht hübsch und fein,
Ganz engelrein.
Denn er denkt nicht so viel an irdische Schätze,
Sondern viel mehr an Gottes Gesetze.
Dafür wird auch einstens sein Lohn
Die ewige Himmelskron.

Der Herr Rentmeister ist freundlich und gut,
Er zieht oft von Gut zu Gut.
Drum wünsch' ich ihm ein recht lustiges Plaisir
Heut auf unserm Erntebier.

Die Arbeiter und Tagelöhner bedauren sehr,
Daß der Herr Verwalter *) nächstes Jahr nicht mehr ihr Anführer wär.
Sie haben ihn alle so lieb gewonnen,
Weil sie in jeder Noth konnten zu ihm kommen.
Sie wünschen ihm Glück und Segen,
Auf allen seinen Wegen.
Auch wir stimmen ein
Und wollen heut' Abend noch mal lustig sein.

Unser N. **) ist still, er trägt viel in seinem Sinn,
Er denkt wohl hin und her,
Wo wohl seine Herzallerliebste wär.
Doch soll ihn das nicht verdrießlich machen,
Soll heut' Abend mit unsrer Anna lustig einen machen.

Ich wünsche allen fremden Herren und Damen,
Die ich nicht kenne und ihre Namen nicht weiß zu nennen,
Von Rosen einen Gang, von Silber eine Bank, und einen goldnen Wagen,
Da können sie stets mit zu uns fahren. (Ueberliefert.)

Und nun noch die (überlieferten) Schlußsprüche:

Unsre Knechte sind dieses Frühjahr recht früh ausgefahren,
Mit Pflug, Egge und Wagen,
Sie haben das Land gepflügt und gesäet,
Und das Korn gebunden und gemähet,
Daß wir haben diesen Erntekranz errungen.

Unsre Mädchen tanzen auch gern,
Sie sind getreu für ihren Herrn.
Schauen sie ihren Schatz von fern,
So haben sie schon ihre Freude dran.

Nach dem Spruch ***) begannen die Spiele der Leute. Erklettern des mit Tüchern und dergleichen behangenen Mastes, Wettlauf, Topfschlagen, Sacklauf und ähnliche Belustigungen erfreuten die Burschen und brachten ihnen manchen, vom Herrn ausgesetzten Gewinn an Taback, Pfeifen, auch Geld. Während dessen war für die Unterhaltung der Gäste in anderweitiger Weise gesorgt, und auch unter sie wurden hübsch-

*) Im Begriff abzugehen.
**) Ein Mann, dem seine Braut untreu geworden.
***) Es hätte wohl seinen Werth, dergleichen auch aus andern Gegenden zu sammeln, als Beiträge zur Volkspoesie.

gewählte Andenken an das Fest ausgelooft. Um alle diese Arrangements hatte ein erfindungsreicher jovialer Berliner, der ehemalige Reisebegleiter des Gutsherrn und eigens zu diesem Fest gekommen, offenbar der Liebling des ganzen Guts, sich große Verdienste erworben. Die Gäste blieben zum Souper, nach dessen Beendigung ein gleichfalls von jenem Herrn angeordnetes Feuerwerk abgebrannt wurde. Inzwischen hatte schon längst der Tanz begonnen, die Hauptfreude der Burschen und Mägde; zwanglos mischten sich die jüngern Gäste unter die heitern, aber nie rohen Landleute, und so endete in ungetrübter Heiterkeit dieses westphälische „Erntebier". M. B.

Bunsens Bibelwerk.

Der erste Halbband des „vollständigen Bibelwerkes für die Gemeinde, in drei Abtheilungen von Christian Carl Josias Bunsen", ist so eben im Verlage von F. A. Brockhaus zu Leipzig erschienen. Ein hoher schöner Band in Lexicon-Format, solid und groß gedruckt, der Preis sehr billig, ein Thaler zehn Silbergroschen für sieben und zwanzig dieser großen Bogen.

Das Unternehmen ist weitausschauend angelegt, es wird drei Abtheilungen und acht Bände, jeden zu ungefähr vierzig Bogen, enthalten, wahrscheinlich also die Stärke des Brockhausischen Conversations-Lexicons erreichen.

Die erste Abtheilung führt den Titel: „Die Bibel oder die Schriften des Alten und Neuen Bundes nach den überlieferten Grundtexten übersetzt und für die Gemeinde erklärt" und enthält die Uebersetzung und Erklärung der Bibel in vier Theilen: nämlich A. des Alten Bundes nach seinen drei Theilen: I. Das Gesetz; II. Die Propheten; III. Die (erbaulichen) Schriften; B. Die Schriften des Neuen Bundes. Die Uebersetzung soll eine streng getreue Wiedergabe des Bibeltextes sein, in der allgemein verständlichen Mustersprache Luthers, aber, wie B. hinzufügt, mit Verbesserung der vielfachen Mängel seiner Uebersetzung. Die Erklärung der Bibel (in Anmerkungen unter dem Texte) bildet eine fortlaufende Erläuterung sowohl der Gedanken als der Thatsachen des Bibeltextes. Sie bietet außer Parallelstellen auch Sacherklärungen, so wie bei besonders schwierigen Stellen ein tieferes Eingehen auf den Sinn.

Die zweite Abtheilung des Bibelwerks, die unter dem Titel „Bibelurkunden, oder Bibeltexte, geschichtlich geordnet und erklärt" in drei Theile zerfällt, bildet insofern eine Ergänzung der ersten Abtheilung, der Uebersetzung und Erklärung der Bibel, als der Verfasser hier (was in den Anmerkungen unter dem Texte ausgeschlossen ist) in die kritischen

Untersuchungen über Entstehung und Alter des Bibeltextes, über Verfasser und Sammler u. dgl. eingeht und so eine geschichtliche Darstellung und Erklärung der Bibel giebt.

Die dritte Abtheilung endlich enthält unter dem Titel „Die Bibelgeschichte. Das ewige Reich Gottes und das Leben Jesu“ (in Einem Bande) die Betrachtung der großen Ereignisse und Persönlichkeiten des Alten und Neuen Bundes und versucht somit eine weltgeschichtliche Betrachtung der Bibel. Sie zerfällt in zwei Abschnitte „Die Bibel in der Weltgeschichte“ und „Die Weltgeschichte in der Bibel“; den Mittelpunkt des letztern bildet „Das Leben Jesu“.

Der zunächst erschienene erste Halbband (27 Bogen stark) enthält das „Vorwort an die Gemeinde“, die allgemeine „Einleitung“ und den Anfang der Uebersetzung und Erklärung der Bibel (Genesis 1—11, die vorabrahamische Geschichte). Die „Einleitung“ besteht aus „Vorerinnerungen“ (einer gedrängten Geschichte der Bibelauslegung und Bibelübersetzung mit einer Auswahl von 30 der wichtigsten Bibelstellen, welche die Mängel der bisherigen kirchlichen Uebersetzungen darthun sollen) und „Biblischen Jahrbüchern“ (vergleichenden Zeittafeln von Moses und Alexander, worin die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschungen über die Geschichte der Aegypter, Phönizier, Babylonier, so wie überhaupt der Alten Welt zusammengestellt sind.) Hieran schließen sich verschiedene kleine Tabellen.

Der Inhalt dieses Werkes ist von einer überraschenden Weite und Fülle, und es bedarf in der That der ausdrücklichen Versicherung Bunsen's, daß es „im Wesentlichen vollendet ist und nur in einzelnen Theilen noch der letzten Hand und der Vervollständigung der angelegten Uebersetzung bedarf“, um das Vertrauen des Lesers solchem Plane gegenüber nicht sogleich zu erkälten. Freilich nimmt der gelehrte Herausgeber des Bibelwerks seiner Versicherung etwas von ihrem Klange, indem er an anderm Orte (S. CXIII.) bemerkt, „daß ein solches Werk nach allen Seiten hin genügend auszuführen, wenn nicht überhaupt die Kräfte eines einzelnen Menschen, doch wenigstens die seinigen übersteige.“ Indessen soll das doch mehr von der Vollkommenheit der Ausführung, als von der zeitlichen und räumlichen Ausführung selbst gesagt sein.

Zu beginnen hat eine eingehende Besprechung, welche das umfassende und fleißige Werk unter allen Umständen fordern darf, mit der äußern Stellung und Legitimation seines Autors. Bunsen hält mit solchen Eröffnungen durchaus nicht zurück, und wir finden in einem eigenen Abschnitte die „Geschichte und den Plan des gegenwärtigen Bibelwerkes“. Bunsen schreibt darüber Folgendes:

„Der Verf. kann nicht vermeiden, einen Theil seiner persönlichen Geschichte zu berühren, in sofern nämlich dieselbe darthut, daß dieses Bibelwerk nicht ein zufälliger oder später Einfall, sondern organisch aus einer planmäßigen Vorbereitung für dasselbe entstanden ist. Wenn daraus

hervorgeht, daß seit nun 50 Jahren das geistige Streben des Verfassers unablässig den Forschungen und Gedanken gewidmet gewesen, deren bewußter Mittelpunkt seit 40 Jahren ein solches Bibelwerk mehr und mehr geworden ist: so wird, was auch der bleibende Werth desselben sein möge, Niemand dem Verfasser vorwerfen können, unvorbereitet oder ohne Bedacht und reife Ueberlegung an dasselbe gegangen zu sein. Die Ueberzeugung eines Lebens hat einen Werth an sich, wenn sie ehrlich gewonnen und gewissenhaft geprüft ist, und am Ende kann doch Niemand mehr thun, als ein volles Mannesleben an die planmäßige Ausbildung für ein wissenschaftliches Werk setzen und die zur Ausführung erforderlichen Mittel nach Kräften wählen und anwenden. Das nun ist der Verfasser sich bewußt gethan zu haben, und davon kann er die Rechenschaft ablegen, welche man berechtigt ist, von ihm zu verlangen. Niemand aber darf auch weniger als er sich irgend etwas Eigenen dabei rühmen, als treuen Fleißes und durchgeführter Methode: denn er ist wie wenige seiner Zeitgenossen von seltenen glücklichen Umständen begünstigt worden.

„Von der Kindheit an im Vaterhause, von frommen und christlich erfahrenen Aeltern auf Christus und die Bibel hingewirsen und in dieser unterrichtet, ward er bereits als Knabe zum Lesen der Schrift in beiden Grundsprachen angeleitet und las auf der Schule 1805 die Genesis und das Evangelium, 1807 aber das letztere auch auf syrisch, unter der Leitung eines Schülers von Michaelis. Als er die Universität im Jahre 1808 bezog, um Theologie zu studiren, hatte er das Glück, für seine exegetischen Studien, namentlich über den Alten Bund, in Arnoldi und Hartmann treue und gründliche Lehrer zu finden. Seitdem er 1810 sich der Erforschung des klassischen Alterthums zuwandte, verlor er die Bibelforschung keineswegs aus den Augen, sondern betrachtete sie als Dasjenige, auf welches er später zurückkommen müsse. Es galt, vorher die Wissenschaft und Kunst der geschichtlichen Kritik an den ewigen Mustern der Darstellung zu lernen und zu üben und die Wahrheit des biblischen Christenglaubens durch Leben und Erfahrung sich bewähren zu lassen. In diesem Bewußtsein ging er, während eines in Marburg begonnenen siebenjährigen akademischen Studiums, in Göttingen auf dem Wege der Alterthumswissenschaft fort, unter der Leitung Heyne's und neben gleichgesinnten Freunden und Altersgenossen, von welchen es hier genügen wird, die Heimgegangenen, Wilhelm Hey, Karl Lachmann und Friedrich Lücke, zu nennen. Dann ward ihm zu Paris der liebevolle Unterricht von Sylvestre de Sacy im Persischen und Arabischen zu Theil, der ihm für die Bibelforschung nicht ohne Bedeutung blieb. Endlich in Rom zu einer neuen praktischen Lebensbahn berufen, hatte er das Glück, während eines mehr als sechsjährigen Zusammenlebens mit dem Meister der geschichtlichen Kritik, Niebuhr, auch über die Bibelforschung zu verkehren, welche demselben so wenig als er selbst dem

Bibelglauben fremd war. Von Niebuhr nun ward er vielfach zur Fortführung seiner kritischen Bestrebungen auf diesem Felde ermahnt und aufgemuntert. Er hatte diese bereits 1817 in Rom wieder aufgenommen und legte ein öffentliches Bekenntniß davon ab bei der dreihundertjährigen Feier der Reformation in jenem Jahre. Während der 22 Jahre seines dortigen Aufenthalts setzte er die Bibelforschung und was noch damit zusammenhing, vom Mittelpunkte der Bibel fort, nämlich vom Leben Jesu. Die ersten Entwürfe zu diesem Leben und dem Leben des Paulus fallen in die Jahre von 1823—34. Im Jahre 1835 faßte er sich das Ergebniß in der Form einer vollständigen Kritik der Evangelien zusammen, wie sie in jenen Jahren sich bei ihm gebildet hatte und feststand. Die Echtheit des johanneischen Evangeliums, als des Werkes des Augenzeugen, bildete den Mittelpunkt dieser Kritik. Von da aus ging er wieder an die Genesis. Im Jahre 1837 übersetzte er die Propheten Joel und Jonas, mit einer kritischen Bearbeitung, welche er im Jahre 1856 als Theil der Ausführungen zu der Darstellung des hebräischen Gottesbewußtseins in dem Werke „Gott in der Geschichte" hat drucken lassen. Im Jahre 1842 ging er, nach manchen kritischen Vorarbeiten über das Psalmbuch, an die Uebersetzung einer Auswahl von 60 Psalmen, welche 1846 an der Spitze des von ihm ohne seinen Namen herausgegebenen „Evangelischen Gesang- und Gebetbuchs" erschien. Sowohl in Rom, als in England, wo er fast 15 Jahre lebte, hatte er als Gelehrter und als Gesandter vielfache Gelegenheit, den unschätzbaren Werth und die Nothwendigkeit der Bibel und ihres Gebrauchs, von den zwei am meisten entgegengesetzten Seiten kennen zu lernen. In beiden Ländern fand er christliche Gedanken und Gemüther; aber wie früh (1814) in Holland, so hat er in gereifterem Alter (1841—54) in England im Großen gesehen und erfahren, was die Bedeutung des Bibellesens und eines darauf begründeten evangelischen Glaubens und christlicher Gemeinschaft in einem freien Volke sei. Während seines Aufenthalts in diesem Lande hielt er fest an Dem, was er sich in Rom zum Gesetz gemacht hatte, jedes Jahr wenigstens einen oder mehrere Monate an dem Bibelwerke unmittelbar zu arbeiten. So vollendete er 1849, nach dem Entwurfe von 1835, den Text einer vollständigen Harmonie der vier Evangelien, mit Voranstellung des Johannes. Endlich im Sommer des schicksalsvollen Jahres 1850 ward ihm die Muße und der Trost, das Leben Jesu selbst so niederzuschreiben, wie er es im Wesentlichen als Schluß des gegenwärtigen Bibelwerks der Gemeinde vorlegt.

„Obwohl nicht so früh, als er versucht hatte, es möglich zu machen, aber doch im Sommer 1854 der vollen Muße wiedergegeben, nach welcher er lange gestrebt, und nach vierzigjähriger Abwesenheit ins Vaterland zurückgekehrt, faßte er sogleich den Entschluß, alles Ausgearbeitete zu einem vollständigen Bibelwerke zu vereinigen und die Vorarbeiten

abzuschließen. Es handelte sich also jetzt vor Allem um eine vollständige Uebersetzung der Bibel, so wie um Ergänzung der vereinzelten kritischen Arbeiten. Dann aber mußte die gedrängteste und zugänglichste Form gemeindlicher Darstellung gefunden werden, ohne die Gründlichkeit der Behandlung zu gefährden. Die jetzt vorliegende Arbeit ist somit die Frucht fast zwanzigjähriger gelehrter Vorarbeiten (1817—35), nach siebenjährigen akademischen fachmäßigen Vorstudien. Die 22 Jahre von 1836 bis Herbst 1857 sind also die Zeit des methodischen Arbeitens an einem Werke, welches 1854 seine gegenwärtige Form erhielt. Die Erfahrungen eines langen Lebens, der ihm von Gott erhaltene frische Muth und die ungeschwächte Geisteskraft lassen ihn hoffen, daß es ihm vergönnt sein werde, im Greisenalter die begeisterten Gelübde der Jugend zu bezahlen. Von seinen Forschungen auf verwandten und angrenzenden Gebieten, denen ein Uebersetzer und Ausleger der Bibel in unserer Zeit nicht fremd sein darf, hat er der englischen wie der deutschen Gemeinde so weit wenigstens genügende Beweise vorgelegt, um sagen zu dürfen, daß er sich nicht zufällig, oder als Nothbehelf, oder aus unzünftiger Liebhaberei damit beschäftigt hat. Aller dieser Arbeiten Mittelpunkt ist ihm aber immer die Bibel und Bibelforschung gewesen."

In der That hat der gelehrte Verfasser, wie der Welt der Wissenschaft seit einem Menschenalter bekannt ist, mit seltenem Fleiße, ja mit einer Ausdauer, die bei der Art seiner amtlichen Geschäfte als eines Gesandten in Rom und London doppelt anerkennenswerth war, sich in die alten Anfänge menschheitlicher Entwickelung, deren Mittelpunkt ihm die jüdisch-vorchristliche ist, vertieft und ihnen seine Studien gewidmet. Aber wie sehr die gelehrte Welt stets Bunsen's Fleiß und Eifer bewunderte, so konnte sie, besonders das scharf sichtende Deutschland, sich doch nicht enthalten, sein kritisches Vermögen hier und da in Zweifel zu ziehen und an ihm eine gewisse Einseitigkeit, die aus zu großer und unbedachtsamer Würdigung der eignen Forschungen und ihrer Resultate herrührt, zu tadeln.

Bunsen selbst scheint diesen Tadel beachtet zu haben und bemüht gewesen zu sein, ihn Angesichts dieses Werkes zu vermeiden. Er schreibt nämlich in Bezug auf die Entstehung s e i n e r B i b e l - U e b e r s e t z u n g Folgendes:

„Die Methode, welche der Verfasser befolgt hat, um sich bei der endgültigen Feststellung des deutschen Bibeltextes sicher zu stellen, gegen das Uebersehen dieser oder jener Einzelheit, u n d ü b e r h a u p t g e g e n p e r s ö n l i c h e E i n s e i t i g k e i t, ist diese. Er suchte jüngere aber selbständige Kräfte zu gewinnen, die in den Grundsätzen mit ihm einig, fähig und willig wären, die Hand zu B i b e l - C o n f e r e n z e n zu bieten, um Alles, was besonders in den letzten Jahren über den vorliegenden Text geschrieben worden, so weit es dem Verfasser noch nicht bekannt war, zum Vortrag zu bringen, und überhaupt die Uebersetzung des

ganzen Textes zum Gegenstande freier wissenschaftlicher Erörterung zu machen. Er sieht es als eine besonders günstige Fügung an, daß es ihm gelungen ist, für jenen Zweck die Mitwirkung zweier ausgezeichneten Gelehrten zu gewinnen: des frühern Privat-Docenten an der Universität von Bonn, seit 1856 an der von Heidelberg, Licentiat Adolph Kamphausen, welcher vom Herbst 1855 an bei jenen Conferenzen thätig ist, und, seit Herbst 1856, des allen Kennern des Zend längst rühmlich bekannten Dr. Martin Haug, bisherigen Privat-Docenten in Bonn. Mit diesen nun bin ich seit Jahr und Tag in täglichen Bibel-Conferenzen den biblischen Text kritisch durchgegangen, wobei Dr. Haug auch die Dolmetschung des Targum beigebracht hat, wo diese von Wichtigkeit sein konnte. Wir haben keinen Text verlassen, bis wir, wenn auch oft erst nach Monaten, abgeschlossen hatten. Es ist über diese Arbeit Buch gehalten: die Entscheidung über jeden streitigen Punkt der Uebersetzung und Erklärung fällt zur Verantwortlichkeit des Herausgebers; bei dunkeln Stellen, wo der eine oder andere seiner gelehrten jüngern Freunde und Gehülfen eine neue Verbesserung des Textes vorgeschlagen hat, wird dieses in den Anmerkungen durch die Anfangsbuchstaben des Namens bezeichnet. Nach Beendigung der kritischen Feststellung des Textes bis zum Ende der Bücher der Könige, ist eine Schlußdurchsicht des Ganzen vorgenommen, nach welcher die noch übrigen zweifelhaften Stellen noch einmal Gegenstand der Verhandlung in den Conferenzen geworden sind. Bei dieser Schlußdurchsicht hat Licentiat Kamphausen die Genesis und den Leviticus wieder durchgearbeitet und dann zum Vortrage gebracht, Dr. Haug den Exodus und die beiden letzten Bücher des Pentateuchs. Die ältern Propheten sind sämmtlich von Licentiat Kamphausen durchgesehen und in der Conferenz vorgetragen.

In derselben Weise wird die kritische Feststellung für die jüngern Propheten und die Schriften, will's Gott, im Laufe von 1858 und 1859 erfolgen. Der Verfasser benutzt aber schon jetzt die sich ihm darbietende Gelegenheit, seinen Dank für die eben so treue und liebevolle als selbständige und gründliche Hülfe seiner beiden geehrten philologischen Gewissensräthe öffentlich auszusprechen."

Es ist dem Verfasser wie dem Publicum damit freilich eine größere Garantie gegen eine ungehörige Gestaltung des deutschen Bibeltextes gegeben; daß diese Garantie indeß nicht ausreicht, werden wir nachher sehen.

Nach diesen Angaben über die äußerliche Gestalt des großartigen Werkes und den „Beruf und Plan" seines Verfassers wendet sich diese vorläufige Besprechung mit flüchtigem Blick zu der inneren Tendenz des Ganzen, endlich noch einen Augenblick zu dem Inhalt und der Beschaffenheit der äußeren Theile.

Der Verleger, Herr Brockhaus, faßt die Tendenz, über welche sich

Bunsen an mehreren Orten des Ausführlicheren ausläßt, in dem „Prospect“ ziemlich genau in kurzen Worten dahin zusammen:

„Der Verfasser hat es sich zur Lebensaufgabe gestellt: dem deutschen Volke, der Gemeinde seiner Nation, das Buch der Bücher wirklich zugänglich zu machen, und den hohen Werth desselben von der rein menschlichen und allgemein christlichen Seite an Jedes Herz zu legen.

„Deutschland hat seit fast hundert Jahren und insbesondere seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, fast allein unter den christlichen Völkern, der Bibel eine Forschung und ein Nachdenken zugewandt, wie der erhabene Gegenstand und die Liebe zur Wahrheit nicht weniger als das religiös-sittliche Bedürfniß der Gegenwart sie fordert.

„Wenn diese Forschungen bisher nur den Fachgelehrten zugänglich waren, so sind wir jetzt zu einem Punkte gelangt, wo es gilt, so weit einen Abschluß mit der Forschung zu machen, daß man der Gemeinde die wesentlichen Ergebnisse der biblischen Wissenschaft in allgemein verständlicher Darstellung überantwortete, als ein köstliches Gemeingut, welches ihr nicht länger vorenthalten bleiben darf.

„Es ist eine vollständige Entfremdung zu bekämpfen, welche allmählich zwischen der Forschung und den theologischen Systemen, und wiederum zwischen beiden und dem Gemeinglauben der gebildeten und ernsten Menschen eingetreten ist und sich immer mehr zu befestigen droht. Denn letztere werden abgeschreckt durch die scheinbare Verwirrung und Uneinigkeit der gelehrten Forscher. Sie sehen zwei feindliche Systeme sich gegenüberstehen: auf der einen Seite eine traurige Unfähigkeit, die Einheit des Geistes und die bleibende Bedeutung für das religiöse Bewußtsein der Menschheit nachzuweisen, und auf der andern offenbare Versuche, die Bibel dem kirchlichen Systeme unterzuordnen und zugleich, im Widerstreite mit Wissenschaft und Forschung, die große und erhabene Geschichte Gottes unter den Menschen zu einem Werkzeuge für starren Confessionalismus und hierarchische Zwecke herabzuwürdigen. Es treten aber endlich auch bei dem Versuche, der Gemeinde die ganze Bibel nach dem gegenwärtigen Standpunkte der geschichtlichen Wissenschaft vorzulegen, sehr bedeutende Lücken der Forschung wie der Auslegung hervor.

„Das Lebenswerk des Verfassers geht davon aus, daß der Gemeinde die ganze Wahrheit nach bestem Wissen und Gewissen vorgetragen werden solle, so daß jeder Gebildete planmäßig zum Verständnisse und zum eigenen Urtheile geführt werde.“

Hier ist in einer maßvolleren Sprache und mit mehr Zurückhaltung das gesagt, was Bunsen in früheren Werken („Hippolytus“, „Zeichen der Zeit“, „Gott in der Geschichte“) auseinandergesetzt hat. Die „Berliner Revue“ hat diesen seinen Standpunkt, der als Gegensatz gegen einen anderen seine Bedeutung hat, an sich aber einseitig und unklar ist, bereits früher ausführlicher gewürdigt, und es genügt daher

an diesem Orte, zu bemerken, daß Bunsen sich nicht gemüßigt gesehen hat, diesen Standpunkt in Folge der treffenden Bemerkungen von Gegnern, die darum noch nicht unsere Freunde sind, zu ergänzen und aufzuklären.

Noch immer, und das ist seine Einseitigkeit, setzt Bunsen den einen Factor des öffentlichen Lebens der Religion auf Erden, die Gemeinde nämlich, als den ausschließlichen Factor, und die Autorität findet daneben nirgend einen Platz. Wo sie ihm erscheint, behandelt er sie verächtlich; einen tieferen Ursprung derselben und eine tiefere Nothwendigkeit derselben erkennt er nicht an. Und doch gilt von der kirchlichen „Obrigkeit" am ehesten das Wort des Apostels, und wie die „Gemeinde" nicht vor Christus war und Christus nicht durch die Gemeinde ward, so sind auch alle die Nachbildungen dieser göttlich-typischen Gestalt noch aus einem Anderen, als aus Herrschsucht oder wohl gar Schlimmerem zu erklären.

Noch immer ferner, und das ist seine Unklarheit, setzt Bunsen eine „Gemeinde", welche durch ihren Glauben erlös't und in das volle Reich Gottes aufgenommen ist, und wir nehmen ja ebenfalls solch eine Existenz für gewisse Momente an, dann aber schiebt er das glänzende Bild dieser idealen Gemeinde ohne Weiteres über die tausend Skizzen und selbst Carricaturen der Gemeinde, welche die wirkliche Erde kennt, identificirt das Ideal mit der Wirklichkeit und kommt dann zu Sätzen, wie der folgende es ist:

„Wer Bibel sagt, sagt Gemeinde. Denn die Gemeinde der Christusjünger über den Erdkreis hat den Geist Gottes in sich, welchen Christus ihr verheißen (Joh. 14—17). Sie ist und bleibt bis an's Ende aller Dinge, oberster Träger und Ausleger dieses Wortes Gottes durch die Zustimmung oder Ablehnung ihres Gewissens. Denn so wichtig auch das geschichtliche Zeugniß von Christus ist, so ist und bleibt doch das Höchste das Zeugniß des Geistes (1. Joh. 5, 6. 9). Das Reich Gottes, welches in jeder gläubigen Seele eine Stätte hat oder sucht (Joh. 5, 20. 21), ist in der von Gott geordneten Gemeinschaft der Menschen: zunächst also in der häuslichen, dann auch in der größern, heiße sie kirchliche, oder bürgerliche, oder staatliche. Gott schreitet fort auf der Erde mit dieser Gemeinde und in dieser Gemeinde: selbstgemachte Körperschaften und ihre Satzungen sind nur Uebergänge."

Diese Einseitigkeit und diese Unklarheit wird dem Werke Bunsens gefährlich und macht die erste Tugend solch eines Werkes, die plastische Ruhe, unmöglich. Es muß darum dem Buche das reiche alles sättigende, aber doch milde Licht fehlen, das über allen den Büchern ruhen muß, die wirklich der Gemeinde gehören, die, für Altar und Heerd, für die innersten Heiligthümer der innerlichsten Institutionen der christlichen Menschheit bestimmt sind, wollen sie anders ihre Mission erfüllen.

Statt dieses ungebrochenen, ruhigen Lichtes die Unruhe schwankender Beleuchtung; ein unschlüssiger Wille offenbart sich hier und dort, der Eifer wird leicht Leidenschaft, statt sich als eine gleichmäßig brennende Flamme väterlich-lehrender Liebe zu zeigen; endlich, an die Stelle des Laienpriesters, dem die selige Gewißheit des ewigen Heiles über Alles geht, tritt oft der von den Gegensätzen noch erschütterte Forscher, der seine Ruhe noch nicht wiedergewann und statt des Brotes des Glaubens nur die Steine und das Geröll wissenschaftlicher Bemerkungen bieten kann.

Wir deuten mit den letzten Zeilen auf einen dritten Vorwurf, der Bunsen neben dem seiner Einseitigkeit und Unklarheit mit Recht gemacht ist, einen Vorwurf, den wir ihm, um dem großen Publicum verständlicher zu bleiben, nicht mit den Worten Stahls, sondern aus dem Sinne und der Anschauung Schleiermachers wiederholen wollen.

Ihm ist die „Macht des Glaubens in der Gemeinde" nicht aufgegangen; während er auf der einen Seite eine geheimnißvolle Wirkung des Geistes Gottes auf sie und in ihr zugiebt, entschlägt er sich auf der andern nicht bloß aller Consequenzen dieses von ihm zugegebenen Vordersatzes, sondern redet sogar einer verständigen Selbstthätigkeit der Gemeinde das Wort, die sich in vielen Fällen gegen das Wort und die Angabe der Bibel kritisch verhalten soll. Aber noch niemals war Kritik und die Uebung der Verstandeskräfte die Grundlage und die Sache einer Gemeinschaft; diese Beschäftigungen sondern im Gegentheil die Menschen, wie sie denn auch in der Stille von dem zurückgezogenen Einzelnen betrieben werden wollen.

So war auch Schleiermacher in seiner Stellung als Einzelner Kritik durch und durch; nichts lag ihm, wenn er in der Stille seines Studirzimmers saß, fremder als Schonung der Ueberlieferung und die Scheu vor der Satzung. Aber ein anderer war der Gelehrte, ein anderer der „Laienbruder", der sich an die „Gebildeten unter den Religionsverächtern" wandte und sie wieder in die Gemeinde trieb, und ferner der Prediger der Gemeinde, der selbst der Mystik des Mittelalters als einer Helferin in seinem Amte sich zuwandte. Als Schleiermacher an die große Macht des Gemüthes appellirte, da traf er die Macht, welche die erste natürliche Grundlage der Gemeinde giebt, da traf er jenes Bedürfniß nach der Erlösung, nach der höchsten Autorität, das eben die Einzelnen, die Selbstgenügsamen mit dem Bekenntniß der Kraftlosigkeit erfüllt und sie in die Gemeinde hinaus, zur Gemeinde zusammenführt.

Es ist klar, daß sich dieser unser Gedanke, weiter ausgeführt, gegen den Grundplan des ganzen Werkes, gegen die Widmung desselben an die Gemeinde, gegen die Absicht, aus der heraus es entstanden ist, wenden muß. Der Gemeinde kann es in dem Sinne, in dem der Verf.

es wünscht, nicht dienen, da es dem Gegensatze der Gemeinde, dem Bedürfnisse des Einzelnen, dem von der Gemeinde, wenn auch nur zeitweise, Abgewandten, dient. Es ist ein Buch für die Einsamen, es ist nicht für die Gemeinde nothwendig, sondern die Gemeinde und ihr Gemüthsleben wird eher gegen die Wirkung dieses Buches nothwendig, denn der Einzelne wird sich aus der Kritik, will er Ruhe finden, eben in die Gemeinde flüchten. Doch halten wir mit der weiteren Ausführung dieses Gedankens heut noch zurück, und erwarten erst einige weitere Bände des Werkes, um ihn aus dem Unternehmen selbst genauer begründen zu können.

Was den Inhalt der einzelnen Capitel des vorliegenden Halbbandes betrifft, so ist von den Vorerinnerungen, Einleitungen und historischen Vorschulen wenig zu sagen; mancherlei Lehrreiches ist da mit manchem, das dem Bewußtsein des gebildeten Christen stets gleichgültig bleiben wird, zusammengeworfen, und populäre Auszüge aus Lehrbüchern für Theologiestudirende sind sicherlich keine erbauliche Lectüre für Gemeindemitglieder. Wir begnügen uns mit der Angabe des Hauptinhaltes dieser Vorläufer des Werkes:

Vorerinnerungen. I. Abschnitt: Bedürfniß und Beruf. — Die kirchlichen Uebersetzungen der Protestanten sind die besten. — Luther. — Ulfila. — Reformirte Uebersetzungen. —

II. Abschnitt: Sammlung und Text der biblischen Schriften. — Die überlieferten Texte und der Kanon des Alten und des Neuen Bundes.

III. Abschnitt: Die Uebersetzungen der Bibel und ihr Standpunkt. — Die alten Uebersetzungen: Chaldäische Uebersetzung; syrische Uebersetzung; Alexandrinische; des Hieronymus und der kirchliche Text der römischen Kirche.

IV. Abschnitt: Die gemeindl. Erklärung und Auslegung der Bibel.

V. Abschnitt: Geschichte und Plan des gegenwärtigen Bibelwerks.

Anhang zum dritten Hauptstücke des III. Abschnitts der Vorerinnerungen. (Dreißig ausgewählte Schriftstellen zur Prüfung und Vergleichung der gegenwärtigen Bibelübersetzung mit den bisherigen.)

Biblische Jahrbücher. (Vergleichende Zeittafeln für die alttestamentliche Geschichte, vom Auszuge der Israeliten aus Aegypten bis auf Alex. den Großen.)

Gewicht-, Münz- und Maßtafeln.

An diese „Vorerinnerungen" schließen sich alsdann noch sechsunddreißig Seiten der neuen Bibelübersetzung selbst, Genesis 1—11 enthaltend, nebst einer großen Masse von erklärenden Anmerkungen.

Die Bunsensche Bibelübersetzung beginnt mit den Worten:

„Im Anfang, da Gott Himmel und Erde schuf, und die Erde wüst und öde, und Finsterniß über der Urflut war, und der Hauch

Gottes über dem Wasser webete, sprach Gott, Es werde Licht! Und es ward Licht. Und Gott sah, daß das Licht gut war. Und Gott schied zwischen dem Lichte und der Finsterniß."

Wir überlassen den Lesern das Urtheil über den Werth dieser Worte. — — Aber, man sollte wenigstens meinen, daß sie wohl und lange überlegt waren, ehe sie an die ehrwürdige Stelle gestellt wurden, auf der drei Jahrhunderte das klangvolle hohe Wort Luthers geschrieben stand. Doch dem ist nicht so, denn — es ist unglaublich und doch wahr — — einige Bogen vorher, in der sogenannten Uebersetzungsprobe lesen wir noch folgende Bunsensche Uebersetzung:

„Im Anfang, da Gott Himmel und Erde schuf und die Erde wüst und öde war, und Finsterniß über der Flut war, und Gottes Hauch über den Wassern webete, sprach Gott, Es werde Licht und es ward Licht."

Es geht daraus hervor, daß Bunsen noch während des Druckes an seinem Uebersetzungstexte änderte. Und dieser flüchtige, zwischen den Correcturbogen und dem ganzen profanen Gewirre des modernen Buchlebens entstandene Text soll von der Heiligkeit des Altars und der Begeisterung der frommen Gemeinde getragen werden? H. — K.

Aus der Hauptstadt.

Der Aufbruch eines Feldlagers. — Die große Ziehzeit und ihre Folgen für Jung und Alt. — Landtag. — Vom Hofe. — Die stille Woche.

Berlin gleicht jetzt in mehr als einer Beziehung einem im Auf- und Abbruch befindlichen Feldlager. Ueber die Straßen bewegen sich lange Caravanen schwer belasteter Möbelwagen, und hinter ihnen her, zu Fuß oder zu Wagen, ziehen die unglücklichen Besitzer dieser hölzernen, irdenen und metallenen Schätze in ein neues Quartier, dem sie die schwache Hoffnung entgegenbringen, die einem Berliner Miether bei den bekannten Zuständen der Berliner Wohnungen, Wohnungs-Contracte und Hauswirths-Humore nur noch von dem jugendlichen Schwunge, mit dem er einst in diese Stadt der prächtigen Häuser und der höflichen Menschen eintrat, geblieben ist.

Welch ein trauriges Bild liefert solch ein Umzug! Wieviel unbezahlbare Schätze zerstört solch ein allgemeines Verrücken der Möbel, solch ein allgemeines Verändern der Zimmer, der Fensteraussichten, der Nachbaren! Wieviel der zarten Wurzeln, die aus dem Kindesherzen in die Welt hinausdrängen, werden dabei unbarmherzig zerrissen! Und wie unersetzlich groß ist der Verlust, der den Geist jedes dieser Kleinen trifft, der eben begonnen hatte, ähnlich der Spinne, sein zartes Netz der Begriffe zwischen den Gegenständen seines ersten Gesichtswinkels zu weben! Die rohe Hand des Packträgers zerreißt das zarte Gewebe, und es fliegt im Winde ohne Anhalt und Nutzen herum, und vielleicht ermattet ein weniger muthiger

Geist schon nach solch einem ersten durchkreuzten Versuche und versinkt in Schweigen. Die Kinder in Berlin sind schlimmer daran wie die Pflanzen. Welch ein Gärtner wagt es, solch ein junges kostbares Pflänzchen heut hierhin, morgen dorthin zu setzen, aus dem Sonnenschein in den Schatten, aus der Nässe in die Dürre? „Aber von allen Bestien muß der Mensch am meisten aushalten", schon als Kind. Freilich, wie er es aushält, das ist die Frage. Daß er bei all diesen Entbehrungen und Martern, die die moderne Gesellschaft ihm auferlegt, krank, elend, bitter und tückisch wird, ist nicht so verwunderlich .....

Das Kind, das von seinen ersten Lebensjahren an in gewissen Zwischenräumen in einer Bevölkerungswoge von einer halben Million Menschen hin- und hergeschleudert wird, erhält verwirrte Eindrücke, die Welt erscheint ihm von vornherein wie ein Kaleidoskop, nicht unter einfachen, großen Lineamenten, wie demjenigen, der bis zu seinem zwölften Jahre die Welt nur als das Gut und den Hof seiner Familie kennt, als Ordner des Ganzen nur Gott im Himmel und seinen Vater oder den Amtmann im Dorfe andächtig betrachtet, und das Leben und Treiben der Wirthschaft sich in großen aber einfachen Schwingungen darstellen sieht. Während der Mensch in letzterem Falle allmählich Zug auf Zug von der endlosen Composition, Welt genannt, in sich aufnimmt und in die einfache Construction einträgt, von der seine Heimath ihm den Eindruck gab, sucht der andere, der städtisch-verwahrlos'te Mensch, wenn das Glück ihm nicht besonders wohl will, sein ganzes Leben nach den eigentlichen Hebelpunkten, von denen aus er diese indigesta moles der Welt bewegen und geistig bezwingen könnte; er verfällt den Systemen, schwört heut auf dieses, morgen auf jenes, und zuletzt überfällt ihn ein Ekel, der schlimmer ist als alles Andere, ein Ekel vor seinem eigenen Geiste, als einem ungesetzlichen, unbeständigen, kraftlosen Wesen. Wir könnten aus der Geschichte unserer deutschen Geistesrepublik Belege solcher Ausgänge aufführen, namentliche Belege, und für Bekannte erinnern wir statt mehrerer nur an den Einen, einen reichbegabten israelitischen Gelehrten, poetisch und tief gestimmt, bei dem alle Mängel und Mißstände dieser abgehetzten, helotischen Kindesbildung zusammengetroffen waren.

Und wie bei höher strebenden Geistern solch eine in vielen Fällen unvermeidliche Zerrüttung vermöge des ausgebildeteren Reflexionsvermögens oft entsetzliche Dimensionen nach Innen annimmt, wirkt sie bei den mittleren und niederen Klassen mehr auf die Beurtheilung, welche dieselben den äußeren Verhältnissen angedeihen lassen, und in Folge dessen auf die Behandlung der äußeren Verhältnisse. Der Sinn für das Geheimniß der Familie ist durch die frühe Bewegung des eigentlichen Bodens der Familie oft unheilbar erschüttert, und auf die spätere Betrachtung der Ehe wirkt diese Erschütterung dann tief ein: für die Ordnung des Volkslebens, für die Abgrenzungen, welche solch eine Ordnung nöthig macht, ist kein Verständniß vorhanden; man hat von erster Jugend an ja die Menschen nur als eine große wogende Masse kennen gelernt; man ist mit seinen Eltern ja ohne Weiteres und ungehindert aus einem Stadtviertel in's andere, vom Rosenthaler Thor vor's Hallische, von dieser Stadt wo möglich in jene gezogen, und woher soll Ueberlegung und Erfahrung in späterer Zeit den Nachweis für die Nothwendigkeit gewisser Ordnungen innerhalb des Volkslebens, gewisser Abgrenzungen in der Stadt entnehmen, wenn jene ersten Eindrücke ganz fehlen, von denen Herder in seinem Aufsatze über Hutten so schön sagt, daß sie das Grundgewebe bilden, in das spätere Zeiten nur den Einschlag und die leichteren Verbindungsfäden fügen können!

Man wolle doch die Verstandesthätigkeit späterer Jahre nicht überschätzen: wir schöpfen mit unserem Denken und Fühlen aus einem dunklen tiefen Brunnen, und wir wissen nicht, wer ihn gefüllt hat!

Das sind Gedanken, wie sie ein einsamer Garçon, der vom Fenster seiner chambre garnie auf die große Friedrichsstraße hinaussieht und in das Drängen und Treiben der Lastwagen und ihrer Möbeltransporte blickt, in diesen Tagen bewegt.

Aber nicht bloß deshalb, weil die „große Ziehzeit" da ist, gleicht Berlin heut einem im Aufbruch befindlichen Feldlager. Auch unsere Landboten rüsten sich zum Aufbruch, und von den whippers-in wird zum letzten Male zum Sammeln geblasen. Es gilt nur noch einen großen Appel, den zur Rübensteuer-Debatte, und dann werden sich die Herren und die Abgeordneten nach allen Seiten der Windrose zerstreuen, und mit höhnisch triumphirender Miene wird dann der Geist des Schweigens, der allsiegende, auf der Tribüne seinen Platz nehmen und es sich zwischen ihrem Staube und ihren Spinnweben bequem machen.

Noch ist übrigens nicht genau abzusehen, wann der Schluß des Landtags stattfinden wird. Die Berathungen des Budgets nehmen noch mehrere Sitzungen in Anspruch, und diejenigen Positionen des Budgets, welche dem Ministerium des Innern (Polizei, Presse 2c.) gelten, werden jedenfalls längere Debatten im Gefolge haben. Außerdem harren die Regierungs-Vorlage, die Rübensteuer betreffend, und die Privat-Anträge des Hrn. v. Gerlach und des Hrn. v. Bardeleben, daneben eine Reihe weniger hervortretender, der Berathung. Möglich, daß indeß alle Privat-Anträge durch einen frühzeitig bestimmten Schluß beseitigt werden. Auch von einer Mittheilung des Ministerpräsidenten an den Landtag in Bezug auf das Befinden Sr. Maj. des Königs wird gesprochen.

Der König soll sich in der That bedeutend gekräftigt fühlen, und wenn auch der Sommer ausschließlich noch der Erholung des theueren Herrn vorbehalten werden muß, so mehrt sich doch in den dem Hofe nahe stehenden Kreisen die Ueberzeugung, daß gegen Ende dieses Jahres es Sr. Maj. dem Könige möglich sein werde, wieder die Regierung des ihm von Gott anvertrauten Landes zu übernehmen. Darnach würde also die Stellvertretung Sr. Königl. Hoheit des Prinzen von Preußen spätestens am 23. October aufhören. Genaueres haben wir über diese wichtige Angelegenheit nicht in Erfahrung bringen können, halten aber, mit Rücksicht auf mehrere Anzeichen dafür, daß eine officielle Kundgebung darüber nicht lange ausbleiben wird.

Aus dem Leben unserer Gesellschaft ist wenig zu melden. Die stille Woche führt uns wieder die feierlichen Musiken frommer Componisten vor, die Theater sind zum Theil geschlossen, die öffentlichen Vergnügungen schweigen, und nur die Spaziergänge sind mit einem Publicum dicht bevölkert, das die balsamischen Lüfte des Frühlings einathmet.

Unserem in der vorigen Nummer gegebenen Versprechen gemäß geben wir unsern Lesern als einen Beitrag zur Sittengeschichte Berlins den menu des Diners, das neulich bei einem Restaurant unter den Linden stattfand, und das weniger durch die Fülle seiner Gerichte, als durch den hohen Preis jedes Couvertes in früheren Zeiten dem städtischen Strafgesetze, das den Luxus der Pluderhosen wie der Reifröcke und Mahlzeiten einschränkte, verfallen wäre. Freilich hatten wir, als wir in der vorigen Nummer den Preis des Couverts auf 6 Friedrichsd'or angaben, doch der allzeit vergrößernden Fama zu leicht Glauben geschenkt; wie wir heut hö-

ren, hätte sich der Preis des Couverts, den Wein eingeschlossen, nur auf einige vierzig Thaler gestellt.

Die Speisekarte ist ein schönes Pergamentblatt, groß Octav, oben mit mehreren in einander geschlungenen Buchstaben geziert, über denen eine Krone, nicht recht erkennbar, ob eine adlige, ob eine Phantasiekrone. Dann folgen, einander gegenüber gestellt, folgende Gerichte und Weine (wir geben zur Charakterisirung des Ganzen die Druck- [und Schreib-?] fehler der Karte ebenfalls):

Huîtres de Holstein et Anglais.	Mad de Lur Saluce. St. Peray mouss.
Soupe Turtle Soupe purée de poulets.	Portweine.
Caviar, Sardines Wales Rarebits, Pickles etc.	Sherry, Madeire.
Saumon du Rhin — Sauce Huîtres Langue de mer — et au Beurre —	Johannisberg. Cabinet.
Poularde truffée à la Périgord	Romani Conti.
Pyramide de Langoustes. Sauce Diable.	Hermitage blanc.
Faisan et Huîtres au Chouxcroute et au vin de Champagne	Barton Léoville grand cru.
Bécasses Selle de chevreuil } rôtis. Salade	Chât. Lafitte original.
Asperges en tranches Choux-fleurs } à l'anglaise. Haricots verts	idem.
Truffes en Serviettes. Paté de fois gras	Clos de Vougeot.
Huîtres grillées	Moët crémant rosé. la Perle de la Champ.
Confitures. Crême à la Romaine Gelée au Vin de Champagne.	idem.
Croquembouche à la Parisienne Bouquet de Glâces en Corbeille.	do.
Dessert: Nougat, Gateau, Ananas etc. etc.	Muscat frontignan. Vin de paille.
Fromage en Pyramide.	Lacrimae Christi.

Diese Karte wird irgend einer von Very oder aus dem Rocher du Cancale in Paris nichts nachgeben, die Karte des „Wellington-Club" (einst Crackford) in London gefiel uns freilich besser, sie war solider, mannichfaltiger und comfortabler.

Aus Münster.

— Die Kalands-Gesellschaften. —

Ende März 1858.

Vielleicht ist es noch erinnerlich, daß der letzte Brief, welcher unsere „Peterschaften" charakterisirte, mit einer Hinweisung auf den Kaland

schloß. Die Beziehung lag nahe; Beides gehört zu den Früchten des reich- und vielgestaltigen mittelalterlichen Associations- und Corporationsgeistes; Beides auch nimmt eine eigenthümliche, einander verwandte Mittelstellung zwischen rein socialem und rein kirchlichem Wesen ein. Nur daß die Peterschaften eine specifisch Münsterische Erscheinung sind, die Kalande aber vielfach in Deutschland, doch ganz vorzugsweise in unseren nordwestlichen Gegenden, angetroffen wurden, wo sie zum Theil, doch dies fast nur noch in Westphalen, sich bis jetzt erhalten haben. Mit diesen merkwürdigen Gesellschaften haben sich zwar in jüngster Zeit einige Forscher — so namentlich der verstorbene Kirchenhistoriker Gieseler — beschäftigt, aber keineswegs ist es noch gelungen, ihre Geschichte, welche für die der deutschen Sitten und Cultur von erheblicher Bedeutung sein müßte, klar zu stellen. Mit Rücksicht darauf erlaube ich mir dieses Mal, über den localen Rahmen hinauszugreifen und meinen Angaben über den hiesigen Kaland einige, zum Theil wohl neue, doch möglichst zuverlässige, historische Notizen voranzustellen.

Die Kalandsgesellschaften sind ihrem Ursprunge nach älter als das Christenthum, und lassen sich auf die Sitte der Römer zurück führen, das Neujahr mit Gastmählern und Glückwünschen zu feiern. Daß diese Sitte unter den Christen fortdauerte, beweist ein Verbot des Papstes Zacharias im Concil von 743 *). Das Verbot zeigt, daß die Brumalien, die ergötzlichen Feste des Bacchus Bromius, noch immer ihre Anziehungkraft ausübten. Etwas Aehnliches wie solche Bachanalien, bestand unter den alten Deutschen; bei den neubekehrten Thüringern, Franken und Hessen eiferte Bonifacius vergebens dagegen, wie denn bekanntlich unzählige Verbote von Päpsten und Bischöfen vergeblich gegen die ungeheure germanische Trinklust eiferten. Die, nach dem Beispiele der römischen, sogenannten deutschen Kalandsgelage — weil sie beim Mondwechsel, den Kalenden, gefeiert wurden — blieben nach wie vor in Aufnahme, und die Christlichkeit war nur dadurch im Stande, den ausschweifenden Charakter derselben zu mildern, daß sie die, ihnen vielleicht ursprünglich auch nicht fremde Idee eines Gedächtnißmahles, den Manen der verstorbenen Brüder und Schwestern geweiht, damit verband, religiöse Feierlichkeiten und Gebete einmischte, und diese Feste so, dem Zeitgeiste des Mittelalters entsprechend, allmählich in eine Art von geistlichen Brüderschaften umwandelte. Jedoch ist diese Idee in den meisten Kalandverbrüderungen nicht zum reinen Ausdruck gekommen; dieselben haben bis auf die jüngste Zeit immer ein seltsames Gepräge von heidnisch-christlicher Sitte beibehalten. In den westfälischen Kalanden — welche nach einigen Urkunden aus der Kölnischen Erzdiözese herüber gekommen zu sein scheinen und in Westphalen nachweislich zuerst in den an das Kölnische angrenzenden Theilen des Herzogthums Westphalen vorkommen — ist wenigstens die lebendige Reminiscenz an ihren Ursprung nie verdrängt worden. Gemeiniglich versammelten sich die Brüder im Anfange des Monats, verordneten, wie es den Monat hindurch mit der Feier der Feste, Haltung der Fasten, Almosengeben u. s. w. zu halten sei, gedachten in Gebeten der abgestorbenen Brüder und beschlossen dann die Zusammenkunft mit — einem Biergelage. In den meisten Brüderschaften hier zu Lande, welche in große und kleine Kalande, in Mutter- und Tochtergesellschaften

*) Can. 9: „ut nullus Kalendas Januarius vel Broma colere praesumpserit aut mensas cum dapibus, in domibus praeparare aut per vicos et plateas cantationes et choros ducere“ etc.

sich theilten, wurden Personen jeden Standes und Geschlechtes aufgenommen. Der Neuaufgenommene mußte etwas zur Dotation der Gesellschaft schenken, und außer den regelmäßigen Zusammenkünften gewisse geistliche Officia für die Verstorbenen verrichten. Durch die Gaben reicher Mitglieder erwarben einzelne Kalandgesellschaften mitunter viel Vermögen, wovon die Kosten der Zusammenkünfte, der Seelenmessen u. dergl. bestritten wurden, bis durch spätere Zeitverhältnisse diese Fonds andere Bestimmungen erhielten. Die Versammlungen der großen Kalandsgesellschaften, die gewöhnlich ein Dekanat umfassen, wanderten der Reihe nach durch die dazu gehörigen Pfarreien und wurden in den betreffenden Pfarrhäusern gehalten. Die noch bestehenden Gesellschaften versammeln sich jetzt jährlich, aber es ist nichts davon übrig geblieben, als die kirchliche Feier für die verstorbenen Mitgliede und — das Gelage. Dies wären die allgemeinen historischen Züge einer jedenfalls merkwürdigen heidnisch-christlichen Einrichtung, die doch, wenigstens im nordwestlichen Deutschland, mit dem Volksleben sehr verwachsen gewesen sein muß; es beweist dies z. B. die Redensart: die ganze Woche herumkalandriren (plattdeutsch klandern *), d. h. die Zeit auf den Bierbänken verlottern.

Der nachweisbar älteste Kaland im Münsterländischen existirt im Städtchen Billerbeck. Ganz eigenthümlich, und auch dem mittelalterlichen Geiste vielleicht weniger entfremdet als irgend einer der noch bestehenden Kalande, ist aber der an der hiesigen Kathedralkirche unter dem Vorsteher Everhard von Diest um das Jahr 1300 errichtete, im Jahre 1520 neu organisirte große Kaland. Wie von hohen Würdenträgern des Domcapitels gegründet und unter dessen unmittelbarer Aufsicht verwaltet, war die Gesellschaft auch bis zur Auflösung des regierenden Capitels nur für die Mitglieder und höheren Beamten desselben bestimmt. Gegenwärtig ist der Zutritt achtbaren Bürgern überhaupt gestattet — die Candidaten melden sich schriftlich beim Domprobst und das Capitel entscheidet über die Aufnahme —, doch darf die Zahl der Brüder fünfzig nicht übersteigen, während alle Domherren de jure Mitglieder sind, auch der jeweilige Bischof gewählt zu werden pflegt. Die Brüder sind verpflichtet, dem Jahresfeste beizuwohnen, welches am Vorabende mit einem Officium in der Domkirche beginnt, worauf am folgenden Morgen eine heilige Geist-Messe abgehalten wird; daran schließt sich das gemeinsame Mahl, dessen Besorgung der Reihe nach zwei Mitgliedern obliegt. Es dürfen dabei nur vier Gänge gegeben werden, von welchen Fischspeisen strenge ausgeschlossen sind, während umgekehrt rituell ist, Geflügelbraten zu liefern. Jeder Bruder erhält einen „Mengel“ (½ Quart) Wein; die früher figurirende, wenigstens in den alten Statuten noch aufgeführte „Tonne Bier“ scheint verschwunden. Die beiden, das Mahl besorgenden Mitglieder („Tractantes“) bestreiten die Kosten aus der Bundeskasse, haben aber ein etwaiges Deficit zu decken. Zu den Kosten gehört auch eine an jeden bei den Officien sich einfindenden Bruder zu zahlende Gratification, deren Betrag sich nach dem Zustande des vom Domcapitel verwalteten Vermögens richtet; gegenwärtig beträgt derselbe 2 Thlr. 20 Sgr. Rituell und traditionell ist, daß die Brüder sich des dem Kaland gehörenden uralten silbernen Tafelgeräthes bedienen, daß die zwei Tractantes den beiden einander gegenübersitzenden ältesten Brüdern silberne Kelche reichen, aus welchen diese einander auf die Gesundheit des Papstes zutrinken, daß eine gesungene Oration die Stelle des Tischgebetes vertritt, daß die seit der Reor-

*) Ein tüchtiger Kaland heißt im Plattdeuschen ein Suchs, eine Suite.

ganisation fortgeführten Annalen, das Bundesbuch, während des Festes aufgelegt werden. — Neben diesem „großen" Kaland besteht noch der „kleine", dessen Mitglieder jetzt die Domvicare sind. Während der große Kaland sein Jahresfest zur Zeit der ehemaligen Synode (aus welcher unser Jahrmarkt seinen Namen „Send" herleitet) im Herbste feiert, und zwar in der Stadt, hält der kleine dasselbe im Frühling und auf dem Lande ab.

Man sieht, die allgemeine Vernüchterung hat auch am Münsterischen Kaland ihr Recht geübt, es ist wenig davon übrig geblieben außer dem Gelage. Doch hinwieder bewährte sich der Münsterländische Conservatismus auch hier in einem, im Vergleiche mit den übrigen Kalanden, merklichen Grade. Die Münsterischen Kalandsbrüder, zumeist alte und ältere Herren, sind sich wohl bewußt, daß sie in ihrem Verbande ein Stück der Vorzeit und der Vätersitte pflegen und ehren. Sie sind die Träger einer weit zurückreichenden Geschichte, deren Continuität nur ein Mal, in der Wiedertäuferzeit, abgerissen worden.

Literarisches.

Im Verlage von G. D. Bädeker zu Essen erschien so eben ein kleines sehr empfehlenswerthes Buch, betitelt „Preußens Volksharfe. Herausgegeben von Wilh. Greef." Diese treffliche Auswahl von Liedern mit den Melodien wird gewiß allgemein willkommen sein. Die Sammlung ist hauptsächlich auf den Gebrauch bei patriotisch-festlichen Veranlassungen berechnet und dürfte sich auch durch ihre Billigkeit empfehlen: das Exemplar kostet nur 3 Sgr.

Greef ist der bekannte Herausgeber der weit verbreiteten, in 9 Heften erschienenen Sammlung „Männerlieder", ferner einer aus 2 Heften bestehenden Sammlung „Geistlicher Männerchöre", mehrerer mit dem Königl. Musikdirector Ludw. Erk in Berlin bearbeiteten Liedersammlungen für Schulen: „Sängerhain", „Liederkranz", „Singvögelein" ꝛc. Sein Name hat auf diesem Gebiet guten Klang.

Wir finden in dem vorliegenden Heftchen alle diejenigen Lieder, welche Soldaten, Studenten, Wanderburschen und Jäger singen, edele Blüthen aus dem Wunderfüllhorn deutscher Volksdichtung.

Gedichte von F. A. Märcker. Zwei Bände. Zweite Auflage. Berlin, 1858. R. Decker. — F. A. Märcker ist als Verfasser größerer zusammenhängender Gedichte dem Publikum in jüngster Zeit vortheilhaft bekannt geworden; die vorliegenden Gedichte vermögen sich mit jenen nicht zu messen. Hier beherrscht ein wohl gebildeter Geist eine längst gebildete Sprache nach den bekannten Regeln; aber die Eigenthümlichkeit, die den lyrischen Dichter macht, vermissen wir. Der Verfasser ist seit mehreren Jahren schon Redacteur der Spenerschen Zeitung und hat natürlich den Festtagen dieses Blattes auch seine Leier nicht entziehen können. Aber er hätte für seine bescheidenen Jubeltöne kein Echo außerhalb der Mauern am Berliner Gießhause erwecken sollen; solches ist unbescheiden. Es mag den Freunden des Herrn Dr. S. H. Spiker ganz interessant sein, zu erfahren, daß der 24. December sein Geburtstag und „Ingenuity and perseverance" sein Wahlspruch ist, aber das Publikum hat doch gar keinen Vortheil davon, zu erfahren, daß Spiker Märcker's und der Uebrigen „Herr und Meister" ist, und eine weitere Ausbeute liefern die Verse wirklich nicht. Mochte ein Göthe mit seinen Gelegenheitsgedichten im Verlaufe der Zeit auch vor weitere Kreise treten, er wußte, daß er echte Perlen gab; aber die Holzspähne, die von der Bank eines recht geschickten und geschmackvollen Kunsttischlers fallen, werden nach geschlossener Arbeit ausgekehrt. Wir können den Märcker'schen Gedichten beim besten Willen nichts anderes nachsagen, als daß wir bedauern, daß sie gedruckt sind. Sie schaden dem Ruf des Verfassers und tragen dazu bei, im Publikum das alte Vorurtheil gegen neu erscheinende Gedichtsammlungen zu erhalten und zu verstärken.

Druck von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.

Die Politik der Zukunft.

Wir stehen an der Schwelle einer großen Veränderung der europäischen Politik. Es ist die Abenddämmerung der Pentarchie, d. h. desjenigen Systems, wonach die fünf sogenannten Großmächte, fast wie eine geschlossene Körperschaft, über alle diejenigen Fragen der Politik entschieden, welchen man einen europäischen Charakter beizulegen für gut befand. Dieses System sehen wir vor unseren Augen untergehen, und schon beginnt die Morgendämmerung eines neuen Systems, welches nicht auf einer geschlossenen Zahl sogenannter Großmächte beruht, sondern jedem Staat nach Maßgabe seiner Kräfte eine Mitwirkung bei der allgemeinen europäischen Politik gewährt, in soweit er sich selbst dazu berufen fühlt. Es wird also eine unbestimmte und veränderliche Vielheit von Staaten sein, welche wir in Zukunft auf der Bühne der europäischen Politik handelnd auftreten sehen werden. Der griechischen Terminologie folgend, werden wir daher dieses neue System im Unterschiede von der Pentarchie als die Polyarchie bezeichnen.

Es ist schon eine Reihe von Jahren her, daß die Pentarchie nur noch ein Scheinleben führte, aber erst durch den orientalischen Krieg ist ihr Untergang entschieden, und auf dem Pariser Congreß wurde die Polyarchie inaugurirt.

Zuvörderst geschah dies dadurch, daß die hohe Pforte förmlich in das Concert der europäischen Mächte aufgenommen wurde, was nicht nur für die Pforte selbst, sondern auch für die allgemeine europäische Politik von erheblichen Folgen sein muß. Denn nachdem dies einmal geschehen, kann es nicht fehlen, daß die Pforte, wegen der vielen und wichtigen Interessen, die sich an ihre Existenz anschließen, in Zukunft einen beträchtlichen Einfluß auf die europäische Politik ausüben wird, wenn auch mehr indirect als direct. Dazu ist Sardinien auf die Bühne getreten, und durch seine Theilnahme an dem orientalischen Kriege, wie in Folge dessen an dem Congresse, tief in die europäische Politik verflochten. Es hat den Reiz des Mitthatens und Mitrathens gekostet, und hat es auch die davon erhofften Früchte nicht geerndtet, so ist doch sein Ehrgeiz angefacht. Es wird nicht wieder von dieser Bahn zurücktreten wollen, und selbst wenn es wollte, so werden die Westmächte

dies zu verhindern suchen, vor Allem Frankreich, welchem die Cooperation Sardiniens so vortheilhaft ist. Somit stehen denn, anstatt der früheren fünf Mächte, schon sieben Mächte auf der Bühne der hohen Politik, und bald vielleicht werden noch neue hinzukommen.

Die Pentarchie ist also thatsächlich durchbrochen, und dieser Durchbruch ist nicht etwa ein momentanes Phänomen, noch auch eine blos äußerliche Veränderung in der Zahl der activen Mächte, sondern die Pentarchie ist in dem Kern ihres Wesens aufgelöst. Sie ist zerstört, unwiederbringlich untergegangen. Das ist die Bedeutung jener Thatsachen, und wir werden uns von der Richtigkeit dieser Behauptung überzeugen, wenn wir jetzt einen Rückblick auf die Entstehung und Entwickelung der Pentarchie selbst anstellen.

Fast immer sind es große Kriege gewesen, wodurch die wichtigsten Veränderungen im europäischen Staaten-System, wenn auch nicht hervorgerufen, so doch zum Abschluß und zur Anerkennung gebracht wurden. So trat einst Schweden in die Reihe der europäischen Hauptmächte durch den dreißigjährigen Krieg, wie es durch den großen nordischen Krieg diesen Rang wieder verlor. So erhob sich Preußen zu diesem Range durch den siebenjährigen Krieg, und nachdem es diesen Rang durch die Niederlage bei Jena wieder verloren hatte, erlangte es seine Stellung wieder durch den Freiheitskrieg. In dieser Weise verändern sich die Stellungen im Einzelnen, und in Folge dessen das ganze Staaten-System. Die Pentarchie selbst war durch eine Reihe thatsächlicher Umstände begründet, und muß daher zusammenfallen, wenn diese Umstände sich verändern oder ihre frühere Bedeutung verlieren.

Betrachten wir den Verlauf der Dinge.

Die Pentarchie wurde eingeleitet durch die großen Coalitionen gegen das revolutionäre Frankreich und die Napoleonische Universalherrschaft, und sie wurde förmlich begründet durch die Coalition vom Jahre 1815, welche über den Sturz der Napoleonischen Herrschaft entschied.

Es geschah bekanntlich zu Chaumont, während des vergeblichen Friedens-Congresses von Chatillon, daß die vier Mächte Preußen, Oesterreich, England und Rußland, um sich in Zukunft gegen alle Napoleonischen Projecte sicher zu stellen, eine Allianz auf 20 Jahre schlossen, wonach jede Macht zur Fortsetzung des Krieges 150,000 Mann stellen, und England noch außerdem Subsidien zahlen sollte. So ernstlich war die Sache gemeint. Auch wird es durch die langen Leiden, welche die Napoleonische Eroberungs-Politik über Europa gebracht, sehr wohl erklärlich, daß man so weit reichende Verpflichtungen einging, wie sonst noch niemals geschehen. Die gemeinsamen Gefahren waren also das Motiv dieser Allianz und bildeten auch den Kitt derselben, so lange die Erinnerung an das Erduldete noch frisch im Gedächtniß blieb. Nun nahm aber der Krieg die Wendung, daß man die Sache Napoleons

von der Sache Frankreichs trennte und, nachdem die Bourbons auf den Thron zurückgekehrt, das also restaurirte Frankreich dann selbst in den Bund aufnahm. So entstand die europäische Pentarchie, welche auf dem Congreß zu Aachen durch eine förmliche Declaration vor ganz Europa proclamirt wurde.

Zwar ist dieser Bund von Seiten der draußen stehenden Mächte niemals förmlich anerkannt worden, aber nichts desto weniger hat er sich thatsächlich geltend gemacht und einen sehr großen Einfluß geübt. Er wurde zu einer Art von europäischem Areopag, wie vordem noch niemals bestand. Denn zwar hat es immer vorwiegende Mächte gegeben, die sich nicht blos mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigten, sondern auch auf die Angelegenheiten dritter Staaten mehr oder weniger Einfluß ausübten, neu aber war es, daß die vorwiegenden Mächte sich förmlich als solche declarirten und als solche zu einer gemeinsamen Thätigkeit zusammentraten, die eine Zeit lang für den Zustand Europas entscheidend wurde, während sonst vielmehr die gegenseitige Feindschaft der vorwiegenden Mächte der entscheidende Factor der europäischen Politik gewesen war. Es leuchtet von selbst ein, wie sehr diese Wendung der Dinge zur Erhaltung des allgemeinen Friedens beitragen mußte, und insofern hat die Pentarchie ohne Zweifel einen Fortschritt des Völkerrechts bewirkt. Neu aber war es desgleichen, daß diese Pentarchie sich zu einer Art von Corporation abschloß, welche alle anderen Mächte in eine beträchtlich tiefere Stellung herabdrückte. Und indem diese Corporation der Großmächte gleichzeitig ein Interventions-Recht in Anspruch nahm, ergaben sich daraus für die Erhaltung der äußeren Unabhängigkeit wie der inneren Freiheit aller anderen Staaten sehr bedenkliche Folgen.

Eine Reihe von Thatsachen hatte, wie gezeigt, die Pentarchie hervorgerufen, allein diese Thatsachen schloßen zugleich ein Princip ein, welches dem Ganzen eine höhere Bindekraft gab. Dies Princip war nämlich die Bekämpfung der Revolution. Aber es war dies keine blos ideale Tendenz, sondern diese Tendenz war zugleich sehr eng mit den Fragen der äußeren Machtstellung verbunden, weil ja die französische Revolution selbst sehr bald aufgehört hatte, eine innere Entwicklung zu sein, sondern zu einer nach außen gerichteten erobernden Macht geworden war, welche fast den ganzen Continent über den Haufen warf. Die Tendenz-Politik wurde demnach zugleich zu einer Interessen-Politik, und so umgekehrt, und eben daraus floß die Bindekraft, welche die Pentarchie zusammenhielt. Gingen dann aber diese beiden Elemente der Politik, d. h. die Interessen und die Tendenzen, auseinander, was ganz unvermeidlich geschah, sobald die Revolution nicht mehr mit dem Charakter einer nach außen gerichteten erobernden Macht auftrat, wie zuvörderst in Spanien und dem Spanischen Amerika, so war damit die innere Lebenskraft der Pentarchie gebrochen; denn gegen bloße locale

Revolutionen anzukämpfen, hatte man kein gemeinsames Interesse mehr, sondern es wäre eine reine Tendenz-Politik geworden, welche niemals lange vorhält.

Man sieht, wie die Pentarchie, ohne mit der heiligen Allianz identisch zu sein, doch sehr eng mit derselben zusammenhing. Darum konnte sie nur so lange ihre volle Kraft entfalten, als auch England, welches der heiligen Allianz nicht förmlich beitrat, doch thatsächlich deren Richtung folgte. Als nun aber nach dem Tode des Lord Castlereagh, der sich bekanntlich, von Reue gepeinigt, den Hals abschnitt, Canning in das auswärtige Amt eintrat und die englische Politik sich seitdem auch äußerlich von den Ideen der heiligen Allianz lossagte, so erhielt die Pentarchie schon damals einen tiefen Riß, der bald durch den russisch-türkischen Krieg noch breiter werden sollte.

Rußland hatte bis dahin mit großem Geschick die Ideen der heiligen Allianz zu affichiren verstanden, und seine Diplomatie leistete der darauf basirten Tendenzpolitik allen möglichen Vorschub, aber auch sonst nichts weiter. Es sah daher mit großem Wohlgefallen, wie Oesterreich zur Bekämpfung der Revolution in Italien einrückte, und Frankreich in Spanien, was doch für Oesterreich, und noch mehr für Frankreich, im Grunde genommen ein wenig einträgliches Geschäft war. Rußland selbst hingegen betrieb inzwischen um so ungestörter im fernen Osten seine Interessenpolitik. Es hatte nun so eben einen glücklichen Krieg mit Persien beendigt und befand sich seitdem in der günstigsten Lage, um, bereichert mit den Spolien von Eriwan, am Bosporus neue Spolien davonzutragen; wozu die Intervention in der griechischen Sache eine so herrliche Gelegenheit bot. Seine Heere verbreiteten sich also über die Donau, und im zweiten Jahre des Krieges konnte der Balkan-Uebersteiger Diebitsch sein Lager in den Ebenen von Adrianopel aufschlagen. Da wurden die anderen Mächte bei diesem Fortschritt der russischen Waffen denn doch bedenklich. Auch Preußen wünschte diesem Fortschritt Einhalt zu thun und sandte damals bekanntlich den General von Müffling nach Konstantinopel, der sehr wesentlich zur Vermittlung des Friedens beitrug. Die Hauptsache aber war, daß England sich seitdem mehr und mehr an Frankreich anschloß.

Diese Verbindung hatte wichtige Folgen, weil sie nach der Juli-Revolution noch enger wurde und seitdem der heiligen Allianz entschieden entgegen trat, in deren Tendenzen die Juli-Regierung natürlich nicht eingehen wollte. Damit war der Riß unheilbar. Die Pentarchie zerfiel in den Bund der westlichen Mächte und der östlichen Mächte, jene schlossen im Jahre 1834 die Quadrupel-Allianz, wodurch auf der pyrenäischen Halbinsel eine Ordnung der Dinge begründet wurde, welche seitens der östlichen Mächte nicht nur keine Unterstützung, sondern nicht einmal Anerkennung erhielt. Diese östlichen Mächte setzten vielmehr ihre alte Tendenzpolitik fort, welche nur für Rußland zugleich eine

Interessen-Politik war, insbesondere aber den Interessen Preußens widersprach.

Seitdem bestand also zwischen den fünf Großmächten keine innere Uebereinstimmung mehr, so daß ein ferneres Zusammenwirken nur theilweise stattfinden konnte. Das Wesentliche lag nun nicht mehr in der Pentarchie als solcher, sondern in den beiden sich entgegen stehenden Gruppen derselben. Doch eben dieser Gegensatz erhielt der Pentarchie noch ein Scheinleben, weil man allgemein vor einem Zusammenstoß dieser beiden großen Coalitionen zurückschreckte, und sich daher auf beiden Seiten zu verständigen suchte. Was aber die westlichen Mächte unter sich selbst zusammenhielt, war vorzugsweise gerade der Gegensatz gegen die östlichen Mächte, und was hinwieder diese östlichen Mächte zusammenhielt, war vorzugsweise Rußland. So kann man sagen, daß das Fortbestehen der Pentarchie auf Rußland beruhte. Eben deshalb mußte dieselbe durch den jüngsten Krieg gegen Rußland unrettbar zusammenfallen.

Ueberblicken wir jetzt noch einmal den ganzen Verlauf dieser Entwickelung, um uns zu überzeugen, wie alle diejenigen Umstände, woraus die Pentarchie hervorging, und woraus sie ihre Lebenskraft zog, allmählich vollständig verschwunden sind.

Aus dem Kriege gegen die Napoleonischen Weltherrschafts-Gelüste entsprang die Pentarchie; sie ging von Osten aus und fand ihre Basis in Rußland. Dann aber veränderten sich die Dinge allmählich so sehr, daß vielmehr eine Coalition gegen die Herrschafts-Gelüste Rußlands entstand, von Westen gegen Osten gerichtet und auf die Westmächte basirt. Damit ist die Bewegung in das Gegentheil umgeschlagen. Die Pentarchie hat ihren Kreislauf vollendet, ihre Uhr ist abgelaufen.

Zuvörderst wird nun auf lange hin in der hohen europäischen Politik eine antirussische Strömung vorherrschen, welche der russischen Diplomatie auf lange hin noch manche harte Nuß darbieten dürfte. Denn man kann jetzt nicht etwa die Sache des Kaisers Nikolaus von der Sache Rußlands trennen, wie man im Jahre 1814 die Sache Napoleon's von der Sache Frankreichs trennte, sondern man weiß, daß die Politik des Kaisers Nikolaus lediglich die Politik Rußlands war. Darum ist der jüngste Krieg nicht etwa ein bloß zeitweiliger Bruch in der Pentarchie, so daß sich dieselbe durch den Frieden wiederherstellen könnte, sondern sie ist für immer zerbrochen.

Die Sachen liegen heut zu Tage anders als im Jahre 1814. Auch insofern, als es diesmal nicht, wie damals gegen Frankreich geschah, zu einer allgemeinen Coalition gegen Rußland kam, indem sich namentlich Preußen davon ausschloß, während andrerseits die Pforte und Sardinien hinzutraten, so daß sich schon darin der Zerfall der Pentarchie ausdrückte. Vor allem aber fehlt es jetzt an einem Binde-

mittel, welches die Großmächte mit der Kraft eines Princips wiederum zu einem Zusammenwirken vereinigen könnte. Die Illusionen der heiligen Allianz sind vollständig zerronnen, seitdem es aller Welt vor Augen liegt, wie seit lange schon nicht so sehr die Revolution als in anderer Weise Rußland eine erobernde Macht gewesen. Einstweilen wird daher jede Macht die Motive ihrer Politik lediglich aus ihren eignen Staatsinteressen zu entnehmen haben, welche keineswegs zu einer allgemeinen Harmonie der fünf sogenannten Großmächte führen, sondern vielmehr die Differenzen derselben immer deutlicher hervortreten lassen werden. An ein geschlossenes Zusammenwirken dieser Mächte ist demnach nicht ferner mehr zu denken.

Daran schließen sich sofort weitere Folgen.

Findet nämlich ein Zusammenwirken der Hauptsache nach nicht mehr statt, so verschwindet damit überhaupt die bisherige Idee der Großmacht. Dahin führt die Logik der Dinge. „Groß" ist ein relativer Begriff, und es läßt sich nicht sagen, welche Summe von Kräften ein Staat besitzen müsse, um als eine Großmacht zu gelten. Bestehen doch zwischen den sogenannten Großmächten selbst sehr beträchtliche Unterschiede der Macht, und wenn es gleichwohl die bekannten fünf Staaten waren, welche bisher ganz allgemein als die europäischen Großmächte galten, so folgte dies lediglich aus den oben dargelegten Thatsachen der Pentarchie, nicht aber etwa aus einem Maße ihrer Macht, welches ja an und für sich nicht vorhanden ist. Verschwindet also die Pentarchie, so fehlt jeder Anhaltspunkt für die Idee einer Großmacht, und wenn z. B. die preußische Macht von der russischen um eben so viel übertroffen wird, als sie ihrerseits vielleicht die schwedische übertrifft, so ist verständigerweise nicht abzusehen, warum denn Preußen eine Großmacht sein sollte, Schweden aber nicht. Die ganze Idee verliert damit ihren Sinn, und man wird in Zukunft wohl von großen Mächten sprechen, nicht aber von Großmächten, wie wenn dies eine besondere Klasse von Staaten wäre. Man wird vielmehr lediglich den effectiven Einfluß abschätzen, den irgend ein Staat auf die europäische Politik ausübt, gleichviel ob dieser Einfluß groß oder klein sein mag. Denn wenn freilich nicht jeder Staat eine große Macht sein kann, so wird er doch vielleicht eine active Macht sein können, und es werden die activen Mächte sein, welche in Zukunft die europäische Politik machen.

Als eine solche active Macht ist neben den sogenannten Großmächten bereits Sardinien aufgetreten, indem es in dem jüngsten Kriege, d. h. in einer europäischen Frage, einen thätigen Antheil nahm. Freilich war seine Wirkung nur eine kleine Größe im Vergleich zu der Wirkung Englands, allein sie ist gleichwohl nicht ohne Folgen geblieben, wie sie auch für die Zukunft ihre Folgen haben wird. Ueberhaupt aber ist es eine keineswegs unbedeutende Sache, wenn in Zukunft die soge-

nannten Mächte zweiten Ranges auf der Bühne der hohen Politik miterscheinen, weil dieselben doch zusammengenommen eine sehr beträchtliche Macht repräsentiren, und in einzelnen Fällen sogar die Entscheidung in der Hand haben können.

Wir werden uns daher die Frage stellen, welches wohl diejenigen Staaten sein möchten, von welchen in nächster Zukunft eine derartige Betheiligung an der europäischen Politik zu erwarten steht?

Zunächst wohl von Schweden. War doch Schweden während des jüngsten Krieges gewissermaßen schon auf dem Sprunge, sich den Operationen der Westmächte anzuschließen, und würde dies bei einer längeren Dauer des Krieges ohne Zweifel gethan haben. Man wird indessen nicht läugnen können, daß der Vertrag vom 20. November 1855, wodurch es für gewisse Eventualitäten eine Verbindung mit den Westmächten anknüpfte, mehr auf ein Protectoratsverhältniß jener Mächte, als auf eine Allianz mit denselben hindeutet. Er eröffnet daher einen tiefen Einblick in die gefährdete Lage dieses Landes, und wir meinen, daß es gegen diese Gefahren für Schweden kein besseres Mittel geben würde, als wenn es aus seiner bisherigen Isolirung heraustäte, um durch eine active und continuirliche Theilnahme an der europäischen Politik dasjenige Ansehn wieder zu gewinnen, wozu es eben so berechtigt als befähigt erscheint.

Seine geographische Lage als Halbinsel ermöglicht eine gewisse Unabhängigkeit der Action und giebt ihm zugleich eine gewisse Wirkungssphäre, wodurch es jedenfalls in allen Angelegenheiten der baltischen Küstenländer zu einer activen Mitwirkung berufen ist. Diese Angelegenheiten stehen aber wieder in Wechselwirkung mit den Angelegenheiten am schwarzen Meere, und seit Carl XII. ist die Verbindung zwischen Stockholm und Konstantinopel niemals ganz abgebrochen. Man könnte ferner daran erinnern, wie schon zur Zeit der Hansa ein lebhafter Verkehr von dem finnischen Meerbusen nach dem Pontus und dem kaspischen Meere hin bestand. Ja man könnte auch an die Waräger erinnern und vielleicht sogar in ein noch höheres Alterthum zurückgehen. Auch machen die physischen Verhältnisse solche Verbindungen schon a priori begreiflich. Denn von der baltischen Küste bis zum schwarzen Meere liegt ein unermeßliches Flachland, ohne innere Abgrenzungen, von der Natur gewissermaßen zu einem monotonen Massenleben präformirt. Es ist wie ein grünes Meer, in welchem die am Kaukasus erregten Wellen bis an die finnische Küste fortwirken. Darum ist es die Bedeutung Schwedens, diesem halbasiatischen Massentreiben gegenüber die feste Burg der europäischen Civilisation im hohen Norden zu sein, wozu es die Vorsehung mit den nöthigen Erfordernissen ausgerüstet hat.

Noch immer bringt Schweden Eisen und Männer hervor, die für das Kriegshandwerk vortrefflich geeignet sind. Arm an materiellen Gü-

tern, hat es doch einen Fond an großen Erinnerungen, die auch ein Capital bilden. Und wenn der traurige Ständekampf, welcher mit seiner gegenwärtigen Verfassung untrennbar verbunden ist, auf seine Kraft so lähmend einwirkt, so würde gerade eine nach Außen gerichtete Thätigkeit gar sehr zur Ueberwindung dieser inneren Schwierigkeiten beitragen.

Es wird an diesem Orte nicht unpassend sein, einige Worte über die so viel besprochenen skandinavischen Ideen zu sagen, um deswillen nämlich, weil es gerade diese Ideen sind, welche Schweden irreführen und seiner naturgemäßen Thätigkeit vielleicht am meisten entgegenstehen.

Wir meinen, es verhält sich mit dem Skandinavismus ungefähr ähnlich wie mit der Deutschthuerei, die sich seiner Zeit bei uns breit machte, und damit ist schon Alles gesagt. Man wollte damals nichts, als Deutschheit, mit langem Bart und Haaren, und mit dem Schatten des alten Barbarossa oder des Cheruskerfürsten Herrmann auf dem Kaiserthrone, und wo möglich auch mit einem deutschen Gott im Himmel. Die Deutschheit sollte das Heilmittel für alle Uebel sein, der Hebel zu aller Größe. Aber der Hauptsache nach blieb es bei Worten und Emblemen, und am Ende war man mit seiner Thusnelde am Arm und die lange Pfeife in der Hand nichts weiter, als ein ganz gemüthlicher Philister. Nur Nationen, welche lange in Unthätigkeit gelebt, können auf solche Abenteuerlichkeiten verfallen. Gleichwohl verkennen wir nicht, wie dieselben auch ihre ernsthafte Seite hatten, indem sich allerdings das Gefühl darin aussprach, daß sich die Nation noch für etwas werth hielt und die Sehnsucht nach einem höheren Dasein empfand. In sofern ist diese Deutschthuerei nicht ohne Wirkung geblieben. Allein die Mittel, wodurch dieselbe die deutsche Größe zu erreichen vermeinte, werden heut zu Tage von Jedermann für verkehrt, wenn nicht für albern gehalten. So mag es denn auch mit dem Skandinavismus sein.

In den skandinavischen Völkern scheint das Gefühl durchzubrechen, daß sie noch einen Werth in sich tragen. Ihre gegenwärtige Unbedeutendheit und Isolirung dünkt ihnen schmählich. Das ist begreiflich und sogar löblich. Aber sie müßten sich ja noch mehr isoliren, wenn sie, anstatt in die allgemeine europäische Entwickelung einzutreten, ihren Geist in den engen Horizont des Skandinavismus bannen wollten. Und was ferner die Machtstellung anbetrifft, die man durch eine Vereinigung der drei skandinavischen Reiche zu erlangen hofft, so scheint uns eine solche Vereinigung selbst ein noch viel chimärischeres Project, als das deutsche Kaiserreich.

Frage man sich nur, welches denn die Kraft sein würde, um die disparaten Elemente zusammenzuhalten? Das Gefühl der Stammverwandtschaft, woran sich Studenten für eine Nacht lang berauschen mö-

gen, kann doch wahrlich diese Kraft nicht sein. Und wenn Schweden immer noch nicht vermocht hat, sich Norwegen zu assimiliren, so daß die Verbindung dieser beiden Länder bis diesen Tag sich noch wenig fruchtbar erwiesen, wie sollte es dann werden, wenn außerdem gar noch Dänemark hinzukäme? Es scheint wohl, daß Norwegen alsdann noch mehr von Schweden abgelenkt, und daß diese neue Union nicht einmal die Lebensdauer der ehemaligen Colmarschen Union haben würde, weil sich die Individualität ihrer Elemente seitdem noch viel mehr ausgeprägt hat. Und von wo aus wollte man denn das Ganze regieren? Von Kopenhagen aus litten es die Schweden nie und nimmer. Und daß die Dänen sich von Stockholm aus regieren ließen, können wir auch kaum glauben, — vielleicht wohl eher noch von Petersburg aus. Kopenhagen ist ja eine größere und reichere Stadt als Stockholm, obgleich Schweden ein viel bedeutenderer Staat ist als Dänemark. Das wären demnach zwei Centra der entschiedensten Rivalität.

Soll denn nun aus einer Union, die man nur mit der größten Mühe und Noth aufrecht erhalten könnte, dereinst eine große Macht hervorgehen? Und soll insbesondere ein Machtzuwachs für Schweden daraus hervorgehen, so daß Schweden um deswillen die Erreichung dieses Zieles zum Hauptgegenstand seiner Politik zu machen hätte? Solche Gedanken sollten wahrlich nie in den Kopf eines Staatsmannes kommen. Nein, Schweden muß vor allen Dingen für sich selbst handeln, und wenn es dabei Allianzen bedarf, so muß es seinen Blick auf Deutschland richten, welches sein allernatürlichster Bundesgenosse ist und woran die Erinnerungen seines Ruhmes haften.

Den europäischen Norden hiermit verlassend, wenden wir uns dem Süden zu, und zwar nach Spanien, von welchem wir eben so glauben, daß es in die europäische Politik einzutreten berufen ist.

Auch Spanien hat seine Unionsprojecte, welche hier wie anderer Orten vorzugsweise von den Literaten auf die Bahn gebracht worden sind. Es giebt da eine sogenannte iberische Partei, welche die Vereinigung von Spanien und Portugal erstrebt, woraus dann das iberische Reich hervorgehen soll. Wer wollte läugnen, daß diese Sache viel für sich hat. Denn nirgends hat die Natur selbst die Union so deutlich angedeutet, als auf der pyrenäischen Halbinsel, und nach den Analogieen der spanischen Geschichte kann man nicht umhin, die dereinstige Herstellung solcher Union für wahrscheinlich zu halten. Aber jedenfalls liegt sie in der Zukunft und läßt sich nicht herbeizaubern. Man darf darauf hin keine Projecte bauen, sondern man muß seine Unternehmungen auf die gegenwärtige Lage der Dinge stützen. Und auch so schon hat Spanien Mittel genug, um sich in der europäischen Politik geltend zu machen.

Seine geographische Lage giebt ihm eine ungemeine natürliche Festigkeit und ermöglicht die Entwickelung einer Seemacht ersten Ranges.

Sein Boden enthält noch viele unerschlossene Schätze. Auch haben die Traditionen seiner Geschichte ihre Kraft noch nicht verloren, und noch immer lebt in der Nation ein ritterlicher und kriegerischer Sinn, wovon Gerona und Saragossa ein unverwerfliches Zeugniß ablegen. Alle dies sind zwar mehr virtuelle als effective Kräfte, aber auch die effectiven Kräfte sind nicht unbedeutend. Die Staats-Einkünfte betragen über 100 Millionen Thaler bei einer Bevölkerung von über 15 Millionen Seelen, nahezu wie in Preußen. Nur leider lastet noch die Lethargie wie die Anarchie auf dem Ganzen.

Indessen ist die Nation durch die Kanonen Napoleon's aus ihrem langen Schlummer einigermaßen aufgerüttelt. Sie ist seitdem in Bewegung und in entschiedenem Fortschritt. Und was seitdem erreicht ist, darf man nicht gering anschlagen, wenn man erwägt, wie der ehemalige Zustand war und unter welchen Schwierigkeiten der Fortschritt stattfand.

Am meisten ist Spanien durch die Isolirung und Zurückgezogenheit gesunken, in welche es seit dem Ausgang des 16. Jahrhunderts verfiel. Man berauschte sich an der Erinnerung ehemaliger Großthaten, und in Mitten des Verfalls, und im seligen Nichtsthun wähnte man noch immer eine große Nation zu sein. Es trat eine allgemeine Erstarrung der Geister ein. Nicht bloß in Folge der Inquisition, sondern viel trug wohl auch die Natur des Landes bei, welches in seinen von Gebirgen umschlossenen Hochebnen fast aller inneren Communicationen entbehrt. Es gab dabei kein Gegengewicht gegen die unvermeidlichen Wirkungen dieser natürlichen Isolirung, sondern dieselben machten sich nur um so mehr geltend, seitdem unter Carl V. die Residenz, welche früher gewechselt hatte, bleibend nach Madrid verlegt wurde. Ein wie ganz anderes Gepräge würde die spätere Entwickelung Spaniens darbieten, hätte man die Residenz statt dessen in Sevilla genommen, inmitten eines regen Weltverkehrs, nicht fern von der Küste. Nun aber verbreitete sich der Geist einer starren Abgeschlossenheit, welcher auf der kastilischen Hochebene ruht, über das ganze Staatswesen. Einem Philipp II. waren selbst die Ufer des Manzanares, der nichts weiter als ein großer Bach ist, noch zu lebhaft, und er fand seinen Lieblingsaufenthalt in der öden Einsamkeit des Guadaramagebirges. Dort war denn die wahre Residenz eines finster brütenden zelotischen Geistes, der Spanien lieber in einen Kirchhof verwandeln wollte, als dem Gedanken einigen Spielraum gewähren. So wurde der Escorial das Mausoleum der spanischen Könige wie das Mausoleum der spanischen Größe.

Mehr wie in irgend einem anderen Lande werden daher in Spanien die Eisenbahnen nicht nur den Handelsverkehr befördern, sondern auch den Geist der Nation anfachen. Die verschlossenen Hochebnen werden dann eröffnet. Sie treten in Verbindung mit den Häfen, und das bewegliche Leben der Küste wird bis in die finstern Höfe des Escorial

eindringen. Menschen, Ideen und Capitalien, alles geräth in Circulation, und das Symbol der spanischen Bewegung wird nicht ferner mehr der Eseltreiber sein.

Zugleich werden durch diese Belebung des inneren Verkehrs eine Menge practischer Interessen hervorgerufen, und die Beschäftigung mit diesen Interessen wird die Menschen je mehr und mehr von ihrem anarchischen Treiben abziehen. Wenn aber dieses anarchische Treiben in der That noch immer das mächtigste Hinderniß der spanischen Entwickelung ist, so scheint es unzweifelhaft, daß es auch in dieser Hinsicht nur vortheilhaft für das Land sein kann, wenn es seine Aufmerksamkeit mehr nach außen richtet und als ein activer Factor in die allgemeine europäische Politik eintritt.

So würden denn Schweden und Spanien zwei neue Mitglieder der europäischen Polyarchie. Wir haben uns diese beiden Länder um deswillen etwas näher angesehen, weil wir glauben, daß in nächster Zukunft gerade von ihnen am ehesten eine Betheiligung an der allgemeinen Politik zu erwarten steht, ohne damit sagen zu wollen, daß ein Gleiches von anderen Staaten nicht zu erwarten sei, sondern nur, daß es uns ferner zu liegen scheint. Aber auch so schon würden dann außer den 5 Großmächten noch 4 andere Mächte auf die Bühne treten, nämlich die Pforte, Sardinien, Schweden und Spanien, wozu allmählich noch andere hinzukommen dürften. Es wird überhaupt eine unbestimmte Vielheit sein. Das ist das Charakteristische der Polyarchie, welcher wir entgegen gehen.

Man kann sagen, die Polyarchie verhält sich zur Pentarchie wie die Association zur Corporation. Diese ist geschlossen, jene ist offen, und beruht auf einem freien Zusammentreten zu einem gemeinsamen Zwecke. So die Polyarchie, welche jeden Staat zur Mitwirkung beruft, in so fern er wirken will. Die Unterschiede der Macht können natürlicherweise dadurch nicht aufgehoben werden, allein man wird nicht mehr von Staaten 1., 2. und 3. Ranges sprechen, sondern, wie schon gesagt, man wird auf den effectiven Einfluß achten, welchen irgend ein Staat in irgend einer Angelegenheit ausübt. Es werden aber in Zukunft nicht immer alle Staaten zusammenwirken, sondern immer nur die meist betheiligten, und während wir so lange Zeit hindurch auf der Arena der hohen Politik fast immer nur die sogenannten fünf Großmächte ihr einförmiges Schauspiel aufführen sahen, so wird das Personal nun wechseln, und bald diese bald jene Gruppe auftreten.

Es leuchtet ein, wie sehr folgenreich diese Veränderung sein muß. Die möglichen Combinationen vervielfältigen sich dadurch außerordentlich, und die Politik gewinnt eine während der Zeit der heiligen Allianz nicht geahnte Beweglichkeit, welche die Diplomaten aus dieser Schule in nicht geringe Verlegenheit setzen dürfte. Sie müssen nun immer auf

dem qui vive stehen, weil immer neue Combinationen möglich sind. Es ist ferner selbstredend, wie alle diejenigen Staaten, welche von der Pentarchie ausgeschlossen waren, zu einem höheren Selbstgefühl gelangen werden, seitdem alle zum Handeln berufen sind, und in diesem gesteigerten Selbstgefühl werden sie eben so einen neuen Sporn für ihre innere Entwicklung, wie eine neue Stütze ihrer Unabhängigkeit finden. Das Völkerrecht wird dadurch fortschreiten.

Dies sind unzweifelhafte Lichtseiten der bevorstehenden Veränderung. Andrerseits ist aber auch nicht zu verkennen, wie die bisherigen Garantien des europäischen Friedens durch den Untergang der Pentarchie erheblich geschwächt werden, so daß in Zukunft ein gewaltsamer Zusammenstoß viel eher möglich erscheint. Man wird daher neue Garantien suchen müssen und dieselben in einem Allianzsystem finden, welches für alle Staaten eine Nothwendigkeit werden dürfte. Auch hierin tritt der Unterschied, wie zugleich auch der Zusammenhang zwischen der Pentarchie und der Polyarchie deutlich hervor. War doch die Pentarchie, wie wir früher zeigten, ursprünglich selbst eine große Allianz gewesen, welche man in ihrer ersten Morgenröthe wohl eine heilige nennen mochte. Sie ist nun definitiv zerbrochen, und an die Stelle dieser abgeschlossenen und permanenten Allianz, welche der Grundgedanke der Pentarchie war, treten die Staaten zu freien Gruppen zusammen, welche offen und beweglich sind.

Das wird das Wesen der Polyarchie sein.

Es erübrigt jetzt, daß wir noch einen Blick auf Deutschland werfen, um zu sehen, welche Aussichten diese Veränderungen für unser Vaterland haben.

Ich meine, die beiden deutschen Hauptmächte werden sich dieser Veränderung nur freuen können, denn sie waren durch die Pentarchie offenbar unvortheilhaft gestellt, da Rußland, England und Frankreich bei weitem überwogen. In der ungünstigsten Lage befand sich Preußen, weil es immer sehr mißlich ist, in einer geschlossenen Gesellschaft das schwächste Glied zu sein. Jetzt öffnet sich der Kreis, die Gesellschaft wird gemischter, und Preußen, welches an und für sich eine bewegliche Macht ist, erhält dadurch weit mehr Chancen, sich geltend zu machen. Nur werden Anstrengungen dazu gehören, und leider ist schon so viel versäumt.

Der Ausgang des orientalischen Krieges ist für Preußen doppelt nachtheilig gewesen. Einmal, weil nun die ganze russische Seemacht in Zukunft sich auf der Ostsee concentrirt, — ein Nachtheil, den es insbesondere mit Schweden theilt, — und sodann, weil es durch seine Passivität sich isolirt hat. Es hilft dabei nichts, daß Preußen immer noch als eine Großmacht gilt, denn wir zeigten seines Ortes, wie dieser Name alle Bedeutung verliert, indem es in Zukunft nur auf den effecti-

den Einfluß ankommen wird, und dieser war von Seiten Preußens seit einer Reihe von Jahren sehr gering. So sieht man, wie unhaltbar und gefährlich das Neutralitätssystem sich für Preußen erweist.

Von allen neu hinzutretenden Gliedern der Polyarchie, deren wir im Vorstehenden gedachten, dürfte für Preußen das wichtigste Schweden sein. Es ist unser natürlicher Bundesgenosse. Wer dies nicht sieht, der sieht den Wald vor Bäumen nicht. Um so mehr wird man bedauern müssen, daß eine in früheren Jahren beabsichtigte Familien-Verbindung der beiderseitigen Regentenhäuser nicht zu Stande kam. Auch weiß man ja, wie sehr das kalte Verhältniß zwischen Preußen und Schweden zu dem unglücklichen Frieden von Malmö beigetragen.

Welche Bedeutung ferner die Pforte für Preußen hat, ist bekannt genug. Aber auch Spanien kann uns ein sehr nützlicher Freund werden, weil es unter Umständen ein Gegengewicht gegen Frankreich zu bilden vermag, indessen es andererseits niemals unser Feind sein wird.

Oesterreich hat unter den gegenwärtigen Umständen an der Pforte einen natürlichen Bundesgenossen. Schweden wird ihm niemals feindlich sein. Das Auftreten von Sardinien hingegen ist für Oesterreich ohne Frage nachtheilig. Allein diese Nachtheile würden mehr als aufgewogen werden, wenn auch Spanien auf die Bühne träte. Denn Spanien ist durch dynastische Verbindungen, wie durch alte Erinnerungen und durch seine Eigenschaft als katholische Macht, mit Italien verknüpft, und wenn es heut zu Tage selbst nicht die Absicht haben kann, dort Erwerbungen zu machen, so kann es doch niemals die Verstärkung des französischen Einflusses in Italien wünschen, sondern wenn es in diesem Lande zwischen Frankreich und Oesterreich zu einem Conflict kommen sollte, werden seine Sympathieen für Letzteres sein. Es wird dann Frankreich nicht nur an den Pyrenäen bedrohen können, sondern auch in Algerien, worauf Spanien vielleicht dermaleinst sein Augenmerk richten dürfte. Bleibt es doch noch unvergessen, daß Oran seiner Zeit eine spanische Eroberung und gewissermaßen eine spanische Colonie war, welche erst im vorigen Jahrhundert verloren ging, und es ist vielleicht nicht ohne Interesse, zu bemerken, wie gegenwärtig der größte Theil der europäischen Civilbevölkerung dieser Provinz aus Spaniern besteht, welche sich dort viel heimischer fühlen, als die Franzosen. Dazu sind ferner die maritimen Interessen Oesterreichs und Spaniens auf dem Mittelmeere in voller Harmonie. Und endlich giebt es noch alte Ueberlieferungen, welche zwischen beiden Mächten ein gewisses Pietätsverhältniß begründen. Es würde daher vor Allem an Oesterreich sein, wenn irgend möglich, Spanien in die europäische Politik einzuführen.

In dieser Weise können Preußen und Oesterreich beide gewinnen, ohne sich irgendwie gegenseitig zu schaden. Damit gewinnt denn zugleich ganz Deutschland. Und wie Deutschland in sich selbst eine Po-

lyarchie darstellt, so muß man wohl meinen, daß auch die europäische Polyarchie gerade für Deutschland am vortheilhaftesten sein wird.

Somit ist nun der Untergang der europäischen Pentarchie, wie der Uebergang derselben in die Polyarchie genügend klar gemacht, nach dem Wesen der Sache, wie nach den daraus entspringenden Folgen.

Aber müssen wir schließlich nicht auch über Europa hinaus blicken? Die Vereinigten Staaten erwachsen vor unseren Augen zu einer Weltmacht. Schon jetzt haben sie eine indirecte Wirkung auf die europäische Politik, und werden sie nicht in Zukunft auch ganz direct einwirken? Wer kann daran zweifeln!

Damit wäre dann ein neues Element gegeben, dessen Bewegung seiner Natur nach ganz und gar aus dem Ideenkreis der Pentarchie heraustritt. Zu welchen neuen Combinationen muß das führen? Denn wenn zwar früher schon, in Folge des Colonialbesitzes der Seemächte, auch die fremden Erdtheile für die europäische Politik gar sehr in Rechnung kamen, so bildeten sie doch nur eine Materie, nicht aber einen selbstthätigen Factor der Politik. Wie ganz anders wird dies durch die Unabhängigkeit Amerika's, und zumal durch den Aufschwung der Vereinigten Staaten! Nun schlingen sich immer neue Kreise und eröffnen sich immer neue Bahnen. Aus dem abgeschlossenen Felde der Pentarchie tritt die Politik der Zukunft heraus und umspannt mit ihren Combinationen den ganzen Erdball.

Friesland und die Friesen *).

— Friesisches Recht. —

Wir haben nicht die Absicht, eine den Anforderungen des Juristen von Fach genügende Abhandlung über das Recht und die Rechtspflege der Friesen zu geben; vielmehr ist es die kulturhistorische Bedeutung des Rechts und der Rechtspflege, die wir ins Auge zu fassen haben werden. Vorweg müssen wir nun den friesischen Grundsatz hervorheben, nach dem jedes Verbrechen, jede Verletzung des Andern am Leben und Eigenthum durch Geld gebüßt werden konnte: ein Grundsatz, der von den Zeiten Karls des Großen an bis in die neuere Zeit hinein gegolten hat. „Dies ist," heißt es in den 17 Küren, „die sechszehnte Volkskür, und des Königes Karl Genehmigung, daß alle Friesen ihre Missethaten mögen mit ihrem Gute abkaufen. Darum sollen sie frei sein bis an die

*) Vom Verfasser der im vorigen Bande der „Berliner Revue" enthaltenen Artikel über Friesland.

sächsische Grenze von Stock und Staupenschlägen, von der Scheere (womit dem Verurtheilten vor der Geißelung die Haare abgeschnitten wurden) und allen andern peinlichen Strafen." Aehnlich reden alle späteren Gesetze bis in das siebzehnte Jahrhundert hinein. Es gab indeß Ausnahmen, Verbrechen, die nicht abgekauft werden konnten, anfangs wenige, dann im Laufe der Zeit mehrere. Die 17 Küren nehmen aus: die Falschmünzer, welchen die rechte Hand auf dem Gerichtspfahl abgehauen wird, die heimlichen Brandstifter und die gewaltsamen Mörder, die auf das Rad geflochten werden. Selbst der Dieb kann sein Verbrechen abkaufen. „Wo man einen Dieb," heißt's in den Röstringer Küren, „fängt bei geöffnetem Grabe, und man ihm nimmt von seinem Rücken und Busen die offenbar gestohlene Sache, so löst er seinen Hals mit dreißig Schildlingen wichtigen Goldes. Ist der Dieb aber arm und hat kein Gut zum Zahlen, so soll man ihn hängen. Wenn er dann so bei dem Wege hängt, so hat er zugleich bezahlt dem Volke und dem Fronen." Wer also nicht zahlen konnte, hatte sich vor Diebstahl, hatte sich überhaupt vor Verbrechen zu hüten. Erschlug der Reiche einen andern, so blieb er sechs Wochen lang frei und konnte in dieser Zeit das Verbrechen büßen; der Arme dagegen wurde sofort zur Haft gebracht und büßte mit dem Halse. „Erschlagen da," so lautet die zehnte Röstringer Kür, „drei oder vier, sie seien wenigere oder mehrere, einen Mann und sie sind alle arm, so werden sie alle wieder erschlagen um den einen." . . . . „Wollen einer oder zwei ihren Theil gelten (d. i. ihren Antheil an der für den Mord zu zahlenden Summe) und das Friedensgeld zahlen, so sollen sie gehorsam bleiben," d. h. sie sollen nicht weiter behelligt werden. Veranlaßt der Arme eine öffentliche Fehde, steckt er einen Hut auf und spricht, „Edelinge folget mir! habe ich nicht der reichsten Freunde genug?" — alle, die ihm dann folgen, fechten auf ihre eigene Rechnung und Verantwortung, „darum daß der Arme der letzte aller Genossen ist. Er mag wohl aller seiner Freunde Gut verfechten, er mag es aber zu einer öffentlichen Fehde kommen lassen." Richtet ein Armer sonst Schaden an, verwundet er z. B. jemand, so sind zwei Fälle zu unterscheiden: entweder wird er mit weniger als zwanzig Mark oder mit zwanzig Mark und darüber verurtheilt. Im ersten Fall kann er nicht ungebüßt erschlagen werden, sondern der, der ihn tödtet, hat 20 Mark zu zahlen; im zweiten Falle liegt sein Leib ungebüßt.

„De dar Füste heft, mag schlan, und de dar Geld und Gut heft, mag betalen": wenn aber der Angeklagte läugnete? Das führt uns zu einem wichtigen Principe der Rechtspflege. Wenn nämlich der Angeklagte läugnete, so konnte der Richter entweder den Kläger oder den Beklagten zum Eide zulassen. Denn nach den siebzehn Küren hatte jeder freie Friese das Recht, sich von allen Handlungen, die ihm zur Last

gelegt und weswegen er gerichtlich in Anspruch genommen wurde, durch einen Eid auf die Heiligen zu reinigen. Um indeß einem Mißbrauche dieses Rechtes vorzubauen, war bei „offenbar begangenen Thaten" ein solcher Reinigungs-Eid untersagt. Als solche offenbar begangene Thaten galten: erstlich, wenn Jemand im Heere, es mochte im Lager stehen oder auf dem Marsch begriffen sein, Meuterei, Streit oder Händel anfing; ferner, wenn Jemand einem Weibe Gewalt anthat, und hatte man das Nothgeschrei des Weibes gehört und fand sie noch schreiend, wenn die Nachbarn herbeieilten; drittens, wenn Jemand eine Sache gestohlen und verborgen hatte und man sie bei ihm noch vorfand; viertens, wenn Jemand in einer öffentlichen Volksversammlung, oder vor einem weltlichen oder geistlichen Gerichte etwas versprochen oder eingestanden hatte; endlich fünftens, wenn bei einem Münzer oder Goldschmied in seinem Verwahrsam, wo es auch war, falsches oder geringhaltiges Geld angetroffen wurde. Spätere Gesetze fügen diesen fünf „Wenden" noch eine sechste zu. Wenn man nämlich Jemand nach einer blutigen Verwundung mit dem Messer in der Hand entfliehen sah, oder aber der Verwundete sich vor der Verbindung mit der blutenden Wunde dem Gerichte, dann wurde die That ebenfalls als offenbar begangen angesehen, und der Angeklagte konnte sich nicht durch einen Eid reinigen. Das ostfriesische Landrecht fügt endlich noch eine siebente „Wende" hinzu. Wenn eine Frau zwei Balger auseinanderbringen will und dabei so mißhandelt wird, daß sie innerhalb 24 Stunden ein todtes Kind zur Welt bringt, oder gar selbst stirbt, so sind die Balger für Thäter zu halten und konnten sich nicht eidlich reinigen. Eine weitere Beschränkung des Reinigungseides lag darin, daß, wenn der Beklagte bei nicht handhafter That zum Eide zugelassen wurde, er nicht allein schwur, sondern daß er noch Mitschwörende haben mußte, deren Zahl die Gesetze in den verschiedenen Fällen verschieden bestimmten. Diese mußten auf die Heiligen schwören, daß sie sich überzeugt hielten, daß er recht geschworen habe. Außerdem mußten diese Consacramentalen ehrliche und unbescholtene Männer sein; Hurer, Meineidige u. s. f. wurden nicht zum Eide zugelassen. Nach dem Hunsinger Recht schwur zuerst der Hauptschwörende, dann die Consacramentalen, indem sie ein Reliquien-Kästchen berührten, und der Kläger oder Beklagte seine Hand auf ihre Finger legte; dann schwur der Hauptschwörende wieder, daß er und seine Mitschwörenden recht geschworen hätten.

Der Platz, worauf Gericht gehalten wurde, wurde gehegt, um das Zudringen Unberufener zu verhindern. Zugleich war das Hegen ein symbolisches Zeichen zur Sicherheit der innerhalb der Schranken sich befindenden Personen. Aber auch für die Sicherheit der Richter, Parteien und Zeugen auf dem Wege nach dem Gerichte hin und von dem Gerichte zurück, und dann für Schutz, Ruhe und Sicherheit der in dem

Gerichte anwesenden Personen unter sich, wurde gesorgt. Dies geschah durch das öffentlich nach einem bestimmten Formular verkündigte Friedensgebot oder durch den Bann. „Frieden", heißt ein solches Formular, „gebiete ich mir selbst, den Geistlichen und den Laien nach dem Sendgerichte hin und zurück, von ihren Häusern und nach ihren Häusern; daß Niemand einem Andern Gewalt oder Unrecht thue, das verbiete ich bei dem Bann. Frieden gebiete ich diesem Gotteshause, Sendstörung verbiete ich, Unlust verbiete ich." Die Citation des Angeklagten vor Gericht erfolgte durch den Banner, den Gerichtsdiener, keda, der auch bei Haussuchungen gestohlenem Gute nachforschte, verurtheilte Missethäter band und zum Galgen führte. „So muß der Banner den Dieb binden und zu dem Galgen hinleiten. Dann hat der Mann (der Bestohlene) die Wahl, ob er ihn selbst hängen oder einen Andern dazu dingen will." Erschien der Angeklagte nach dreimaliger Ladung nicht, so trat die Verurtheilung in contumaciam ein, und außerdem hatte der Angeklagte in der Regel für die einzelnen versäumten Gerichtstermine eine Brüche zu zahlen. Uebrigens war der Banner keine untergeordnete Person, wie jetzt, sondern Grundbesitzer. Er konnte bei der jährlichen Richterwahl selbst Richter werden; bei seinen Amtsgeschäften war er eine besonders befriedigte Person, und ihm zugefügte Beleidigungen wurden doppelt gebüßt. Uebrigens konnte der Verklagte noch nach der Verurtheilung die früher erwähnten Ehehaften, gesetzlich begründete Hindernisse am Erscheinen, geltend machen: daß der Banner den Gerichtstag nicht angekündigt habe, daß der Feind ihm den Weg versperrt, daß er habe weichen müssen und daß er krank gewesen sei. — Appellationen gingen, wie bereits angedeutet, von den gewöhnlichen Gerichten an das Volksgericht oder die Volksversammlung und an Collegien von Asegas, je nach der Gewohnheit und dem Rechte des einzelnen Gaus. Auflehnung gegen die Obrigkeit wird mit dem Kopf gebüßt, wenn der Angeklagte sich nicht mit Geld loskaufen kann; will der Angeklagte sich durch den Reinigungseid lösen, so bedarf er nicht weniger als zwölf Consacramentalen, die zum Drittel dem Stande des Adels, zum Drittel den Freigebornen und zum Drittel den Lassen angehören.

Wie gesagt, können wir nicht ausführlich auf das Recht und die Rechtspflege der Friesen eingehen; wir beschränken uns fortan auf das, was speciell für diese Zeitschrift von Interesse ist. Die stimmberechtigte friesische Gemeinde bestand, wie aus allem Gesagten hervorgeht, aus den Allod besitzenden Hausvätern. Jedes Kirchspiel schloß sich streng für sich ab; nicht Marken, sondern die gemeinsame Gefahr band die einzelnen an einander. „Niemand," lautet eine Verordnung aus dem sechszehnten Jahrhundert, „soll aus seinem Kirchspiele oder seiner Herrlichkeit Heu verkaufen, sondern das, was ihm überflüssig zugewachsen ist, nach der Schätzung zweier redlicher Männer den armen Leuten für einen

billigen Pfenning verkaufen. Desgleichen soll Jeder, der über 30 Grasen Landes im Gebrauche hat, das Vieh der armen Leute seines Kirchspiels für eine billige Entschädigung mit in die Weide nehmen. Niemand soll Pferde und Wagen austhun, um in einem andern Kirchspiel Heu einzufahren, bevor in dem seinen alles eingebracht ist." Parcellirung wird in neuerer Zeit (unter der Gräfin Anna) verboten, doch scheint dieselbe selten vorgekommen zu sein; zudem galt bei den Friesen das germanische Recht, daß Veräußerungen von Grund und Boden nur mit Zustimmung der Verwandten erfolgen konnten. Ziehen wir die Gesetze zu Rathe, so ergiebt sich aus einer Bestimmung der Landrechte, daß eine Tochter auch mit liegenden Grundstücken ausgestattet werden konnte, ohne daß der Einspruch des späteren Besitzers diese Ausstattung ungiltig zu machen im Stande war; aus einer andern Bestimmung, daß die Aussteuer, falls die Tochter kinderlos starb, mit Uebergehung der nächsten wieder auf den Heerd zurückfiel, wovon sie geflossen war. Aus der ersten Bestimmung ergiebt sich, daß die Aussteuer mit Grund und Boden eine Seltenheit war, aus der zweiten, daß die Sorge für den gemeinsamen Besitz der Familie, den Haupthof, alle verwandtschaftlichen Rücksichten schweigen hieß. Von ehel. G ü t e r g e m e i n s c h a f t konnte natürlich keine Rede sein. Die hierher schlagenden Bestimmungen lauten dahin, daß, falls in den Eheberedungen der Frau in Rücksicht ihres etwaigen künftigen Wittwenstandes nichts ausgesetzt sei, eine edle Frau, wenn sie von dem Heerde ihres verstorbenen Ehemannes abziehe, 60 alte Cölnische Schillinge als Witthum aus der Nachlassenschaft ihres Ehemannes erhalten soll. In ähnlicher Weise wird ein Quantum für die Frau eines Freien und Lassen fixirt. Fand jedoch der erwähnte Fall statt, daß sie während der Ehe kein Kind geboren hatte, so erhielt sie nach andern Gesetzen kein Witthum, wohl aber das eingebrachte Gut zurück, und zwar in derselben Qualität oder nach dem Werthe, welchen es bei der Illation gehabt, also mit dem Ersatze des etwaigen Abganges. Wenn Eheleute Kinder zeugen, diese aber vor ihnen sterben, so ist der zuletzt überlebende Ehegatte Erbe zu einem vierten Theile. Der überlebende Mann zieht, bevor zur Erbtheilung geschritten wird, voraus: das Brautbette mit dem Zubehör, seinen Stuhl mit dem Kissen, seinen besten Rock und solche Kleider, worin er sich anständig kleiden kann, seinen Bogen, einen langen Spieß und eine Sehne, ferner ein Tischtuch, welches den ganzen Tisch bedeckt, sodann die Kissen, welche bei dem Tische auf der Bank liegen. Alles Uebrige gehört zur Theilung. Dagegen nimmt die den Mann überlebende Frau vor der Erbtheilung zu sich: eine Reise (Frauenkleid) mit silbernen Knöpfen, die zu den Aermeln gehören, und alles Uebrige, was der Mann, wie erwähnt ist, vorauszieht, mit Ausschluß des Heergewerkes. Natürlich setzt das Gesetz voraus, daß in dem Falle, in welchem der überlebende Mann zu einem Viertel erbt, dieser auf den Hof geheirathet hat, den er nun nach dem Tode der Kinder

und der Erbtochter den nächsten männlichen Anerben der Familie seiner Frau überlassen muß.

Die Bestimmungen hinsichtlich der Ehe, des Ehebruchs und der Ehescheidung sind dürftig. Eine Kür lautet: „Wo Jemand sein Eheweib verläßt und ein anderes nimmt, es sei denn, daß sie mit Recht geschieden sind, so verwirkt er hundert Mark und zahlt ihr (der verlassenen Frau) zwanzig Mark zur Buße." Es geht daraus hervor, daß eine rechtliche Ehescheidung möglich war, und daß die Geschiedenen zur zweiten Ehe schreiten durften; in welchem Falle jedoch die rechtliche Ehescheidung erfolgen konnte, darüber schweigen die friesischen Gesetze: ein sicherer Beweis, daß die Ehescheidung zu den Seltenheiten gehört haben muß. Eben so wenig wie das canonische Recht über die Ehescheidung hat das Cölibat bei den Friesen Eingang gefunden. „Fhrisones," schreibt deshalb Papst Pius II., „sacerdotes, ne aliena cubilia polluant, sine conjuge non facile admittunt." Man denke daran, daß die Priester vom Volke gewählt wurden. Dagegen sind die friesischen Gesetze reich an Bestimmungen über die Nothzucht. Es war auf dieses Verbrechen die Todesstrafe gesetzt, und dieselbe wurde vollzogen, wenn der Verbrecher seinen verwirkten Kopf nicht mit Geld löste. Die Lösung konnte nur mit dem vollen Wehrgelde oder Manngelde geschehen, das dem Volke für den verwirkten Kopf anheimfiel; sodann erhielt die Frau, der Gewalt angethan war, eben so ihr völliges, eben so hoch stehendes Wehrgeld. Nach andern Gesetzen mußte der, der einer unbescholtenen Jungfrau Gewalt angethan hatte, sogar ein dreifaches Wehrgeld, ihr, dem Volke und dem Vater oder Vormunde, entrichten. Hatte aber das Mädchen schon ihre Keuschheit verloren, so büßte der Verbrecher seine That nur mit einigen Schildlingen. Erhub eine Frau, der man Gewalt anthun wollte, das Nothgeschrei, so war jeder bei schwerer Strafe verpflichtet, der Rufenden zur Hülfe zu eilen. Ja, eine Bestimmung geht sogar dahin, daß Jeder, sei es Mann oder Frau, der der Nothrufenden nicht zur Hülfe kommt, dieselbe Strafe erleiden soll, womit das Verbrechen der Nothzucht bestraft wird. — Ueber die Entführung enthält das Altfriesische Landrecht Folgendes. War eine Frauensperson entführt, so mußte sich der Schulze in das Haus des Entführers oder nach dem sonstigen Aufenthalte der Entführten begeben und sie befragen, ob sie mit Gewalt oder freiwillig entführt worden? Alsdann brachte er sie, die Antwort mochte bejahend oder verneinend ausfallen, drei Tage lang in sichere Verwahrung. Nach dem dritten Tage wurden zwei Stäbe auf die Gerichtsstätte gestellt; bei dem einen Stabe stellten sich die Verwandten der Entführten, bei dem andern der Entführer. Nun wurde ihr die Wahl gelassen, zu dem einen oder andern Stabe zu gehen. Wählte sie den verwandtschaftlichen Stab, so wurde der Entführer in schwere Brüche und Buße verurtheilt, und sein Haus

wurde verbrannt; ging sie aber zu dem Stabe des Entführers, so kehrten sie als Eheleute von der Dingstätte zurück.

Besonders wichtig für die Charakterisirung eines Volkes ist sein Erb- und Vormundschaftsrecht. Die friesischen Gesetze sagen darüber Folgendes: Ist ein Gut durch zwei oder drei Erbgänge auf den dritten oder vierten erblichen Besitzer gekommen, so ist dieser bei dem Eigenthum und dem Besitze dieses Erbgutes wider alle Ansprüche auch dann gesichert, wenngleich die Erblasser das Gut durch einen unrechtmäßigen Titel sollten erworben haben. Er braucht nur zu beweisen, daß das Gut durch zwei oder drei Erbgänge auf ihn übergegangen sei. Ist ein zur Nachlassenschaft eines Verstorbenen gehöriges Stück streitig, so ist es dem Erben verstattet, seine Zeugen oder Consacramentalen aus der Verwandtschaft zu nehmen. Schwören diese mit ihm auf die Heiligen, daß das streitige Gut ein Eigenthum des Erblassers gewesen, so ist er bei dem Besitze gesichert und hat sich auf keinen Gegenbeweis einzulassen. Eben dieses Vorrecht hat der Erbe, wenn ein Dritter sich in dem Besitze befindet und er das Gut für sich in Anspruch nehmen will. Indeß genießt der Erbe nur dann dies Vorrecht, wenn die Nachlassenschaft innerhalb des dritten Grades auf ihn vererbt ist; steht er weiter von dem Erblasser entfernt, so muß er sich dem gewöhnlichen Laufe des Prozesses unterwerfen. — Wie bekannt, ist es von jeher eine streitige Frage unter allen germanischen Volksstämmen gewesen, ob der Enkel oder der Oheim der nächste Erbe sei. Noch in den Zeiten Otto's des Großen erhub sich hierüber bei den Sachsen eine große Verwirrung. Einige sagten nämlich, daß die Enkel nicht erben dürften mit den Söhnen, wenn der Vater der Enkel noch bei Lebzeiten des Großvaters verstorben wäre. König Otto schrieb deshalb eine Reichsversammlung nach Stele an der Ruhr aus, um die Frage durch Schiedsrichter entscheiden zu lassen, änderte dann aber seine Meinung über diese Art der Entscheidung und befahl, daß die Sache durch das Gottesgericht des Zweikampfes ausgemacht werden sollte. Da siegten die, welche den Neffen für gleichberechtigt mit dem Oheim erklärten, und darum ward es dort festgesetzt, daß also die Erbschaften getheilt werden sollten. Die ältesten friesischen Gesetze, die 24 Landrechte, verwerfen ebenfalls die Einrede des Oheims, daß er ein Glied näher sei, und lassen den Enkel in die Stelle des Vaters treten. „Und will der Oheim nicht theilen und sagt er, daß er ein Glied näher sei, so mag das Kind auf den Heerd ziehen mit vier mütterlichen Verwandten und acht väterlichen Verwandten (d. h. als Consacramentale). Wenn ihm seine Freunde nicht helfen wollen und sich des Eides auf die Heiligen entziehen: so mag dann das Kind einen fremden Mann mit seinem Gelde kaufen, der mit ihm gehe, um bei den Reliquien der Heiligen zu stehen." Waren dagegen von dem Erblasser keine Eltern, Kinder, Kindeskinder und Geschwister vorhanden, so fand keine successio in stirpes,

sondern in capita statt, und alle in demselben Grade stehende Verwandte zogen gleiche Theile.

Die Eltern, die Mutter sowohl wie der Vater, können für den Fall des Todes in ihren Testamenten den Kindern Vormünder setzen. Stirbt der Vater, so hat die Mutter so lange die Vormundschaft, als sie nicht zu einer zweiten Ehe schreitet; der Vater bleibt dagegen Vormund, auch wenn er wieder eine Ehe eingeht. In der Regel mußte der nächste Verwandte die Güterverwaltung des elternlosen Kindes übernehmen und das ganze ihm anvertraute Vermögen in eben der Güte und Beschaffenheit wieder überliefern, wie er es empfangen hatte. Der Vormund zog also alle Nutzungen für sich, mußte dagegen aber auch allen Schaden tragen, so daß das Gut des Minorennen weder Zuwachs bekam noch Abgang erlitt. Die Uebergabe des Gutes an den Vormund geschah nach einem Inventarium in Gegenwart der übrigen Verwandten. Erreichte der Minorenne das zwölfte (wenn es ein Knabe war) oder vierzehnte (wenn es ein Mädchen war) Jahr, so mußte der Vormund das Vermögen zurückgeben, der Minorenne trat dann bis zur Volljährigkeit unter Curatel und konnte dem bisherigen Vormund das Gut fernerhin überlassen zur Verwaltung, aber auch einen anderen Curator wählen. Beredungen und Erbvergleich zwischen Curator und Curanden waren ungültig; auch durften die Kinder nicht im Hause des Vormundes oder Curators auferzogen werden, „um Bartichcit eres Levendes.“ So lange das Kind minderjährig ist, kann es nicht in Bezug auf sein Erbgut belangt werden; auch ist es nicht verpflichtet, sich während seiner Minderjährigkeit auf Anforderungen wegen Bußen und Brüchen, die sein Erblasser hätte entrichten sollen, einzulassen. Kommt es aus dem Lande im Kriege, oder sonst durch Raub, so werden alle während seiner Abwesenheit über seine Güter wider sein Wissen und seinen Willen gepflogenen Verhandlungen und abgeschlossenen Verträge vernichtet und dem Kinde nach der Rückkehr verstattet, eigenmächtig wieder von seinem Erbe Besitz zu nehmen. „Und,“ fügen die **24** Landrechte hinzu, „wenn jemand es davon vertreibet, so verwirkt er zehn Marken gegen das Volk und einundzwanzig Schilling dem Fronen.“ Die Fälle, in welchen die Mutter das Vermögen des minderjährigen Kindes veräußern konnte, sind bereits erwähnt; sonst galt als Regel das Gesetz: „Wenn eine Mutter ihres Kindes Erbe verkauft oder vertauscht mit dem Beirath ihrer Freunde (derselbe war bei jedem Güterverkaufe nothwendig; der Verwandte hatte beim Kauf die Vorhand), ehe das Kind volljährig ist, und ihm dann der Kauf gefällt, wenn es volljährig ist, so halte er es. Gefällt es ihm nicht, so fahre es in sein eigen Erbe ohne Streit und ohne Gewalt. Wo jemand das Kind befechtet oder beraubt auf seinem eigenen Erbe, so verwirkt er zehn Volksmarken, und gegen den Fronen sind es **21** Schilldlinge, und alle Leute

mögen ihm helfen und auch der Frone, daß es auf sein Erbe komme, das ihm vorher von Rechts wegen gehörte."

Werfen wir nun zum Schluß noch einen Blick auf die Sippschaft und auf die Stellung, die der einzelne Friese in derselben einnahm. Daß jeder, wenn er liegende Gründe verkaufen wollte, sie erst den Verwandten zum Kauf anbieten mußte, ist bereits erwähnt. Brachen Streitigkeiten in der Sippe aus, zwischen Eltern und Kindern, zwischen Brüdern voller und halber Geburt, zwischen Vettern väterlicher oder mütterlicher Seite, so durfte keine gerichtliche Klage gestellt werden, und weder der Asega um ein Urtheil noch der Aeltermann um einen Ausspruch angegangen werden, vielmehr lag es zunächst der ganzen Verwandtschaft ob, die Streitsache zu untersuchen und die Parteien auseinander zu setzen. Erst dann, wenn keine Sühne Platz finden konnte, oder die eine oder andere Partei sich bei dem Ausspruche der Verwandten nicht beruhigen wollte, konnte die Streitsache den gewöhnlichen Rechtsgang nehmen; Beweismittel konnten aber nicht Ordalien, sondern nur einfache Eide sein. Wurde Jemand aus der Sippe erschlagen, so hatte der nächste Erbe oder Verwandte den Todschlag zu rügen. Er mußte, bevor er die förmliche Klage vorbrachte, die Leiche vorführen, sie zur richterlichen Schau ausstellen, den gewaltsamen Tod mit Witeiden beschwören, dann sich hinter die Leiche stellen und wider den Thäter Zeter und Wrake schreien, ferner vor Gericht die Benennung des Thäters wiederholen und dann feierlich auf Genugthuung antragen. Da er selbst von dem Wehrgelde zwei Drittel, die übrigen Verwandten dagegen ein Drittel erhielten und deshalb bei der Zahlung des Geldes interessirt waren, so durfte der Kläger nur zwei Mitschwörende aus der Verwandtschaft nehmen, und auch diese durften nur Verwandte dritten oder vierten Grades sein. Wie in dieser Weise der Verwandte einen Antheil des Wehrgeldes bekam, so war er auch hinwiederum verpflichtet, seinem in einem Streite oder Schlägerei befindlichen Verwandten zur Hülfe zu eilen und ihn zu retten. Dafür ist der gerettete Verwandte verbunden, für Alles das einzustehen, was sein helfender Freund bei seiner Einmischung in den Streit vorgenommen hat, sich als Beklagten zu stellen und Todschlag und Wunde statt seines Freundes zu büßen. Aber nur dann kann der Thäter seinen Freund zum Hauptschuldner machen, wenn er erstlich mit ihm in dem dritten oder näheren Grade der Verwandtschaft steht — ist er ein entfernterer Verwandter, so hat er auf seinen eigenen Kopf gefochten, — zweitens der Streit so gefährlich ist, daß sein Verwandter schon wirklich blutig oder blind geschlagen ist, und wenn er drittens nicht aus Selbstrache und einem alten Groll, sondern um seinen Freund zu retten den Schläger verwundet oder getödtet hat. Wie aber, wenn der Verbrecher arm war? Dann trat die Sippe für ihn ein, „darum, daß sie nicht verlassen mögen ihn, als ihr angeborenes Blut." Am Ende des Mittelalters wurde indeß diese Pflicht beschränkt.

Die Blutsfreunde hafteten den Verwandten eines Erschlagenen nur noch mit dem Wehrgelde, für das Uebrige mußte der Thäter aufkommen. Wollten die Verwandten deshalb nicht freiwillig zahlen, so blieb er friedlos. Niemand durfte ihn aufnehmen, verbergen oder ihm Schutz verleihen. Geschah dies, so mußte sein Beschützer das Fredum dem Volke und das Urgeld den Verwandten des Entleibten entrichen. Eine noch spätere Kür entläßt endlich die Verwandten des Armen aus allen Verbindlichkeiten und läßt diesen fechten auf seinen eigenen Hals und seine eigene Habe. Diese Kür stammt aus den Zeiten des Grafen Edgar und galt wenigstens für Ostfriesland. So lockerte sich die solidarische Verantwortlichkeit und die solidarische Verpflichtung der Verwandtschaft immer mehr, bis es endlich friesisches Recht wurde, „daß Jedermann (ob arm oder reich) stehe auf seinen eigenen Hals und Jedermann borge auf seine eigene Habe. Dieser zwei Schulden darf kein Freund für den andern gelten. Es darf (braucht) auch kein Bruder für den andern bezahlen, insofern ihre Güter getheilt sind. Stiehlt man zu dem gemeinen Gute, so soll man es bezahlen von dem gemeinen Gute."

Damit sind wir in die neuere Zeit gelangt. Die alten Küren beginnen nach wie vor noch die Gesetzbücher, aber es ist im Lauf der Zeit so viel ausgestoßen, daß ihr Geist wesentlich alterirt ist, andere, wie die Küren des Sendrechts, ganz außer Gebrauch gekommen sind.

Erinnerungen aus Paris. *)

I.

Bei einem literarischen Frühstück **) in Paris handelt es sich fast nur um die Conversation, und es ist üblich, seine Zeche in der ganzen Fülle französischen Wortschwalls in geistiger Münze zu bezahlen. Eine Einladung dazu möchte daher für manchen Deutschen eine Tortur sein, wenn ihm nicht noch ein anderes Mittel bliebe, das eben so bequem als unfehlbar ihm aus der Verlegenheit zu helfen vermag, nämlich der Lakonismus. Oft sogar wird es genügen, wenn Ihr Euch in die Andacht des aufmerksamen Zuhörers verschließt, und dieselbe von Zeit zu Zeit durch einen Ausruf der Bewunderung und ein Zeichen lebhafter Beistimmung unterbrecht, die nach Bedarf sehr gut dazu dienen können, Eure unwillkürliche Zerstreutheit oder ein verrathendes Gähnen zu verbergen.

Im Allgemeinen giebt es kein sichereres Mittel, um den Leuten zu gefallen, die ein Gewerbe daraus machen, Geist zu besitzen, als wenn man selbst sehr wenig davon zeigt und sich so viel als möglich in den Schatten stellt.

Ich bezweifle, daß es ein Land giebt, wo das Stillschweigen bei

*) Von dem Verfasser der vor einigen Jahren bei A. Duncker erschienenen Bücher „Frankreich immer das Alte" ꝛc. Diese Erinnerungen rühren von einer vor Kurzem verstorbenen vornehmen Persönlichkeit her, welche Preußen zu ihrem zweiten Vaterlande hatte, aber in Frankreich geboren und erzogen ward.

**) Déjeuner littéraire.

einem Zuhörer in gleich hohem Grade als Empfehlung betrachtet wird, wie in Frankreich. Diese Eigenschaft wird dort um so mehr geschätzt, je seltener sie ist. Von demjenigen, der gut spricht, sagt man: „er ist geistreich", von dem, der gut zuzuhören versteht, wird man dagegen sagen: „er ist voller Verdienst"; *) und unstreitig wird es dieser letztere sein, den man vorziehen und dessen Ruf in kurzer Zeit gemacht und gesichert sein wird; ganz besonders in gewissen Hotels de Rambouillet der Neuzeit.

Es ist zu bedauern, daß das in Frankreich so zahlreiche Geschlecht der Sprecher sich nicht mit der Race der Hörer, deren es in Deutschland so viele giebt, verschmelzen kann. Vielleicht lernten die ersteren dann etwas besser zuhören, die letzteren sich besser ihrer Worte bedienen.

Ich habe Franzosen gesehen, die kein anderes Talent, als das der Geschwätzigkeit besaßen und dennoch sich einbildeten, eine große Rolle in der Gesellschaft in Deutschland zu spielen, weil man ihnen mit der geduldigen germanischen Aufmerksamkeit zuhörte. Dies nahmen jene für Interesse, eben so wie sie den Mangel an Widerspruch und das stumme Erstaunen, welches ihren Paradoxen und ihren abenteuerlichen Erzählungen über die französischen Zustände begegnete, für Bewunderung hielten. Erst dann wurden diese Leute enttäuscht, als sie bei ihren Besuchen regelmäßig die Thüren verschlossen fanden, und durch andere Deutungen, die ihrer Eigenliebe zum Trost nichts übrig ließen, als sich zu erinnern, daß bekanntlich eine deutsche Gesellschaft nicht fähig sei, französischen Witz und Verstand zu würdigen.

Was nun die wirklich geistreichen Franzosen betrifft, so acclimatisiren sie sich gleichfalls nur selten und schwierig im Norden. In Frankreich gewöhnt, mit halbem Wort verstanden zu werden, daß tausend sprühende Funken sich an einem ihrer Geistesblitze entzünden, fühlen sie sich isolirt und entmuthigt bei dem langsamen und vernunftgemäßen Gange des geistigen Austausches in Deutschland, wo man beurtheilen will, bevor man genießt, und wo man diese lebhaften Gedanken, diese sprudelnden französischen Witze, die Schlag auf Schlag einander folgen und sich in rastlosem Jagen drängen, deshalb nicht liebt, weil man keine Frist hat, dieselben in den Schmelztiegel der Reflexion zu werfen.

Selbst wenn ein geistreicher Franzose in einer deutschen Gesellschaft gefällt und bewundert wird, fühlt er sich doch selten in derselben behaglich; denn er glänzt und ist dort bewundert wie ein Schauspieler. Er spricht fast nur allein, er findet keinen Widerspruch da, wo er erwartet, denselben finden zu müssen; witzige bon mots gehen unbemerkt vorüber oder müssen wiederholt und erörtert werden, bevor sie verstanden und gewürdigt werden, wenn ihnen überhaupt diese Würdigung noch zu Theil wird. Spricht er von Pariser Celebritäten und gebraucht den Ausdruck: „der berühmte So und so", findet er seine Zuhörer in Betreff dieser ihnen unbekannten oder von ihnen wenig gekannten Berühmtheit kalt und gleichgültig. Endlich wenn er mit Feuer und Beredtsamkeit seine Anhänglichkeit und seinen Haß in der Politik dargelegt hat, so findet er wohl, daß man die Tugenden einräumt, die den Gegenstand seiner Verehrung zieren mögen, aber zugleich leugnet man, daß die Gegenstände seines politischen Abscheus der Inbegriff aller Laster sind. Kurz, der Franzose fühlt sich in Deutschland vereinzelt und gelangt nicht dazu, sich mit der Gesellschaft zu verschmelzen, selbst wenn er in derselben aufgenommen und gern gesehen ist.

Andererseits wird der geistreiche Deutsche in einer französischen Ge-

*) Il est rempli de mérite!

sellschaft sich eben so wenig heimisch fühlen. Betäubt von dieser allgemeinen Beredtsamkeit, von dieser merkwürdigen Virtuosität der Rede, die er von allen Seiten überfluthen hört, wird er sich gedemüthigt fühlen, indem er sieht, wie oft ein Dummkopf dieselbe in weit höherem Grade besitzt, als er, ein Mann von Verstand, oder wie ein Unwissender in belehrender Weise dreist und weitläuftig den wissenschaftlichen Gegenstand bespricht, der die Arbeit seiner Nächte in Anspruch genommen hat. Wenn er zum Schluß seiner Beobachtung gelangt, wird er sich gestehen müssen, daß ein Franzose, wenn er auch noch so großen Mangel an Geist hat, doch selten der Gabe der Unterhaltung entbehrt, während die geistreichsten Deutschen selten durch ihre Beredtsamkeit glänzen. Der Erstere spricht oft, ohne zu denken, der Andere denkt oft, ohne zu sprechen.

Diese Virtuosität in der Sprache ist so sehr ein ausschließliches Erbtheil der Franzosen, daß man unter den Deutschen, die lange in ihrer Mitte gelebt haben, selten Jemand findet, der sich dieselbe angeeignet hat. Und selbst die Ausnahmen in diesem Fall, die Beispiele, daß ein Deutscher eine unerschöpfliche Geschwätzigkeit aus Frankreich mitgebracht hat, bestätigt nur eine seit langer Zeit als wahr erkannte Regel, daß nämlich bei der Annahme einer fremden Art und Weise fast immer Uebertreibung eintritt, wodurch die Anmuth verloren geht, die ursprünglich damit verbunden sein mochte.

Ich wollte aber von einem literarischen Frühstück in Paris erzählen, wo diese wunderbare Virtuosität in der Conversation sich ganz besonders offenbart und wodurch man sich unterhalten und interessirt fühlt, wenn man nicht verurtheilt ist, länger als eine gewisse Zeit diesen Genuß zu ertragen.

Es war in dem Salon des witzigen und höchst originellen Doctors A—, daß ich mit einer Gesellschaft zusammentraf, welche eine Menge merkwürdiger und eben so heterogener Elemente enthielt, deren Gesammtheit ein höchst malerisches und belebtes Bild gewährte. Personen von hohem Rang, schriftstellernde Frauen, Dichter der romantischen Schule, Rechtsgelehrte, Geistliche, Künstler, Fremde, unbekannte große Männer, die sich schmeichelten, nur verkannt zu sein, neben wirklichen Celebritäten; alle diese gesticulirten, sprachen, stritten auf einmal und schienen doch einander zu verstehen und Gefallen an einander zu finden, Dank der Urbanität und dem guten Ton der französischen Gesellschaft, so wie der beständigen Uebung.

Diese buntgemischte Menge versammelte sich in den Salons des Doctors A. erst nach dem wirklichen Frühstück, an welchem etwa nur ein Dutzend Personen Theil nahmen, größtentheils dem schönen Geschlecht angehörend und Freundinnen unsers Aeskulap.

Nichts konnte unterhaltender sein, als die Art, mit welcher er diese schönen Damen in Scene zu führen, sie zu ermuthigen, anzureizen und eine der andern gegenüberzustellen wußte. Wenn aber eine Discussion, ein literarischer Streit zu hitzig wurde und fürchten ließ, daß die geistreichen Blaustrümpfe in offene Fehde gerathen möchten, so übernahm der perfide Doctor die Rolle des Vermittlers, und brachte mit falscher Gutmüthigkeit das Gespräch auf ihre Schönheit, auf ihre Toilette, auf ihren Haushalt und auf ihre Kinder, mit denen er sie ganz besonders beschäftigt zu glauben schien.

Wie ein Theater-Director, der hinter den Coulissen seine Schauspieler kritisirt, denen er selber die Rollen zugetheilt hat, machte der

Doctor während der literarischen Kämpfe maliciöse Bemerkungen, die er mir über das, was vorging, in die Ohren raunte. Dabei konnte nichts pikanter sein, wie der Ausdruck seines Gesichts. Selbst wenn er schwieg, sah man auf seinen Lippen mehr Geist und Witz schweben, als in seinem Salon feilgeboten wurde.

Es wurde gerade die Frage über die verschiedenen Formen des Styls erörtert, welche den verschiedenen Zeitaltern der Literatur eigenthümlich sind.

Madame C..., eine bekannte Dichterin, die eine sehr prosaische Beleibtheit besitzt, welche durch ihren eben so wenig poetischen Appetit erklärt wird, legt einen Augenblick ihre Gabel nieder und sagt: „Was schön, was erhaben war zur Zeit Ludwig's XIV., weil es dem Charakter und dem ganzen Wesen dieser Epoche entsprach, ist gegenwärtig fast vergessen oder erregt nur geringe Bewunderung. Der Styl von damals erscheint uns kalt und steif."

— „Wie," ruft Frau von M..., Schriftstellerin nach der alten Schule (die sich schminkt und ihre Werke an jeden absetzen will, der sich ihr nähert), „Racine, der unvergleichliche, der unsterbliche Racine wäre kalt und steif —, seine correcten Verse erregten keine Bewunderung mehr?"

„Es muß," erwiederte die wohlgenährte Dichterin mit verächtlichem Ton der Frau von M..., welche einer sehr langweiligen Correctheit in ihren literarischen Arbeiten beschuldigt wird, „es muß den Geistern, welche es vorziehn, sich in einem engen Kreise hergebrachter Ideen zu bewegen, überlassen bleiben, die Correctheit des Styls bei Beurtheilung der Literatur in die erste Reihe zu setzen; aber die Begeisterung, die Leidenschaft lassen sich nicht in correcten Phrasen ausdrücken. Das wäre eben so viel, als wollte man vom Vulkan einen correcten Ausbruch verlangen. Vormals," fügte sie mit verdoppelter Lebhaftigkeit hinzu, „vormals schrieb man mit Wärme, heut zu Tage, wenn man Erfolg haben will, muß man verbrennen, die Seele muß sich in glühender Lava ausbreiten, wie ein Vulkan."

— „Sie liebt den Vulkan gar sehr," sagte mir der Doctor leise.

„Eine Orgie des Geistes," rief seinerseits ein bleicher, schwächlicher junger Mann, der neben einer schönen Dame von hoher, gewaltiger Statur saß, welche mir der Doctor als die Beschützerin des magern Dichters bezeichnete, „eine Orgie des Geistes, ein wahres Saturnalienfest ist die Literatur unserer Tage! um so frevelhafter dem Bedürfniß nach Religion gegenüber, das überall gefühlt wird und von allen Seiten überströmt, und welches bereits, zum großen Theil, die unlauteren Spuren der Voltair'schen Schule weggewaschen hat."

„Keine Religion," erwiederte die Poetin, „kann die Leidenschaft vernichten; denn für den, der dieselbe empfindet, ist die Leidenschaft selber eine Religion. Es ist also Pflicht, sie laut zu bekennen, gerade wie man sie fühlt, wie man sie empfindet. Vor Allem muß man den Muth haben, wahr und aufrichtig zu sein."

„Im Gegentheil, man muß den Muth haben, zu heucheln, wenn man gewisse Leidenschaften empfindet," sagte Frau von M., indem sie mit einem Anschein von Zerknirschung die Augen niederschlug.

„Sehr richtig," fuhr der junge fromme Poet fort, „denn die Religion befiehlt, unsere Leidenschaften zu beichten, nicht sie zu proklamiren, und kein Aergerniß zu geben. Sie hat wahrlich hinreichend schöne Bücher dictirt, diese heilige katholische Religion, daß man wohl einräumen kann, daß die Literatur nur gewinnen könnte, wenn sie auf ihre erhabenen Eingebungen hörte."

„Ja,“ sagte seine Beschützerin, indem sie Ton und Haltung einer Sibylle annahm, „nur im Christenthum kann die Literatur geläutert und mit neuer Kraft gestählt werden. Ungeachtet aller unserer Thorheiten und Inconsequenzen hat Frankreich niemals mehr, als gegenwärtig, die Nothwendigkeit erkannt, zur Religion zurückzukehren. . . . Väter, die davon so wenig als möglich besitzen, suchen fromme Erzieher für ihre Söhne; leichtsinnige und weltliche Mütter bringen ihre Töchter in's Kloster; das Volk endlich, das arme Volk, welches man von allen Seiten und durch alle Mittel zu verderben bemüht ist, ist gegenwärtig begierig nach heiliger Belehrung. Ich bin immer eben so sehr erbaut als erstaunt, wenn ich meine Armen, meine Handwerker katechisire, zu sehen, wie sich in diesen einfachen und unverkünstelten Naturen ein wunderbar gut vorbereiteter Boden findet, um den göttlichen Samen aufzunehmen. Die abstractesten Gedanken, die erhabensten religiösen Wahrheiten, — Nichts ist für sie verloren. Es ist wahr, daß mein System, sie zu belehren, eben so einfach als sinnreich ist. Vergleiche, die ihrem Gewerbe entnommen sind, der Mechanismus, die Instrumente, die sie bei ihren Arbeiten anwenden, das sind die Mittel und Wege, deren ich mich bediene, um sie aufzuklären; und diese schlichten und derben Wesen fassen meine Auseinandersetzung mit der größten Leichtigkeit auf.“

— „Sie ist sehr reich,“ flüsterte mir der Doctor zu, „und das ist es, was sie besonders gut auffassen.“ *)

„Madame Sand selbst,“ begann der junge katholische Dichter **) wieder, „würde niemals den ungeheuren und allgemeinen Erfolg erlangt haben, dessen sich ihre Werke erfreuen, wenn ihr Talent, — vielleicht ohne sich dessen bewußt zu sein, — nicht zuweilen unter dem religiösen Einfluß unsers Zeitalters gearbeitet hätte. Diejenige, welche den unbekannten Gott hat schreiben können, darf ihren Namen neben den des großen Verfassers des Geistes des Christenthums setzen. Es ist wirklich eine erhabene Hymne, die die verderblichen Grundsätze widerlegt und sühnt, welche diese Frau mit vollen Händen in der Mehrzahl ihrer Werke aussät. Diese furchtbare Frau, deren hoher und männlicher Geist dem der Frau von Staël nichts nachgiebt!“

„Georges Sand verhält sich zu Frau von Staël, wie diese sich zu Frau v. Genlis verhielt“, sagte die Dichterin. „Es liegen Jahrhunderte zwischen diesen drei Talenten. Georges Sand hat es zuerst gewagt, den grenzenlosen Leidenschaften eines Frauenherzens brennende Worte zu leihen. Sie zuerst hat uns wirklich emancipirt, weil sie die verächtliche Heuchelei verschmäht hat, zu welcher uns der Stolz und die Eitelkeit der Männer verurtheilt haben. Indem sie nicht aufhörten zu behaupten, daß sie ausschließlich berufen wären, die erhabensten Gefühle der Seele zu empfinden und auszudrücken, waren sie dahin gekommen, uns in eine Art von geistigem Serail einzusperren, dessen enge Grenzen, wie sie sagten, von der Natur selbst für die schwächern geistigen Fähigkeiten des weiblichen Geschlechts gesetzt seien . . . Als ob es für den Geist einen Geschlechtsunterschied gäbe! . . . Als ob die Leidenschaft Mann oder Weib sein könnte! Georges Sand hat Frau von Staël verdunkelt und vergessen ge-

*) Wie lächerlich auch die Form sein mag, in welcher diese Dame ihr System vortrug, so hat sie doch nichtsdestoweniger verstanden, dasselbe mit Weisheit und Ausdauer zur Ausführung zu bringen, und ist eine wahre Wohlthäterin der Armen und Unglücklichen geworden, denen sie ihr Leben und Vermögen widmet.

**) Er hat kürzlich ein religiöses und politisches Werk erscheinen lassen, welches sich durch Styl und Gedanken auszeichnet.

macht, vielleicht weniger dadurch, daß sie mehr Geist und Talent besitzt, als dadurch, daß sie es gewagt hat, noch weit kühner und freier zu sein in ihren Darstellungen des weiblichen Herzens."

„Ich war der Arzt der Verfasserin der Corinne, eben so wie der Arzt von Frau v. Genlis", sprach der Doctor in dem Ton eines Kammerpräsidenten, der eine zu lange Sitzung schließt, „und ich habe mich nicht wenig amüsirt über den Haß und den Neid der letzteren, welche der Frau v. Staël sogar Talent absprach und behauptete, daß sie kein Französisch verstände, nebenbei schamlos sei. . . . Frau v. Staël dagegen, die gutmüthig war, ließ dem Verdienst ihrer Gegnerin volle Gerechtigkeit widerfahren, und deren Angriffe brachten sie nur zum Lachen. Diese Genlis war von einer unglaublichen Eitelkeit, in Folge deren sie lange Beschreibungen ihrer seltenen Eigenschaften und der unzählbaren Reize ihrer Person in ihren Schriften niedergelegt hat, wobei sie sich sogar auf die besonderen Schönheiten ihrer Ellenbogen und ihrer Nasenflügel einließ. Diese interessanten Details finden sich zehn Mal wiederholt in ihren endlosen Memoiren, die sie würdig glaubte, auf die Nachwelt überzugehn, die aber wirklich einen ganz andern Bestimmungsort verdienen.

„Weit entfernt, sich zu vermindern, wuchs diese thörichte Eigenliebe mit den Jahren und brachte es dahin, daß sie sich mit allen denen entzweite, die ihr nicht hinlänglich Weihrauch streuten, das heißt, fast mit allen ihren Bekannten, so daß das Ende ihres Lebens in einer fast vollständigen Vereinsamung verfloß.

„Frau v. Genlis hatte bis zu ihrem 70. Jahr eine seltene Kraft und Lebhaftigkeit beibehalten, und sie ermangelte nicht, dies der Regelmäßigkeit und dem tugendhaften Wandel zuzuschreiben, die ihr ganzes Leben ausgezeichnet, worüber natürlich diejenigen nur lächeln konnten, welche die gute Dame in ihrer Jugend gekannt hatten, und die ein besseres Gedächtniß besaßen, als diese selbst. Unter andern Einbildungen der Eitelkeit hatte sie die, niemals den Einfluß des Alters anerkennen zu wollen, und schwur, daß sie niemals leidend sei. Eines Tages, als sie dessen ungeachtet bedeutend krank war, wurde ich gerufen, und da ich sie sehr geschwächt fand, schrieb ich ihr in diesem Sinne das zu beobachtende Verhalten vor.

„Sie halten mich für geschwächt!" ruft sie mit Entrüstung. „Sie halten mich für schwach!" und sich mit einem Sprunge erhebend, stürzt sie sich bis mitten in das Zimmer, nach einem schweren Tisch, auf den sie sich stützt, um alle möglichen gymnastischen Uebungen durchzumachen, springt dann dem Fenster zu, läßt die Vorhänge fast ganz herunter, nimmt ein Buch von sehr feinem Druck und liest ohne Brille mit lauter und vernehmlicher Stimme. Um diese siegreichen Demonstrationen zu vervollständigen, ergriff sie bereits ihre furchtbare Harfe, als ich die Flucht ergriff, denn wir Aerzte sind doch wahrhaftig nicht dazu berufen, um 70jährigen Gesundheiten von dieser Gattung Beifall zu klatschen." . . .

Der berühmte Abbé Lamennais saß an diesem Abende nicht weit von mir; es ist ein Mann von kleiner Statur, mager, hinkend, von ärmlichem und ungraciösem Ansehen, dessen Züge nur durch das Feuer belebt werden, welches bisweilen aus seinen tief in ihren Höhlen liegenden Augen sprüht, und auch durch ein gewisses sarcastisches Lächeln, welches zu Zeiten seine entfärbten Lippen zusammenzieht.

In der National-Versammlung saß er auf der äußersten Linken in der dem Präsidenten zunächst liegenden Reihe, und ohne jemals das Wort

zu ergreifen, blieb er in fortwährender Unruhe auf seiner Bank, beschäftigt, seine Nägel zu zerreißen.

In Gesellschaft spricht Herr von Lamennais wenig und scheint eher seinen eigenen Gedanken nachzuhängen, als denen Aufmerksamkeit zu schenken, welche um ihn her geäußert werden. Wenn aber eins seiner Lieblings-Themas auf's Tapet gebracht wird, so bemächtigt sich die Leidenschaft seiner und reißt ihn hin; seine von Natur schwache und leise Stimme erhebt sich alsdann, donnernd und wiederhallend, und seine Worte fließen stromweise von seinen Lippen, so beredtsam, correct und hinreißend wie der Styl seiner Schriften.

Während der Abbé Lamennais von Einigen „gefallener Engel" genannt wird, behaupten viele Andere, daß er von jeher geirrt, und daß seine heutigen Lehrsätze nur Folgerungen von seinen früheren sind, die von einem damals zu religiösen Geiste und einer zu erhabenen Beredtsamkeit aufgestellt wurden, als daß die allgemeine Bewunderung sich einen Zweifel über ihre Orthodoxie hätte erlauben können.

„Man giebt sich eine recht unnöthige Mühe, um sich den Fall dieses bemerkenswerthen Mannes zu erklären" — sagte mir der geistreiche und gelehrte Herr A. — „man braucht ihn nur im ersten Capitel der Bibel zu suchen: es ist die alte Geschichte der Erbsünde: der Baum des Lebens, dessen Frucht der Hochmuth ist.

„Anstatt sich an das weite und edle Feld zu halten, welches er die erhabene Mission hatte auszubeuten, hat Herr von Lamennais seinen Ehrgeiz auf dasjenige gelenkt, welches ihm verschlossen war, und, aufhörend, seine Blicke gen Himmel zu richten und dort die göttliche Klarheit zu leihen, bei dem Schein derer die Angelegenheiten dieser Erde betrachtet werden müssen, hat er nur noch die Qualen und das Mißgeschick des menschlichen Lebens erblickt, und von der Verzweiflung und der Empörung, welche durch die Allmacht seines Talentes beinahe zu Göttern erhoben, fordert er Waffen gegen die eben so geheimnißvolle als unvermeidliche Anordnung der Gesellschaft, eine Anordnung, welche jedoch unter der scheinbaren Ungerechtigkeit der Stellung der Menschen einen Grund von hoher vergeltender Gerechtigkeit dem Urtheil einer gesunden und graden Vernunft zeigt. Wenn dem Volke z. B. Armuth und Noth zum Loose fällt, so kennt es wenigstens nicht die Qualen getäuschten Hochmuthes und getäuschter Eitelkeit, das verzehrende Fieber einer überspannten Phantasie, Qualen, von denen Herr von Lamennais besser als jeder Andere den Stachel und die Ausdehnung kennen muß und die ihn zu dem Gedanken führen könnten, daß dem Volke, all seiner Noth zum Trotz, hier auf Erden doch wohl nicht das traurigste Loos zuertheilt wäre, wenn gefährliche Rathgeber und falsche Freunde sich nicht die Aufgabe machten, es zu verderben.

„Ist es denn ein so großer Dienst, den man dem armen Volke erweist, wenn man ihm das ganze Elend seiner Lage vormalt und ihm die heftigen Mittel zur Hand giebt, um sich davon zu befreien, anstatt ihm zu lehren, es zu erleichtern durch die einfachen und rechtmäßigen Mittel, welche die Vorsehung ihm bietet? Würde es nicht besser sein, wenn der Abbé Lamennais mit den Reichthümern seiner poetischen Einbildungskraft, den Armen den Eingang zu einer unsichtbaren Welt öffnend, sie durch Hoffnung des Glückes theilhaftig werden ließe, welches denen wird, die hier auf Erden still ihr Leid tragen, anstatt ihre Begierden auf die Genüsse dieser vergänglichen Welt zu richten, die ihnen versagt sind? . . . . . . ich wüßte nicht, daß ein Schweißtropfen weniger, ein

Stück Brod mehr den Erfolg der Lehren dieses Apostels der Verzweiflung für das Volk gekrönt hätte oder krönen könnte, und was seine Schmähreden und Verwünschungen gegen die Reichen und Mächtigen betrifft, so bringen dieselben ihnen ebenfalls keine heilsameren Lehren: die monströse Uebertreibung ihrer Fehler, die blutigen Orgien, denen er sie vorstehen läßt, zeigen nur eben so phantastische als empörende Bilder, welche nur dazu dienen, daß die Beschuldigten ihre Blicke von denselben mit Wohlgefallen auf die Wirklichkeit lenken, welche beinah vollkommen erscheint, Dank den scheußlichen Schöpfungen dieses biblischen Robesspierre's.

„Seine Reise nach Rom war das letzte Aufseufzen seiner hinsterbenden Orthodoxie, nie ward ein beredtsameres erbauenderes Zeugniß der Unterwerfung von einer vollständigeren Rebellion gefolgt: seit dieser Zeit ist Herr von Lamennais nur dem Namen nach Priester, und sei es zur Genugthuung der Religion gesagt: seit Herr von Lamennais dieselbe verlassen, scheint auch sein Talent ihn verlassen zu haben; seine letzten Veröffentlichungen, in denen die Frechheit der Paradoxen immer zunimmt, zeigen zugleich das Abnehmen seiner geistigen Fähigkeiten, und es ist wahrlich nicht durch seine Allianz mit Georges Sand, daß er denselben eine bessere Richtung geben wird. Sie selbst hat in ihren berühmten politischen Circularen während der provisorischen Regierung hinlänglich bewiesen, daß der Verstand allein, der Verstand ohne moralische Richtung und Principien, vielleicht hinreicht, um anziehende Romane zu schreiben, aber nicht um Menschen zu leiten und zu verbessern.“

„Wie dem auch sei,“ sagte der Graf Montalembert, „es ist nur Wenigen vergönnt, von einer solchen Höhe zu fallen, wie der Abbé Lamennais, und die große Wahrheit, welche er zuerst ausgesprochen, daß es nur ein einziges Mittel für die Könige giebt, um ihre schwankende Macht herzustellen, wenn sie dieselbe nämlich dem Oberhaupt der Kirche unterordnen (einzige Macht, welche in letzter Instanz zwischen ihnen und dem Volke richten kann). Um diese schöne und erhabene Wahrheit würde er schon die allgemeinen Huldigungen verdienen; die Religionsfreiheit in ihrer ganzen Ausdehnung, das ist es, was wir nie aufgehört haben, mit ihm zu verlangen ...... Die Bourbonen haben diese heilige und erhabene Aufgabe nicht verstanden, sie haben dieselbe verläugnet. Frankreich hat die Bourbonen wiederum verläugnet, und wenn es republikanisch bleibt, so ist es, weil die Republik sie ausgeführt!“

Es ist schwer zu errathen, zu welcher politischen Meinung der Graf Montalembert sich bekennt; schließlich, nachdem ich ihn lange hatte sprechen hören, schien es mir, daß: „wenn nur seine Lieblingsidee realisirt wird, wenn nur die Religionsfreiheit in Frankreich festgestellt ist, ihm der Ursprung der Macht vollständig gleichgültig bleibt, die das große Werk ausführen wird, in welchem er das Heil der Völker und der Regierungen sieht. Auch stand er auf einem sehr guten Fuße mit dem Präsidenten der Republik, und er spielte die Rolle eines Vermittlers zwischen demselben und Rom.*)

Man kann dem Grafen Montalembert eine tiefe Gelehrsamkeit und ein ausgezeichnetes und unabhängiges Talent als Schriftsteller und Redner nicht absprechen, aber gewisse Uebertreibungen in seinen religiösen Ideen

*) Seitdem Louis Napoleon den Rathschlägen des Grafen in dieser Hinsicht vorzüglich nicht mehr folgen wollte, hat das freundliche Verhältniß zwischen ihnen aufgehört, und der Graf Montalembert, obgleich er das neue Kaiserthum anerkannt und Mitglied des gesetzgebenden Körpers ist, ist jetzt ein feuriger Widersacher des Kaisers.

können ihn leicht hindern, seinen hohen Befähigungen eine wahrhaft nützliche und practische Richtung zu geben. Er stellte einige Fragen an Herrn A...., die aber bald den Charakter von Belehrungen annahmen, über katholische Antiquitäten Deutschlands, einen Gegenstand, den er freilich selbst gründlich kennt, da er gewissenhafte Forschungen gemacht und mit einer bei einem Franzosen seltenen Beharrlichkeit die deutsche Sprache und alle deutschen Documente studirt hat, welche ihm Materiale für das Leben der h. Elisabeth liefern konnten; ohne Zweifel ein sehr interessantes Werk, in welchem aber des Schriftstellers System übertriebener Bewunderung für die alten Zeiten, die er beschreibt, oft widerlegt wird durch Facta, welche seine historische Wahrheitsliebe selbst liefert.

Man beschuldigt den Grafen Montalembert neben seiner übertriebenen Bewunderung für die Sitten des Mittelalters einer übertriebenen Mißbilligung derjenigen der jetzigen Zeit; man behauptet sogar, daß er dasselbe, dem er seinen Beifall in der Vergangenheit zollt, in der Gegenwart kritisirt, und daß er das, was er als hohe und heilige Eingebungen in den verflossenen Jahrhunderten darstellt, jetzt als Aberglauben und Kindereien betrachtet. Als man ihm einst neu geprägte Medaillen zeigte, welche in Frankreich jetzt allgemein verbreitet sind, machte er sich über diesen neuen Cultus lustig oder schien ihn wenigstens überflüssig zu finden. „Ich weiß, woran es liegt," bemerkte der geistreiche Abbé R....., „diese Medaillen können ihm nicht gefallen, sie sind ja modern."

Ich habe heut mit Georges Sand dinirt. Der Vicomte von Germont, der bei weitem genauer ihr bekannt zu sein scheint, als er gegen die schöne Marquise einzugestehen Lust hat, hatte mir diese Ehre verschafft.

„Nehmen Sie sich in Acht, ihr zu gefallen," sagte er mir, „denn alsdann wird es unvermeidlich, daß sie auch Ihnen gefällt. Als Fremder und mit Ihrem gesetzten und nachdenklichen Wesen haben Sie große Aussichten."

„Wenn es, um dieser zum Mann gemachten Frau nicht zu gefallen, genügt, ausgelassen, lustig und leichtfertig zu sein, so werden Sie sehen, wie ich scherzen und laut lachen werde, und um mir auch den Reiz, ein Ausländer zu sein, zu rauben, werde ich damit anfangen, ihr mitzutheilen, daß ich einen großen Theil meines Lebens in Frankreich zugebracht habe."

„Bah! Sie läßt sich nicht täuschen; sie weiß bis auf den Grund der Seele zu blicken, und wenn sie sich eine Eroberung vorgenommen hat, so sind ihr alle Mittel recht, um ihren Zweck zu erreichen. Kälte, Zurückweisung, Verachtung, Nichts schreckt sie ab. Sie verläßt sich auf ihren Geist, um später Rache zu nehmen.

Der geistreiche Schriftsteller Alfred de M... gab sich nicht einmal die Mühe zu antworten, als er einst eine dringende Einladung, sie zu besuchen, erhielt. Vielleicht zog er damals vor, allein einen Roman zu schreiben, statt einen solchen gemeinschaftlich mit Madame Sand in der Wirklichkeit zu verfassen. Indeß bleibt es gewiß, daß sie nicht entmuthigt wurde, und daß Alfred de M. endlich erwiederte, er sei bereit, sie zu besuchen, wenn er in der Nachtmütze kommen dürfe. Georges Sand ist nicht der Mann oder vielmehr die Frau dazu, solche Kleinigkeiten übel zu nehmen, und sie verstand es während ziemlich langer Zeit, den unbeständigen Alfred mit seiner Nachtmütze an sich zu fesseln.

Nach wenigen Jahren der Ehe mit einem Manne, dessen größtes Unrecht in den Augen einer „romantischen" Frau vielleicht der lächerliche Name war, den er unglücklicher Weise führt, entfloh die Dame, die sich

jetzt Georges Sand nennt, mit einem jungen Manne, der Sandeau hieß, von dem sie die Hälfte seines Namens entlehnte, während sie ihm als Ersatz die Gesammtheit ihrer Talente darbrachte. Ziemlich lange Zeit führten sie in der Hauptstadt ein vagabondirendes Leben, und um existiren zu können, schrieben sie Romane, indem sie sich durch alle das inspiriren ließen, was Paris an finsteren Gräueln und an aufreizenden Leidenschaften besitzt.

Wenn in dieser Zeit die Liebe und das leichtfertige Leben beider gemeinschaftlich war, so hat ihre nachherige Trennung bewiesen, daß der Geist, der herrliche Styl und besonders der männliche Cynismus, die man vorzugsweise dem Liebhaber zuschrieb, in Wirklichkeit von der Frau herrührten, wie ihre nachherigen Werke bewiesen. Georges-Sand glänzendes Talent hat ihr solche Berühmtheit gegeben, daß fast darüber ihr unordentlicher Lebenswandel vergeben wird, und die Frauen besonders haben eine entschiedene Vorliebe für die Werke von Georges Sand; um sich zu rechtfertigen, stellen sie den empörenden Grundsätzen, die sich im Ueberfluß in denselben finden, manche religiöse Stellen gegenüber, die sich von Zeit zu Zeit ebenfalls darin entdecken lassen, und welche, nach der Meinung dieser eifrigen Bewunderinnen der großen Romanschreiberin, sichere Bürgschaft dafür geben, daß sie zur Moral und Religion zurückkehren wird. In jedem Falle muß eingeräumt werden, daß, wenn es ihre Bücher sind, durch welche sie sich zur Moral wenden soll, sie den möglichst größten Umweg wählt, um dahin zu gelangen."

Bei Tische saß ich ihr zur Seite: Ein langer orientalischer Schleier, in Silber und Gold gestickt, hüllte sie fast gänzlich ein und verbarg ihren Wuchs, der freilich nicht ihre vortheilhafte Partie ist. Dagegen ist ihr Kopf merkwürdig schön geformt, und ihre großen und ausdrucksvollen Augen verbreiten viel Reiz über ihre Züge, die indeß zu sehr prononcirt sind, um für hübsch gelten zu können.

Das Gespräch war auf die Schädellehre gefallen, und ich fragte Georges Sand, was sie davon denke. „Ich habe sie studirt," sagte sie, „mit all' dem Interesse, das ich für Alles hege, was dazu dienen kann, die Leidenschaften zu erklären. Ich glaube an diese Lehre." — „Dann belehren Sie mich, was ein Kopf bedeutet, dessen Form so regelmäßig und correct ist, daß er so, wie der Ihrige, ohne alle einzelne Hervorragungen scheint?" „Dies beweis't eine vollkommene Harmonie unter allen Fähigkeiten," erwiderte sie ohne den geringsten Ausdruck, weder von Eitelkeit, noch Bescheidenheit. Die übrige Tischzeit verfloß, indem man von den Gerichten sprach, sowie von häuslichen Details, in denen Georges Sand ein besonderes Geschick zu besitzen scheint. Man erzählt sogar, daß sie in ihrem Hause öfters die Unterhaltung unterbricht, um Befehle über die kleinsten häuslichen Einrichtungen zu geben, und Manche behaupten, daß trotz der äußeren Regelmäßigkeit ihres Schädels die Beule des Geizes bei ihr höchst ausgebildet sei.

Im Guten wie im Schlimmen fand ich Georges Sand unter ihrem Ruf, wie es fast immer mit berühmten Personen der Fall ist, die man zum ersten Mal sieht. Jeder, der uns ein Bild derselben entwirft, setzt von dem seinigen zu, oder verwischt etwas, bis von dem Original fast nichts übrig bleibt und man ganz enttäuscht wird, wenn man demselben gegenüber tritt. Es kann Einem alsdann gehen, wie jener jungen romantischen Frau beim Anblick des berühmten Balzac, den sie sich groß, schlank, idealisch-schön gedacht hatte, und dem sie, als sie ihn kurz, dick, roth

vor sich sah, nachrief: „Nein! Du bist nicht Balzac, Du bist nicht die Feder, die Thränen und Blut vergießt, die Feder, die die Lilie des Thales geschrieben! Du magst ein Holzhändler, ein Gewürzkrämer sein, Alles, was Du willst, aber Du bist nicht Balzac!"

In der That wäre es vielleicht besser, wenn man sich mit der Bekanntschaft der Werke geistreicher Leute begnügte und auf die Bekanntschaft mit ihrer Person Verzicht leistete, da sie gewöhnlich das günstige Urtheil schwächt, wo nicht gar aufhebt, und die schöne Hülle zurückwünschen läßt, mit welcher unsere Einbildungskraft den Geist des Autors bekleidet hatte. Nicht bloß in der Liebe muß man sich hüten, die Lampe der Psyche zur Hand zu nehmen, um den Gegenstand seiner Verehrung näher zu betrachten. Man lasse diesem Gegenstande einen Schleier, wenn man sich nicht Enttäuschung und Schmerz bereiten will.

Aus der Hauptstadt.

Der junge Frühling hat für's Erste das Feld wieder einer winterlichen Zeit räumen müssen: das Osterfest brachte uns schneidenden Wind und einen oft dunkelen Himmel, dessen Wolken manchmal sogar mit Schnee zu drohen schienen. Die Entwickelung in der Natur bleibt unter diesen Umständen hinter früheren Erwartungen zurück, und in der Häuslichkeit wie in der Toilette mußte Berlin wieder zu dem bereits für überwunden gehaltenen Standpunkt des warmen Ofens und des Palletots zurückkehren.

Wir wissen nicht, ob durch diese Hinausschiebung des Frühlings die Sehnsucht der Abgeordneten nach den lachenden Saaten der Heimath gemildert und es ihnen leichter gemacht wurde, mächtigen Wünschen zu gehorchen und recht zahlreich auch nach dem Osterfeste in dem Hinterhause am Dönhofsplatz zu erscheinen; genug, sie sind in erfreulicher Menge noch in der Hauptstadt vorhanden, und auf der rechten Seite besonders waren gleich in der ersten Sitzung, am 8. d. M., die Bänke so dicht besetzt, als dies kaum jemals in den eigentlichen Blüthetagen der parlamentarischen Saison der Fall war.

Es wurde Angesichts dieser erfreulichen Erscheinung, welche das Pflichtbewußtsein der Rechten in das hellste Licht stellt, von der Linken auf einige Erlasse des Herrn Ministers des Innern an die Regierungs-Präsidenten hingewiesen, in denen die Nothwendigkeit, daß die conservativen Abgeordneten gleich in der ersten Sitzung recht zahlreich erschienen, hervorgehoben wurde. Die Linke äußerte über diese Erlasse Unzufriedenheit, und zwar in so naiver Weise, daß eine andauernde Heiterkeit Seitens der Rechten die passendste Rückäußerung gewesen wäre. Wie schön hätte sich bei dieser Gelegenheit die feine Empfindlichkeit der Herren von der Linken schildern und beleuchten lassen. So nette, liebenswürdige, stattliche Männer! Und sie müssen es erleben, daß der Minister des Innern für die Herren auf der Rechten ein Lächeln, eine verbindliche Verbeugung, eine Aufmerksamkeit, eine Einladung und Erinnerung mehr hat, als für sie! In der That, es wird die Einbringung einer Bill nöthig, durch welche dem Minister ein ganz unparteiischer Convenienz-Secretair zur Seite gesetzt wird, der seinen Verkehr mit dem Hause regelt und beaufsichtigt! Herr Reichensperger, das Mitglied für Köln, verließ indeß diesen gemüthlichen

Boden, und eine ganze Scala von Tönen überspringend, eilte er vom Naiven zur sittlichen Entrüstung herauf, protestirte gegen den Minister und verbat sich auf das Energischste, daß nur einer Seite des Hauses das Prädicat „conservativ" gegeben würde. Das Gegentheil von „conservativ" sei „destructiv, revolutionär", und wer wolle es wagen, auszusprechen, daß er und seine Seite des Hauses Revolutionäre und Aehnliches seien? Der Herr Minister empfand mit der Stimmung des gekränkten Redners Mitleid und gab ihm eine sanfte Beruhigung, indem er auf die parlamentarische Tradition hinwies, welche „conservativ" und „oppositionell" einander gegenübergestellt und für die beiden Seiten des Hauses benutzt hätte. Der Herr Minister schien uns dabei zu milde und nachsichtig zu Werke zu gehen. Die parlamentarische Sitte, die er hervorhob, hat doch irgendwo und wann einen rationellen Ursprung, und sie ist erst zehn Jahre alt. Damals wurde das Wort „conservativ" von denen gebraucht, die Preußen vor den Experimenten und vor der Zertrümmerung schützen wollten, und denen verweigert, die in Volksversammlungen, Pius-Vereinen und dergleichen Zusammenkünften über die Möglichkeit einer Fortdauer des alten Preußens discutirten und wo möglich für einzelne Provinzen desselben eine ganz außergewöhnliche Stellung, wenn nicht noch mehr, in Anspruch nahmen. Die „conservative Partei" jener Zeit hat sich im Wesentlichen bis heut noch erhalten, und Herr Reichensperger hat nicht die geringste Aussicht, in dieselbe aufgenommen zu werden. Der Minister selbst kann ihn durch keine Erklärung zu solch einer Aufnahme legitimiren, eben so, wie er das Prädicat „conservativ" auch nicht im Stande ist, willkürlich anzuwenden. Wie er es in den Anschreiben, von welchen in dem Hause der Abgeordneten jüngst die Rede war, angewandt hat, war nicht sein Belieben, sondern die Anerkennung einer bereits geschichtlichen Thatsache.

Erörterungen über diesen und ähnliche Punkte wurden zwar in den letzten Zeiten im Hause der Abgeordneten mit sichtbarer Absichtlichkeit vermieden; wir wissen aber nicht, ob es gut ist, daß sich die Rechte deren auch dann enthält, wenn sie von der Linken dazu offenbar provocirt wird. Unseres bescheidenen Erachtens kommt es in diesen letzten Stunden der gegenwärtigen Legislatur vielmehr darauf an, jede Gelegenheit, die sich darbietet, zu benutzen, um vor dem Lande die Grundprincipien der Parteien, welche bei den nächsten allgemeinen Wahlen concurriren werden, kräftig zu betonen. Genug der Verwirrung herrscht schon im Volke, und vielfach hat man sich schon daran gewöhnt, die wirklich principiellen Unterschiede als geringfügige Nüancen zu betrachten, und das Traumgebilde einer „monarchischen Partei", in der die Demokraten, die Männer der Doctrinen von 1789 und aus besonderer Schonung auch wohl noch die „Junker" und „kleinen Herren" aufgenommen werden, hat schon in den Augen Vieler die Bedeutung einer wirklichen Gestalt von Fleisch und Blut gewonnen. Der Tag kann freilich nicht ausbleiben, an dem man in sehr schmerzlicher Weise erkennen wird, daß man es mit Traum und Schaum zu thun hatte, als man dies Bild verehrte.

Eine neue Broschüre.

Einiges Aufsehen erregte die vor Kurzem in einem hiesigen Verlage (Louis Hirsch) erschienene Broschüre „Kirche, Duell, Freimaurerei, nebst einem Anhange über Wohlthätigkeit. Ein wahres Wort auf die Angriffe

gegen Duell und Freimaurerei." Ein Mann der Praxis, der bisher mit der Feder wohl wenig zu thun gehabt hat — das Gerücht bezeichnet einen höheren Offizier als Verfasser — ergreift das Wort, um einem Mißbehagen, das unzweifelhaft im Volke vorhanden ist, Ausdruck zu geben. Er ist, wie einzelne Stellen seiner kleinen Broschüre darauf hindeuten, von christlicher Gesinnung; er erkennt die Sündenhaftigkeit aller Menschen an (S. 7), und er weiß, „daß Niemand ein Christ werden kann, ohne daß der heilige Geist ihm das Herz öffnet" (S. 10). Aber er mag von der heutigen evangelischen Kirche in Preußen nichts wissen; er tadelt hauptsächlich, daß die Geistlichkeit sich mehr und mehr zu einer Kaste zusammenschließe und das Wesen der Gemeinde gefährde, und ferner, daß sie die äußeren Mittel des Staates zur Vollziehung ihres Willens in Anspruch nehme und dadurch eine Schwäche offenbare, statt durch ihre reichen inneren Mittel zu wirken.

Der Verf. läugnet dabei, daß es Pflicht der Kirche ist, dem Unfuge des Liberalismus und Atheismus äußerlich ein Ende zu machen, das sei Aufgabe des Staates, und er geht dann noch weiter, indem er behauptet, der Geistliche sei ein Arzt, der nur kommen soll, wenn er gerufen wird.

Nach diesen allgemeinen Aeußerungen geht der Verf. auf zwei Dinge über, gegen welche besonders das Urtheil der Geistlichkeit sich in neuester Zeit gewandt hat, das Duell und die Freimaurerei. Er sagt:

„Das Duell ist an und für sich ein Uebel, ebenso wie der Krieg, und es ist widersinnig, wenn die Kirche das eine härter beurtheilt, als das andere.

Der rohe Mensch greift in der Hitze der Leidenschaft zum Stock oder zum Messer; der Gebildete hat ein Mittel gefunden, sich gegen das Uebermaß der eigenen Leidenschaft zu schützen, und dies Mittel ist das Duell.

Während dort die Schlägerei in der wildesten Leidenschaft vor sich geht, wartet man hier den Moment der Ruhe ab, läßt den ersten Zorn verrauchen, giebt der Freundschaft Muße, Versöhnungsversuche anzustellen, läßt dem Menschen Zeit zu vernünftiger Ueberlegung, thut also Alles, um einen friedlichen Ausgang herbeizuführen."

Endlich kommt er zu dem Schluß: „Das Duell ist daher ein Mittel — so paradox es auch klingt — Zweikämpfe zu vermeiden."

In Betreff der Freimaurerei bestreitet er die Behauptung des Prof. Hengstenberg, den er fälschlich von H. nennt, daß Freimaurer keine guten Christen und Unterthanen sein könnten. Er bemerkt dagegen:

„Die Kirche sieht vor ihren Augen einen Bruderbund erstehen, welcher jedem ehrlichen, unbescholtenen Manne die Hand reicht, der sich ihm naht. Die Kirche predigt Bruderliebe und hat sie nicht in diesem Grade erreicht, weil sie intolerant ist und sagt: Dein Nächster ist aber derjenige, der deinen Glauben hat, und weil sie Gott bittet, „vorzüglich alle Gläubigen" zu beschützen, während es doch mehr in ihrer Idee läge, gerade für die Ungläubigen zu beten, wenn einmal für Andere gebetet werden soll.

Die Grundprincipien des Freimaurer-Ordens sind der Kirche bekannt; dafür, daß sie gehandhabt werden, bürgt die Mitgliedschaft von streng christlichen Männern und selbst von Geistlichen."

Weiter sagt er: „Ob die Freimaurerei überall wirkliche Bruderliebe zu Stande bringt, lassen wir dahingestellt; aber wenn sie auch nur bei

Tausenden diesen Zweck vollkommen und bei Millionen so viel als möglich erreicht, so ist ihr Wirken immer ein bedeutendes zu nennen, und daß dies der Fall ist, davon sind die Beweise vorhanden. Was die Kirche bisher nicht möglich gemacht hat, ist der Maurerei gelungen. Brüder duelliren sich nicht und wir haben nirgends gehört, daß zwischen Freimaurern ernste Streitigkeiten stattgefunden hätten, die nicht wenigstens äußerlich friedlich beigelegt wären."

Man sieht aus diesen Anführungen, daß wir es mit einem Manne zu thun haben, in welchem das Gefühl einer wirklichen oder vermeintlichen Beeinträchtigung seiner geistigen Bedürfnisse eine gewisse Gewalt erlangt hat, die ihn mehrfach über die Bedeutung der gegenwärtigen Ereignisse auf dem Gebiete des kirchlichen und religiösen Lebens täuscht und ihn mancherlei Bestrebungen auf diesem Gebiete unterschätzen, andere ganz falsch beurtheilen läßt.

Wohl wird sich eine Grenze angeben lassen, jenseit derer die evangelische Kirche ihre Mittel zur Beherrschung der ihr Anvertrauten nicht suchen darf, wenn sie nicht zu einer alterthümlichen Hierarchie umschlagen und den Boden ihres Ursprungs verlassen will; aber jedenfalls muß doch allem Geistesleben auf der Erde eine äußere Form entsprechen und jeder inneren Macht eine äußere sich anschließen. Aber auf die Bildung und die Umgrenzung dieser Macht kommt es an, und es ist die Frage, ob sie, ganz abgelöst von den Gemeinden, gebildet und ausgeführt werden kann? Mindestens würde ein engerer Zusammenhang des Geistlichen mit der Gemeinde vor einem zu eifrigen Verfolgen der abstracten idealen Forderung bewahren und überhaupt eine Abschließung vom Leben verhindern, die sich ja in der That mannichfach schon fühlbar gemacht hat.

Doch es kommt uns hier nicht darauf an, den Verfasser in seinen nicht scharf genug gedachten Sätzen zu widerlegen, sondern nur darauf, eine Gemüthsbewegung im Volke, die sich u. A. auch in dem angeführten Schriftchen verräth, zu kennzeichnen. Eine bloße und einfache Rückkehr zum Alten genügt hier nicht, und die oft verspottete „Kapuzinerpredigt" des Herrn v. Gerlach, welche Buße fordert, verlangt in diesem Falle auch von denen ernstlich befolgt zu werden, die die Rechts- und Amtsnachfolger jener Regierenden und Geistlichen sind, welche seit dem Beginn des siebenzehnten Jahrhunderts die frische und grüne Saat der Reformatoren zu pflegen hatten. Und neben solcher Buße soll dann auch die eifrige Erwägung und wiederholte Durchforschung jenes Zwischenreiches des Rationalismus in Deutschland einhergehen, und wir zweifeln nicht, daß denen, die also thun, auf ihre Frage, was denn jenes Zwischenreich bedeute, und ob es denn keine nutzbringenden Resultate geliefert habe, eine fruchtreiche und segenbringende Antwort werden wird, eine Antwort, welche vielfach von dem flachen Urtheil über jene Zeit abweichen wird, das jetzt gang und gäbe geworden ist.

Literarisches.

Alpinisches und Transalpinisches. Neun Vorträge von Karl Witte, Prof. in Halle. Mit einer Abbildung von San Marino. Berlin. W. Hertz. 1858.

Ein sehr unterhaltendes, hübsches Buch. Italien ward dem Verfasser, dem Frühgelehrten, eine zweite Heimath. Die Dichter der Halbinsel sind ihm so vertraut wie die der Muttersprache, und die Geschichte, Kunst und Natur Italiens stehen ihm

näher als vielen Eingeborenen des Landes. Eine große Arbeit über Dante, die dem Vernehmen nach den Prof. Witte gegenwärtig beschäftigt, wird ein neues Zeugniß davon ablegen, wie bewandert er jenseit der Alpen ist. Das vorliegende sehr freundlich dreinschauende Buch, dessen Titelbild spannend genug die Lectüre einleitet, enthält Erinnerungen an eine längere Reihe von Jahren, deren jedes Zeit zu einem Ausfluge in das Land der ewigen Stadt und der Myrten und Orangen gewinnen ließ. Den Professor aber läßt der Verfasser jedesmal daheim in der lieben schmutzigen Stadt an der Saale, und auf die Reise geht er als feinfühlender poetisch gestimmter Mann, der ein Auge für jeden Schmuck der Kunst wie für jeden Liebreiz der Natur bewahrt und die Geschichte vergangener Tage mit der Kraft eines Dichters zu bewegen und neu zu beleben weiß. Wie er die Vergangenheit zu wecken weiß, davon gebe die Einleitung zu der Vorlesung über Ravenna (1857) ein Beispiel. Dort lesen wir:

„Oftmals, wenn ich auf dem römischen Forum stehend den Ausgrabungen zusah und der Spaten des Arbeiters den mannshohen Schutt durchstach, den anderthalb Jahrtausende über den Boden des alten Rom aufgehäuft haben, erschienen mir diese Streifen verschieden gefärbter Erde wie die Jahresringe, an denen wir das Alter eines Baumes erkennen, wenn die Säge ihn mitten durchschnitten hat.

Das Wachsthum des Baumes hat keine Geschichte. Ein Jahresring gleicht dem andern. In jene Staubatome aber, die ein Jahrhundert nach dem andern über dem Basaltpflaster der *via sacra* abgelagert, hat sich die Geschichte eingesenkt mit ihren Strömen von Blut, ihren Feuersbrünsten, ihren Scenen barbarischer Zerstörungslust.

Kaum einen Fuß tief unter der Erde zieht sich, wie im Bergwerke ein Gang, eine breite Schicht von Asche und Kohlen hin: das sind die Spuren, die Robert Guiscard zurückließ, als er nach Rom kam, um Gregor VII. gegen Heinrich IV. zu schützen. Tiefer dringt der Spaten ein, er durchsticht sechs Jahrhunderte und eine dunkle Schicht giebt Zeugniß von der Plünderung des Vandalen Geiserich. Noch ein Paar Spatenstiche und nur schmale Streifen grauen Staubes wechseln mit neuen Kohlenlagen. Mit diesem schwarzen Strich hat Alarich sich in das Gedenkbuch Rom's eingeschrieben. Nun aber folgt die dichteste Lagerung von Asche und Kohlen. Das ist der Brand, den Nero angefacht hatte, um, das Flammenmeer von hohem Thurme überschauend, sich das Lied von Troja's Zerstörung vorzusingen. Wir sind angelangt auf dem alten Pflaster; reißen wir es auf, durchstechen wir einige Zoll republikanische Erde, welche die Zeiten Sulla's und der Gracchen mit Blut getränkt haben, und wir treffen auf die letzte Kohlenschicht, das Zeugniß des gallischen Brandes.

Wenn sie reden könnten, diese Theilchen von Staub und Asche, wenn das kleinste, dem Auge kaum wahrnehmbare, uns zu erzählen vermöchte, wie viel Thränen es fließen machte, bevor es zu den übrigen auf den stillen Boden sich zur Ruhe legte; wenn wir die Zauberformel besäßen, diese Atome wieder so an einander zu reihen, als sie es in den Bauten, Bildwerken und Geräthen waren, deren Zusammensturz diesen Schutt gebildet! Wenn sie Jahrhundert nach Jahrhundert sich wieder vor uns aufbauten jene Denkmale, in welche jede Zeit ihre eigene Signatur gelegt hat!

Wohl sind das eitele Wünsche, und dennoch giebt es begünstigte Oasen, welchen die Geschichte in Denkmal nach Denkmal ihren jedesmaligen Stempel aufgedrückt hat, während die Fluthen der Zerstörung: Brand und Plünderung, vergleichungsweise unschädlich an ihnen vorübergezogen sind.

Von einer solchen bevorzugten Stelle, wo eine Epoche der Weltgeschichte nach der andern sich in unentstellten Zügen uns versinnlicht, wünsche ich Sie zu unterhalten. Sie heißt Ravenna."

Das Buch wird viele Leser finden, dem Einen wird es ersetzen, was ihm durch die Ungunst des Schicksals versagt ist, die Reise selbst, dem Anderen wird es köstliche Erinnerungen an die Genüsse solch' einer Reise auffrischen.

Ueber Gewohnheiten und Angewohnheiten. Vortrag, gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin von Dr. Erdmann, Prof. in Halle. Berlin. W. Hertz. 1858.

Prof. Erdmann hat durch Vorträge, wie diese, vor einem großen Publicum der Gebildeten gehalten, ein Ansehen erlangt, das ihm die gelehrtesten Werke über die Geschichte der Philosophie nicht geben konnten. Die Zeit, die so gut wie nichts mehr von der Philosophie und den Philosophen weiß, versöhnt sich vermittelst seiner Person wieder mit diesem fernen Gebiete, auf dem die große Menge nur Geschmacklosigkeit, Schwulst und Dunkelheit wittert. Geschmack, edle Einfachheit und eine zierliche taghelle Ordnung sind überall, wo Erdmann auftritt, seine Vorzüge. Un-

möglich, durch einen Auszug einen Begriff von dem Styl seiner Arbeiten zu geben; sie sind eins, wie eine gedrechselte Kugel. Wir empfehlen den genannten Vortrag und eine ganze Sammlung ähnlicher, welche unter dem Titel „Ernste Spiele“ in demselben Verlage erschienen sind, unseren Lesern und Leserinnen auf das Angelegentlichste.

Johanniter-Orden.

Ueber die historisch richtige Benennung der Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens und des Hauptes derselben.

Die in neuerer Zeit vielfach, besonders aber in den Werken „v. Reumont, Beiträge zur Geschichte der italienischen Staaten“ Band 4, „Geschichte der christlichen Krankenpflege und Pflegerschaften“ von Dr. Haeser und „Geschichte des Johanniter-Ordens“ von Dr. Wedekind, vorkommende irrthümliche Bezeichnung der Balley Brandenburg als „Heermeisterthum Sonnenburg“, und demzufolge die Benennung des Hauptes derselben als „Heer-Meister“ dürfte es rechtfertigen, die historische Unrichtigkeit derselben, die jeder Grundlage entbehrt, näher nachzuweisen.

Wie bekannt, war der Johanniter-Orden (Orden St. Johannis vom Spital zu Jerusalem; auch Orden von Malta oder Malteser-Orden genannt) in 8 Zungen (linguas) abgetheilt, welche wieder in Priorate, Balleyen und Commenden zerfielen *). Eine dieser 8 Zungen war das Groß-Priorat von Deutschland. Der Vorsteher desselben führte den Titel: „Obrister Meister in Deutschland“ („S. Joannis Hirosolymitani Ordinis per Germaniam supremus Magister“ oder auch: „Ordinis S. Joannis Hirosolymitani Prior Generalis per Germaniam“), als deren Erster Heinrich Graf v. Dockenburg, 1251, genannt wird.

Unter diesem Großpriorate standen die Priorate von Böhmen, Ungarn und Dacien, so wie die Balleyen von Brandenburg und St. Joseph zu Doschitz in Böhmen.

Die Balley Brandenburg, über deren Entstehen als solche ein noch nicht genügend aufgeklärtes Dunkel ruht, auf welches näher einzugehen außerhalb der Grenzen dieses Aufsatzes liegt, war, abweichend von den übrigen Balleyen des Ordens, mit besonderen Rechten ausgestattet, die so zu sagen durch Verjährung erworben zu sein scheinen, und welche durch den Heimbacher Vergleich am Tage St. Barnabä (11. Juni) 1382, — der noch in demselben Jahre die Genehmigung des Großmeisters Johann

*) Die Benennungen „Balley“ und „Commende“ scheinen, wenigens in den früheren Zeiten des Ordens, ganz gleichbedeutend gewesen zu sein. Später hat man wohl die Benennung „Balley“ da eintreten lassen, wo, wie z. B. in der Mark Brandenburg, mehrere Commenden unter einem Vorsteher vereinigt waren. Denn in einer Urkunde Kaiser Carls IV. d. d. Strausberg am St. Johannis-Tage 1373 heißt es unter Anderm: „daß Wir haben bestätiget, und bestätigen mit diesem Briefe Unsern Lieben Andächtigen Bernhard von der Schulenburg, Commendur zu der Garton S. Johansen Ordens und allen Häusern desselben Ordens die in Unser Marken zu Brandenburg gelegen sein, alle Ihre Rechtigkeit, Freiheit &c.“, und erst in dem Heimbachschen Vergleiche, von dem weiter unten die Rede sein wird, kommen die Worte „Balie“ und „Balier“ vor, abgeleitet von dem der altfranzösischen Sprache entnommenen Worte „Bali“ „Verwalter“.

Ferdinand de Heredia zu Rhodus und 1467 auch die des Papstes Paul II. erlangte —, nach langem deshalb bestandenen Streite mit dem Großpriorate von Deutschland, durch den Großprior anerkannt und bestätigt wurden.*)

In dieser ältesten Urkunde, welche über die Balley Brandenburg vorhanden ist, wird das Haupt derselben, wie schon oben bemerkt, überall „Balier" genannt, und ward dieser Titel auch bei allen Urkunden in lateinischer Sprache von Seiten des Großmeisters und des Großpriors bis zur Auflösung der Balley im Jahre 1811 ausschließlich gebraucht.

Im Allgemeinen aber ward derselbe bald durch das deutsche „Meister" verdrängt, und in späteren Zeiten bediente sich selbst der Großprior bei Briefen in deutscher Sprache dieses Prädicats.

Die gegenwärtige Benennung „Herren-Meister" ist einfach aus der Zusammensetzung der Worte „Herr" und „Meister" entstanden, wie dies aus Urkunden und Capitelsbeschlüssen ersichtlich ist, wo zuerst (Ende des 17. Jahrhunderts) die Bezeichnung „der Herr Meister" (nicht „Herren-Meister") oft vorkommt, bis später und zuletzt allgemein nur „Herren-Meister" geschrieben wurde.

Beckmann sagt darüber in seiner „Beschreibung des ritterlichen Johanniter-Ordens", Frankfurt a. O., 1726, Cap. V., Seite 209, Folgendes:

„Als Haupt des Herren-Meisterthums wird, in den alten Acten des Ordens, der Balley: Baillif, Baillivus, Bajulus von Brandenburg, auch das Meisterthum selbst Ballivia, die Balley Brandenburg, geheißen, dergleichen in den bisher producirten Documenten unterschiedentlich zu finden ist. Durchgehends aber und Stylo communi wird er „Herr-Meister" und „Herren-Meister" genannt, vielleicht in égard der Commendatoren und Ritter, als die sich vor andern in der Noblesse signalisiret: dann Dominos, Herren, hieß man in den mitteleren Seculis die Vornehmste von Adel."

„Stylo publico aber pfleget Er mehrentheils „Meister" geheißen zu werden. Also schreibt der Kaiser Sigismundus in dem kurz vorher producirten Schreiben: „Dem Ehrsamen Reymern von Guntersberg Meistern S. Joh. Ordens, unsern Lieben Andächtigen." Auch wie der Ober-Meister anno 1595 dieses Titels unter andern erwehnet, so hat Herr Adam von Schlieben geantwortet: daß über aller Menschen Gedenken ein Ballier allhier von Römischen Kaisern, Königen, Chur- und Fürsten, und von männiglich ein Meister des Ordens genannt würde; respectu aber Sr. Fürstlichen Gnaden hätte das Wort Ballier seinen Weg, welches in diesen Landen doch unbekannt und nie gebraucht werde. So würde ad Differentiam S. F. Gnaden und deroselben Vorfahren von Römischen Kaisern und andern der Titel Ober-Meister gegeben; dem zu Malta Groß-Meister, und dem hiesigen Haupte Meister, und solches auf unsere Deutsche Sprache."

„Die Herren-Meister selbst auch haben dies Praedicat besage alter und neuer Titulaturen beständig geführt: Vor diesem auch das Wort „Gemein-Gebiether" gleichsam als eine Erklärung des Wortes:

*) Das Original dieses Vergleichs befindet sich nebst allen übrigen Urkunden, Ahnentafeln und Acten der Balley Brandenburg, bis zum Anfange des Jahres 1811 gehend, im Königlichen Geheimen Staats-Archive. Wir behalten uns vor, demnächst einen correcten Abdruck desselben zu bringen.

Meister, ingleichen das Wort **Fra**, Bruder, nach Ordens-Gewohnheit hinzugefüget; als Capitals-Schluß von anno 1495 am Tage **Dorotheae**: „Wir Bruder Georg von Schlaberndorf, Ordens St. Johannis des heiligen Hauses des Hospitals zu Jerusalem, in der Mark, Sachsen, Pommern, Wendland Meißen und Gemein-Gebiether“ u. s. w. Wie dann auch die Obriste Ordens-Glieder den Namen Bruder gegen einander zu gebrauchen pflegen, als der Groß-Prior Arbogast v. Andlau nennt in seinem Schreiben an den Prior von Böhmen, den Grafen v. Honstein, den Ehrwürdigen, Wohlgeborenen unsern besonders lieben Freund und Ordens-Bruder Graf Martin. Sonsten aber, nachdem diese Würde bei den höheren Standes-Personen geblieben, so haben sie in ihren eigenen Personen sich dieses Wortes zu gebrauchen unterlassen.“

Das Vorstehende wird genügen, die Nichtberechtigung der Benennungen: „Heermeisterthum Sonnenburg“ und „Heermeister“ festzustellen, doch sei hier noch zum Mehreren angeführt, daß beide in sämmtlichen Ordens-Urkunden nie vorkommen, und daß das Prädicat: „Herren-Meister“ wenngleich, streng genommen, keine volle historische Berechtigung besitzt, doch dadurch, daß es über 100 Jahre (vom Ende des 17. bis Anfang 19. Jahrhunderts) fast ausschließlich angewendet worden ist, um so mehr Anspruch auf Geltung hat und haben muß, da auch bei der wieder erfolgten Aufrichtung der Balley Brandenburg durch Seine Majestät unsern Allergnädigsten König und Herrn, Seine Königl. Hoheit der Prinz Carl von Preußen, in Folge der auf Höchstdenselben gefallenen Wahl als Herren-Meister, die landesherrliche Confirmation erhalten hat.

Zum Schluß sei es noch gestattet, eines eigenthümlichen Verhältnisses zu erwähnen, in welchem früher die Herren-Meister zum Großpriorate standen:

Obgleich die Confirmation der sämmtlichen Herren-Meister auf Grund des Heimbach'schen Vergleichs durch den Großprior erfolgt ist, so scheint man doch in Heitersheim*) die Balley Brandenburg seit der Reformation als **in partibus infidelium** betrachtet zu haben, und da zudem die Herren-Meister seit jener Zeit nicht mehr auf den Provinzial-Capiteln erschienen, ist es wahrscheinlich, daß auf Grund dessen und damit in denselben die Stimme des Balleyers von Brandenburg nicht fehle, durch den Convent des Ober-Meisterthums stets ein Neben- oder **quasi Bajulivus Brandenburgensis** erwählt worden.**) Selbst in dem letzten Heitersheim'schen Ordens-Kalender ist nicht Prinz Ferdinand von Preußen, sondern ein Freiherr Truchses von Rheinfelden und nach diesem ein Freiherr v. Pfürdt als „Baillif“ von Brandenburg aufgeführt.

---

*) Heitersheim im Breisgau war die Residenz des Großpriors von Deutschland, der als solcher seit 1546 zugleich deutscher Reichsfürst war.

) Siehe Osterhausen „Gründlicher Bericht vom Ritterlichen Johanniter-Orden“ **pag. 630—634.

Druck von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.

Preußische Zustände.

Wir können nicht sagen, daß die Lage der öffentlichen Zustände auf irgend einem Punkte erfreulich sei.

Das Land wird bei der Vornahme der allgemeinen Neuwahlen demnächst berufen sein, ein Urtheil über den Gang der Dinge im Vaterlande abzugeben, allein alle Richtungen im Volke, soweit sie in unserer ferneren Entwicklung noch in Frage kommen, werden fast durchweg ein kritisches Verhalten beobachten, und in dieser oder jener Weise einen Gegensatz gegen die bestehende Politik auszudrücken versuchen.

Wir leben in einem Staate, der mit Rücksicht auf die seit 1848 gewählte, resp. octroyirte äußere Form ein „constitutioneller" genannt wird. Der König, unser Herr, war mit dem 31. Januar 1850 einen großen Schritt von dem Werke zurückgetreten, zu dem Ihn Gott berufen und für das Er eben so große Begeisterung als seltene Fähigkeiten besaß; Er war zurückgetreten, nicht um ein Fremdling zu werden, nicht als ob Ihn allein im ganzen Volke das neue Recht rechtlos machte, wie ja wohl das constitutionelle System anderswo gedeutet ward, sondern wie der Herr und der Erbe zurücktritt, in Hoffnung und Aussicht, mit Rathschlägen und offen ausgesprochenen Erwartungen. Jene Thronrede, in der Er erschien, „wie nie zuvor und nie hernach", sollte das Manifest der neuen Periode werden. Aber ist es mehr geworden, als ein Testament?

Es galt, das octroyirte und im Einzelnen schon verbesserte Verfassungs-Schema „den Lebensbedingungen Preußens entsprechender zu machen"; es galt also zunächst, sich überall auf die eigentlichen Lebensbedingungen Preußens zu besinnen, die vorgefaßten Meinungen der Parteien, die windigen Phantome des Zeitgeistes in ihre untergeordnete Stellung zurückzuweisen, es galt — wir wollen ohne Phrasen reden — die Wege, auf denen wir groß und mächtig geworden, ins Auge zu fassen und ihnen entsprechende Weiterführung zu sichern, falls sich nicht unter allgemeiner Zustimmung nachweisen ließ, daß diese Wege, oder ein einzelner derselben, in seinen weiteren Folgen für das Vaterland verderblich würden. Es galt, um in einem Satze Alles zusammenzufassen, die Politik Friedrich Wilhelms des großen Kurfürsten, die Politik Friedrichs des Großen, endlich die Politik der Jahre der Erhebung und

Wiedergeburt Preußens ins Auge zu fassen, und darnach den weiteren Weg unserer Entwickelung unter uns zu vereinbaren.

War das so schwer? Mußte es den Söhnen und Enkeln der Männer von 1813 nicht leicht werden, im Aufblick zu König und Vaterland zu einer Verständigung über die weiteren Schritte in die gemeinsame Zukunft zu kommen?

Und wenn es dazu nicht gekommen ist, was war die Schuld daran?

Man könnte hundert Ursachen dafür anführen, aber man würde dadurch nur den Blick auf die Hauptursache verlieren und in eine ähnliche Beschränktheit und Verwirrung verfallen, welche wir eben hauptsächlich für unsre langsamen Fortschritte, für die Stagnation unserer Zustände verantwortlich machen.

Was uns Allen seit Langem fehlt, ist das Bewußtsein unserer öffentlichen Pflichten. Der Staat ist den Wenigsten noch eine res publica, eine öffentliche Sache; eine jede Partei sucht nach einer gewissen Domaine darin für sich, die Rechten wie die Linken, und wenn dann der Unmuth über das Mißlingen einer von der Allgemeinheit geforderten That den Parteien in die Köpfe steigt, so werfen sie sich gegenseitig Egoismus und Nebenrücksichten vor, um im nächsten Augenblicke ein jeder auf seine Domaine zurückzukehren. So standen die „Liberalen" den „Conservativen", die Industriellen den Grundbesitzern, die gelehrten Denker dem Volksgemüthe ꝛc. gegenüber; und zu dem Bewußtsein, daß beide Theile des Gegensatzes eine Nothwendigkeit für das Ganze seien, daß eine Vereinigung und Ausgleichung beider Theile immer wieder von Neuem nothwendig würde, kam man nicht.

Natürlich, daß dadurch die Familie sich in den Kampf der feindlichen Brüder aufzulösen drohte; die auf einander hingewiesenen Gegensätze fingen an zu erstarren und sich mit Leidenschaft zu befeinden; es genügte, daß ein Antrag, eine Idee von conservativer Seite ausging, und sie war im ganzen Lager der liberalen Partei verfehmt; es genügte, daß ein „Liberaler" eine Satzung der Freiheit vertheidigte, und sie ward mit Verdacht von der Rechten betrachtet.

Ein unglückseliger Zustand! Berufen zu einer der erhabensten, seltensten Schöpfungen, den Bestand unserer Verfassung zu sichern, die Keime derselben zu pflegen und zu entwickeln, dem Genius Preußens eine neue Rüstung zu geben und seinen Arm neu zu stärken, traten die Berufenen von vornherein aus einander und suchten ein Werk, das nur mit Anstrengung und Zusammengießung aller Kräfte gefördert werden konnte, ein jeder Theil nach einem eignen Plane und ein jeder Theil nach seinen besonderen Rücksichten oder gar Vortheilen zu fördern.

Wir schuldigen darum die Einzelnen noch nicht eines schmachvollen Egoismus an; denn allerdings bildeten die Rücksichten auf die einzelnen Standes- und Lebenskreise, die in unsern gesetzgebenden Versammlungen vertreten waren, recht eigentlich den Vorwurf der Bera-

thungen und Verfassungs-Arbeiten; aber jede einzelne dieser Rücksichten, das Boden-Interesse wie das Industrie-Interesse, wie alle die anderen ähnlichen Interessen wollten von der ganzen Versammlung gefördert, nicht von einzelnen Theilen derselben einseitig betrieben sein. Diejenige Seite, welche es über sich gewonnen hätte, zuerst das gegenseitige Interesse auf den Schild zu heben und dafür zu kämpfen, hätte der Periode unserer Verfassungsbereitung, welche nun verflossen ist, einen anderen, schöneren Charakter aufgedrückt, hätte die künstlichen und unnatürlichen Grenzen innerhalb der gesetzgebenden Macht niedergeworfen. Wie schade, daß unsere Freunde sich diesen Triumph entgehen ließen! Sie haben einen kostbaren Augenblick verloren, als sie nach Beseitigung der Gemeinde-Ordnung vom 11. März 1850 sich die Vertretung der städtischen Freiheiten entgehen ließen!

Damals konnte eine Vereinigung der Gegensätze im Hause angebahnt werden, welche die Liberalen aus ihren schwachen, rein kritischen Positionen gerissen und in die Wirklichkeit der Dinge zurückgeführt hätte, damals konnte zugleich eine tiefe Kluft zwischen allem bureaukratischen Regiment und deutscher Selbstregierung befestigt werden. Es ist nicht geschehen.

Statt dessen führte eine blinde Abneigung gegen die andere Seite dahin, Ordnungen zu errichten, welche doch nichts dazu thun, die innere Ordnung, an der es den Gemeinden so sehr fehlt, herzustellen, jene innere Ordnung, die allerdings niemals durch königliche Polizei-Directoren, sondern nur durch die Selbstthätigkeit der einzelnen Bürger beschafft werden kann.

Seitdem haben sich die Gegensätze im Hause der Abgeordneten mehr und mehr verhärtet; überall wurden die Motive der Auftretenden bekrittelt, wenn nicht verdächtigt; die Möglichkeit eines gemeinsamen Wirkens entschwand immer mehr, und eine Versammlung, die durch das königliche Wort und durch die Verfassung mit den größten Machtbefugnissen zur Umbildung und Neubildung unseres staatlichen und gesellschaftlichen Körpers ausgerüstet war, kam bald dahin, vom Ministertische willig eine Definition, die zwischen Angelegenheiten der Gesetzgebung und denen der Verwaltung schied, dahinzunehmen und so die Beurtheilung und Förderung eines wichtigen Theiles des öffentlichen Rechtes aufzugeben.

Die Regierung wurde übrigens zu dem Standpunkte, auf den sie mit dieser Definition trat, gedrängt. Sie hatte einer Versammlung voll großer patriotischer Gedanken, voll Pläne und Reformen entgegengesehen, und es sind Anzeichen vorhanden, daß sie diese Pläne mit Hoffnung und Eifer erwartet hat; aber sie fand eine Versammlung, die sich in Folge ihrer inneren Spaltungen selbst zur Unthätigkeit verdammt hatte, eine Versammlung, die an der Gestaltung der Verfassung, also auch an der Regierung im weitesten Sinne, nicht Theil zu nehmen im Stande

war, und eine Menge von Erwartungen, welche das Land an die Legislative gerichtet hatte, fielen deshalb an sie zurück.

So ward die nächste Folge der Einführung eines neuen Factors in unser öffentliches Leben die Verstärkung und Ausdehnung der Macht der Minister.

Es war gar nicht zu verwundern, daß sich eine nicht unbedeutende Anzahl von Abgeordneten fanden, die, ohne einer bestimmten Partei anzugehören, in das Haus getreten, — besonders waren es Staatsbeamte — nun, da sie den erwarteten Einfluß eines mächtigen und patriotischen Gesammtwillens im Hause nicht spürten, sich zunächst auf sich zurückzogen und dann, wie auf einen natürlichen Schwerpunkt, zur Regierung hinneigten und ihr eine weitere Stütze gewährten. Wenn diese Männer aber, welche vor Allem in den Mittelfractionen zwischen der Fraction v. Gerlach und der Fraction Mathis zu finden sind, heut mit oft bitterem Wort von Rechts und Links verfolgt werden, so zeugt das von einer sehr geringen Selbsterkenntniß auf Seiten der Rechten wie der Linken. Was konnten diese Männer, die durch ihren bisherigen Wirkungskreis gewohnt waren, einer festen Einheit des Planes zu folgen, Anderes thun? Sollten sie sich Parteirücksichten fügen, die ihnen eben so fremd waren, als dieselben oft nur von den Vortheilen und Leidenschaften der Parteien selbst erzeugt waren?

Wir haben, indem wir uns zur ständischen Entwickelung Preußens seit 1850 zurückwandten, unwillkürlich eine Grabschrift derselben geschrieben, und in der That ist der Zeitpunkt dazu wohl gekommen.

In wenigen Tagen hat das Haus der Abgeordneten seine Kammer-Session geendet, eine Session von seltener Schwüle und Mattigkeit, eine Session voller Ansätze zu Größerem und voller Klagen über Nichterreichtes, voller Versuche, deren Rest Schweigen war, und mit dieser Session ist die Legislaturperiode geschlossen.

Neue Wahlen stehen vor der Thür: ein neues Haus der Abgeordneten wird im Januar 1859, vielleicht schon früher, zusammentreten; das Urtheil des Volkes ist herausgefordert, und Presse und Wahlversammlungen werden in diesem Sommer über die Candidaten und ihre Programme berathen.

Wer wird gewählt werden? Wir fürchten, nicht zu viele von denen, die eben noch auf den rothen Bänken am Dönhofsplatze sitzen. Das Land hat einen Widerwillen gegen die Zersplitterungen, in welche sich das Haus theilt. Es will keine ministeriellen Deputirten, aber auch keine Männer der bloßen Partei-Rücksichten; es wird unabhängige Männer wählen, welche die Doctrinen hassen, die Noth und die Bedürfnisse des Volkes kennen und aufgeklärte Freunde einer wirklichen Reform unserer Gesellschaft sind.

Französische Finanzen.

Die Finanzverwaltung Frankreichs. Von Dr. Karl Ritter v. Hock. 8. 698 S. Stuttgart 1857.

„Als eins der großartigsten Gebäude des menschlichen Verstandes," sagt Herr v. Hock, „wie wir auf anderen Gebieten in einem allseitig durchgebildeten philosophischen Systeme, einem Römerbau, einer Meere verbindenden Eisenbahn bewundern, tritt uns das französische Finanzsystem entgegen. Von einem Mittelpunkte geht in mannigfachen Abstufungen und nach allen Richtungen ein Netz von einzelnen Organen aus, jedes gesondert und doch in seinen Wirkungen unterstützend und maßgebend auf das andere eingreifend; ein Zug, und alle die tausend Glieder gerathen in die geforderte Bewegung. Sinnreiche Einrichtungen schaffen aus hunderttausend Kanälen die Mittel des Staatshaushaltes herbei, sammeln und vertheilen sie, und ein sinnreiches Rechnungsverfahren bringt Stand und Bewegung der einzelnen Summen zur klarsten Evidenz u. s. w."

In der That ist Frankreich von jeher die hohe Schule des fiskalischen Geistes gewesen. Von daher entnahm ja auch der große Friedrich seine Regiebeamten, über deren Werth er jedoch am Ende seiner Tage noch selbst enttäuscht wurde. Indem man nun nach der Revolution mit all den Hülfsmitteln, welche die moderne Systematik und Allmacht der Staatsgewalt gewährten, aus diesem fiskalischen Geiste heraus ein Finanzgebäude construirte, so mußte wohl etwas Außerordentliches entstehen. So sah man, wie das Genie eines Napoleon aus den seit Jahrhunderten überlieferten und vorgebildeten militairischen Elementen Frankreichs die große Armee schuf. Ein großartiges Monument des Fiskus ist also dieses Finanzsystem unstreitig. Würden wir aber nach dem ökonomischen, oder nach dem politischen und sittlichen Werth desselben fragen, so dürfte sich unsere Bewunderung beträchtlich abkühlen.

Treten wir nun in dieses Gebäude ein, um es an der Hand des Herrn Verfassers zu durchwandern, der für Alle, welche dasselbe kennen zu lernen wünschen, ein eben so zuverlässiger als willkommner Führer sein wird. Wir stellen uns zunächst in das Centrum, in das Allerheiligste, wo das Finanzministerium residirt.

Nicht schon unter Napoleon, sondern erst während der Restauration hat dieses Ministerium seine heutige Einrichtung erhalten, durch den großen Minister Villèle. Unter Napoleon war der Schatz und das Schuldenwesen getrennt. Jetzt sind diese beiden Zweige unter eine Oberleitung vereinigt. Außerdem ressortiren davon noch die Domainen, die Forsten, die Post, und endlich die Finanzpolizei, d. h. die obere Aufsicht über alle Art von Geldinstituten, wie die Bank, der Credit mobilier, die Lebensversicherungs-Gesellschaften u. s. w. Diese Polizei

wird durch die General-Inspectoren ausgeübt, ein der französischen Finanzverwaltung eigenthümliches Institut. Es sind die Sendgrafen des Fiscus.

Das Ministerium im engeren Sinne zählt 690 Beamte. Dazu kommen dann noch die ebenfalls zur Centralverwaltung gehörigen sechs General-Directionen, der directen Steuern, des Enregistrements incl. Domainen, der Forsten, des Zollwesens, der indirecten Abgaben incl. Monopole, und der Posten, im Ganzen mit 1074 Beamten. Endlich die Gesammtzahl aller vom Finanzministerium ressortirenden Beamten betrug im Jahre 1857 nicht weniger als 72,606, mit einem Gehaltsbezug von über 93 Mill. Frs., ungerechnet viele Tausend Einnehmer, die blos auf Tantieme gesetzt sind, und nicht als Beamte gelten.

Rechnet man die Familienglieder hinzu, so dürften gegen 300,000 Köpfe herauskommen, welche von dem Finanzministerium ihr Brod erwarten. Da mag es viele schmale Bissen geben, denn im Durchschnitt kommen auf jeden Beamten noch nicht 1300 Fr., und bei weitem die Mehrzahl bleibt unter diesem Durchschnitt. „Die üblen Folgen der allzu geringen Gehalte sind denn auch nicht ausgeblieben. Eine der allgemeinsten ist, daß die subalternen Beamten genöthigt sind, sich nach Nebengeschäften umzusehen. Es ist in Paris gar nichts Seltenes, dem Manne, mit dem man Vormittags in einem Bureau zu thun hatte, des Nachmittags oder Abends in sehr heterogenen Lebensverhältnissen, als Arzt, Handwerker, Kleinhändler und dergleichen zu begegnen." Auch die Pensionen sind viel zu gering. Indessen ist das Gouvernement seit Napoleon I. fortwährend bemüht gewesen, durch Vereinfachung des Dienstes und Verminderung des Personals einerseits ersparen und andrerseits die Gehälter verbessern zu können.

Mit dem inneren Werth der Beamten wird man es unter solchen Umständen auch nicht zu genau nehmen dürfen, zumal der Geist der Spionage, welcher die Kehrseite der Fiscalität ist, den Charakter deteriorirt. Trotz aller Anerkennung der formellen Dienstmechanik bemerkt daher Hr. v. Hock bei einem Vergleich mit Preußen, man könne nicht läugnen, daß der Dienst in Preußen ein rascherer, und der Beamtenschlag in den unteren und mittleren Schichten ein körnigerer und edlerer sei."

Das sind also die Agenten des Fiscus, die Fang- und Saugarme, womit derselbe das ganze Land umspannt. Sehen wir jetzt, was sie ihm eintragen. Wir folgen dabei den Rubriken der vorgedachten General-Directionen, die zwar keine logische Eintheilung darstellen, aber durch die Praxis des Dienstes gegeben sind.

1. Directe Steuern.

Für das Jahr 1857 auf 438 Mill. veranschlagt. Dahin gehören:

a. die Grundsteuer.

Sie spielt in der französischen Finanzgeschichte eine große Rolle durch

die Mißgriffe, welche sie veranlaßte. Bekanntlich hatten nämlich die Physiokraten die Lehre aufgestellt, daß der Netto-Ertrag aller ökonomischen Geschäfte lediglich aus dem Grund und Boden fließe, daher folglich die Bodenrente das allein wahre Steuer-Object sei, und obgleich diese Lehre von Anfang an bestritten wurde, und die späteren Oekonomisten nach Adam Smith sogar in das entgegengesetzte Extrem verfielen, indem sie die Arbeit für allein productiv erklärten, so hatten doch die physiokratischen Lehren zur Zeit der ersten Revolution noch ein großes Ansehn. Man wollte demnach das Steuer-System so viel als möglich auf die Bodenrente basiren, und um dabei rational zu verfahren, wurde eine allgemeine Catastrirung angeordnet. Die seitdem ausgeführten Cataster-Arbeiten kosten 150 Mill. Allein der Erfolg entsprach den Erwartungen nicht. Zur Normirung einer gerechten Besteuerung erwies sich die Catastrirung durchaus unbrauchbar, sondern es bedurfte ganz anderer Elemente, um die relative Steuerfähigkeit der verschiedenen Landestheile einigermaßen abzuschätzen. Seitdem hat man die Grundsteuer nach den Departements contingentirt, so daß nur durch den Zuwachs neuer Steuer-Objecte eine Steuererhöhung eintreten kann, und der Cataster dient dabei nur als ein Hülfsmittel für die Ausgleichung in den einzelnen Gemeinden. Jedoch findet man auch diesen Zustand noch mangelhaft und ist mit fortwährenden Revisionen beschäftigt. Zu Ende wird man damit niemals kommen, so lange man sich nicht entschließt, die Grundsteuer für einen unveränderlichen Canon zu erklären. Denn schon jetzt ist man zu der Ueberzeugung gekommen, daß es trotz aller Ausgleichungen immer noch Departements gäbe, die 2½ Mal, und Gemeinden, die sogar 10 Mal so hoch besteuert seien als andere.

Ursprünglich ging man von der Voraussetzung aus, daß das gesammte Grundeigenthum Frankreichs einen Reinertrag von 1200 Mill. liefere, wovon 25 pCt., also 250 Mill. gesteuert werden sollten. Diese Steuer erwies sich aber als zu hoch. Sie beträgt jetzt 161 Mill., und man nimmt an, daß dies nur 8 pCt. des Reinertrages repräsentire. Die Anzahl der steuerpflichtigen Grundparzellen stieg im Jahre 1851 auf 126 Mill.

b. Personal- und Wohnungssteuer.

Sie ist eine Art von Einkommensteuer, und beträgt jetzt 36 Mill.

c. Thür- und Fenstersteuer.

Beträgt jetzt 26 Mill.

Auch diese beiden Steuern werden wie die Grundsteuer contingentirt, und bei der Repartition haben die Departementalräthe mitzuwirken.

d. Die Gewerbesteuer.

Sie wird nicht contingentirt. Die Anzahl der davon betroffenen Steuerpflichtigen beträgt jetzt 1,440,000 und das Steuer-Einkommen 43 Mill.

Alle diese 4 directen Steuern erhalten aber noch Zuschläge, die

sogenannten Zusatz-Centimen, und zwar die beiden ersteren einen fixen Zuschlag von 16 pCt., wovon die Hälfte den Departementalbudgets zufließt. Außerdem erhalten sie alle noch sehr beträchtliche Zuschläge, theils für die Staatskasse, theils zu Departemental- und Communalbedürfnissen. Doch werden alle diese Zuschläge vom Staat erhoben und dann den betreffenden Departements und Gemeinden zurückgezahlt.

2) Enregistrement und Domainen.

Unter dem ersteren Worte versteht man im weitesten Sinne alle Gebühren, die aus Anlaß von Rechtsgeschäften irgend welcher Art erhoben werden, incl. Stempel. Die Berechnung ist complicirt, die Erhebung vielfach drückend, der Betrag ganz außerordentlich hoch. Für das Jahr 1857 wurden nämlich die Gebühren auf 286 Mill. veranschlagt, wozu noch 52 Mill. Stempel hinzukommen. Unser Autor sagt darüber: „Diese Abgabe belastet das unbewegliche Eigenthum, also grade dasjenige, welches sich der Besteuerung nicht entziehen kann, allzuhoch; und hierin liegt neben und mit den Mängeln der Grundbücher die Ursache, warum der Hypothekarcredit in Frankreich bei weitem nicht dem vorhandenen Bedürfnisse und den Fortschritten des Mobiliarcredits entspricht. Auch darf nicht übersehen werden, daß das bewegliche Vermögen der Minderjährigen und der öffentlichen Anstalten, welche in ihren Rechtsgeschäften der in der Registrirung liegenden Bürgschaften nicht entbehren können, durch die Abgabe weit härter getroffen wird als anderes bewegliches Eigenthum. Der kaufmännische, der Wechsel- und der Börsenverkehr ist hingegen fast durchaus befreit."

Was die eigentlichen Domainen anbetrifft, so sind dieselben bekanntlich auf ein Minimum zusammengeschmolzen, und einen Hauptbestandtheil bilden jetzt die confiscirten Orleansschen Güter. Sie figuriren demnach nur mit 10 Mill., die Verkäufe mit eingerechnet.

3) Forsten.

Nachdem in vorigen Jahrhunderten eine so rücksichtslose Devastation der Wälder stattgefunden, daß ein großer Theil Frankreichs jetzt entschieden an Waldmangel leidet, legt man seitdem auf die Erhaltung der noch vorhandenen Waldbeßtände großen Werth. Gemeinden und Privatleute werden daher in der Bewirthschaftung ihrer Forsten sehr stark bevormundet. Man hat zu dem Ende ein überzahlreiches Beamtenpersonal, insbesondere von Waldwärtern. Um so auffallender scheint es aber, daß gleichwohl noch alljährlich besondere Wolfsjagden gehalten werden müssen, während doch in dem viel waldigeren und gebirgigeren Deutschland die Wölfe vollständig ausgerottet sind.

Die Erträgnisse der Staatsforsten figuriren mit 26 Millionen incl. Jagd und Fischerei.

4) Zölle.

Die Strenge der französischen Zollgesetze seit Colbert ist weltbekannt. Die Revolution hat dieselben nur verallgemeinert und systema-

tisirt, „und sie haben sich seitdem als ein eben so brauchbares Werkzeug der Schreckensherrschaft, wie des Continentalzwanges und des Monopols begünstigter Capitalisten erwiesen, daß sie fortwährend mit Vorliebe gepflegt wurden.“ Ja nicht nur mit Vorliebe, sondern sogar mit einer cynischen Rücksichtslosigkeit. Mußte man doch hören, wie ein berühmter Marschall, der auf seinen Gütern eine beträchtliche Rindviehzucht trieb, öffentlich von der Tribune erklärte, daß er lieber den Feind im Land sähe, als ausländische Ochsen. Das geschah unter Louis Philipp. Erst unter Louis Napoleon hat man angefangen, in dem Prohibitivsystem eine wirksame Bresche zu eröffnen. Sehr viel trugen die Traubenkrankheit und die dürftige Getreide-Ernte einiger Jahre dazu bei, welche eine Erleichterung der Einfuhr dieser wichtigen Artikel nothwendig machten. Der dadurch belebte Verkehr hat auch für die Zukunft liberaleren Principien Bahn gebrochen. Gleichwohl werden sich unsere Leser vielleicht erinnern, wie das Project vom Jahre 1856, wonach die noch bestehenden Prohibitionen durch hohe Zölle ersetzt werden sollten, auf den heftigsten Widerstand stieß, der selbst die starke kaiserliche Regierung bedenklich machte.

Neben der Höhe der Zölle wirkt ferner die grenzenlose Specialisirung des Zolltarifs lähmend, indem dadurch in der Praxis eine Menge eigenthümlicher Schwierigkeiten entsteht. Jede Waarengattung wird danach in zahllose Abtheilungen und Unter-Abtheilungen zerlegt. „Es ist,“ sagt Herr v. Hock, „als ob die dürre, unfruchtbare, vielgetheilte Casuistik, welche im Mittelalter in den französischen Rechts- und Philosophenschulen sich breit machte, und welche der nüchterne Sinn des Volkes aus den Gesetz- und Lehrbüchern vertrieben hat, im Tarif ihre letzte Ruhestätte gefunden hätte.“ So wird z. B. der Artikel Bau- und Werkholz in 11 Posten mit 23 Unter-Abtheilungen eingetheilt.

Dazu kommen weiter die mannichfaltigen Differenzialzölle, je nach der Einfuhr zu Wasser oder zu Lande, und im ersteren Falle, je nachdem die Waare aus den französischen Colonieen oder aus den Küstenländern des Stillen Meeres, oder aus anderen fremden Erdtheilen, oder aus Europa importirt wird. Dies Alles macht einen Unterschied in der Verzollung.

Die Nationalflagge wird durchaus begünstigt, und diese Begünstigungen sind in neuester Zeit nicht vermindert, sondern sogar erhöht. Man fühlt die Absicht der kaiserlichen Regierung durch, vor allem die Marine zu heben, und zu diesem Ende die Handelsschifffahrt zu befördern. Es betreffen diese Begünstigungen der Nationalflagge nicht nur die Waarenzölle, sondern auch die eigentlichen Schifffahrts-Abgaben.

Einige Ausnahmen sind hiervon durch besondere Verträge gemacht, worunter es besonders merkwürdig ist, daß der alte bourbonische Familienvertrag vom Jahre 1761, wonach die spanische Flagge der französischen gleichgestellt wurde, noch immer in Geltung ist. Er hat also die

Stürme der Revolution überlebt, wodurch die Bourbons vom Throne Frankreichs, wie zeitweilig auch von dem Throne Spaniens, vertrieben wurden. Man sieht, wie die bourbonische Politik in dieser Hinsicht durchaus die Politik Frankreichs war. Die Republik, Napoleon I. und Louis Philipp setzten sie in ihrer Weise fort, wie es jetzt Napoleon III. thut. Auch die englische Flagge genießt einige Begünstigungen. Insbesondere aber bestehen mit Belgien und Sardinien Verträge, welche auch die Einfuhr zu Lande vielfach begünstigen, und nicht wenig dazu beitragen, die materiellen Interessen dieser Länder mit den französischen zu verketten. Es scheint wohl, man gefällt sich dabei in dem Gedanken, Belgien und Sardinien wie eine Art von französischen Nebenländern zu behandeln.

Endlich besteht zur Beförderung der National-Industrie ein weitschichtiges System von Rückzöllen und Prämien.

Nach dem Allen kann man sich dann nicht verwundern, wenn der französische Handel keinesweges den Umfang erreicht, den die von Natur so günstige Lage des Landes, wie die allgemeine Civilisation Frankreichs, ermöglichen würden. Eben so steht es mit der Schifffahrt, indem die Nationalflagge trotz aller Begünstigungen merklich hinter der fremden Flagge zurückbleibt.

Die Zollerträge waren für das Jahr 1857 auf 203 Mill. veranschlagt, wovon aber wieder 64 Mill. für Prämien und Rückzölle in Abgang kommen, so daß nur 139 Mill. bleiben würden. Zieht man davon noch die beträchtlichen Erhebungskosten ab, so muß das Netto-Einkommen von den Zöllen auffallend gering erscheinen. Am auffallendsten, wenn man dasselbe mit dem Enregistrement vergleicht, welches mehr als das Doppelte beträgt, d. h. der Fiscus zieht von dem inneren Verkehr mehr als doppelt so viel als von dem auswärtigen. Etwas Aehnliches findet sich unseres Wissens nirgends.

5) Indirecte Abgaben.

Darunter sind hervorzuheben die Salzsteuer, die Zuckersteuer, die Getränksteuer und das Tabacksmonopol.

a. Das Salz ist nicht Monopol, sondern erliegt nur einer Steuer, welche durch die Februar-Revolution von 30 Centimen pro Kilogramm auf 10 herabgesetzt wurde, und dies ist eine der wenigen Aenderungen von diesem Datum, welche sich erhalten haben. Der Steuerertrag ist für das Jahr 1857 auf 34 Mill. veranschlagt.

b. Die Zuckersteuer wird auf 36 Mill. veranschlagt. Es ist dies nämlich die Abgabe für die Rübenzuckerfabrication, welche dergestalt normirt ist, daß der Rübenzucker dem französischen Colonialzucker gleichsteht, und somit die Begünstigung gegen fremden Zucker immer noch erheblich bleibt.

c. Die Getränksteuer ist diejenige Steuer, gegen welche sich vorzugsweise der Haß der Bevölkerung richtet, und deren Abschaffung da-

her von allen Demagogen in Aussicht gestellt, aber niemals erreicht wurde. Ihre gegenwärtige Gestalt erhielt dieselbe durch das Gesetz von 1816, „ein Gesetz," sagt Herr v. Hock, „welches man mit Recht das umfassendste, kühnste und durchdachteste nennen kann, welches je aus dem Gehirn eines Finanzministers entsprang." Das will sagen, es ist ein Meisterstück der Fiscalität. Von den Belästigungen, welche dasselbe verursacht, macht man sich bei uns schwer eine Vorstellung. Allein die Steuer bringt 137 Mill.

Verschieden davon ist noch das städtische Octroi, welches theils in einem Zuschlag zu dieser Staatssteuer besteht, theils auch von anderen Artikeln, wie namentlich Fleisch, Viehfutter, Licht, Brenn- und Baumaterialien erhoben werden kann. Es bildet die Haupteinnahme der großen Städte, und beträgt in Paris über 40 Mill.

d. Der Taback ist durchaus Monopol, nach Fabrication und Handel. Dieses Monopol stammt schon aus dem 17. Jahrhundert. Die Revolution schaffte es ab, aber unter Napoleon I. kehrte es zurück, und die seitdem gemachten Versuche, es abzuschaffen, sind ohne Erfolg geblieben. Der Bruttoertrag ist auf 164 Mill. veranschlagt. Den dabei erzielten Gewinn schätzt man auf 450 pCt., was also 135 Mill. netto ergeben würde.

6) Die Post.

Sie wird noch immer vorzugsweise im fiscalischen Interesse verwaltet. Die Einnahmen figuriren mit 52 Millionen. Ganz getrennt davon ist der Telegraphendienst, welcher von dem Ministerium des Innern ressortirt. Die Erträge desselben sind mit 5 Millionen veranschlagt.

Das sind nun die Hauptposten der Staats-Einnahmen. Dazu kommen noch viele andere geringere Beträge, von welchen der Raum dieser Blätter nicht weiter zu reden gestattet. Nur mag hier noch in Betreff der Colonieen bemerkt werden, daß die Ausgaben bei Weitem die Einnahmen übersteigen. Dieselben betrugen nämlich, exclusive Algier, nach Millionen

im Jahre	1853:	1854:	1855:
Ausgabe	22,8	21,3	23,8
Einnahme	7,2	5,9	6,2

Algier ist für das Jahr 1857 mit einem Ertrage von 18½ M. veranschlagt. Was werden aber außer den Verwaltungskosten noch die Kriegskosten betragen? Es ist ein fressendes Capital.

Werfen wir nunmehr noch einen Blick auf das Einnahme-Budget im Ganzen.

Um den Gesammtbetrag aller derjenigen Summen zu erhalten, welche von der Nation für Staatszwecke aufgebracht werden, muß man von dem formellen Budget alle diejenigen Beträge abziehen, welche, wie vorbemerkt, an die Departements und Communen zurückgezahlt werden

und der Sache nach nur Kassen-Operationen vorstellen. Ferner, was an Rückzöllen und Prämien restituirt wird. Desgleichen den Materialwerth der monopolisirten Artikel, wie endlich den Werth, welchen die Dienstleistungen der Post repräsentiren, d. h. die Selbstkosten des Staates. Nach allen diesen Abzügen bleibt für das Jahr 1856 noch immer die runde Summe von 1400 M., welche von dem National-Einkommen zu Staatszwecken entnommen wurden. Das ist also sehr viel mehr als in anderen großen Staaten des Continents. Dazu kommt, daß man sich schon seit der Restauration fortwährend im Deficit befindet. Dasselbe betrug in runder Summe für die Periode von

1816—1830:	1,260 Mill.
1830—1848:	2,250 „
1848—1855:	970 „
in Summa:	4,480 Mill.

Mit Rücksicht auf die Hülfsmittel Frankreichs findet unser Herr Verfasser in all diesem nichts Bedenkliches. Sei doch der National-Credit gesichert, und die große Leichtigkeit, mit der man fortwährend im Inlande neue Anleihen contrahire, spreche für die Abundanz der Capitalien, d. h. für den Reichthum des Landes; und wenn ohne Veränderung des Steuermodus gleichwohl der Ertrag der indirecten Steuern ununterbrochen wachse, so müsse doch wohl keine Ueberbürdung stattfinden. Wir unsererseits können diese Schlüsse nicht für richtig halten, sondern trotz aller Hochachtung für die finanziellen Einsichten des Hrn. v. Hock erlauben wir uns, einige bescheidene Einwürfe dagegen zu erheben.

Was zuvörderst die Leichtigkeit neuer Staats-Anleihen in Frankreich anbetrifft, so erklärt sich dieselbe vielleicht nicht aus dem übergroßen Reichthum, sondern vielmehr aus der Schwierigkeit, welche der kleine Capitalist dort findet, seine Ersparnisse anderweitig bequem und sicher nutzbar zu machen, und aus dem Mangel an Unternehmungsgeist, wie dies auch schon von französischen Oekonomisten hervorgehoben ist, unter andern von Coquelin. Jedermann will dort ein Pensionär der Staatskasse sein. Was aber die Vermehrung der indirecten Steuer-Erträge anbetrifft, so ist dieselbe an und für sich noch kein Zeichen für die Verbesserung der volkswirthschaftlichen Zustände. Jede Subhastation oder Parcellirung vermehrt ja die Erträge des Enregistrements. Und wenn der Consum von Taback, Wein und Branntwein, wie auch von Kaffee und Zucker zunimmt, so ist das Volk um deswillen gerade noch nicht besser ernährt, weil dies Alles nicht eigentliche Nahrungsmittel sind. Die Nahrung des französischen Volkes muß aber wohl sehr mangelhaft sein, da es gar nicht mehr zu läugnen ist, daß der Menschenstamm merklich degenerirt, wie die militairischen Aushebungen constatiren.

Herr v. Hock bemerkt anderer Orten selbst, daß der Grundbesitz,

d. h. in Frankreich vor Allem die Bauern, durch das Enregistrement überbürdet erscheinen. Wir glauben, daß sie in der That überbürdet sind, auch noch durch viele andere Lasten, und führen als Beleg dafür die zunehmende Verschuldung und Parcellirung des Grund und Bodens an. Denn wenn der Bauer sein Gut verschuldet und die ohnehin schon so kleinen Landparcellen noch weiter parcelliren muß, so deutet das keineswegs auf Wohlstand, und wenn wir von den Bauern sprechen, so trifft dies über $^2/_3$ der Bevölkerung. Daher drängt die ländliche Bevölkerung nach den Städten, und dieser Andrang ist hin und wieder schon so stark, daß er zu einer effectiven Verminderung der ländlichen Bevölkerung führt. Freilich tritt das letztere nur erst in sporadischen Erscheinungen hervor, man muß aber fürchten, daß es um sich greift, und dann deutet es auf eine grausige Zukunft. Ganz ähnliche Ursachen hatten einst den Untergang des römischen Reiches zur Folge.

Ohne Zweifel ist das französische Finanzwesen eines hohen theoretischen Interesses würdig; was aber das praktische Interesse anbetrifft, so finden wir dasselbe vorzugsweise darin, daß es uns nicht etwa zur Nachahmung, sondern zur Warnung zu dienen hat. Das, meinen wir, ist die Nutzanwendung, die wir davon auch für unser sonst so wohl geordnetes preußisches Finanzwesen machen können, welches sich aber leider seit einer Reihe von Jahren in entschiedenem Rückschritt befindet. Giebt es doch bei uns Leute, die schon unverhohlen die Einführung eines Tabacksmonopols empfehlen, und es scheint wohl, wir befinden uns auf einer abschüssigen Bahn, welche uns in die Bande der Fiscalität und des Protectionismus führen wird. Schon haben wir uns unterwegs mit dem Deficit bekannt gemacht. F.

Erinnerungen aus Paris.

II.

Chateaubriand. — Mad. Récamier. — Scribe. — Alex. Dumas.

Herr von Chateaubriand, so groß, so ritterlich, so poetisch für Jeden, der ihn nur aus seinen literarischen Werken kennt, sobald man mit ihm bekannt wurde, verrieth nicht nur die Eitelkeit des Schriftstellers, die man ihm freilich leicht vergeben konnte, sondern war besonders stolz darauf, ein großer Staatsmann, ein Krieger und ein verführerischer, liebenswürdiger Mann zu sein; seine endlosen Memoiren d'outre tombe, ein Monument, das er weniger seinem Ruhm, als seiner unersättlichen und kindischen Eigenliebe gesetzt hat, führen ihn dem Leser als eben solchen Romanhelden vor, wie er sich im Salon den Damen gegenüberzustellen gefiel.

In fast allen seinen Büchern findet man sein idealisirtes Bild unter dem durchsichtigen Schleier einer Gestalt der Phantasie. Selbst in seinem „Leben des Herzogs von Berry", welches er sich so sehr bemüht interessant

zu machen, während doch nur dessen Tod dies ist, selbst in diesem Buche, was dem Andenken des unglücklichen Prinzen geweiht ist, hat Herr von Chateaubriand Mittel gefunden, sich selbst in Scene zu setzen und geltend zu machen. In ganz eigenthümlicher Weise, die Jedem, der ihn gekannt hat, sehr wohl verständlich ist, spricht er unter Anderm über die Bildung der Schultern des Herzogs von Berry: „breite, hohe, vorspringende Schultern, Kennzeichen der edlen und alten Geschlechter.“ Man erkennt leicht, welche Gestalt dem Schriftsteller hierbei vorgeschwebt, und man sieht, wie unter seiner Feder selbst höchst ungraciöse Eigenschaften ein neuer Anlaß zur Eitelkeit werden konnten. Diese selbe unverschämte Eitelkeit hat Chateaubriand die nachfolgenden verwegenen Worte eingegeben, die er niederschrieb kurz vor der Juli-Revolution, welche ihn so glänzend Lügen strafen sollte: „Entthront meinen König, aber laßt mir meine Feder! In drei Monaten wird er wieder auf den Thron hergestellt sein!“ Leider erwies sich diese so hoch geschätzte Feder, wie so viele andere, sehr geschickt beim Zerstören, aber sehr ungeschickt beim Wiederaufrichten; so daß Herr von Chateaubriand, des Wartens müde, sich ganz vom Centrum der Bewegung zurückzog und in einem der entlegensten Viertel von Paris ein Haus bezog, welches zu dem von seiner verehrungswürdigen Gemahlin für kranke und altersschwache Priester gestifteten Hospital gehört. Herr von Chateaubriand wurde selbst sowohl krank wie altersschwach, aber sein Hauptübel, ein Uebel, das so allgemein verbreitet, so schmerzhaft ist, und dennoch für welches kein Hospital hat gegründet werden können, war verwundete Eigenliebe. So viel er sich auch bemühete das Gegentheil vorzuspiegeln, fühlte er sich doch sehr gekränkt über die Vergessenheit, in welcher ihn alle politischen Parteien ließen, und rächte sich dadurch, daß er behauptete, keiner derselben anzugehören, ja, er sprach mit Verachtung von der Partei, sogar von dem Princip, die er so lange durch seine Beredtsamkeit unterstützt, oder zu unterstützen geglaubt hatte. „Herr von Chateaubriand beklagt sich, daß er taub wird,“ sagte man eines Tages zum Fürsten Talleyrand. „Natürlich,“ erwiderte dieser, „seitdem er nicht mehr von sich sprechen hört.“

In den letzten Jahren seines Lebens, damit beschäftigt, seiner alten, aber immer noch lebhaften Eitelkeit durch die Abfassung seiner Memoiren d'outre tombe zu fröhnen, ging Herr von Chateaubriand selten mehr aus, wenn es nicht einem Besuch im Kloster l'abbaye aux bois bei Madame Récamier galt, dieser Frau, die so viel Liebe und so viel Huldigung erfahren und die besonders in so hohem Grade den Leuten von Geist zu gefallen wußte, vorzüglich weil sie selbst nur wenig besaß, und statt ihren Neid zu erregen, vielmehr die große Kunst verstand, sie glänzen zu lassen und zur Geltung zu bringen.

Das Schicksal der Madame Récamier gehört zu den merkwürdigsten: mitten in der entarteten und zügellosen Gesellschaft zur Zeit des Directoriums; sehr jung verheirathet an einen alten, reichen und nicht eifersüchtigen Mann; schön, verführerisch, einflußreich, hatte sie ganz das Aeußere einer galanten Frau, ohne jemals einen derartigen Ruf zu haben, so daß man von ihrer Tugend sagen kann, sie hat sich gern in Gefahr begeben, ohne darin unterzugehen.

Bei den feenhaften Festen, die sie in ihrem prachtvollen Hotel gab, wurde bisweilen die schöne Gebieterin krank gemeldet, aber die Auserkorenen waren zugelassen, sie in einem eleganten Boudoir zu bewundern, wo zwischen rosenrothen Mousselin-Vorhängen ein wohlberechnetes Halbdunkel

sich über die reizende Gestalt ergoß, die nach der Sitte jener Zeit der „moralischen Wiedergeburt", auf einem antiken Ruhebett halb entblößt ausgestreckt lag.

Ein anderes Mal sah man sie in schwer sammtner Robe auf dem Ball erscheinen, als ob sie entschlossen wäre, nicht zu tanzen. Als sie endlich nach langen allgemeinen Bitten ihre passive Rolle aufgab, löste sich eine Agraffe, das schwere Kleid fiel, und die Heldin des Tages zeigte sich in einer durchsichtigen Tunika, die in der Höhe des Knies von einer Camee aufgehoben war, während die Schultern bis zum Gürtel nackt blieben. Dann entfaltete sie alle die Grazie und die volle Kunst der Stellungen und Bewegungen, welche ihre Verherrlichung in der Corinne gefunden haben....

Man kann sich einen Begriff von dem Werth machen, welchen damals der Titel einer anständigen Frau hatte (femme modeste wurde Madame Récamier von ihren Zeitgenossen genannt), wenn man ihr Portrait von Gérard betrachtet;*) die modeste Frau ist züchtiger Weise darauf dargestellt, wie sie aus dem Bade kommt, Füße und Schultern nackt, das Uebrige in einen duftigen Schleier gehüllt, der nichts von den Formen verlieren läßt, welche er weniger zu verbergen, als hervorzuheben scheint; sollte irgend ein Deutscher Anstoß an diesem Bilde nehmen, welches das Original an einen jungen, galanten und damals in sie verliebten Mann verschenkt, so würde ein Franzose sogleich an die Antwort erinnern, welche die schöne Fürstin Borghese einem solchen mürrischen Moralisten gegeben hat, der ihr sein Erstaunen ausgesprochen, daß sie sich dazu verstanden, bei einem Bilde nach Art der Medicäischen Venus als Modell zu dienen: „Aber warum nicht? ich hatte meine Vorsichtsmaßregeln getroffen, in meinem Zimmer brannte helles Feuer, ich versichere Sie!"

Es ist gut, daß man, wenn man daran geht, die Sitten eines Landes zu zeichnen, weder die „großen Männer" desselben schont, noch die bedenklichen Dinge verschweigt, welche, da sie die ersten und letzten sittlichen Mächte der Nation, sei es die ganze Familie, sei es nur die auf die Familie ausschließlich angewiesene Frau betreffen, von der wesentlichsten Bedeutung für die Kenntniß des Volkscharakters sind.

Madame Récamier hat immer Glück gehabt. Zur Zeit ihrer Schönheit hat sie ihren Ruf als Frau auf's Spiel gesetzt, ohne denselben in den Augen der Franzosen zu verlieren, und später hat sie den Ruf einer geistreichen Frau erlangt, ohne eigentlich Anspruch darauf zu haben. Dies kommt davon, daß man beim nahen Umgang mit berühmten Personen nach und nach leicht das Echo ihrer Gedanken wird, und daß man vom Publicum mit ihnen genannt, in ihre Reihen mit aufgenommen, endlich eines Theils ihres Ruhmes theilhaftig wird. Bei Madame Récamier ist dieses reine Geschenk der öffentlichen Meinung übrigens erst spät erfolgt. Frau von Staël, welche eine wahre Leidenschaft für sie an den Tag legte, und die vielleicht hoffte, indem sie von ihrem Geiste der schönen Freundin etwas abtrat, dafür etwas vom Reize derselben erhalten zu können, hatte bereits früher verkündet, daß Madame Récamier sehr geistreich sei, indessen vergebens. Diese Meinung ward als eine von den Paradoxen betrachtet, welche die berühmte Frau aufzustellen liebte, um die Discussion zu provo-

*) Dieses schöne Portrait, von Madame Récamier selbst dem Prinzen August von Preußen geschenkt, wurde bis zum Zeitpunkt seines Todes in dessen Palais zu Berlin bewundert, worauf es an Madame Récamier zurückfiel, die dann das Museum ihrer Geburtsstadt Lyon damit bereicherte.

ciren und darin zu glänzen, und Madame Récamier galt beim Publicum für beschränkt und schön, während Frau v. Staël nicht aufhörte, geistreich und häßlich zu erscheinen.

Die Verfasserin der Corinne tyrannisirte gewöhnlich die Unterhaltung, und es war selten, daß sie sich derselben nicht ganz bemächtigte. Eine Huldigung, die ihr versagt wurde, nahm sie mehr in Anspruch, als der ungemessene Beifall, den die Funken ihres Geistes hervorriefen. Sie setzte dann Alles in Bewegung, um einen Gleichgültigen zu sich zu ziehen und ihn zur Bewunderung zu zwingen.

Eines Tages war sie in Berlin mit dem Grafen Golowkin in Gesellschaft zusammen, der für sehr geistvoll galt und dem sie schon öfter begegnet, ohne daß er ihr Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Als sie sah, daß er abermals auf ihre Worte nicht Acht gab, richtete sie ihre Batterieen um so eifriger auf ihn, und ging endlich zum directen Angriff über, indem sie ihn fragte, ob er sich einer gewissen Stelle aus der Corinne erinnere? „Corinne?" fragte der widerspenstige Russe mit dem Ausdruck vollkommner Unkenntniß, „was ist das, Corinne?"

Der rauhe und männliche Ton der Frau v. Staël, ihre Tournüre und ihre auffallenden Manieren, verbunden mit einer Art von Gewalt, welche ihr Geist stets über den andern ausüben zu wollen schien, — dies Alles ließ es nicht wohl zu, daß man in der Verfasserin der Corinne eine besonders einnehmende Persönlichkeit erkennen konnte, und erst auf die Länge in der Intimität eines freundschaftlichen Umgangs machten ihre guten Eigenschaften den ersten Eindruck vergessen. —

Eine Berühmtheit unserer Tage, deren Art und Weise gleichfalls nicht der Idee entspricht, die man sich im Voraus gemacht hat, ist Scribe. Der geistreichste und fruchtbarste aller Schriftsteller, die für die heutige Bühne arbeiten, der mit vieler Feinheit so wahr und so lebhaft die Verkehrtheiten und Lächerlichkeiten aller Klassen der Gesellschaft, so wie die des Parteigeists von allen Schattirungen zu zeichnen weiß, ohne irgend einer zu schonen — Scribe, so glänzend, so unerschöpflich in seinen literarischen Werken, ist in Gesellschaft fast Null und läßt sich selten auf ein allgemeines Gespräch ein. Es möchte auch zu großmüthig sein, das gratis zu geben, was das Publicum im Theater für schweres Geld mit Beifall bezahlt, und Witz und Geist im Voraus zu verbrauchen, die ausreichen könnten, noch eine gute Zahl von einträglichen Stücken auszustatten.

Ueberhaupt sieht man Schriftsteller, die sich bereits der Anerkennung erfreuen, in Gesellschaft oft, wenn eine geistreiche Bemerkung über Lippen schwebt, dieselbe sofort zurückdrängen, um sie frisch und neu für das nächste Buch aufzubewahren, das sie herausgeben wollen. Für das entstehende Werk wollen sie in der Gesellschaft sammeln, eher als von dem Ihrigen etwas mitzutheilen. Zur ganzen Welt wollen sie sprechen, statt zum Einzelnen, und ziehen einen positiven Vortheil aus ihren Büchern dem Vergnügen aus der Unterhaltung vor. Der gedruckte Geist unterdrückt den gesprochenen Geist, und die Oeffentlichkeit tödtet den gesellschaftlichen Umgang.

Alexander Dumas macht eine Ausnahme. Seine Beredtsamkeit ist im geselligen Verkehr eben so unerschöpflich, wie die, welche in seinen zahllosen Werken überströmt. Indem er weit mehr aus seiner Einbildungskraft, als aus der Wirklichkeit schöpft und Gestalten, Leidenschaften und Ereignisse hervorbringt, die phantastisch sind, braucht er freilich we-

niger zu fürchten, daß ihm der Stoff ausgeht, denn das Reich des Chimärischen hat keine Grenzen, während das Reich des Wahren deren hat.

Beweglich, wie seine Phantasie, ist das Gesicht von Dumas und wird merkwürdig erleuchtet durch den Glanz seiner Augen und seiner Zähne, deren Schönheit eine Entschädigung ist für den Mulatten-Typus, der seinen Zügen aufgedrückt ist, und den namentlich sein rauhes, dichtes und krauses Haar verräth. Er liebt mehr zu erzählen und zu peroriren, als sich in dem Ton der gewöhnlichen Conversation zu unterhalten. Seine lebhaften, geistreichen, buntfarbigen, unerschöpflichen Erzählungen würden noch mehr gefallen und fesseln, wenn sie weniger lang währten und wenn das Unwahrscheinliche darin nicht fast immer den Stempel der Unmöglichkeit trüge.

Gedanken über die Beförderung des Gartenbaues in den Umgebungen Berlins.

Das rapide Anschwellen der großen Städte, insbesondere der Hauptstädte, wird von allen denkenden Köpfen als ein Uebelstand anerkannt, dessen Folgen nicht nur das ganze bürgerliche Leben durchdringen, sondern auch den Charakter der Staaten alteriren, weil es gar bald dahin kommen muß, daß die in den Großstädten concentrirten Volksmassen bei allen öffentlichen Fragen den Ausschlag geben. Die ländliche und ackerbauende Bevölkerung, welche naturgemäß prävaliren müßte, verliert daher je mehr und mehr an Einfluß, und das ganze Staatswesen nimmt einen städtischen Charakter an.

Auch Preußen scheint einer solchen Wendung der Dinge mit raschen Schritten entgegen zu gehen. Seine Hauptstadt, Berlin, ist seit lange in einem unverhältnißmäßigen Anschwellen begriffen, und schickt sich allmählich schon an, in Preußen diejenige Rolle zu spielen, welche Paris in Frankreich spielt.

Unter der Regierung des großen Friedrich hatte sich die Gesammt-Bevölkerung des Preußischen Staates von 2,200,000 Seelen auf 5,300,000 vermehrt, hingegen die Bevölkerung Berlins von 90,000 auf 145,000, d. h. die Gesammtbevölkerung des Landes war um 140 pCt. gewachsen, die hauptstädtische Bevölkerung hingegen nur um 61 pCt., also nicht einmal halb so stark. Seit den letzten 40 Jahren hingegen hat gerade das Umgekehrte stattgefunden. Die Einwohnerzahl der Hauptstadt ist doppelt so stark gewachsen, als die des ganzen Landes.

Diese Zahlen reden für sich selbst und müssen, unserer Meinung nach, Bedenken erregen. Denn wenn wir auch nicht läugnen wollen, daß eine große glänzende Hauptstadt an und für sich selbst etwas zu der Macht des Staates beitragen kann, so scheint es doch naturgemäßer, die Entwickelung einer solchen Hauptstadt von der zunehmenden Macht des Staates zu erwarten, als umgekehrt die Macht des Staates auf die Vergrößerung der Hauptstadt basiren zu wollen.

Die Ursachen, welche das Anschwellen der Residenzen, wie der Großstädte überhaupt veranlassen, sind sehr mannichfaltige, und eine vollständige Darlegung derselben würde eine weitschichtige Arbeit erfordern. Die allgemeine Erscheinung aber ist diese.

Von allen Seiten fließen den Großstädten neue Bevölkerungselemente zu, und da gleichzeitig die innere Zunahme der Bevölkerung fortschreitet, so muß ein übermäßiges Anwachsen eintreten, weil andrerseits nur ein sehr geringer Abfluß stattfindet. Denn der Großstädter wird selten wieder zum Kleinstädter und fast niemals zum Landmann. So müssen die Menschen in den Großstädten sich immer mehr zusammen drängen. Der Gewerbsstand wird übersetzt, und insbesondere ist es der Stand der Kleinhändler, der Krämer und Höker, welcher sich weit über das Bedürfniß vermehrt. Diese an und für sich unproductiven Agenten des bürgerlichen Verkehrs bewirken eine künstliche Vertheurung der Lebensbedürfnisse, weil doch alle diese Leute von ihrem Profit leben wollen, auch liegt die Versuchung nur allzu nahe, daß sie bei dem geringen Umfange ihres Absatzes durch Betrug und Verfälschung ihrer Waare zu gewinnen suchen. Und damit noch nicht genug, so entstehen dadurch gleichzeitig eine Menge dürftiger und unsicherer Existenzen.

Mit Repressivmaßregeln dagegen einzuschreiten, wie namentlich durch Erschwerung der Niederlassungen, wie der Heirathen, würde bei der einmal vollendeten Auflösung der Gemeinde-Selbstregierug keinen ausreichenden Erfolg haben und wahrscheinlich andere Uebelstände hervorrufen. Das Hauptproblem scheint vielmehr darin zu liegen, daß, wo ein Zufluß stattfindet, auch ein entsprechender Abzugskanal eröffnet werden muß.

Eine lebendige Circulation aller Elemente, der Bevölkerung, der Capitalien und der Intelligenzen, ist an und für sich kein Uebel, sondern vielmehr wünschenswerth. Aber das Uebel besteht eben darin, daß eine solche Circulation in den Großstädten in der That nicht stattfindet, oder nur halb stattfindet, nämlich ein Zufluß ohne einen Rückfluß. Die Großstädte leiden so zu sagen an der Fettsucht. Von allen Seiten strömen ihnen Menschen, Capitalien und Intelligenzen zu, aber sie strömen nicht zurück, wenigstens bei weitem nicht in genügendem Umfange.

Hier ist also Abhülfe zu schaffen, und die Mittel, welche zu diesem Zwecke anzuwenden sind, werden eben so mannichfaltig sein müssen, wie die Ursachen des Uebels.

Wir bilden uns nicht ein, alle diese Mittel angeben zu können, sondern wollen unter vielen nur eins hervorheben, von welchem wir in dem Nachfolgenden zeigen werden, daß es eben so wirksam als ausführbar sein würde.

Demnach fassen wir jetzt die Aufgabe in's Auge, der großstädtischen Bevölkerung einen Abzugskanal zu eröffnen, und wir wiederholen, wie die Schwierigkeit dieser Aufgabe eben darin liegt, daß sich die Menschen durch das großstädtische Leben dem kleinstädtischen wie noch mehr dem ländlichen Leben fast gänzlich entfremden. Wie soll nun ein Abfluß stattfinden, wenn man nicht etwa zu äußeren Zwangsmitteln greifen will?

Die Schwierigkeit scheint unlösbar, wenn es nicht etwa ein Mittelglied giebt, welches den Uebergang vom Stadtleben zum Landleben ermöglicht. Ein solches Mittelglied bildet aber unserer Ansicht nach der G a r t e n b a u. Das zeigt sich leicht.

Der Gartenbau erfordert nicht eine solche körperliche Abhärtung und starke Knochen wie der Ackerbau, sondern nur diejenige Rüstigkeit und Arbeitsamkeit, die mit dem Stadtleben sehr wohl vereinbar ist. Andrerseits aber gehört mehr Betriebsamkeit und Raffinement dazu, als man bei dem gemeinen Mann auf dem platten Lande findet, und wenn ein Stadtkind zwar niemals ein Bauer werden kann, so scheint er sich wohl zu

einem Gärtner besser zu eignen wie ein Bauerjunge. Dazu kommt ferner, daß der große Consum von Gartenproducten, welcher in großen Städten stattfindet, wie andrerseits die Menge der Düngstoffe, welche dort vorhanden, in den Umgebungen solcher Städte eine große Ausdehnung des Gartenbaues ermöglicht.

Es scheint uns daher ganz naturgemäß, daß die Umgebungen großer Städte meilenweit hin durchaus in gartenmäßige Cultur übergingen. Wie wenig dies aber bisher der Fall ist, davon überzeugt uns ein Gang vor die Thore Berlin's, wo man noch heute Roggen und Hafer baut, wie vor 800 Jahren, als Berlin selbst noch ein Dorf war.

Wir tragen kein Bedenken, einen solchen Zustand für naturwidrig zu erklären, und darin selbst einen unwiderleglichen Beweis für die Krankheit unserer gesellschaftlichen Zustände zu finden.

Während nämlich der Kleinhandel, d. h. derjenige Zweig der Volkswirthschaft, welcher am wenigsten productiv und in mancher Hinsicht ein Uebel ist, am meisten überfüllt wird, ist hingegen der Gartenbau, welcher anerkannt die productivste (ich sage nicht die lucrativste, sondern die productivste) Cultur bildet, der am meisten vernachlässigte Zweig, so daß er im Ganzen unserer heutigen Volkswirthschaft fast als ein verschwindendes Element erscheint. Und während sich die Großstädte mit Handwerkern, wie noch mehr mit Krämern und Zwischenhändlern aller Art dergestalt überfüllen, daß die Leute am Ende nur noch von Betrug werden leben können, macht die gartenmäßige Bodenbenutzung in den Umgebungen solcher Städte nur geringe Fortschritte, obgleich Tausende dadurch eine viel gesichertere und würdigere Existenz finden würden, als in den meisten Handwerken, und in der übersetzten Krämerei und Hökerei.

Ich höre den Einwand kommen, wenn der Gartenbau in der That eine so weite Ausdehnung gewinnen könnte, wie es unsre Meinung wäre, so würden ja die jungen Leute, die sich jetzt den Handwerken und dem Kleinhandel widmen und dabei in vielen Fällen nur eine kümmerliche Zukunft vor sich sehn, sich schon längst dem Gartenbau zugewandt haben, da ihnen ja durchaus kein Hinderniß in dem Wege stände.

Das klingt freilich sehr plausibel, wenn es nur wirklich wahr wäre, daß dabei keine Hindernisse im Wege ständen. Allein es bestehen allerdings Hindernisse, nicht zwar äußerliche und gesetzliche, aber doch sehr mächtige. Um es mit einem Worte zu sagen, die Hindernisse liegen in der G e w o h n h e i t. Und was für eine Macht das ist, kann uns beispielsweise die Geschichte der schlesischen Weber lehren.

Das Kind sieht an seiner Wiege den Webestuhl und den Hunger stehn, und es vermag sich nicht von diesen Gefährten zu trennen. Es wird zum Mann werden und seinen Kindern dereinst wiederum den Webestuhl und den Hunger als Erbtheil vermachen.

Jeder erfahrne Mann weiß es, wie außerordentlich schwierig es ist, irgend eine Volksklasse zu einer neuen, ihr bisher ungewohnten Lebens- und Thätigkeitsweise überzuführen, und von dieser allgemeinen Regel macht die großstädtische Bevölkerung durchaus keine Ausnahme. Nun erklärt es sich wohl sehr einfach, daß Stadtkinder ganz allgemein eine vorherrschende Neigung haben, sich der Stubenarbeit zu widmen, und da sie die freie Natur gleichsam nur aus der Entfernung sehn, so kann es ihnen nur selten in den Sinn kommen, einen Beruf ergreifen zu wollen, in welchem der Mensch nicht für sich allein, sondern im Bunde mit der Natur arbeitet, wie der Gartenbau. Man müßte sich wundern, wenn es anders wäre.

Dazu kommt außerdem noch die Wirkung der Schule, welche diese natürliche Disposition der großstädtischen Jugend noch gar sehr verstärkt. Denn hat ein Knabe bis ins 15. Jahr eine Schule besucht, welche ausschließlich eine theoretische Bildung betreibt und die Zöglinge an die Stube fesselt, so kann er begreiflicher Weise dadurch an Neigung wie an Anstelligkeit zu ländlichen Geschäften nicht gewinnen, sondern wenn beide schon von Haus aus nur gering waren (wie man doch bei Knaben in großen Städten voraussetzen muß), so werden sie nach Beendigung der Schulzeit vollständig verschwunden sein. Das ist eine eben so allgemeine als psychologisch leicht erklärbare Erscheinung.

Will man also gleichwohl die Idee verfolgen, einen Theil der zuwachsenden Bevölkerung der großen Städte dem Gartenbau zuzuführen, so müssen zu dem Ende besondre Gärtnerschulen errichtet werden, d. h. Schulen, in welchen die Knaben, sobald sie nur zu einiger körperlicher Anstrengung fähig sind, spätestens vom 10. Jahre an, practisch zu Gartenarbeiten angeleitet werden. Da ferner die Gartenarbeiten während der schlimmen Jahreszeiten größtentheils ruhn und deshalb für Gärtner eine Nebenbeschäftigung wünschenswerth ist, so müßten die Zöglinge auch in dieser Hinsicht vorbereitet und während des Winters in allerlei mechanischen Fertigkeiten geübt werden, die sich als Nebengeschäfte für einen Gärtner eignen, wie Stroh- und Korbflechterei, Holzschnitzerei und dergleichen mehr. Der theoretische Unterricht in allgemeinen Elementarkenntnissen würde inzwischen fortgesetzt, wenn gleich, wie sich von selbst versteht, mit besonderer Rücksicht auf die zur Gärtnerei dienlichen Kenntnisse, wie namentlich Pflanzenkunde. Man würde etwa täglich drei Stunden dem theoretischen Unterricht widmen, und wenigstens eben so viel den practischen Uebungen.

Lassen wir die Knaben mit dem 10. Jahre eintreten und nehmen einen 5jährigen Cursus an, wonach dann der Austritt aus der Schule in dem Alter der Confirmation stattfände, so dürfte man wohl hoffen, daß die Zöglinge bis dahin nicht nur in allen nothwendigen Elementarkenntnissen eine genügende Bildung erlangt haben, sondern auch in den hauptsächlichsten Gartenarbeiten so weit eingeübt sein würden, daß sie practisch brauchbar wären, d. h. sich sofort als Gärtnerburschen vermiethen und dadurch ihr Brod verdienen könnten. Dieses Ziel müßte als Regel gelten, damit insbesondere unbemittelte Eltern, welche ihre Söhne nicht über das 15. Jahr hinaus erhalten können, von einer solchen Schule Nutzen zögen, während es den mehr bemittelten Zöglingen unbenommen bliebe, sich bei einem Kunstgärtner oder auf einer höheren Gärtnerlehranstalt noch weiter auszubilden.

Wir meinen wohl, wenn es in den großen Städten solche Schulen gäbe, daß viele Familienväter, welche jetzt keinen andern Ausweg haben, als ihre Söhne dem Handwerk oder der Krämerei zu widmen, (d. h. Berufsarten, deren mißliche Aussichten ihnen durchaus nicht unbekannt sind), es dann vorziehen würden, ihre Söhne für ein Geschäft auszubilden, das, wenn auch keinen reichlichen, doch immerhin einen auskömmlichen Lohn verspricht, und zugleich für körperliches Wohlbefinden günstiger sein dürfte als die meisten anderen Gewerbe. So würde sich der Andrang zu den Handwerken wie zu der Krämerei und Hökerei vermindern. Es entstände ein Abfluß aus der Stadt heraus, wenn auch zunächst nur in die unmittelbaren Umgebungen, womit schon viel gewonnen wäre. Denn es ist beispielsweise besser, daß tausend Menschen vor dem Thore sich durch gar-

tenmäßige Bearbeitung kleiner Grundstücke ernähren, als daß sie innerhalb der Stadt, in einigen kasernenartigen Häusern zusammengepfercht, Fabrikarbeiten treiben.

Wir wiederholen dabei, daß wir den gartenmäßigen Anbau des Landes einer sehr viel größeren Ausdehnung fähig halten, als er bisher erreicht hat, und daß es uns ganz naturgemäß erscheint, wenn die Umgebungen einer so großen Stadt, wie Berlin, meilenweit hin gartenmäßig bewirthschaftet würden. Wie viel das aber zu bedeuten hätte, davon überzeugt man sich durch ein einfaches Exempel. Würde sich nämlich die gartenmäßige Cultur rings um Berlin bis auf zwei Meilen ausdehnen, so wäre das eine Fläche von 16 Q.-Meilen. Eine Q.-Meile enthält 22,000 Magdeburger Morgen, und wir nehmen an, daß davon nur die kleinere Hälfte zu gartenmäßiger Cultur gelangte, in runder Zahl 10,000, während 12,000 zu Acker, Wiese und Wald, wie zu Baustellen und Wegen und als Unland verblieben. Dann kann man ferner annehmen, daß 5 Morgen Landes, gartenmäßig bewirthschaftet, vollkommen ausreichen, um eine Familie von 5 Personen bei einigem industriellen Nebenverdienst reichlich zu ernähren, was für jede Q.-Meile 10,000, im Ganzen also 160,000 Seelen ergiebt. Man sieht daraus, welch ein wichtiger Nahrungszweig für den Zuwachs der großstädtischen Bevölkerung damit eröffnet wäre. Will man aber etwa dagegen einwenden, daß es für einen so ausgedehnten Gartenbau an dem Consum für die Gartenproducte fehlen würde, so ist Folgendes zu berücksichtigen:

1) daß eine solche Ausbreitung des Gartenbau's nicht mit einem Schlage erfolgen würde, sondern nur allmählich zu erwarten stände, und daß man bis zu dem hier vorausgesetzten Umfange vielleicht nur innerhalb eines Jahrhunderts gelangen könnte, bis wohin die hauptstädtische Bevölkerung selbst, und mit ihr der Consum von Gartenproducten, sich gar sehr vermehrt haben dürften;

2) daß mit dem allgemeinen Fortschritt des Gartenbau's auch die weitere Verarbeitung, wie respective Verwerthung der Gartenproducte sich außerordentlich verbessern und vervielfältigen wird. Davon können wir jetzt bereits die schwachen Anfänge sehn, seitdem man die Kunst entdeckt hat, grüne Gemüse künstlich zu conserviren, wodurch dieselben zu einem Handelsartikel werden, der weithin versandt werden kann, und sogar über See geht;

3) daß die gartenmäßige Bodenbenutzung bei weitem nicht auf den Anbau von Gemüsen und Früchten beschränkt ist, sondern sich auch auf mancherlei Handelsgewächse erstrecken kann, welche sich für den Anbau im Kleinen eignen, wie z. B. Hopfen, Mohn, Kümmel, Taback, Krapp, Waid, Karden, Spezereigewächse u. s. w., und daß die Anzahl derselben im Laufe der Zeit durch die Acclimatisirung fremder Gewächse sich wahrscheinlich noch sehr vermehren wird;

Dies Alles zusammengefaßt, läßt keinen Zweifel übrig, daß die gartenmäßige Bodenbenutzung einer eben so hohen Entwickelung als weiten Ausdehnung fähig ist, wie es andererseits gewiß ist, daß Beides nur in den Umgebungen großer Städte stattfinden kann, — schon aus dem einfachen Grunde, weil eine so gesteigerte Gartenwirthschaft nur durch einen Ueberfluß an Düngstoffen aller Art ermöglicht wird, der sich nur dort findet. Die vorhin gemachten Annahmen über die mögliche Ausdehnung einer solchen Gartenwirthschaft können daher keineswegs für übertrieben angesehen werden, sondern wenn man sich nur vergegenwärtigen will, wie so manche andere Zweige der Volkswirthschaft, sobald man sich denselben

mit Nachdruck zuwandte, allmählich einen Aufschwung gewannen, den selbst die kühnste Phantasie nicht geahnt hatte, so müßte man wohl eher glauben, daß jene Annahmen im Laufe der Zeit noch weit überschritten werden könnten. Wir sind demnach zu der Behauptung berechtigt, daß in dieser Weise für den Zuwachs der großstädtischen Bevölkerungen ein Abzugskanal eröffnet und dem krankhaften Anschwellen derselben in wirksamer Weise abgeholfen werden könnte.

Zugleich läßt sich nicht verkennen, wie dieser ausgedehnte Gartenbau zu vielen Fortschritten in der Benutzung des Bodens und in der Cultur der Pflanzen führen würde, die doch mittelbar auch dem eigentlichen Ackerbau zu Gute kämen. Während also die in den großen Städten concentrirten Intelligenzen sich bisher fast nur auf die Ausbildung der technischen Gewerbe richten, welche daher weit schneller fortschreiten, als der Landbau, so würde in Zukunft auch die Benutzung der Bodenkräfte und der Vegetationskräfte mehr studirt werden, und sich solchergestalt die landwirthschaftlichen Fortschritte mit den industriellen im Gleichgewicht erhalten können; was zur Zeit nicht der Fall ist, da unsre industriellen Fortschritte offenbar viel größer sind, als die landwirthschaftlichen.

Nun ist aber klar, daß alle diese so sehr zu wünschenden Erfolge niemals eintreten werden noch können, so lange nicht durch ein eigends darauf berechnetes Schulwesen in der großstädtischen Jugend die erforderliche Neigung und Anstelligkeit zu ländlichen Arbeiten erweckt und gepflegt wird, welche dieselbe von Haus aus nur in geringem Maße besitzt, und durch die gewöhnlichen Schulen im Allgemeinen vollständig verliert. Um das vorgesteckte Ziel zu erreichen, müßten also besondere Gärtnerschulen eingerichtet werden, worin wir nicht nur die unerläßliche Bedingung, sondern sogar den Hebel des zu erwartenden Umschwunges erblicken. Das sagen wir ohne Bedenken. Und meint man etwa, daß Schuleinrichtungen so weitreichende Folgen nicht haben könnten, so behaupten wir hingegen, daß gerade die allertiefsten socialen Probleme immer auf das Erziehungswesen zurückführen. Denn die wichtigsten Factoren unserer socialen Zustände sind doch nicht sowohl die Dinge, als vielmehr die Sitten, die Denk- und Handlungsweise der Menschen, worauf man selbstredend am meisten durch die Erziehung einwirken kann.

Der Einrichtung solcher Schulen steht aber zuvörderst der abstracte Charakter unseres gesammten Schulwesens entgegen, welches die zukünftige Lebensstellung der Zöglinge viel zu wenig berücksichtigt, sondern der Hauptsache nach nur auf eine geistige Gymnastik gerichtet ist, welche von dem zukünftigen Beruf der Schüler absieht. Noch mehr steht ferner der Kostenpunkt entgegen, weil das Lehrerpersonal solcher Schulen wahrscheinlich einen größeren Aufwand erfordern würde, als an den gewöhnlichen Elementarschulen, und weil insbesondere immer eine beträchtliche Capital-Anlage zur Erwerbung eines geeigneten Gartengrundstückes, wie zur Ausführung der nöthigen Baulichkeiten erforderlich wäre. Auch würde zugleich die Beaufsichtigung und Verwaltung viel schwieriger werden, als bei den gewöhnlichen Schulen.

Dies sind unverkennbare Hindernisse, und es scheint wohl, daß dieselben schnell und wirksam nur durch eine mächtige und großmüthige Hand beseitigt werden könnten, welche die erforderlichen Mittel gewährt, und unbeirrt durch die mancherlei Einreden, welche hier wie bei allen anderen neuen Projecten nicht fehlen dürften, die Ausführbarkeit dieses Projectes durch die That beweist.

Der Anfall Braunschweigs an Hannover.

Der Aufstand in der Stadt Braunschweig am 6. und 7. September 1830 und der bevorstehende Anfall des Herzogthums Braunschweig an Hannover. Leipzig. Otto Wigand. 1858.

Der Verf. dieses merkwürdigen Buches, von dem man eigentlich nicht weiß, ob man darüber schweigend hinweggehen oder ob man es zum Ausgangspunkt einer bittern Kritik unserer öffentlichen Verhältnisse machen soll, sagt uns in der Vorrede, daß seine Schrift einen dreifachen Zweck habe. Wir lesen dort:

„Der Verfasser wünscht dadurch die irrigen und falschen Nachrichten, welche über die Entstehung, den Verlauf und die nächsten Folgen des Aufstandes verbreitet sind, zu berichtigen; sodann das von Seiten des Deutschen Bundes und der Agnaten des Herzogs Carl von Braunschweig gegen diesen Fürsten angewandte Verfahren einer wiederholten Beurtheilung zu unterwerfen, und zum Schlusse die Frage zu erörtern, ob und welche Hoffnung noch vorhanden sei, jenen Anfall Braunschweigs an Hannover zu verhüten, oder wenigstens, für einen gewissen möglichen Fall, so lange als möglich hinauszuschieben.

„Die Natur der beiden letzten Theile des Zweckes der Schrift wird den etwaigen Vorwurf beseitigen: Es sei nicht angemessen, abermals ein Ereigniß zur öffentlichen Verhandlung zu bringen, so lange die dabei thätig gewesenen Personen noch am Leben sind. Dergleichen Rücksichten müssen bei Seite gesetzt werden, wenn es darauf ankömmt, geschehenes Unrecht darzulegen, und wo möglich eine Begebenheit abzuwenden, die mit dem Wohle der Bevölkerung eines ganzen Landes nicht verträglich ist."

Was zunächst den Aufstand und seine Folgen anbetrifft, so ist die Darstellung des Verfassers eine ruhige, vorsichtige, objective zu nennen. Er behauptet nicht, wo er nicht beweisen kann, und verschweigt selbst Manches, was er sogar beweisen könnte. Die Existenz einer Verschwörung, die gegen den Herzog Carl gerichtet war und durch welche der Aufstand von 1830 geleitet ward, deutet er nur von fern an, so viele Zeichen auch für das Vorhandensein einer solchen sprechen. Das Benehmen des Militärs unter Commando des Generals von Herzberg schildert er rein durch die Anführung der Thatsachen; es steht müßig unter den Waffen, während der Pöbel das Schloß anzündet, die Archive plündert, des Herzogs Eigenthum verwüstet und verpraßt; die Welfenburg sinkt in Flammen zusammen, während das Militair Gewehr an Fuß das Weitere abwartet. Der Verfasser beschränkt sein Urtheil über diese Haltung auf folgenden Satz:

„Unter diesen Umständen entsprach die Aufkündigung des Gehorsams der braunschweigischen Offiziere, ihrem legitimen Herzoge gegenüber, weder dem Rechte, noch der militairischen Treue, noch der Politik; denn auch in Hinsicht auf die letztere, namentlich ihres Ansehens wegen in den Armeen der deutschen Länder, hätten sie wohlgethan, in passiver Stellung die weitere Entwickelung der Angelegenheit des Herzogs Carl zu erwarten.

„Bei den Offizieren auswärtiger Truppen, namentlich der preußischen, fand das Verhalten des braunschweigschen Offizier-Corps während des Aufstandes gegen den Herzog Carl, vor Allem aber das Betragen des General-Lieutenants v. Herzberg am Abend des 7. September, unverhohlene Mißbilligung. Dieselbe gab sich unter Anderm auch wiederholt dadurch zu erkennen, daß die preußischen Offiziere, welche gelegentlich längere oder

kürzere Zeit in Braunschweig einen Aufenthalt nahmen, dem General von Herzberg nicht mehr wie früher den üblichen militairischen Besuch abstatteten, und man erzählt sich, daß die königlich preußischen Prinzen bei ihrem dann und wann vorgekommenen Aufenthalte am braunschweigischen Hofe zu vermeiden suchten, mit dem genannten General-Lieutenant zusammenzutreffen. Für diese Zurücksetzungen wurde ihm indessen die Genugthuung des Geschenkes eines Ehrensäbels, welches ihm die braunschweigschen Bürger, zur Anerkennung seiner am Abend des 7. September sich um das Land erworbenen Verdienste, späterhin darbrachten, zu Theil."

Dem Aufruhr zu Braunschweig folgte mit einer beim Bunde sonst unbekannten Schnelligkeit (unter dem 2. December) der Beschluß, „daß Herzog Wilhelm, der Bruder des regierenden Herzogs, die Regierung bis auf Weiteres fortführen solle, unter dem 7. December publicirte Herzog Wilhelm bereits zu Braunschweig diesen Beschluß und bedrohte diejenigen, welche die bestehende Ordnung nicht anerkennen wollten, als „Aufrührer". Herzog Carl protestirte dagegen und ging nach Madrid, dann nach Paris, um ein sehr unrühmliches Exil zu beginnen.

Die Bundesversammlung erkannte übrigens an, sie könne über Herzog Carl nicht Richter sein, und ihre Commission empfahl nur, daß sie einen Beschluß fasse, in welchem die Agnaten des Herzogs Carl (König von England und Hannover und einige nicht regierende Prinzen) ersucht wurden, die definitive Anordnung der Zukunft zu berathen.

Der Verf. kritisirt diese Beschlüsse scharf und schlagend und weist zunächst nach, daß die Bundesversammlung, indem sie diesen Beschluß annahm, sich doch zum Richter über Herzog Carl aufwarf, indem sie aussprach, daß dennoch das Recht des Souverains von einem weiteren Abkommen und Beschlusse abhängig sei. Ein Anderes, führt der Verf. an, wäre es gewesen, wenn die Bundesversammlung sich des Landes angenommen, den Herzog Wilhelm als ihren zeitweiligen Bevollmächtigten für den Herzog Carl als Regenten angeordnet und in allen Punkten, wo die Regierung des Herzogs Carl Grund zur Beschwerde gab, abhelfend und reformirend eingeschritten wäre.

Das Richteramt der Agnaten betreffend, bemerkt der Verf.: „Aus dem Bundesbeschlusse konnten die Agnaten eine rechtliche Befugniß, irgend eine Anordnung zu treffen, welche den Herzog Carl von der Regierung seines Landes entfernte, für sich nicht herleiten, weil die Bundes-Versammlung solche, wie sie zugestand, sich selbst nicht beilegen durfte, also auch auf Andere nicht zu übertragen vermochte. Sie waren aber auch selbst weit davon entfernt, ihre vermeintliche Befugniß auf den Beschluß der Bundes-Versammlung zu stützen, wie sich aus ihrem Vortrage in der Sitzung vom 11. Mai 1831 ergiebt. Eben so wenig lag aber auch in ihrer eigenen Machtvollkommenheit jene Befugniß, denn es gab keine Rechtsquelle, aus welcher sie dieselbe zu schöpfen im Stande waren.

Hätten sie die zu verabredende agnatische Anordnung etwa als ein Hausgesetz ansehen wollen, so war dagegen zu bemerken, daß schon während des Bestehens des deutschen Reiches die Gültigkeit eines solchen durch die Beachtung der Grenzen der Autonomie bedingt wurde.

Vermittelst eines Hausgesetzes war aber auch durch die Agnaten schon deshalb auf die Souverainetätsrechte des Herzogs Carl durchaus kein Einfluß auszuüben, weil nach der Aufhebung des deutschen Reiches der Erlaß der Hausgesetze nur noch dem Souverain, als dem Oberhaupte der Familie, den Agnaten aber allein noch in gewissen Fällen ein Zustimmungsrecht zusteht.

Die neue, unter dem Herzoge Wilhelm publicirte, Landschaftsordnung für das Herzogthum Braunschweig von 1832 erkennt dies ebenfalls im § 23 an; denn sie enthält die Bestimmung: „Die inneren Verhältnisse des herzoglichen Hauses werden von dem Landesfürsten, als dem Oberhaupte der Familie, durch Hausgesetze geordnet."

Der Schluß der „Beleuchtung des Verfahrens der Agnaten gegen Herzog Carl von Braunschweig" lautet:

„Der Grundsatz der Legitimität und der Souverainetät wäre vernichtet, könnte das Verfahren der Agnaten gegen den Herzog Carl vom Standpunkte des Rechts aus vertheidigt und aufrecht erhalten werden!"

Dem Bundestag wurde am 10. März 1831 durch die Gesandten Hannovers und Braunschweigs die agnatische Anordnung, welche die Regierung dem Herzog Wilhelm übertrug, vorgelegt. Am 14. April desselben Jahres wurde über diese „Anordnung" abgestimmt; acht Stimmen, Preußen an der Spitze, stimmten für die unbedingte Anerkennung der agnatischen Anordnung, neun, Oesterreich an der Spitze, nur für die Regentschaft des Herzogs Wilhelm „auf die Lebensdauer des Herzogs Carl, oder bis zum Eintritt der Majorennität eines legitimen und ebenbürtigen Descendenten desselben;" die königlich sächsische Stimme, welche mit Oesterreich stimmte, entschied sich dagegen außerdem dafür, daß Herzog Wilhelm im eigenen Namen regiere.

„Indessen beruhte die Abstimmung ohne erfolgende Beschlußnahme schon deshalb auf sich, weil der Herzog Wilhelm, ohne die Anerkennung der agnatischen Anordnung durch den Bund zu erwarten, dieselbe publicirt, in Vollzug gesetzt und damit zur vollendeten Thatsache gemacht hatte. Es geschah dies durch ein Patent vom 20. April 1831 und durch eine Proclamation an die Braunschweiger von demselben Tage, von welchen Documenten dem Bundestags-Protocolle vom 21. Mai 1831 Abschriften beigefügt sind.

Nachdem der braunschweigische Gesandte von dem Ereignisse in der Sitzung der Bundesversammlung vom 11. Mai officielle Anzeige gemacht hatte, ließ sich der österreichische präsidirende Gesandte darüber in beschwerender Weise vernehmen, bezeichnete die Vollziehung der agnatischen Anordnung vor deren Anerkennung durch den Bund als eine höchst bedauernswerthe, keineswegs gerechtfertigte Thatsache, wodurch das Ansehen des Bundes dergestalt verletzt sei, daß die Bundesversammlung, als Organ desselben, ihre Stellung verkennen würde, wenn sie von diesem Acte nicht anders, als nur vorübergehend, Kenntniß nehmen wolle, und trug darauf an, zu beschließen:

„diesen Vorgang in ihre Protocolle zu verzeichnen und den Bundesregierungen die Beurtheilung und alles Weitere anheim zu stellen, dabei aber ausdrücklich zu bemerken, daß durch diese, ohne Zuthun des Durchlauchtigsten Bundes vollzogene Anordnung keinen begründeten Rechten, und insbesondere nicht den Successionsrechten einer etwaigen Descendenz des Herzogs Carl von Braunschweig, präjudicirt werden könne."

welcher Antrag in derselben Sitzung durch Stimmenmehrheit zum Beschlusse erhoben wurde.

Gegen diesen Beschluß sind zwar in der Sitzung vom 30. Juni 1831 von Hannover noch einige Erinnerungen vorgetragen, allein dieselben hatten keinen weiteren Erfolg.

Unter diesen Umständen ist die agnatische Anordnung nicht von dem deutschen Bunde als solchem, sondern nur von den einzelnen Staaten an=

erkannt; dagegen sind von Seiten des Bundes den etwaigen legitimen ebenbürtigen Nachkommen des Herzogs Carl die Successionsrechte vorbehalten."

Anderseits aber ist, wie der Verf. bemerkt, „die Hoffnung, daß das herzoglich Braunschweig-Wolfenbüttelsche Fürstengeschlecht werde fortgepflanzt werden, nun schon im hohen Grade beschränkt; sie wird ganz schwinden, wenn nicht bald eine günstige Veränderung in den Umständen herbeigeführt wird, welche bisher die beiden letzten Fürsten der Linie an ihrer Vermählung hinderten.

„In Ansehung des Herzogs Wilhelm würde eine solche Veränderung nur eintreten können, wenn der Herzog Carl auf seine Souverainetätsrechte zu Gunsten seines Bruders freiwillig noch verzichtete, oder auch nur bestimmt sich verpflichtete, keine ebenbürtige eheliche Verbindung mehr schließen zu wollen. Allein nach den bisherigen Erfahrungen ist weder zu erwarten, daß von der einen Seite noch einmal werde nachgesucht werden, was man früher vergebens zu erlangen strebte, und in dessen Besitze sich der regierende Herzog nach dem Bundesbeschlusse vom 2. December 1830 und der agnatischen Anordnung von 1831 factisch schon befindet, noch daß man von der andern Seite zugestehen werde, was nun schon so lange Zeit beharrlich verweigert wurde.

„Was den Herzog Carl anlangt, so ist dem Vermuthen nach nur dann noch zu erwarten, daß er sich zu einer Vermählung entschließen werde, wenn er zuvor in seine vollen Regierungsrechte wieder eingesetzt sein wird. Aber auch dem stellen sich Schwierigkeiten entgegen, die bei der jetzigen Lage der Sache nahezu als unüberwindlich erscheinen. Jene Wiedereinsetzung würde nur geschehen können durch Widerruf des Bundesbeschlusses vom 2. December 1830 und durch Aufhebung der agnatischen Anordnung von 1831. Beides ist nur thunlich durch Einschreitung des Bundes selbst, jedoch auch nicht unmöglich durch Vermittelung einer oder einiger nichtdeutschen großen Mächte, entweder aus politischen Rücksichten auf friedlichem Wege, oder gar in Folge eines europäischen Krieges, in den Deutschland etwa verwickelt werden könnte.

„Bei dieser Lage der Verhältnisse und dem in dem Gesammthause Braunschweig geltenden Erbrechte ist der Anfall des Herzogthums Braunschweig an das königliche Haus Hannover über kurz oder lang zu erwarten."

Und dennoch wünscht er für Braunschweig eine besondere Existenz, freilich aus Gründen, deren Gewicht uns nicht zu bedeutend zu sein scheint. Insofern es sich indeß um eine Rettung der Legitimität, wenn auch nur durch einen formellen Akt, handelt, und insofern die Legitimität, falls Herzog Wilhelm vor dem Herzog Carl stürbe, auf eine neue harte Probe gestellt werden würde, wäre eine Revision der betreffenden Bundestagsbeschlüsse wohl herbeizuwünschen.

Die agnatische „Anordnung" und die Beschlüsse des Bundestags decken sich nicht; Hannover würde nach dem Tode Herzog Wilhelms, auch wenn Herzog Carl noch am Leben wäre, Braunschweig an sich nehmen, der Bund müßte eine neue Regentschaft einsetzen, wenn er den Herzog Carl nicht für regierungsfähig erklären will, und abwarten, ob er eine legitime und ebenbürtige Descendenz hinterläßt. Sollte wirklich hier ein neuer Conflict drohen? Und sollte dies Buch irgend ein Anzeichen davon sein, daß man sich auf das Zustandekommen dieses Conflicts von irgend einer Seite bereits vorbereitet hätte.

Aus der Hauptstadt.

— Se. Maj. der König. — „Preuß. Wochenblatt" und seine Partei. — Landtag. — Rübensteuer. — Die Zeitungen. — Demokratie in Preußen. — S. W. Dehn.

Die Mittheilung, welche der Herr Ministerpräsident dem Landtage über das Befinden Sr. Maj. des Königs und über die Verlängerung der Stellvertretung Sr. königl. Hoheit des Prinzen von Preußen machte, steht unter den Ereignissen der Woche obenan. Beide Häuser nahmen diese Mittheilung schweigend entgegen, und während die öffentlichen Organe der Fraction Mathis und der Linken wiederholt darauf hinwiesen, daß eine Betheiligung des Landtags an der Anordnung der stellvertretenden höchsten Gewalt nicht umgangen werden dürfe, verrieth keine Bewegung innerhalb der betreffenden Parteien und Fractionen selbst die Neigung zu einer offenen Wahrung dieses Standpunktes. Das „Preußische Wochenblatt" besonders hatte in einem längeren Artikel den Nachweis zu führen gesucht, daß die große schwebende Frage keine die königliche Familie ausschließlich angehende Angelegenheit sei, daß vielmehr statt der Berathung und des Beschlusses der Agnaten, nach den Bestimmungen der Verfassung nur die Entscheidung des ersten Agnaten und daran sich schließend die Begutachtung und Beschlußfassung seitens des Landtags rechtlich begründet sei; indeß schloß dasselbe Blatt jenen Artikel doch mit einem Appell an den preußischen Geist, der sich über alle Verfassungsbestimmungen erhebe, erkannte also selber indirect an, daß Angesichts solch eines außerordentlichen Falles der starre Buchstabe nicht ausreiche, und daß der Einsicht des Volkes und dem Vertrauen desselben zu der Königsfamilie das Weitere zu überlassen sei.

Zudem durfte durch den Minister-Präsidenten mit ziemlicher Gewißheit in Aussicht gestellt werden, daß Se. Maj. der König, wenn auch noch nicht am 23. April, so doch im Sommer die Regierung Allerhöchstselbst wieder übernehmen würde. Die Herstellung des Königs geht, wie allgemein versichert wird, mit starken Schritten vorwärts; es handelt sich um keine Lähmung oder Erweichung des Gehirns, vielmehr nur um die Folge der heftigen Blut-Congestionen nach dem Kopfe, welche im October v. J. Se. Maj. den König betrafen. Die fremdartigen Theile, welche im Gehirn Zugang gefunden haben, werden durch den inneren Proceß der Natur aufgesogen, und so ist eine gänzliche Genesung Sr. Maj. des Königs mehr als wahrscheinlich, ja es ist nicht unmöglich, daß dieses erfreuliche Ereigniß ganz plötzlich eintritt. Se. Maj. der König werden, sobald das Wetter es erlaubt, einen ländlichen Aufenthalt wählen.

Der Landtag neigt sich seinem Ende entgegen. Die Vorlage, eine höhere Besteuerung des Runkelrübenfabricates betreffend, hat seinen hinsterbenden Eifer noch einmal entflammt. Zwar zeigen die Bänke des Hauses der Abgeordneten, in welchem diese Angelegenheit vier Sitzungen dieser Woche in Anspruch nahm, viele und große rothe Stellen, das heißt viele Lücken, und besonders die Linke sieht sich diesmal vor der Zeit von einer großen Anzahl ihrer Genossen im Stich gelassen, aber diejenigen Abgeordneten, die sich entschlossen haben, bis zu Ende auszuharren, suchen durch ihre Thätigkeit in Vorberathungen, in Tribünenreden und im Antragestellen die Abwesenden wirklich entbehrlich zu machen. Das Haus der Abgeordneten ist übrigens durch jene Vorlage auf das Seltsamste zusammengerüttelt und geschüttelt worden. Kühne und Wagener treten sich nahe, und Herr v. Patow wird zum Ritter der Regierung. Im Allge-

meinen freilich bleibt die frühere Opposition gegen die Regierung bestehen, und es sind besonders die in der vorigen Nummer der „Revue" gegen die Regierungs-Vorlage geltend gemachten Gründe, welche im Hause mit Erfolg vorgetragen wurden.

Da auch das Herrenhaus in dieser Frage noch Beschluß zu fassen hat und eventualiter eine Uebereinstimmung zwischen seinem und dem Beschlusse des Abgeordnetenhauses herbeigeführt werden muß, so ist es wahrscheinlich, daß die gegenwärtige Session des Landtages nicht vor dem Ablauf der nächsten Woche geschlossen werden wird. Es ist indeß keine Aussicht vorhanden, daß mit dem Abscheiden des Landtages eine politische Windstille eintreten wird; im Gegentheil bemerken wir, wie die Blätter der verschiedenen Farben schon Erörterungen beginnen, die auf die Vorbereitung und Bearbeitung der Wähler berechnet sind. Die hier erscheinende „Volkszeitung" stellt eine rege Betheiligung der Demokratie in Aussicht und bringt Programme von Neuem in Anregung, welche bereits in tiefster Vergessenheit begraben zu sein schienen. Ein besonders charakteristischer Punkt dieser Programme ist das allgemeine Stimmrecht, das die Massen wieder in's Gefecht führen soll und das dem herrschenden Census gegenüber allerdings eine principielle Stellung in Anspruch nehmen kann. Die „Volkszeitung", deren Geschicklichkeit Niemand in Abrede stellen wird, proclamirt dabei offen den demokratischen Charakter des preußischen Staates, und sucht dies aus der Gleichberechtigung aller Preußen zu allen Aemtern zu erweisen.

Und darum findet es denn die „Volks-Zeitung" natürlich und nothwendig, daß in jedem Preußen eine demokratische Ader fließe, und sie citirt als Beweise hierfür den Grafen Arnim-Boitzenburg und den Fürsten Solms-Lich. Das unverzagte Blättchen vergißt dabei gern, daß Graf Arnim noch vor Kurzem eine lange Rede für die Fideicommisse hielt, daß die Bewegung von 1847 und 1848 weit, weit hinter uns liegt, und daß die Revolution uns Allen schmerzliche Aufklärungen über die letzten Tendenzen der Demokratie gegeben hat. . .

Die elegante Gesellschaft, welche hier während des Winters ihre Salons eröffnet hatte, zerstreut sich; das Theater geht in gewöhnlicher Weise fort, wenn auch nicht vorwärts; und Berlin schickt sich vor der Zeit an, seine Toilette des Staubes und der Hitze anzulegen.

Zu beklagen hatten wir den Tod des begabten Musikers, Professor Dehn. Die „Nationalzeitung" schreibt darüber Folgendes:

„Durch den plötzlichen Dahintritt Siegfried Wilhelm Dehn's hat die musikalische Wissenschaft einen herben Verlust erlitten. Der Tod überraschte ihn, während er noch in der Fülle geistiger Kraft stand und mit rüstigem Eifer den mancherlei Pflichten seines Berufs oblag. Er war Custos der musikalischen Section an der königl. Bibliothek, zugleich einer der thätigsten und berühmtesten Lehrer der Satzkunst und daneben unausgesetzt mit historischen Forschungen beschäftigt. Mehrere große Werke hat er unvollendet hinterlassen, darunter eine Lebensbeschreibung des Orlando di Lasso, die während der letzten zehn Jahre den von Bibliotheksdienst und Lehramt nicht in Anspruch genommenen Theil seiner Zeit fast ganz ausfüllte. Hoffentlich findet sich eine Hand, welche diesen reichen literarischen Nachlaß ordnet und die eben so umfassenden als werthvollen Vorarbeiten, die uns der Verstorbene hinterließ, ihrem Abschluß entgegenführt.

Siegfried Wilhelm Dehn wurde am 25. Februar 1799 in Altona geboren. Sein Vater besaß ein großes Vermögen und stand als Diplomat in schwedischen Diensten. Manche wichtige Missionen wurden ihm anver-

traut, und auch auf dem Wiener Congreß war er für die schwedischen Interessen thätig. Der junge Dehn widmete sich zuerst dem Forstfach, konnte aber wegen eines Unfalls auf der Jagd diese Laufbahn nicht weiter verfolgen. Er ging nun nach Eutin, um sich die nöthige Vorbildung für die Universität zu erwerben, und studirte vom Jahre 1822 an in Leipzig, Jena und Heidelberg die Rechte. 1824 trat er in Berlin in den Dienst der schwedischen Gesandtschaft und blieb in dieser Stellung eine Reihe von Jahren. 1829 verlor sein Vater sein gesammtes Vermögen, und der junge schwedische Diplomat faßte rasch den Entschluß, auf eine Carrière zu verzichten, die ihm unter solchen Umständen keine glänzenden Aussichten mehr bieten konnte. Die Musik, die er bisher nur als vielbegabter Dilettant, namentlich als trefflicher Cellospieler geübt, machte er nun zu seiner Lebensaufgabe. Bernhard Klein ertheilte ihm den nöthigen theoretischen Unterricht und ging ihm in der edelsten Weise mit Rath und That zur Hand. Bald war der eifrige Schüler so weit vorgeschritten, um als vielgesuchter Lehrer Anderen seine gediegenen Kenntnisse mittheilen zu können. Eine Menge junger Musiker haben sich unter seiner strengen, gewissenhaften Leitung zu namhaften Componisten und Lehrern ausgebildet. Ullrich, Blumner, Meinardus, Scholz und Reichel waren u. A. seine Schüler; auch der russische Tondichter Glinka, dessen nationale Oper „Das Leben für den Czaren" in Ulibischeff einen so begeisterten Lobredner gefunden, gehörte zu ihnen und stand bis zu seinem Tode in dem innigsten Freundschaftsverkehr mit seinem Lehrer. 1842 wurde Dehn an der königlichen Bibliothek Custos der musikalischen Section und 1849 erhielt er den Professortitel; er bereicherte die königliche Musikaliensammlung mit den werthvollsten Erwerbungen und galt weit und breit im Gebiet der musikalischen Bibliographie und Physiologie für eine der ersten Autoritäten unserer Zeit. Stets war er bei der Hand, mit unermüdlichem Eifer Jeden zu unterstützen, der seinen Rath in Anspruch nahm. Fast in allen Vorreden der zahlreichen Monographieen, die in der jüngsten Zeit auf dem musikalischen Gebiet erschienen, wird der liebenswürdigen Zuvorkommenheit des gelehrten Berliner Custos gedacht. Es bedurfte bei ihm keiner Empfehlung durch Namen, Rang oder fremde Fürsprache, sondern wer sich mit einer Frage an ihn wandte, durfte gewiß sein, die redlichste und erschöpfendste Auskunft zu erhalten. Als Lehrer bewies Dehn denselben uneigennützigen Eifer für seine Kunst. Talentvolle Schüler hat er Jahre lang unentgeltlich unterrichtet und kein Opfer gescheut, sie auf ihrem mühevollen Wege in jeder Weise zu fördern. Im persönlichen Verkehr war er lebhaft angeregt und mittheilsam; dabei nicht ohne jenes Selbstgefühl, das uns bei denen so oft begegnet, die das was sie sind, wie alle äußeren Erfolge lediglich der eigenen Kraft verdanken."

—0— Aus Holstein.

Die Stimmung. — Zustand der Presse.

Sind wir am Anfang des Endes angekommen, oder stehen wir erst am Ende des Anfangs? Ich meine, dürfen wir uns nun endlich der Hoffnung hingeben, daß eine definitive Ordnung unserer Angelegenheiten naht, oder beginnt jetzt die Drachensaat, welche von Deutschland und Dänemark her über unsere Grenzen geworfen ward, aufzugehen? und die Verwickelung zum Chaos zu werden? Die Antwort ist Gottes. — — Schon geraume Zeit vor 1848 waren die öffentlichen Zustände in Hol-

stein nicht zufriedenstellend und man konnte, als die Februar-Revolution dazu kam, eben nicht überrascht sein, daß der Aufstand hier wirklich losbrach. Drei Jahre verlebte das Land in Aufruhr und Krieg, und ließ sich regieren von einer provisorischen Regierung und einer Statthalterschaft. Dann stand es unter einer gemischten dänisch-österreichisch-preußischen Verwaltung. Diese traf, nach Ablauf eines Jahres, ein Abkommen, welches zu einer neuen Ordnung führen sollte, und das Land ward seinem rechtmäßigen Regenten wiederum übergeben. Leider waren die Voraussetzungen und Bedingungen dieses Abkommens der Art, daß, selbst bei gutem Willen, nichts Gutes daraus hervorgehen konnte, und wenn nun noch nationale, politische und sociale Interessen und Leidenschaften sich einmischten, so ist es begreiflich, daß sich seit 1852 das Land in einem Zustande befindet, der unerträglich und unhaltbar ist. So ist es natürlich, daß die Ruhigen und Verständigen hier — und sie bilden Gott Lob! die überwiegende Mehrzahl — sich freuen, daß die Differenzen zwischen der holsteinischen Stände-Versammlung und der Regierung endlich dahin gelangt sind, wo sie allein entschieden werden können, an den Bundestag. Aber das bitte ich zu bemerken, man hörte und hört hier nicht viel Vertrauen zum Bundestage aussprechen, sondern selbst Mißtrauen. Letzteres ist noch vermehrt worden dadurch, daß Hannover in der Bundesversammlung so stürmisch vorgeht*) und Gleiches von den andern Staaten verlangt; auch dadurch, daß fast alle deutschen Zeitungen den Bundestag bestürmen mit Forderungen auf rasches Vorgehen; ganz besonders aber dadurch, daß sogar die Execution verlangt wird. Die Holsteiner erinnern sich sehr gut der Bundessitzung vom 29. Juli 1852, daß darin Stimmen laut wurden gegen das Abkommen, was Oesterreich und Preußen getroffen hatten, die wenigstens eine Prüfung durch einen Ausschuß verlangten, daß dessen ungeachtet aber ein sofortiges „Ende" durch einen Beschluß nicht gemacht, aber befohlen ward, an welchem sie eben noch jetzt leiden; sie wünschen also, daß der Bund sich mit Ernst und Kraft ihrer annimmt, aber vor Allem nicht zu rasch handelt. Die Holsteiner sind überzeugt, daß sie durch eine Execution gewiß zu leiden haben, sind aber nicht so überzeugt, daß ein König von Dänemark, der in Kopenhagen residirt und von dort noch über anderes Land regiert, durch eine Execution in Holstein so leicht zum Nachgeben gezwungen wird. . . .

Sie fragen mich, wie es hier um die Presse steht? Ich kann nur antworten: in vielfacher Beziehung sehr schlecht. Nur das Verhältniß zum Staat will ich heute berühren. Am 10. März 1848, also noch vor dem hiesigen Aufruhr, ward die Censur aufgehoben; im § 2 der desfallsigen Verordnung ward aber bestimmt, „daß Schriften unter 6 Druckbogen vor dem Verkauf — der Polizei vorzulegen seien. Am 20. Mai 1854 schärfte das Ministerium für Holstein und Lauenburg diesen Paragraphen ein, und fügte ohne Weiteres hinzu: „Um etwaigen Zweifeln vorzubeugen, wird bemerkt, daß diese Vorschrift insbesondere auch auf Zeitungen und Wochenblätter ꝛc. Anwendung findet." Es ist gewiß eine sehr kühne Interpretation, Zeitungen und Wochenblätter zu den „Schriften" unter 6 Bogen zu rechnen; indessen es ward so interpretirt und demgemäß verfahren. Es müssen also die Zeitungen vor dem Druck der Polizeibehörde vorgelegt werden, und wenn von dieser etwas Anstößiges gefunden wird, so kann sie ganz einfach sagen, ohne Angabe von Gründen: „Diese Nummer darf nicht erscheinen." Die Existenz die-

*) Dieser Sturm soll sich schnell gelegt haben. D. Red.

ler Blätter stand hierbei auf dem Spiel, und so blieb in der Regel nichts Anderes übrig, als die Polizei zu bitten, den anstößigen Artikel gefälligst anzugeben und zu erlauben, daß statt seiner ein anderer eingeschoben werde, also: die Einschärfung der Verordnung über Aufhebung der Censur führte wenigstens thatsächlich zur Wiedereinführung der Censur! Einzelne Male, wenn ein Polizeibeamter vielleicht gar zu wählerisch ward, ließ eine Redaction lieber die Beschlagnahme aussprechen und die Sache an's Ministerium kommen, von welchem — wenn auch zum dritten Male nur — noch bisher immer die Beschlagnahme aufgehoben ward. Dieser Weg hat für eine Redaction aber immer sein Gefährliches, denn den Polizeibehörden ist durchaus nicht vorgeschrieben, wann und in wie langer Zeit sie die vorherige Durchsicht vornehmen müssen, und so ist der Willkür Thür und Thor geöffnet. Diese Beschränkung der Zeitungen, diese große Belästigung der Polizeibeamten durch ganz neue unangenehme Arbeiten ist überhaupt, namentlich in der Stände-Versammlung — gar nicht besprochen. Sie rührt übrigens her nicht von dem „Tyrannen" v. Scheel, sondern von dem „humanen" Grafen Reventlow-Criminil, der dadurch einen Beweis gegeben hat, daß es zu einem guten Minister nicht genügt, ein ehrenwerther und liebenswürdiger Mann zu sein.

Literarisches.

Und wäre der Himmel noch so düster, an Poeten wird es uns niemals fehlen, selbst nicht an solchen, die einen Lebensberuf aus dem Dichten machen und unbekümmert um ihre gesammte Umgebung reimen und träumen. Ein Heros unter diesen Unbekümmerten ist der Professor Werder von der hiesigen Universität, der seit den dreißiger Jahren an einem „Trauerspiel" gearbeitet hat, das den Titel „Columbus" führt und eben in einem stattlichen Bande im Verlage von Veit erschienen ist. Es ist eine rührende deutsche Treue, welche unsern Dichter an seinem Werke durch ein Vierteljahrhundert festhielt; Camoens rettete seine Lusiade durch die Brandung eines Meeres, und die Bewunderung der Welt war ihm sicher; was aber soll erst einem Manne nachgerühmt werden, der durch die Strudel und Wirren eines Menschenalters die Rolle, welche ein Trauerspiel enthält, hoch emporhält und endlich doch noch in den Hafen eines Berliner Verlages rettet. Das Trauerspiel Werders ist reich an Schönheiten, reich an Erklärungen alter Geschichte, wie solche eben nur ein Dichter geben kann, es enthält auch sehr dramatische Scenen, aber bei dem Allen ist „Columbus" eine Dichtung, in der der rathlos schiffende Leser sich jeden Augenblick zum Complott gegen den hinhaltenden Dichter, der allein den Glauben an das Gelingen bewahrt, hinreißen läßt.

Leichter, als das Drama, gelingt den Heutigen ein schönes Lied, und wir finden in dem Buche „Sang und Klang in Gedichten von Robert Urban. Berlin. Jul. Springer" wirklich wunderschöne Klänge und sangbare Strophen. Diese Gedichte werden auf ein größeres Publicum rechnen dürfen; Vieles in ihnen übertrifft die Linie, welche durch Geibel für das Mittelgut der Lyrik festgestellt ist; Manches ist wie ein Ton aus dem Uhlandschen Wunderhorn. Der Verf. ist Schlesier (seinem Landsmann Karl v. Holtei ist sein Buch gewidmet), und seine Balladen aus der alten schlesischen Geschichte sind zum Theil ganz vortrefflich. Das Gedicht „der letzte Schweidnitz" halten wir für ein Mei-

sterstück; es hat die Kraft und den Duft einer altschottischen Ballade, und der grabspruchartig murmelnde Ton, in dem es schließt, ist ganz aus der Tiefe des Volksgemüthes. Wir geben das Lied als Probe des Talentes dieses Dichters, von dem wir mehr zu hören hoffen:

Noch ist in Trümmern am Riesenkamm
Die Bolkoburg zu sehen,
Dort ist dem Schweidnitzer Fürstenstamm
Das größte Leid geschehen,
Dort hat ein Messer ohne Schliff
Des Stammes Wurzel zerschnitten,
Dort hat ein stolzes Orlogschiff
Am Anker Schiffbruch gelitten.

Zur Zeit des Herzogs Boleslau,
Da ging es lustig im Schlosse,
Da trieb der Hofnarr, der Jacob Thau,
Gar manche Kurzweil und Posse,
Jung Bolko zumal, des Herzogs Kind,
Bei seines Spieles Freuden
Mocht' von dem ganzen Hofgesind
Allein den Narren leiden.

Nun war es einst zur Frühlingszeit,
Im Walde die Vöglein sangen,
Und während die Ritter nach Kampf und Streit
Im Saale die Becher schwangen,
Da sprangen die Beiden zum Thor hinaus
Und unter die grünen Buchen,
„Jakob, jetzt spielen wir Katz und Maus,
Jaköbchen, du sollst mich suchen!"

Der Narr verstand zu des Spieles Gang
Viel Scherz und Schwank zu spenden,
Und als es dem Knaben gar gelang
Seine Pritsche ihm zu entwenden,
Da begann erst recht durch die grüne Au
Ein Rufen und Ringen und Lachen,
Was sah man da den Jakob Thau
Für närrische Sprünge machen!

„Halloh," so rief er, „du kleiner Reck,
Gieb mir meinen Scepter wieder!"
Der aber schlüpfte in ein Versteck
Und duckte das Köpfchen nieder,
„Jakob, wo bin ich, kuckuk, kuckuk" —
Der Jakob war wie verschwunden,
Doch plötzlich ließ er „kuckuk, kuckuk",
Gar lustige Antwort bekunden.

Das klang bald dort und klang bald hier,
Bald brunten und bald droben,
Jung Bolko hatte voll Neubegier
Sein Köpfchen emporgehoben,
Doch spähte vergebens Aug' und Ohr,
Woher der Ruf erklungen,
Denn Jakob hatte sich schnell zuvor
Auf einen Baum geschwungen.

Und droben in dem Laube dicht
Da trieb er neue Possen,
Und als jung Bolko noch immer nicht
Erschaute den Spielgenossen,
Nahm dieser seinen Narrenhut
Mit vielen Glöcklein und Spangen
Und warf und traf den Knaben gut,
Daß hell die Schellen erklangen.

Und freute sich ob des Wurfs Geschick,
Der ihm so gut gelungen;
Jung Bolko aber war zurück
In sein Versteck gesprungen
Und barg sein Haupt und sank in's Knie
Und hielt sich still darnieder,
Und wie der Narr auch „kuckuk" schrie,
Nur das Echo schallt es wieder.

Das nahm den Jakob Wunder fast,
„He, Schelmchen, was ist geschehen?"
So rief er und sprang von seinem Ast
Und schlich sich leis' auf den Zehen
Und lugte verstohlen in den Grund —
Da ist ihm der Scherz vergangen,
Da lag jung Bolko starr und wund,
Den blassen Tod auf den Wangen.

Wohl hub ihn der Narr auf seinen Arm
Und preßte ihn an sein Herze
Und küßt' ihm die bleichen Lippen warm,
Die zuckten im letzten Schmerze;
„Wach' auf, wach' auf, mein Augenlicht,
Mein Liebchen, mein Kind, meine Wonne!"
Doch half sein Rufen und Küssen nicht,
Des Lebens Hauch war entronnen.

Und auf die Erde warf er sich
Und hielt die Leiche umklammert
Und ächzte und weinte bitterlich
Und hat geflucht und gejammert.
Dann wurde plötzlich still sein Sinn,
Er nahm das Kind von der Stelle
Und trug es zu der Mutter hin
Und legt' es stumm auf die Schwelle.

Da hub gar wehe Klage an
Bei des Hauses Frauen und Rittern,
Einen Stamm der Helden sahe man
Mit dem letzten Sproß zersplittern.
Der bösen Kunde geschahe Recht,
Der Kunde aus alten Tagen:
Einst wird das Schweidnitzer Fürstengeschlecht
Von einem Narren erschlagen! — —

Zu Schweidnitz auf der Köppenau,
Sanct Wolfgang's Kirche zuneben,
Dort wurde dem armen Jakob Thau
Der Todesstreich gegeben
Auch wurde ein steinern' Mal erhöht,
Der sündigen That zum Schrecken —
Der Stein vergeht, wie die Rache verweht,
Und der Tod kann den Tod nicht wecken!

Druck von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.

Schleswig-Holstein.

Erschrick nicht, geneigter Leser, vor den verhängnißvollen Worten Schleswig-Holstein, denn es ist wahrlich nicht meine Absicht, Dir alle die Depeschen, Protocolle und Rechts-Deductionen aufzutischen, welche über dieses Thema eine gähnende Langweiligkeit verbreiten, und die vielleicht als diplomatische Exercitien mehr oder weniger Werth haben mögen, aber für die Sache selbst von so wenig Erfolg gewesen sind und sein werden, daß ein ernster Mann sich füglich nicht damit zu beschäftigen braucht.

Auch will ich Dir nicht etwa das Interesse anpreisen, welches dieses deutsche Grenzland für die Machtstellung Deutschlands hat. Ein Blick auf die Karte zeigt genügend, wie dasselbe von allen deutschen Grenzländern eins der wichtigsten ist, und insbesondere ganz unentbehrlich und unersetzlich, wenn je von einer deutschen Seemacht die Rede sein soll.

Noch weniger will ich Deine Sympathieen erregen für diesen unterdrückten Zweig der deutschen Nation. Denn wozu bedürfte es noch der Worte, wo die Thaten so laut reden. Kein deutsches Volk hat so treu und fest zu dem gemeinsamen Vaterland gehalten wie Schleswig-Holstein, und wenn andere deutsche Völkerschaften der Vorwurf trifft, daß sie nur allzu leicht ihres Ursprungs vergessen, um in eine fremde Nationalität und in ein fremdes Staatswesen aufzugehen, so haben diese Nordalbinger für die Erhaltung ihrer Gemeinschaft mit Deutschland gekämpft und geblutet. Ja selbst nachdem sie von Deutschland verlassen und verstoßen worden, hören sie nicht auf, für ihre Deutschheit zu kämpfen. Darum ist Schleswig-Holstein mehr als der Elsaß, der kein Verlangen nach einer Wiedervereinigung mit Deutschland geäußert, geschweige denn je dafür gekämpft hat. Und wenn wir gleichwohl den Verlust des Elsaß beklagen, weil er ein so schönes Land ist, so ist auch Nordalbingen mit so viel Gütern ausgestattet und mit so vielen Reizen geschmückt, daß es sich den schönsten Ländern Deutschlands zur Seite stellt.

Soll ich denn nun endlich an Dein deutsches Ehrgefühl appelliren, oder richtiger gesagt, an Dein Gefühl für nationale Schande? Sie raucht ja zum Himmel auf. Haben wir doch seit der Niederlage bei Jena nichts so Schmähliches erlebt, als die Niederlage an der Eider. Um so schmählicher, als wir hier nicht von einer großen Nation geschlagen worden, sondern von einem Duodez-Volke, dessen Staatswesen noch obendrein so gründlich zerrüttet ist, daß es recht eigentlich der kranke Mann des Nordens zu nennen wäre. Und dieser kranke Mann mit seinem aufgedunsenen Kopfe (will sagen Kopenhagen) und mit seinen wackelnden Beinen (nämlich Schleswig-Holstein), — dieser Nickelmann, der auf dem festen Lande ohne zu stolpern keine zwei Schritt thun kann, dieser dänische Nickelmann, sage ich, hat die große deutsche Nation geschlagen.

Wirf einen flüchtigen Blick, geneigter Leser, auf dieses widrige Bild und folge mir.

Ich will Dich weder langweilen, noch will ich Dein Mitgefühl oder Deine Indignation erregen, sondern lediglich zu Deinem Verstande sprechen. Und zwar will ich sprechen von dem deutschen Unverstand. Denn der ist es, der ganz allein all diese Misère verschuldet hat. So gewiß als es ein Unverstand ist, einen Zweck zu ergreifen, ohne die dazu erforderlichen Mittel zu besitzen, oder wenn man dieselben besitzt, sie gleichwohl nicht anzuwenden. Nun ist aber kaum je ein größerer Widerspruch zwischen Zweck und Mitteln hervorgetreten, als in der traurigen Geschichte der Schleswig-Holsteinschen Streitsache.

In allen internationalen Fragen kommt es auf zwei Dinge an. Das Eine ist das Recht, welches man hat oder zu haben glaubt, das Andere sind die Mittel, wodurch ein solches Recht geltend gemacht werden soll. Das Letztere ist in der Praxis die Hauptsache. Darum läuft alle Politik auf Machtfragen hinaus. Um also irgend eine politische Frage durchzuführen, kommt es darauf an, sich die erforderlichen Machtmittel zu verschaffen, oder, wenn man dieselben bereits besitzt, sie dergestalt zu combiniren, daß sie den möglichsten Effect haben, und gleichzeitig die Machtmittel des Gegners dergestalt zu paralysiren, daß er klein beigeben muß. Das ist das Geheimniß der Politik.

Im Lande der Denker hatte man diese einfache Wahrheit nicht gefaßt. Der Nickelmann hingegen hat sie sehr gut verstanden, und wir könnten von ihm lernen.

Aber, fragt man vielleicht, wie kann es denn nur überhaupt an Machtmitteln fehlen in einem Streithandel zwischen Deutschland und Dänemark, d. h. einer Nation von 40 Millionen gegen noch nicht 2 Millionen? Welch colossale Uebermacht! Ja freilich, wenn die 40 Millionen ein Reich bildeten, dann könnten Machtmittel nicht fehlen. Nein, gewiß nicht. Allein dann würde die schleswig-holsteinische Frage überhaupt nicht existiren, weil dieses Land dann längst ein eben so un-

bestrittener Theil von Deutschland sein würde, wie etwa die Mark Brandenburg. Ja, nicht bloß Nordalbingen würde eine deutsche Provinz sein, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach die ganze cimbrische Halbinsel bis nach Skagn, die von Natur nichts weiter ist als ein Ausläufer Deutschlands. Kein Mensch würde dann unsere Grenze an der Eider suchen, sondern

„wo an dem Belt die Möwe zieht",

und vielleicht an dem großen Belt. Wenn aber diese 40 Millionen in mehr als 30 Staaten vertheilt sind; wenn ferner zwischen den Theilen ein solcher Antagonismus besteht, daß ihre Kräfte sich gegenseitig an einander aufreiben und folglich nach Außen hin effectlos werden; und wenn endlich die auswärtigen Mächte unserm Feinde zu Hülfe kommen, während Deutschland isolirt steht: — dann haben die 40 Millionen allerdings nach Machtmitteln zu suchen und werden sie vielleicht nicht finden. Der Nickelmann wußte dies. Die 40 Millionen hingegen, deren gesunder Menschenverstand, wie es scheint, in dem metaphysischen Destillirkolben verdampft war, verstanden nichts davon, oder wollten nichts davon verstehen. Dafür zeugen die Ereignisse.

Sie mögen jetzt Revue passiren.

Im Jahre 1848 wurde das Werk der deutschen Einigung damit begonnen, daß sich die beiden deutschen Hauptmächte, Preußen und Oesterreich, bis über den Hals brouillirten, und wie dann bald darauf die kleindeutschen Kaiserprojecte und hinterher die Unionsprojecte auftauchten, so wurden die Mittelmächte auch widerhaarig. Kaum währte es 2 Jahre, da stand die deutsche Einheit an dem Rande des Bürgerkrieges.

Alle Leute von gesundem Verstand hatten dies vorausgesehen und vorausgesagt. Und doch waren es grade die Repräsentanten der deutschen Wissenschaft, die Zierden der Katheder, von dem Parfum der hohen Bildung duftende Männer, welche jene zur deutschen Veruneinigung führenden Projecte nicht nur theilten, sondern vielmehr selbst auf die Bahn brachten und durch den Klang ihrer Namen mit einer Art von Weihe zu umgeben dachten, vor der sich die Nation in Ehrfurcht beugen sollte. Diese Männer also wußten für die Kräftigung Deutschlands kein besseres Mittel zu finden, als wenn sie die Zwietracht zwischen Preußen und Oesterreich anfachten, und haben sich in solchen Ungedanken dergestalt verrannt, daß sie, nachdem sie auf der Tribüne verstummt, doch gleichwohl im Stillen dasselbe Geschäft noch bis heute fortsetzen, um dann hinterher über die Machtlosigkeit Deutschlands zu lamentiren. Für diese Staatsgelehrten ist der gesunde Menschenverstand zu trivial, sie haben sich etwas ganz Apartes ausgedacht, und wenn sie durch die von ihnen selbst angefachte und wach erhaltene Zwietracht der beiden deutschen Hauptmächte die Machtmittel Deutschlands lähmen, so scheint es wohl, daß sie ihre eigne hohe Geisteskraft für die Quelle halten,

woraus die deutsche Macht entspringen soll. Sie fühlen eine Armee in ihren Gedanken, und werden schließlich mit ihren Gedanken auch die Dänen schlagen. Allen voran ging der Herr v. Radowitz. Friede seiner Asche. Aber die Geschichte wird dereinst das Urtheil sprechen, daß, wenn man im Jahre 1851 das traurige Schauspiel erlebte, deutsche Heere nach Schleswig-Holstein ziehen zu sehen, um diesen unglücklichen Ländern ein noch härteres Joch aufzulegen, als sie vorbem erduldet, Niemand zu dieser unseligen Wendung der Dinge mehr beigetragen hat, als Herr v. Radowitz. Er war ein Nagel zu dem Sarge von Schleswig-Holstein.

So ging es mit den Elementen der deutschen Macht. Nicht besser ging es mit den Formen, durch welche man diese Elemente zu einem Ganzen zusammenfassen, und wodurch man dieselben nach Außen hin geltend machen wollte, d. h. mit der Constituirung Deutschlands.

Wenn man im gemeinen Leben irgend etwas ausrichten will, so nimmt man die vorhandenen Zustände, wie sie eben sind, und sucht dieselben zuvörderst gehörig zu benutzen, und dann so viel als möglich zu verbessern. Das ist der Standpunkt des gesunden Verstandes, und so verfährt jeder praktische Mann. Für die deutschen Philosophen aber wäre das wieder viel zu trivial gewesen. Nein, im Gegentheil, — die Beine in die Luft gekehrt, das ist der metaphysische Standpunkt. Man geht also nicht von der augenfälligen Wirklichkeit aus, sondern man geht von der Idee aus, die um so sublimer ist, je weniger sie mit der Wirklichkeit gemein hat. Die Philosophen nahmen daher die Wünschelruthe und klopften an den Kyffhäuser, um den alten Barbarossa aus seiner Verzauberung zu erwecken. Denn die Idee des deutschen Reiches sollte realisirt werden.

Nun ist aber wohl zu bedenken, daß es sich dabei nicht blos um eine innere Revolution handelte, dergleichen man auch in anderen Ländern erlebt hat, sondern zugleich um die völkerrechtliche Stellung Deutschlands, welches in Europa nur als ein Bund souveräner Staaten anerkannt ist. Das in den Wolken schwebende Reich war demnach kein völkerrechtliches Subject, wie denn auch im Auslande nicht einmal Gesandte von demselben angenommen wurden, geschweige denn, daß es irgend welchen Einfluß ausüben konnte. Da dann noch obendrein die Großmacht Preußen in dieses imaginäre Reich aufging, indessen Oesterreich während seiner eigenen Revolution noch von der ungarischen und italienischen Revolution in Anspruch genommen wurde, so war eitel Ohnmacht. Zugleich war alles unklar und zweideutig geworden. Es gab gar keinen anerkannten Factor mehr, welcher sich der schleswig-holsteinischen Sache dem Auslande gegenüber mit Erfolg annehmen konnte. Vielmehr wurde diese Sache, die an und für sich klar war, durch ihre Vermischung mit dem deutschen Reichsschwindel unklar, und

so geschah es, daß gerade diese Sache, die an und für sich die allerbeste war, den allerschmählichsten Ausgang nahm.

Der deutsche Bund hatte bekanntlich das Kriegsrecht, und hätte den Krieg gegen Dänemark in bester Form führen können, das improvisirte Reich hingegen war eine blos factische Gewalt. Der Reichskrieg gegen Dänemark wurde demnach in der That ein revolutionärer Act.

Das war gewiß sehr schlimm, allein die Sache wäre damit noch nicht verloren gewesen, wenn man nämlich diesen Umständen gemäß gehandelt hätte. Man mußte sich also in vollem Ungestüm auf Dänemark werfen, um unverzüglich das ganze dänische Festland zu occupiren. Dies mußte mit einer betäubenden Schnelligkeit geschehen. Dann wäre den Dänen der Muth entfallen, man hätte schnell ein Resultat erreicht, und konnte hinterher verhandeln, um dieses Resultat zur völkerrechtlichen Anerkennung zu bringen. Statt dessen wurde der Krieg absichtlich in engen Dimensionen erhalten, wodurch man dem Auslande ein Bild der Schwäche gab, und zwar der Schwäche des Willens wie der Schwäche des Verstandes. So kam es zu dem Waffenstillstand von Malmö, der aller Welt die Augen öffnete.

Die schleswig-holsteinsche Sache war seitdem verloren. Ihre Aussichten sanken von Stufe zu Stufe, haltungslos ging es bergab, und bald war man in diejenige Bahn gedrängt, welche zu dem Londoner Protocoll vom Mai 1852 führte, das als ihre Grabschrift angesehen werden kann.

Durch dieses Protocoll wurde die Integrität der dänischen Gesammt-Monarchie vertragsmäßig für einen unveränderlichen Grundsatz erklärt. Deutschland gab dabei nicht nur sein eventuelles Anrecht auf Schleswig preis, sondern es unterwarf sich auch rücksichtlich Holsteins und Lauenburgs im voraus allen denjenigen Maßregeln, welche zur Erhaltung der dänischen Gesammt-Monarchie in Zukunft etwa für nothwendig erachtet werden dürften. Das mußte um so folgenreicher werden, als der Bundestag außerdem auch noch das Princip einer gesammtstaatlichen Verfassung ausdrücklich anerkannt hatte. Denn welches nun die Erfordernisse des Gesammtstaates und der gesammtstaatlichen Verfassung sein werden, darüber haben selbstredend an erster Stelle lediglich die Dänen zu urtheilen, und an zweiter Stelle nicht etwa blos Deutschland, sondern auch die sämmtlichen garantirenden Mächte des Londoner Vertrages, d. h. fast ganz Europa. Darin besitzt Dänemark ein Mittel, um in Zukunft alle holsteinischen Fragen zu europäischen umzustempeln, so daß die Competenz des Bundestages nunmehr auf ein Minimum beschränkt ist, und selbst dies Minimum ohne große Kunst angezweifelt werden kann.

Dahin hatten die Frühlingshoffnungen von 1848 nach vier Jahren geführt. Niederschlagend ist es zu betrachten, was alles Schmähliches dazwischen liegt, und nutzlos wäre es, hier alle die einzelnen Wendun-

gen darzulegen, durch welche man von jenem Anfang zu diesem Ende kam. Eins müssen wir aber noch hervorheben, damit man sieht, wie der ein und selbe Unverstand nur immer neue Gestalten annahm.

Auf die Doctrinairs der Revolution folgten nämlich die Doctrinairs der Contre-Revolution mit den Lehren von der Umkehr und der Buße. Diese wollten nun die schleswig-holsteinische Sache brandmarken und erklärten sie für die incarnirte Revolution, weil die legitime Sache für Deutschland jedenfalls nur Holstein heißen könnte. Sie hielten also das eventuelle Erbrecht eines deutschen Fürsten für Nichts, und sie hielten eben so für Nichts das urkundliche und seit Jahrhunderten unantastbar gebliebene Recht Holsteins auf ein Zusammenleben mit Schleswig. Demnach sollten alle die tausendfachen Bande, welche durch das Familienleben, durch den geschäftlichen Verkehr und die geistige Bildung, wie durch die Justiz und Verwaltung, seit Jahrhunderten sich zwischen beiden Ländern angesponnen hatten, zerrissen werden, so daß der bundesmäßige Schutz für Holstein nur die Folge haben würde, daß es wie ein verstümmelter Körper verdorren müßte. Und zwar sollte dies lediglich der reactionären Tendenz-Politik zu Liebe geschehen. Man wollte in Schleswig der Revolution einen Backenstreich geben und schlug vielmehr Deutschland ins Angesicht und verletzte unzweifelhafte Rechte.

Diese Rechte hatten aber nicht nur einen Werth für Holstein, sondern auch für Deutschland selbst. Was man mit dem eventuellen Anrecht auf Schleswig aus der Hand gab, bedarf keiner weiteren Erörterung. Für die Zukunft des deutschen Seewesens ist es ein unersetzlicher Verlust. Ja, indem man Schleswig aufgab, paralysirte man zugleich den maritimen Werth, den Holstein für uns haben kann, weil dieser Werth sich an den Hafen von Kiel anschließt. Dieser Hafen ist nämlich nicht nur der einzige gute Kriegshafen an der deutschen Küste, sondern überhaupt so vorzüglich, daß Nationen, welche sich auf solche Dinge verstehen, und die etwas auf ihre Macht und Ehre halten, kein Bedenken tragen würden, schon allein um dieses Hafens willen einen Jahre langen Krieg zu führen. Hätte man also ernstlich an eine deutsche Seemacht gedacht, so hätte man diesen Hafen zu einem Kriegshafen des deutschen Bundes erklären müssen. Nun ist aber zu berücksichtigen, daß der nordöstliche Rand dieses herrlichen Bassins zu Schleswig gehört, und da liegen die Werke von Friedrichsort, welche den Zugang beherrschen. So lange wir folglich auf die Grenze von Holstein beschränkt bleiben, ist der Kieler Hafen für Deutschland verloren. Ein unermeßlicher Schaden. Denn wenn man auch jetzt zu Herstellung eines anderweitigen Kriegshafens eine Ausgabe von vielen Millionen nicht scheute, und die Arbeit vieler Jahre daran setzte, so würde man doch selbst mit solchen Opfern keinen Hafen erhalten, der sich mit dem Kieler Hafen, für welchen die Natur alles von selbst gethan, auch nur annähernd vergleichen könnte.

Indessen war es selbstverständlich, daß die Enthusiasten der Reac-

tion von der Höhe ihrer legitimistischen Tendenzpolitik auf so geringe Dinge, wie es die physischen Bedingungen einer Seemacht sind, keine Rücksicht nehmen konnten. Es hätte ihnen nicht der Rede werth geschienen. Sie sagten sich also zuvörderst von Schleswig rundweg los, und es machte ihnen wenig Kummer, auch noch Holstein hinterdrein zu werfen.

Aber selbst wenn wir den Standpunkt dieser Männer gelten ließen, müßten wir doch behaupten, daß jene Autoritäts-Philosophen die Lage der Dinge gar sehr verkannten, und daß die Anwendbarkeit ihrer Grundsätze auf den vorliegenden Fall mehr als zweifelhaft schien. Was sie nämlich das göttliche Recht nannten, das war der Sache nach die dänische Revolution, welche notorisch den König von Dänemark überrumpelt und zu den Gewaltmaßregeln gegen Schleswig-Holstein gezwungen hatte, die im Frühjahr 1848 den Widerstand dieser Herzogthümer hervorriesen. Ja, bei Lichte betrachtet war es sogar nur die Revolution von Kopenhagen, welche ganz Dänemark dominirte, und noch heute dominirt. Denn wenn man sagt, daß Paris Frankreich sei, so ist Kopenhagen noch viel mehr Dänemark. Es umfaßt den zehnten Theil der gesammten national-dänischen Bevölkerung, und erwägt man dabei, wie die übrigen Dänen, welche in kleinen Städten und zerstreuten Höfen wohnen, dazu durch Meeresarme von einander getrennt, keine Mittel haben, um sich geltend zu machen, indessen alle Intelligenzen und alle Capitalien nach Kopenhagen strömen, so sieht man wohl, wie es geschehen kann, daß diese Stadt allein über die dänische Politik entscheidet. Auch ist dies nicht erst seit gestern so. Sie machte schon die Revolution von 1660, woraus das sogenannte Königsgesetz hervorging. Unter dem Namen des göttlichen Rechts hat man sich also in der That vor der übermüthigen Bürgerschaft von Kopenhagen gebeugt. Und ihr zu Liebe sind die Rechte der deutschen Herzogthümer geopfert. Da sieht man, was dabei herauskommt, wenn der Pietismus, anstatt sich auf seine Conventikel zu beschränken, wo ihn Niemand beunruhigen wird, sich in die Politik einmischt.

Die Dänen verstanden indessen die Lehren von der Umkehr und von der Buße ganz praktisch. Sie kehrten die staatsrechtlichen Verhältnisse der deutschen Herzogthümer ganz vollständig um und suchten die bußfertige Gesinnung durch reichliche Steuern zu befördern. Zuletzt griffen sie sogar nach den deutschen Domänen, incorporirten dieselben dem dänischen Gesammtstaat und wollten sie dann von Gesammtstaats wegen verkaufen. Das war sehr klug ausgedacht. Sie wünschten nämlich einstweilen die Kassen von Kopenhagen zu füllen, und wenn sie vielleicht dereinst die Herrschaft über die Herzogthümer verlieren sollten, dieselben zuvörderst auszusaugen.

Der deutsche Bund hatte dabei das Zusehen. Was konnte er machen, nachdem er einmal durch den Londoner Vertrag sein Recht aus

der Hand gegeben und den Gesammtstaat mit der Gesammtstaats-Verfassung anerkannt hatte? Seitdem ist der Streit zwischen Deutschland und Dänemark eine wahre querelle allemande geworden. Er sieht aus wie eine Rechtsfrage, aber diese Frage ist nicht rechtlich zu entscheiden, sondern sie ist der Sache nach eine Frage der Convenienz und der Macht. Alle diplomatischen Noten und Rechtsdeductionen werden daher kein anderes Resultat haben, als daß die Dänen vielleicht in der Form nachgeben und einige kleine materielle Concessionen machen, die freilich augenblicklich besser sind, als gar nichts, aber für die Zukunft wohl eher schaden als nützen, indem es dadurch das Aussehen gewinnen kann, als ob der Schaden geheilt wäre, während er in der That unheilbar ist. Unheilbar nämlich, so lange der Londoner Tractat besteht, dessen Beseitigung allein den Herzogthümern wahrhaft helfen könnte. Doch das ist nur erreichbar während einer großen europäischen Krisis.

Die Geschichte zögerte nicht, eine solche herbeizuführen. Der orientalische Krieg brach aus, d. h. der Krieg der Westmächte gegen Rußland. Alle zur Zeit bestehenden Combinationen der europäischen Staaten wurden dadurch in Frage gestellt, insbesondere in so weit dieselben mit russischen Interessen zusammenhingen. Nun war es aber gerade Rußland gewesen, durch dessen Einfluß der dänische Gesammtstaat in's Leben getreten war, und welchem diese Schöpfung vorzugsweise zu Gute kam. Jetzt wäre es also nicht nur möglich, sondern sogar leicht gewesen, den Londoner Tractat, auf welchem der dänische Gesammtstaat ruht, wieder aufzuheben und dadurch der schleswig-holsteinschen Frage eine glückliche Wendung zu geben. Deutschland konnte dies zur Bedingung seines Eintritts in die große Bewegung machen, und die Sache war so gut wie entschieden. Allein diese günstige Gelegenheit wurde nicht benutzt.

Wiederum trat eine neue Gattung von Philosophen auf. Es waren die Neutralitäts-Philosophen. Die hatten von dem doppelten Rausch der Revolution und der Contrerevolution einen doppelten Katzenjammer davon getragen, und in solcher Stimmung glaubten sie Deutschlands Beruf darin erkennen zu müssen, daß es sich von jeder Betheiligung an der europäischen Bewegung fernhalte. Denn je mehr ihm dies gelinge, um so höher würde seine Ehre und seine Geltung im Auslande steigen, indem es vor ganz Europa das erhabene Bild seiner Isolirung darstellte. Neutralität wurde also die Maxime der deutschen Politik, und in der That wurde die Neutralität vollkommen erhalten. Nur hatte sie leider ganz andere Folgen, als jene Philosophen sich ausgedacht.

Europa blickte auf das neutrale Deutschland und sagte zu sich selbst: Deutschland war vor Allem berufen, in eine Bewegung einzutreten, in der es vermöge seiner geographischen Lage den Ausschlag geben konnte, wie es andererseits am meisten veranlaßt war, zu einer Ein-

schränkung der russischen Machtstellung, welche ihm selbst am allergefährlichsten ist, das Seinige beizutragen. Hat es Beides nicht gethan, so ist das ein Zeichen seiner Indolenz oder seiner Schwäche.

Das war das Urtheil Europa's. Dänemark machte sich dieses Urtheil zu Nutze, um in den deutschen Herzogthümern mit um so größerer Rücksichtslosigkeit gegen deutsche Ehre und deutsche Interessen aufzutreten. Danken wir den Dänen dafür. Sie haben eine Kritik der deutschen Neutralitäts-Politik geliefert, wie sie nicht überzeugender und nicht schneidender sein konnte.

Nun wurden unsere Philosophen denn doch bedenklich. Sie glaubten etwas thun zu müssen, ohne zu bemerken, wie sie dadurch gerade sich selbst verurtheilten. Sie nahmen also die schleswig-holsteinsche Frage, oder, wie es jetzt heißt, die holstein-lauenburgsche Frage, wieder auf, aber gerade zu einer Zeit, wo die Möglichkeit eines günstigen Erfolges verschwunden war, d. h. nach dem Pariser Frieden.

So bleibt die alte Unklarheit über Zweck und Mittel, über Zeit und Umstände unverändert dieselbe. Man will eine Aufgabe lösen und schlägt eine Politik ein, welche die Lösung unmöglich macht. Das werden wir sogleich zeigen.

Ohne ein Zusammenwirken von Preußen und Oesterreich ist an eine deutsche Politik nicht ernstlich zu denken, denn ohne ein solches Zusammenwirken fehlen die erforderlichen Machtmittel, ohne welche Politik ein Phantasiegebilde ist. Das ist es, was eine deutsche Politik so schwierig macht. Und grade in dem vorliegenden Falle tritt die Schwierigkeit mächtig hervor. Betrachten wir sie daher um so genauer.

Es ist nicht zu läugnen, der deutsch-dänische Conflict hat durch den Londoner Tractat einen europäischen Charakter erhalten. Gehen wir ernstlich daran, so stoßen wir auf europäischen Widerstand. Danach werden also unsre Maßregeln zu berechnen sein, und darum hat der deutsche Bund als solcher keine ausreichenden Mittel, um in dieser Frage zu einem glücklichen Ende zu gelangen. Kann man sich doch nicht verhehlen, der deutsche Bund faßt zwar eine sehr große Summe von Widerstandskräften in sich, aber sein Operationsvermögen ist sehr gering, und soll er etwas Wesentliches ausrichten, so gehört dazu noch der Einfluß, welchen die beiden deutschen Hauptmächte vermöge ihrer europäischen Stellung besitzen. Nun zweifeln wir keineswegs, daß Oesterreich in dieser Streitsache seiner Bundespflicht genügen wird, allein damit ist eben nur wenig zu erreichen; ob aber Oesterreich auch geneigt sein wird, mit dem ganzen Gewicht seiner europäischen Stellung dafür einzutreten, ist eine ganz andere Frage, und mehr als zweifelhaft. Es hat dabei durchaus kein Interesse, um dessentwillen irgendwelche Anstrengungen von seiner Seite zu erwarten wären. Denn würde dadurch irgend ein wirklicher Erfolg erreicht, so käme derselbe unmittelbar nur

Norddeutschland und insbesondere Preußen zu Gute. Ja, wenn man die Frage lediglich unter dem europäischen Gesichtspunkte betrachtet, so wird sie offenbar zu einer Frage der preußischen Machtstellung. Da machen sich sofort die alten Rivalitäten zwischen Preußen und Oesterreich geltend. Was steht daher von Oesterreich zu erwarten? Im günstigsten Falle wird es Preußen in seinen etwaigen Operationen gewähren lassen, in dem weniger günstigen Falle wird es dieselben zu hemmen und zu contrecarriren suchen. Es kann dies um so sicherer thun, als das Odium, welches der unglückliche Ausgang der schleswig-holsteinschen Frage in Deutschland hervorruft, fast lediglich auf Preußen fällt, welches seit 1848 seine Ehre dabei engagirt hat.

Das sind die mißlichen Aussichten, worauf Preußen bei einem etwaigen Vorgehen in dieser Sache gefaßt sein muß. Wünscht oder erwartet Preußen etwas Anderes, so muß es auch seinerseits seine Politik darnach einrichten.

Die nordalbingischen Herzogthümer haben für Preußen eine ähnliche Lage und eine ähnliche Wichtigkeit, wie die Donau-Fürstenthümer für Oesterreich, und wenn der bisherige Zustand dieser Fürstenthümer dem russischen Interesse diente, so hat es mit dem gegenwärtigen Zustande jener Herzogthümer dieselbe Bewandtniß. Es scheint folglich ein naheliegender Gedanke, daß sich Preußen und Oesterreich unter einander verständigen könnten, um sich gegenseitig an der Eider und an der unteren Donau zu unterstützen. Der orientalische Krieg bot eine bequeme Veranlassung dazu. Allein Preußen blieb während dieses Krieges neutral, und nach dem Frieden glaubte es der österreichischen Politik an der unteren Donau entgegen treten zu müssen. Wie sehr wurde Oesterreich dadurch verletzt, und wie natürlich ist es, daß unter Umständen an der Eider die Revanche erfolgen wird.

Die europäischen Mächte wissen dies, Dänemark insbesondere weiß es auch. Und wenn sie es etwa doch nicht wissen sollten, so sorgen schon die officiösen Blätter dafür, es weltkundig zu machen, die in den gegenseitigen Anklagen und Neckereien ihr Tagewerk finden.

Ach, das scheint uns wenig geeignet, um Deutschland in den Augen des Auslandes Achtung zu verschaffen. Auch sehr wenig logisch, in der holsteinischen Frage Erfolg zu erwarten, während gleichzeitig die Zwietracht der beiden deutschen Hauptmächte genährt wird.

Gegen Oesterreich Front machen, heißt für Preußen so viel, als Schleswig-Holstein den Rücken kehren. Man nehme diese Worte buchstäblich oder figürlich, immer springt die Wahrheit derselben in die Augen.

Aber es heißt nicht nur, Schleswig-Holstein den Rücken kehren, sondern es heißt sogar, sich die Hände auf den Rücken binden, wenn Preußen in seiner Frontstellung gegen Oesterreich sich andererseits an

Rußland und Frankreich anlehnt. Denn diese beiden Mächte sind es ja eben, welche an der Erhaltung des dänischen Gesammtstaates ein unmittelbares Interesse finden. Denn wenn es vorzugsweise russischer Einfluß war, durch welchen dieser Gesammtstaat zu Stande kam, so ist andererseits Frankreich noch aus der Napoleonischen Zeit her gegen Dänemark zu Dank verpflichtet, und schon seine Ehre gebietet ihm, Dänemark nicht sinken zu lassen.

Dies Alles ist klar wie der Tag. Klar ist ferner, wie unser Streit mit Dänemark nur durch Mitwirkung der Seemächte zum glücklichen Ausgang gelangen kann. Nun ist aber von den 3 großen Seemächten nur England in dieser Frage nicht unmittelbar interessirt, und obwohl der dänische Gesammtstaat in London creirt wurde, so hat gerade England durchaus keine Vorliebe für denselben. Im Gegentheil, es bereut seine damalige Nachgiebigkeit gegen Rußland und wäre unter Umständen sehr gern zu einer Revision des damaligen Vertrages bereit. Auch würde es unter Umständen durchaus keine Façon mit Dänemark machen, wie das Beispiel vom Jahre 1807 beweist. Da sah man, wie leicht es für England ist, den dänischen Nickelmann zur Raison zu bringen. So bedürfte es denn auch jetzt nichts weiter, als daß eine englische Flotte vor Kopenhagen Anker wirft, und der hochtrabende Gesammtstaat existirt nicht mehr. Ja diese Flotte brauchte gar nicht zu erscheinen, sondern es genügte schon, daß die Dänen nach Lage der Dinge sich für überzeugt hielten, die Flotte könnte möglicherweise erscheinen, so würden sie ihre gegenwärtige Politik alsbald aufgeben.

Niemals aber wird dies Ziel erreicht werden, so lange nicht Preußen in der innigsten Allianz mit England steht. Niemals wird es erreicht werden, so lange Preußen einerseits sich an Rußland und Frankreich anlehnt, andererseits gegen Oesterreich Front macht. Es wäre gegen die Natur der Dinge.

Will man von Berlin nach Charlottenburg gehen, so muß man nicht zum Stralauer Thore hinausgehen, sonst wird die Promenade so lang, daß man wahrscheinlich unterwegs vor Ermüdung umkehrt. Nicht anders geschieht es in der Politik. Sollen an der Eider Erfolge errungen werden, so muß man mit England und mit Oesterreich gehen. Wenn man hingegen dieses entweder nicht will oder nicht kann, so muß man auch jenes aufgeben, oder man wird nur die Summe der Täuschungen und Widersprüche vermehren, von deren Last wir seit dem Jahre 1848 schon fast erdrückt worden sind.

Wollt Ihr also Schleswig-Holstein retten, dann richtet alle Eure Anstrengungen auf das Zustandekommen eines Bundes zwischen England, Preußen und Oesterreich. Dieser Satz muß fortan ein Axiom sein. Wer dann statt dessen gegen England schmollt, der schmiedet neue Ketten für Schleswig-Holstein; wer Oesterreich an der Donau reizt, der schmiedet neue Ketten für Schleswig-Holstein; wer die Neutralität

proclamirt, der proclamirt die Ewigkeit dieser Ketten; wer aber endlich bei alledem noch für Schleswig-Holstein spricht, der versinkt in die gähnende Tiefe des deutschen Unverstandes. Das ist der Brunnen, in welchem der dänische Nickelmann seinen unerreichbaren Schlupfwinkel gefunden hat. F.

Zur Rübensteuer-Debatte.

Durch vier Sitzungen hindurch hat das Abgeordnetenhaus über den Zollvereinsvertrag wegen Erhöhung der Rübenzuckersteuer verhandelt, und es ist demselben schließlich mit ansehnlicher Majorität die Genehmigung ertheilt worden. Dieser parlamentarische Kampf bietet so eigenthümliche Erscheinungen dar, derselbe charakterisirt unsere Situation in so prägnanter Weise, gewährt so bestimmte Anhaltpunkte für die Erkennung dessen, was uns bevorstehet, daß wir dringende Veranlassung haben, auf denselben zurückzukommen.

Wie wir bereits ausgeführt haben, war der Zweck, den die Regierung beim Abschluß des Vertrages vom 16. Februar c. im Auge hatte, ein durchaus berechtigter. Es ist Thatsache, daß die Rübenzucker-Industrie in der Art, wie sie sich — mehr und mehr entwickelt, von mannigfachen socialen und ökonomischen Mißständen begleitet ist, und eben so wenig ist es in Zweifel zu ziehen, daß der Zucker ein vorzügliches Steuerobject ist, sehr wohl geeignet den Staatskassen wesentlich erhöhte Einnahmen zu bringen. Wir müssen hier nochmals unsere Ueberzeugung dahin aussprechen, daß der Regierung die Mittel zu Gebote standen, jene Mißstände zu beseitigen und erhöhte Einnahmen zu gewinnen, ohne auch nur den Schein einer Verletzung des öffentlichen Vertrauens auf sich zu laden. In den Verträgen von 1853 ist die Veränderung des Steuermodus ausdrücklich vorbehalten, und indem man sich für Einführung des Belgischen, auf dem Maß und der Zuckerhaltigkeit des Rübensaftes basirenden Steuersystems entschied, war damit das Mittel gefunden, die Rübenzucker-Industrie in die gesunden Bahnen zu leiten, dieselbe zu decentralisiren und allen zum Rübenbau qualificirten Landestheilen die Theilnahme an derselben zu gestatten. Es konnte dann von einer Monopolherrschaft nicht die Rede sein, der die Staatsregierung glaubt dadurch entgegentreten zu müssen, daß sie dem Rohrzucker den Absatz auf den inländischen Märkten zu sichern sucht. Welche Gründe der Verfolgung dieses Weges entgegengetreten sind, darüber sind in den so ausführlichen Verhandlungen auch selbst Andeutungen nicht hervorgetreten. Uns will bedünken, als seien diese Gründe lediglich in der Macht zu suchen, welche dem Bestehenden überall beiwohnt; in der Scheu vor Aenderung eines bereits eingelebten Systems. Denn

daß unseren Steuerbeamten die intellectuelle Qualification zur Handhabung des Aerometers fehlen sollte, kann unmöglich ernstlich gemeint sein, da der Preußische Beamtenstand in dieser Beziehung schwerlich übertroffen werden dürfte.

Wollte man bei Bemessung des Steuersatzes zugleich die Erhöhung der Einnahmen im Auge behalten, so konnte es sich lediglich darum handeln, den Steuersatz im Verhältniß zum Zollsatz dergestalt zu normiren, daß der Rübenzucker-Industrie in Uebereinstimmung mit dem Zollgesetz von 1818 ein Schutz von 10 pCt. gewährt blieb, da sie unserer Ueberzeugung nach, sobald sie nicht ferner durch ein mangelhaftes Steuersystem in krankhafte Bahnen geleitet wird, eines Schutzes überhaupt kaum noch bedarf. Insofern dann noch der Schein einer Verletzung des guten Glaubens zurückblieb, zu dem die Rübenzucker-Fabrikanten durch die Verträge von 1853 und die Aeußerungen der Regierungs-Commissarien sich berechtigt halten konnten, gab es ausreichende Mittel, denselben vollen Ersatz zu gewähren, jede Gefährdung von denselben abzuwenden, welche die Erhöhung des Steuer-Tarifs ihnen bringen konnte. Dahin sind zu rechnen: die Erweiterung des Marktes für ihr Fabrikat durch Bewilligung einer Ausfuhr-Bonification, die Aufhebung des Privilegiums, welches für die Raffinerie indischen Zuckers thatsächlich noch bestehet, und endlich die Stabilisirung der steuerlichen Behandlung des Zuckers für längere Perioden. In diesem Wege konnte die ganze Angelegenheit zu allseitiger Zufriedenheit geregelt werden, und die Regierung würde bei Verfolgung desselben auf einen bemerkenswerthen Widerstand nicht gestoßen sein. Es ist tief zu beklagen, daß über die Motive der Regierung gegen diesen Weg sich keinerlei auf die Sache selbst eingehende Andeutungen irgendwo vorfinden. Ob es richtig ist, daß man die Erörterung der Bedürfnißfrage hat umgehen wollen, indem der Vertrag vom 16. Februar c. als eine Consequenz der Verträge von 1853 dargestellt wird, müssen wir dahingestellt sein lassen, glauben jedoch die Ueberzeugung aussprechen zu dürfen, daß die Bedürfnißfrage die Genehmigung des Vertrages nicht gehindert haben würde, wo es sich entschieden um Verbesserung der wirthschaftlichen und socialen Zustände, so wie überdies um Wahrung wichtiger politischer Interessen handelte.

Indem die Regierung es vorgezogen, einen Steuer-Modus beizubehalten, der nur bei niederem Tarif unbedenklich, der nach Steigerung desselben die Quelle der Mißstände ist, deren Beseitigung sie bezweckt, und indem sie eine abermalige Steigerung des Tarifs proponirte, mußte die Besorgniß sich geltend machen, daß in Folge dessen jene Mißstände in verstärktem Maße hervortreten werden. Die Ueberzeugung hiervon, so wie die, daß hier eine Verletzung des guten Glaubens vorliege, zu dem die Fabrikanten mannigfachen Anlaß hatten, rechtfertigt den lebhaften Widerstand, welcher der vorliegenden Maßregel entgegengetreten ist.

Und gleichwohl ist auch die Bedürfnißfrage hervorgetreten, sie hat sich in einer Weise Geltung verschafft, die wir tiefer beklagen als Alles, was bisher im Verlauf unseres parlamentarischen Lebens geschehen ist. Auf Antrag des Abgeordneten Reichensperger (Mayen) hat das Haus beschlossen über die Verwendung der aus der Steuer-Erhöhung sich ergebenden Mehreinnahme in der Art zu disponiren, daß dieselbe zur Erhöhung der den Betrag von tausend Thalern nicht übersteigenden Gehälter der Civilbeamten statt haben solle. Freilich ist dieser Beschluß ohne rechtliche Wirkung, da derselbe keine legislative Kraft hat, und da überdies die Vertreter der Staatsregierung dagegen votirt haben. Auch ist von dem rein constitutionellen Standpunkt des Antragstellers und seiner politischen Freunde gegen die Tendenz des Antrages wenig zu erinnern. Anders steht es dagegen mit seiner practischen Ausführbarkeit. Bekanntlich ist bei Productions- und Consumtionssteuern die Erhöhung des Steuertarifs nicht nothwendig mit einer Einnahme-Erhöhung verbunden, und wenn diese auch noch für die nächsten Jahre eintritt, so fehlt es nicht an Beispielen, daß sie demnächst Minder-Einnahmen zur Folge gehabt hat. Die Besorgniß ist z. B. sehr nahe liegend, daß die Branntweinsteuer eben durch die Erhöhung derselben künftig ansehnliche Ausfälle ergeben werde. Wird nun aus den Mehrerträgen der Zuckersteuer ein besonderer Beamten-Dotationsfonds gebildet — was soll geschehen, wenn dieser sich demnächst reducirt oder ganz verschwindet? Kann die Regierung die Beamtengehalte auf so unsichere Basis hin reguliren, und kann den Beamten mit Einnahmen gedient sein, die nach unsichern Erträgen bemessen werden? Da der Antrag des Hrn. Reichensperger sich überdies nur auf die Mehreinnahmen aus der Campagne 18⁵⁸/₅₉ bezieht, so löst sich überdies das ganze Project auf, sofern späterhin der hohe Steuertarif nicht beliebt werden sollte. In welcher Weise in den Budgets alljährlich der Nachweis zu führen sein würde, daß die Staatsregierung dem Beschlusse des hohen Hauses gewissenhaft nachgekommen sei, wie sich unser Staatsrechnungswesen gestalten würde, wenn künftig jedem Einnahmepöstchen ein Ausgabepöstchen gegenübergestellt werden soll, für welches dasselbe ausschließlich zu verwenden ist; was insbesondere Hr. v. Patow, der doch eine Autorität in Angelegenheiten des Staatshaushalts ist, sich dabei gedacht haben kann, als er seine Stimme für den Antrag abgegeben, ist uns unerfindlich.

Hiernach läuft der Beschluß des Abgeordnetenhauses über den Reichenspergerschen Antrag auf ein leeres Nichts hinaus, und die Mitglieder desselben hätten wohl erwägen sollen, daß sie durch derartige in namentlicher Abstimmung gefaßte Beschlüsse die Stellung des Landtages untergraben. Noch schwerer aber fällt es ins Gewicht, daß der überwiegende Theil der Rechten für den Reichenspergerschen Antrag gestimmt hat, daß derselbe nur unter Mitwirkung der Männer zu Stande gekommen ist, deren leitendes Princip ein Decennium hindurch gewesen

ist, für die Rechte der Krone einzustehen, das Vaterland vor den Gefahren des reinen, vor dem Unsegen des Scheinconstitutionalismus zu bewahren. Wie war es möglich, sich darüber zu täuschen, daß mit dieser Abstimmung ein Bruch mit der Vergangenheit, mit den Grundprincipien ihrer politischen Stellung eintreten mußte? Auch die Rechte hat in ihrer Mehrzahl dafür votirt, daß wie dringlich sich andere Bedürfnisse geltend machen mögen, die Steuererträge reservirt werden sollen, die Verwendung derselben erst nach Maßgabe der Vorlagen und ihrer verfassungsmäßigen Genehmigung eintreten dürfe, welche die Regierung in der nächsten Sitzung der Landesvertretung zu machen haben wird, und obenein der Theil der Rechten, deren leitendes Princip die Unterstützung der Regierung, die Wahrung der Rechte derselben ist.

Wäre dieser Gesichtspunkt den Mitgliedern der Rechten so einfach entgegengetreten, so würden sie den Antrag, wir zweifeln nicht daran, mit der größten Entschiedenheit zurückgewiesen haben. Dies ist jedoch nicht der Fall gewesen. Die Rechte hat aus Nützlichkeitsrücksichten mit ihrem Princip gebrochen, und das ist das eigentlich Beklagenswerthe in dieser Angelegenheit. Sind wir recht unterrichtet, so hätte die katholische Fraction, von der der Antrag ausgegangen, ihr zustimmendes Votum von der Annahme ihres Antrages abhängig gemacht, und der Theil der Rechten, welcher die Genehmigung des Vertrages vom 16. Februar c. wünschte, hat geglaubt, den Beistand der katholischen Fraction um jeden Preis gewinnen zu müssen, selbst um den Preis eines Bruches mit ihren Grundprincipien. Diese Transaction hat zum Siege geführt, aber wir sagen mit Pyrrhus — noch einen solchen Sieg und wir sind verloren, d. h. wir befinden uns inmitten des Labyrinths des Scheinconstitutionalismus mit seiner Misère und demzufolge auf dem Wege zum reinen Absolutismus.

Oder was kann es Schlimmeres geben, als wenn die politischen Parteien ihre Principien opfern, um ihre Zwecke zu erreichen? Die Erfahrung lehrt, daß eine derartige Demoralisation immer und überall den davon heimgesuchten Parteien und demnächst auch den Regierungen den Untergang bereitet. Wir erinnern an Louis Philipp und sein Regime. Dem protestantischen Preußen könnte bei derartigen Transactionen aber noch Schlimmeres begegnen. Es ist Thatsache, daß der zahlreichen katholischen Fraction ein politisches Princip nicht beiwohnt, daß dieselbe gleichwohl bei allen Abstimmungen gemeinhin den Ausschlag giebt. Sie ist ohne Zweifel zu dem Bewußtsein ihrer Macht gelangt, und sie wird diese immer und überall principaliter zu Gunsten der katholischen Kirche handhaben, und wenn es sich wie in dem vorliegenden Falle um Fragen handelt, welche die Interessen der Kirche nicht berühren, wird sie dieser doch Vortheile zuzuwenden, sich Gegendienste auszubedingen wissen. Als in voriger Session das Ehescheidungs-Gesetz zur Abstimmung kam, war der Erfolg nicht zu übersehen, weil die katholi-

sche Fraction noch keinen Entschluß gefaßt hatte. Vor der Abstimmung verbreitete sich das Gerücht, es seien Anweisungen von Rom eingegangen, und das Gesetz werde fallen. Ohne Zweifel war dies eine Fabel — sie charakterisirt jedoch die Stellung, welche der katholischen Fraction in unserem Staatsleben zugeschrieben wird. Und wie, wenn mit der Consequenz, welche die Weltstellung der katholischen Kirche begründet hat, sie in dieser Weise ihren Einfluß auf das preußische Staatsleben durch einige Decennien ausgebeutet haben wird — darf angenommen werden, daß Preußen auch dann noch der Hort der protestantischen Kirche sein werde?

Es bieten sich hier Erwägungen der ernstesten Natur dar, Erwägungen, die durch die Thatsache in den Vordergrund gedrängt werden, daß ein überwiegender Theil der sich conservativ nennenden protestantischen Abgeordneten Preußens momentan in ein Dienstbarkeitsverhältniß zur katholischen Fraction getreten ist. Dem Patrioten drängt nach solchem Vorgange von Neuem sich die Frage auf: darf von dem Constitutionalismus für Preußen ein Heil erwartet werden, müssen die Vaterlandsfreunde sich nicht vereinen, um uns so bald wie möglich von dieser unseligen Staatsform zu befreien?

Lord Thomas Babington Macaulay's Geschichte von England seit der Thronbesteigung Jacob's II.

Selten, ja man darf wohl sagen: nie hat ein Buch ein so rasches und zugleich so großes Glück gemacht, als Thomas Babington Macaulay's Geschichte Englands seit der Thronbesteigung Jacob's II.

In einer unerhört kurzen Zeit hat es dem Verfasser Vermögen, Namen und Titel eingebracht, die ihn in jeder Hinsicht über alle Autoren seines Vaterlandes und seiner Zeit stellen. Das eigentliche Bürgerthum Englands, die Whig-Partei, der Leserkreis der „Times", die Majorität des Unterhauses, das Ministerium Palmerston und die erhabene Trägerin der gelegentlich in den verschiedensten Farben schillernden robe trainante auf dem britischen Thronsessel stimmen ein in das gleiche ununterbrochene Lob.

Auch in Deutschland hat das Buch kaum weniger Leser und Lober gefunden als in dem Heimathlande. Und dennoch kündigt sich dasselbe als ein historisches, also als ein wissenschaftliches Werk an, während doch sonst nur ein Werk der Kunst, oder gar nur die ergötzlich unterhaltende Lecture so schnellen und allgemeinen Eingang und Anklang findet.

Zudem ist gerade diese Periode der englischen Geschichte, welche

Macaulay bis jetzt behandelt hat, keine solche, die durch sich selbst anziehend wirkt.

Endlich ist das Werk noch gar nicht abgeschlossen; es fehlt ihm daher nothwendig die abgerundete Gestalt eines Ganzen, die letzte Hand des Verfassers, ohne welche nach unsern Begriffen ein Kunstwerk nicht da sein kann.

Wir werden versuchen, die Gründe eines solchen Erfolges zu entwickeln. Es sind wenigstens zum Theil die nämlichen, welche uns, besonders in unserer Eigenschaft als Deutscher, bestimmen, in das allgemeine Geschrei nicht so laut und unbedingt einzustimmen.

Vorher haben wir indessen als Deutscher und als Preuße eine Art Privathandel mit dem ehrenwerthen Verfasser abzumachen. Wir glauben Ursache zu haben, uns über eine von ihm ausgegangene Kränkung deutscher Nationalehre zu beschweren. Nur wenn wir die Sache vom Herzen herunter haben, vermögen wir eben so ohne Zorn wie ohne Vorliebe an unser Geschäft zu gehen.

Lange vor jener Geschichte hat Macaulay unter seinen essays die ausgeführtere Ankündigung eines Werkes von Malcolm über Friedrich den Großen drucken lassen. Dieser Aufsatz enthält aber nicht sowohl eine Beurtheilung des Malcolm'schen Buchs, als eine Beurtheilung des Lebens und Charakters Friedrich's des Großen selbst.

Macaulay bezieht sich hierbei auch keineswegs auf Malcolm's Urtheil oder auf die von demselben erzählten Thatsachen. Das Urtheil und dessen Begründung gehören, so wie sie uns vorgelegt werden, ausschließlich Macaulay selbst an. Wir brauchen daher, ohne irgend ungerecht gegen diesen zu sein, nicht erst zu fragen, was enthält das Malcolm'sche Buch? Hat dessen Verfasser bereits geurtheilt? Oder hat er nur erzählt, und hat er das Rechte und Richtige erzählt?

Macaulay, der in einer andern „essay“ von dem unglücklichen Könige Karl I. von England die letzten Läppchen sittlichen Schmucks eben so schonungslos und leider nur zu wirksam heruntergerissen, nimmt Friedrich in ähnlicher Weise her. Er schildert dessen Eitelkeit, nach dem Range eines französischen Classikers zu streben, seinen Musik-Dilettantismus, seine undeutsche Vorliebe für französische Literatur und Literaten, sein entwürdigendes Verhältniß zu Voltaire mit anziehender Gewandtheit. Er stellt in überraschender Weise die kleinen Bosheiten des Königs gegen seine Tischgenossen, seinen Geiz und andere Laster zusammen mit dem „unritterlichen Raube“, den er an der verwaisten schönen Tochter seines Kaisers und Herrn beging. Dagegen geschieht seiner Siege, seiner Standhaftigkeit im Unglück und alles dessen, was wir gewöhnt sind, an unserem Helden zu loben und zu lieben, höchstens in Andeutungen Erwähnung, die entweder an Stellen sich befinden, wo sie kaum beachtet werden, oder aber neben andern weniger ehrenvollen Bemerkungen, die sie mindestens paralysiren.

Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß das von einer Meisterhand, wennngleich nicht mit Liebe gezeichnete Bildniß einige Aehnlichkeit habe. Giebt es doch kein noch so gesudeltes Bildniß Friedrichs des Großen, das absolut unähnlich wäre; zwei grade Linien in einem etwas stumpfen Winkel zusammengefügt, stellen ja schon dessen unverkennbares Profil dar. Aber Macaulay's Werk ist, wenn auch nicht gerade ein flacher Schattenriß, doch höchstens ein Gemälde alla prima. Wenn uns nicht Alles täuscht, so hat Macaulay seine ganze Weisheit aus Malcolm geschöpft; früher wußte er gar nichts, wenigstens nichts Näheres von Friedrich. Er las das Buch als eine durch den ihm neuen Gegenstand nicht uninteressante Novität, mit der Feder in der Hand und mit berufsmäßiger Opposition im Willen. Lesend und zugleich schreibend reihete er Zug an Zug, so wie sie ihm auffielen und zu seinem Zwecke dienlich schienen. Aber das Bild eines großen Mannes kann auf diese Weise nicht wahrhaft getreu werden. Einzelheiten können in demselben erst aufgetragen werden, nachdem das Bild im Allgemeinen fertig da steht. Auf ein vollständig untermaltes Bild setzt der Künstler wohl solche Streiflichter und Schlagschatten, um den Schein körperlicher Wirklichkeit zu erzeugen; sie verleihen weniger dem Gegenstande ein wahres als dem Bilde sein künstlerisches Leben. Ohne daß Macaulay durch fleißiges Studium und durch Hingebung an den Gegenstand die Ganzheit seines Urbildes gefaßt und lebendig in sich aufgenommen, ohne daß Friedrich Gestalt in ihm gewonnen hatte, durfte er die von ihm ausschließlich benutzten kleineren Begebenheiten aus Friedrichs Privatleben gar nicht beachten.

Er hat sich übrigens selbst gerichtet. Der Aufsatz bricht da ab, wo unser Friedrich gleichsam erst beginnt. Es ist Vieles von Friedrich dem jungen Manne, dem Schriftsteller und dem Umgangsmenschen erzählt, wenig vom Feldherrn und gar nichts vom Regenten. Ein Koloß stand vor dem Verfasser. Füße und niedere Partieen konnte er ganz in der Nähe betrachten; sie erschienen ungewöhnlich groß in dieser Nähe. Aber sein Blick reichte kaum bis an die Hände und nicht bis zu Brust und Kopf.

Es kann nicht unsere Absicht sein, den Inhalt der Macaulay'schen Geschichte von England auch nur im kürzesten Auszuge mitzutheilen. Das Buch ist längst keine Neuheit mehr; wir reden nur zu Solchen, die es selbst gelesen haben.

Wohl Alle, die dasselbe gleich uns ohne Vorurtheil in die Hand genommen, hat es angezogen und bald gefesselt; sie haben es nicht eher aus der Hand gelegt, als bis sie es zu Ende gelesen hatten. Die Meisten gedenken auch noch jetzt des Gelesenen zugleich mit der Erinnerung an genußreiche Stunden einer guten und, wie sie glauben, lehrreichen Unterhaltung.

Wie gesagt, kann Alles dies nicht von dem an sich wenig Er-

freuliches bietenden Gegenstande ausgehen. Der Leser ist, er weiß nicht wie, in den Zauberkreis einer kunstreichen Darstellung gebannt. Nur die Darstellung giebt diesen Begebenheiten, welche großentheils an sich eher geeignet wären, Abschen und Widerwillen zu erregen, den eigenthümlichen Reiz zwar nicht von etwas Gutem oder Schönem, doch von etwas Interessantem oder sonst Merkwürdigem. Nur sie macht uns diese häßlichen oder doch unbedeutenden Persönlichkeiten in ähnlicher Art geneigt, wie wir uns zu Shakespeare's Richard III. hingezogen fühlen, dem wir in der Schlacht bei Bosworth gern zu einem rettenden Pferde verhelfen möchten.

Der Abschnitt der Geschichte bis zum Culminationspunkte der Regierung Wilhelm's II. ist in mehr als Einer Hinsicht ein abgeschlossenes Stück. Wir gehen beim Nachfolgenden nicht darüber hinaus. Dasselbe erscheint in der durch die richtigste Anwendung künstlerischer Darstellungsmittel hervorgebrachten Wirkung als ein einheitliches Gemälde von vollendeter Lebenswahrheit.

Die Stelle, welche Wilhelm in diesem Gemälde angewiesen wird, ist gleichsam aufgespart von vornherein; der Verfasser weiß die Erwartung zu spannen auf den durch das scheinbar unheilbare Elend selbst unabweislich nothwendig gewordenen Heiland. Und erscheint er endlich: so tritt er zwar sogleich in die ihm offen gelassene Stelle des Vordergrundes, aber keineswegs geradezu in das volle Licht. Seine Schattenseiten sind es, die wir zuerst kennen lernen. Allein sie gehören zu der Abrundung seiner Figur, noch mehr aber gerade hierher, um die eigenen Lichtseiten ohne merkliche Beleuchtung von Außen um so heller hervortreten zu lassen.

Wir glauben nicht, daß Macaulay das eigene Licht seines Helden übertrieben oder gar aus klug verborgenen Lichtquellen fremden Glanz über denselben ausgegossen hat. Vielleicht hat er selbst die dunkleren Partieen seines Bildes nicht absichtlich abgedämpft. Aber wir können ihn nicht freisprechen von einer nur künstlerisch richtigen Vermehrung des Schattens rund um ihn herum. Es fehlen auch die kleinsten Nebenlichter, welche störend auf das Licht der Hauptfigur einwirken könnten. Wie überall in der Natur, fehlen sie gewiß auch hier nicht den Originalen des Gemäldes.

Dieses kunstreiche Verfahren bei der Darstellung der Hauptfigur und der andern, welche nach ihrer Stellung zu dieser mehr oder minder beleuchtet oder dunkel gehalten sind, wird mächtig unterstützt von einer Fertigkeit im Erzählen und einer Gewalt der Ueberredung, welche weit über das Gewöhnliche hinausgehen. Wie Macaulay, ist kaum der geübteste praktische Jurist im Stande, gerichtliche Proceduren zu referiren, und selbst ein Advocat wie Berryer vermag nur durch die lebendige Stimme seine Zuhörer so mit sich fortzureißen, wie es Macaulay den Lesern gegenüber mittels des todten Buchstabens gelingt. Was uns

als Deutsche aber besonders gewinnt, ist das häufig hervortretende tiefe menschliche Gefühl des Verfassers, welches den Schlag eines verwandten Menschenherzens auch aus den leisesten Pulsen herauszumerken versteht, der Adel der Gesinnung, welcher das Hohe und Edle auch unter der gemeinen Bekleidung zu finden und es mit dem scheinbar gewöhnlichsten Ausdrucke zu unserer, aus den nassen Augen hervorblickenden Ueberraschung so leicht als bestimmt in uns hinüberzuspielen weiß. Es ist das, was die Engländer fast als ihr ausschließliches Eigenthum betrachten dürfen, das, was sie „sentimental“ nennen, was uns zuerst bei Sterne, wenngleich hier schwerlich ohne alle Coquetterie angewandt, in dem Mönche mit der hörnernen Dose oder in dem uncle Toby unwiderstehlich ergriff. Auch jetzt noch blickt hier und da dieser köstliche Kern Altenglands durch Spalten der modernen Kruste, und wir erinnern uns, noch kürzlich einen einfachen Zeitungsbericht über einen britischen Helden in Indien gelesen zu haben, dessen kunstlose Schlußbemerkung uns Thränen in die Augen lockte. —

Aber ungleich mehr als alles dies zusammengenommen besticht mindestens neun Zehntel der Verehrer Macaulay's dessen nicht nur ausdrücklich bekannter, sondern fast auf jeder Seite des Buchs erkennbar hervortretender Liberalismus!

Macaulay gehört zur Whig-Partei; aber er ist wohl mehr als Whig; er ist, wenigstens auf seine Art, ein Reformer. Seine Ansichten und Bestrebungen sind nahe verwandt mit denen des Liberalen des Continents. Wer nicht diese Färbung hat, der wird schwerlich der Menge gefallen. Wer dagegen diese Färbung hat, der wird der Menge gefallen, selbst dann, wenn der Gegenstand der Darstellung kein größeres eignes Interesse darbietet, als eine Geschichte der Stuarts, wie die Macaulay'sche, oder selbst der Gehalt des Werks keine größere Bedeutung hat, als etwa Dahlmann's Geschichte der französischen und der englischen Revolution.

Dem Deutschen ist es vorzugsweise gestattet, das Wesen des Liberalismus kurz und gewiß zu bezeichnen. Deutschland besitzt im Rationalismus eine leichter zu bestimmende Schwesterblüthe des Liberalismus. Der Rationalist ist ohne alle Frage auch Liberaler, und der Liberale ist nur darum nicht immer zugleich Rationalist, weil er religiöse Interessen überhaupt nicht mehr hat; darüber ist er hinaus!

„So spräch' ich, wenn ich Christus wär'“, wie Goethe weiland Ehrn Bahrdt sagen läßt, das drückt auch in politischer Hinsicht Wunsch und Willen des Liberalen aus:

Er würde es schon besser machen! denn — er weiß und kann es besser. Schon daß so Viele, ja geradezu die Meisten zu den Liberalen gezählt werden müssen, zeigt an, daß der Liberalismus wohl nicht die höchste Weisheit sei. Diese ist selbst sehr selten und wird noch seltener anerkannt. Der Liberalismus ist zu Hause bei der Halbbildung. Wie

ein Knäblein, dem der erste Vers gelingt, über sich selbst erstaunt ist, so erstaunt der Halbgebildete über seinen Verstand, der Fehler am Bestehenden entdeckt, vielleicht sogar Mittel der Abhülfe anzugeben weiß. Da nun, bei gehöriger Umfrage, auch der Nachbar Aehnliches findet, so erzeugt sich bald eine große Hochachtung vor dem Menschenverstande überhaupt. In der Regel ist man nicht wohl im Stande, seiner Weisheit den richtigen oder doch besten Ausdruck zu geben, aber hört man einen Redner, oder liest man einen Schriftsteller, der als Liberaler vom Fach mehr Uebung hat, seine Gedanken in Worte zu kleiden, so muß man bekennen, daß man ja gerade das Nämliche behaupte; man findet in der Rede oder Schrift das Allerinteressanteste, das heißt seine eigene Meinung, und schätzt dem gemäß die Redner oder Schriftsteller wie sich selbst, das ist denn sehr hoch.

Ohne Demuth, wie ohne Glauben an etwas, das über den Menschenverstand, oder doch über seine eignen Begriffe geht, ja ohne eine Ahnung hiervon, trägt der liberale Schriftsteller auf Alles, was er darstellt oder betrachtet, auf Thatsachen, Zustände und Personen seine billigende oder mißbilligende Ansicht über. Er unterwirft, häufig sogar unbewußt und gegen seine Absicht, die einzelne Erscheinung seinem Urtheil. Was im Allgemeinen seinen Grundsätzen entspricht, das wird meistens durch nicht immer bloß leise Nachhülfen völlig auf den Normalzustand gebracht.

Was dagegen sich diesen Grundsätzen nicht bequemt, das verliert unter seinen Händen leicht allen Schein. So entsteht die sogenannte Subjectivität der Darstellung, welche alle liberalen Schriftsteller charakterisirt. So entstehen namentlich historische Werke, wie Schiller's dreißigjähriger Krieg. Der Dichter führt uns nicht etwa hinaus auf den Kriegsschauplatz, sondern er führt denselben zu uns hinein. Er bringt ihn, den merkwürdigen oder berühmten Fremden, mit sich als Gast in unser trauliches Stübchen; er verdolmetscht, mit liebenswürdiger Rücksicht auf unsere Fassungskraft und Neigungen, dessen rauhe Sprache; der Fremde wird, so zu sagen, wie unser Einer. Aus dem widerwärtigen, gräulichen Treiben der jämmerlichsten Epoche unserer Geschichte wird eine ganz erträgliche Zeit, gar nicht ohne Lust und Freude, deren Darstellung der Verfasser selbst zur Damen-Lecture bestimmen dürfte.

Eine aus der Natur des Liberalismus sich ergebende weitere nothwendige Seite des liberalen Geschichtsschreibers ist die, daß die Schicksale der Nationen mehr oder weniger ausschließlich an Leben und Thaten hervorragender Personen geknüpft worden. Natürlich! Der Verstand wirkt Alles, der Unverstand verdirbt Alles. Der Wille des Herrn, der da erhöht oder erniedrigt, aus Gründen, welche wir nicht immer verstehen, ist ihm eine Fabel. Er erkennt nicht Gottes Spuren in den niedergetretenen, nicht Gottes Arm in den erhobenen Geschlechtern, nicht Gottes Werkzeug in dem scheinbar selbst bauenden oder zerstörenden

Einzelnen. Daher kommt es denn, daß z. B. in den bereits erwähnten Geschichtswerken Dahlmann's die englische und französische Revolution sich zu Biographieen Cromwell's und Mirabeau's abrunden.

So ist denn auch das vorliegende Geschichtswerk des liberalen, wenngleich viel bedeutenderen Macaulay nur das künstliche Ineinander von Biographieen einzelner Menschen, welches in der Biographie Wilhelm's seinen Gipfelpunkt findet. Und dennoch ist gerade das englische Volk vielleicht das einzige Volk der neueren Zeit, welches diesen, eine Personeneinheit der Bevölkerung ausdrückenden Namen mit Recht verdient, das ein Volksleben im eigentlichsten Sinne hat, und dessen Geschichte daher durchaus den Charakter der Biographie haben müßte. Die beliebte Art der Darstellung konnte daher beibehalten werden, ohne alle Biographieen der Einzelnen.

Daß dieses Volk nicht blos leben, sondern mit wachsender Fülle seiner höchsten Blüthe entgegengehen konnte, während auf seinen Höhen nichtsnutzige Könige, ein liederlicher Adel und verworfene Beamte ihr Wesen trieben, beweist zur Genüge, daß solcher Schlamm nur ein fremder Ueberzug gewesen sei.

Die ins Einzelne gehende Beschreibung des Sündenpfuhls und seiner Eingesessenen war, so dünkt es uns, nicht Gegenstand für den Geschichtsschreiber des englischen Volks, sondern eher des Romanschreibers oder höchstens des Zeitabschreibers, des Chronisten. Der Geschichtsschreiber eines so herrlichen Volkes, wie das englische, hätte, so meinen wir, die Schmach der Mißregierung mit verächtlicher kurzer Abfertigung rügen und das Aas überhaupt mit einem kräftigen Fußtritte bei Seite schleudern sollen, um den erfreulicheren Erscheinungen des innersten Volkslebens sich mit ungetrübter Lust hinzugeben.

So dankbar wir dem Verfasser ferner für die unvergleichliche Darstellung des trefflichen Wilhelm auch sind, den wir hierdurch auf das höchste zu verehren genöthigt werden: so hätten wir doch auch diese ausgeführte Schilderung lieber hier vermißt. Die Person Wilhelms ist ohne dessen Schuld dem englischen Volke nicht minder fremd geblieben, als es die Personen der Stuarts, vielleicht durch eigne Schuld, wurden; seine persönlichen Beziehungen gehören daher gar nicht zur Geschichte Englands.

Was aber seinerseits dem widerwilligen England gleichsam aufgenöthigt sein dürfte, und was seitdem eine der vorzüglichsten Seiten des englischen Wesens geblieben ist, die niederländische Ruhe, Nüchternheit und Zähigkeit, wie sie besonders bei der Gesetzgebung und Regierung hervortritt, das hätte, wie uns dünkt, bis ins Einzelnste aufgesucht und verfolgt werden müssen.

Ueber das Einzelne des ausgeführteren Theiles des Werkes erlauben wir uns keine Bemerkung. Es erscheint uns als Frevel, das reine Ganze eines Kunstwerkes hier und da mit einem, wenngleich gegründe-

ten Tadel zu beflecken. Indessen hat Macaulay das eigentliche Gemälde mit einer Art Rahmen umgeben; ihm gehen allgemeine Aufstellungen und eine flüchtige Skizze der älteren Geschichte voraus, welche uns gleichsam auffordern, einige eigene Bemerkungen hier folgen zu lassen.

Wir verargen es dem Patrioten kaum, daß er die Ehre seines Landes mit einiger Parteilichkeit zu wahren sucht. Aber der Geschichtschreiber darf am wenigsten hierin zu weit gehen. Macaulay thut dies, wenn er den Ursprung der Macht oder des Ansehens Englands nach Außen hin schon in den Siegen seiner normannischen Könige findet.

Eduard III. war aber, trotz der Tage von Poitiers und Crecy, schwerlich sehr angesehen unter den auswärtigen Mächten. Wir lesen im „rheinischen Antiquar", daß er in Koblenz, während der deutsche Kaiser dort Hof hielt, um Subsidien zum Kriege gegen Frankreich förmlich bettelte, und sogar die englische Krone zum Pfand anbot, wo nicht wirklich verpfändete.

Eben so wenig mag der Sieg Heinrichs V. bei Agincourt geeignet gewesen sein, eine hohe Meinung von diesem Fürsten und seinen Leuten auf dem ritterlicher gesinnten Continent zu erzeugen. Die glänzenden Reihen des tapferen französischen Adels kommen hier, wie später bei Pavia, frei und frank daher getrabt, im fröhlichen Vertrauen auf fair play, das ja auch der englische Boxer voraussetzt, und Mordschützen schießen hier mit Pfeilen, wie später bei Pavia mit Kugeln, die Pferde nieder; man bemächtigt sich der hülflosen Schwerbewaffneten und mordet nachher auf ausdrücklichen Befehl des Königs die Gefangenen, was bei Pavia nicht geschah.

Wäre aber auch durch diese Siege und Aehnliches einiges Ansehen gewonnen worden, so ging dies doch sehr bald wieder verloren. Von einem Schäfer-Mädchen auf das Schimpflichste geschlagen, mußten die normannischen Prinzen sehr bald Frankreich wieder räumen. Eine ziemlich lange Zeit folgte auf die Niederlagen, die wenig oder nichts gebar, das England zum Ruhme hätte gereichen können.

Erst unter der Königin Elisabeth fing England an, das zu werden, was es mit wachsender Vollkommenheit seitdem geblieben ist, das mächtigste und zugleich freieste Land Europas.

Als „Gott der Allmächtige blies und die Armada nach allen Winden flog" und nicht sowohl durch einen oder den andern Sieg menschlicher Stärke, da erst, und nicht einen Augenblick früher, sangen die Schutzengel Englands ihr: „rule the waves!" Und der Dichter des gewaltigen Lieds deutet richtig an, daß in der Seeherrschaft die Quelle, die Macht Englands liege.

Jetzt erst konnte England außer-europäische Länder dauernd erwerben, und hierdurch entstanden Verhältnisse, ähnlich denen, welche das alte Rom erhoben. England als solches herrschte über unterjochte Mil-

lionen Nicht-Engländer; jeder einzelne Engländer darf sich als Theil der großen herrschenden Gesammtheit fühlen. So steht hinter dem einzelnen Engländer im Auslande sein Land als eine Macht; er ist in gewissem Sinne das ganze mächtige England, wie der Römer auch die ganze mächtige Roma einzeln repräsentirte. Auf solcher Basis ruht der, freilich nicht immer angenehme, aber darum doch ehrenhafte und Großes wirkende Nationalstolz. „Britons never will be slaves!“ Aber mehr als alles dies wirkte ein um dieselbe Zeit eintretendes Ereigniß dahin, England zugleich zum Lande der Freiheit im höhern Sinne zu machen.

Shakespear, der Zeitgenosse der Elisabeth, läßt den Erzbischof Cranmer bei Elisabeths Taufe, als eine Hauptsegnung Englands unter der Regierung dieser jungfräulichen Königin, vorhersagen: „God shall be truly known!“

Der Protestantismus scheint uns vornehmlich die ganze neuere Stellung Englands zu bedingen. Er macht das Volk in Glaubenssachen mündig und auf sich gestellt; unausbleiblich scheint hieran sich die Mündigkeit und Selbstständigkeit auch in andern Dingen, insbesondere in der Politik, zu knüpfen.

Allerdings hat der Katholicismus in England „einige Aussichten“. Würde aber England katholisch: so brauchte es darum noch nicht in den Zustand von Spanien, Neapel oder gar vom Kirchenstaate zu gerathen; es könnte immerhin wohlregiert und wohlhabend sein, wie Belgien. Indessen sein eigentlichstes Wesen müßte es doch aufgeben; es müßte brechen mit seiner Vergangenheit, seine rühmlichen Erinnerungen müßte es vergessen. England, wie es ist und wie es ohne den von einer römischen und zugleich allgemeinen Kirche nie zu billigenden germanischen und eng egoistischen Particularismus nicht sein kann, hört auf zu sein, sobald es gelingt, dasselbe katholisch zu machen. Man frage sich selbst, ob man bei dem Engländer, der ganz und recht Engländer ist, nur daran denkt, daß er doch vielleicht ein Katholik sein könne? Nehmen denn selbst wohlgesinnte englische Katholiken gerade jetzt recht innig Theil an den eigensten Freuden und Leiden der Nation? Erscheint ihnen namentlich das neueste Unglück in Indien etwa nicht in einem ganz andern Lichte als selbst uns, den Protestanten Deutschlands? Wenn sie auch nicht gerade darüber jubeln, wie jene irischen Tageblätter, so beobachten sie doch ein kaum günstiger auszulegendes Schweigen, oder sprechen sie achselzuckend unbegründete Besorgnisse aus, die ihre eigentliche Meinung hinreichend deutlich ausdrücken.

Macaulay erwähnt von allem diesem so viel wie nichts. Und das ist jedenfalls sehr undankbar. Denn sein eigener Liberalismus, der hohe Sinn, welcher auch die anders Glaubenden als Parlamentsmitglieder zulassen will, der selbst Juden nicht davon ausschließt, ist ein Kind des Protestantismus. Der englische Protestantismus ist ferner sehr wesentlich ein judaisirender Puritanismus, und dies halten wir für die Ursache

einer andern hochwichtigen Eigenthümlichkeit des englischen Wesens, jener ganz besondern Gesetzesfurcht. Diese ist keineswegs, wie Macaulay meint, schon in alten Zeiten da gewesen; die Germanen haben aus sich niemals das Gesetz anerkannt oder gar hochgehalten. Der Begriff der deutschen Freiheit schließt eben so die Abhängigkeit von einem Herrn, als das Gebundensein durch eine feststehende Norm aus. Das Lutherthum, der ächtdeutsche Protestantismus, hat nicht das ängstliche Halten des Sabbaths, die Scheu, den Namen Gottes auszusprechen, wie der englische. Beides, so wie die buchstäbliche Anwendung des Gesetzes überhaupt, kommt aus derselben Quelle, mit welcher die Obadjahs, Habakuks u. s. w. unter den Cromwellschen psalmensingenden Eisenseiten getauft wurden, aus dem Judenthum, dessen Einwirkung die Reformation vermittelte. Durch diese Gesetzesfurcht wird etwas ermöglicht, was sonst nur neben der antiken Civilisation bestand und in vollkommenster Weise bei den Juden sogar noch jetzt besteht, die Herstellung einer wirklich persönlichen Volkseinheit, welche Vorfahren und Nachkommende mit den Jetztlebenden zugleich umfaßt.

Freilich scheint es uns bei diesem Gesetzesbedürfniß sehr gefährlich, daß die Engländer kein eigentliches Gesetzbuch besitzen, das, in einer der aufgeregten Zeiten entstanden, ähnlich wie das Mosaische, den Namen der Elisabeth, oder Cromwells, oder Wilhelms, gleichsam als Besiegelung der Aechtheit an der Stirn trüge.

Es scheint gefährlich, den Glauben, der doch gewiß nur ein Aberglauben ist an allerlei Fictionen, dem vollständigen Kennen und Wissen eines geschriebenen Gesetzes zu substituiren, besonders jetzt, wo der politische Rationalismus sich immer mehr geltend macht. Indessen in England hat sich neben der Gesetzesfurcht sehr allgemein eine wahre Gesetzessehnsucht ausgebildet, welche sich selbst die Gesetze schafft, wo wir uns am wenigsten solchen feststehenden Normen unterwerfen möchten, namentlich in der Mode, so daß man hoffen darf, das bei andern Nationen wohl unvermeidliche Verderben werde in England, wenigstens so bald nicht, eintreten. —

Der Verfasser beginnt in seiner einleitenden kurzen Darstellung der ältern Geschichte Englands den Zeitraum, in welchem die Sage in wirkliche Geschichte übergeht, mit einer verhältnißmäßig überlangen Reflexion über den, unter den früher obwaltenden Umständen, segensreich gewordenen Einfluß der katholischen Kirche. Aber er unterläßt es, den Charakter dieser Kirche als einer **römischen** hervorzuheben und deren großartigste, wenngleich nur mittelbar weltliche Schöpfung in jener ersten geschichtlichen Periode zu erwähnen, die **Städte**. England besitzt noch jetzt 24 eigentliche Städte, cities (civitates), die Bischofssitze des Landes. Auch in England bildeten sich um die ersten römischen Parochieen Ortschaften, welche in ihrem Sein und in ihren Einrichtungen vom römischen weltlichen Charakter der Kirche erfüllt und durchdrungen wur-

den. Der unter den Germanen ganz unbekannte Rechtszustand, ja der Rechtsbegriff selbst, wurde ein Eigenthum der Städte. Diese aber gestalteten sich zu republikanischen universitates, zu unabhängigen juristischen Personen, nach dem Muster Roms mit ähnlichen Vorstehern und Beamten. Sie waren hierdurch allein Träger der Civilisation in barbarischen Ländern und durch wilde Zeiten, einer Civilisation, welche später ein gemeinsames Eigenthum des neuern Europas werden sollte.

Nur die starken Wälle der Städte vermochten in England den Streifzügen der dänischen Seeräuber zu widerstehen und eine gänzliche Verödung oder Verwilderung des halbangebauten Landes zu verhindern. Damals gab es bekanntlich noch keine Klöster und ähnliche kirchliche Anstalten, in denen Macaulay, herkömmlicher Weise, Künste und Wissenschaften cultiviren läßt. Wären dergleichen da gewesen, so würden sie am ehesten die Räuber angezogen haben und ihnen am leichtesten erlegen sein.

Wie kurz die gedachte einleitende Darstellung der ältern englischen Geschichte auch ist, so dürfte doch unserer Ansicht nach darin die Erwähnung der germanischen Genossenschaften nicht fehlen, welche auf dem platten Lande neben den Städten sich ausbildeten.

Macaulay äußert zwar beiläufig, daß der knight of the shire das verbindende Mittelglied zwischen dem Baron und dem bürgerlichen shopkeeper geworden sei. Allein abgesehen von der durchaus irrigen Ansicht über die Stellung und den Rang des Städters, der in jenen Zeiten kein Krämer, sondern eher ein hochadliger Freiherr war, kein anderes Handwerk treibend, als das Waffenhandwerk, läßt er uns doch ungewiß, ob der knight nichts weiter gewesen, als ein normännischer escuyer (englisch ausgesprochen esquire), oder gar nur eine Person aus der heutigen gentry. Wie schon der Name besagt (geneibt oder genot ist verbunden), waren die knights of the shire Mitglieder einer ritterlichen Verbindung oder Genossenschaft des bestimmten Bezirks, welche unseren Ritterschaften durchaus ähnlich war. Diese Verbindungen entstanden ohne Zweifel schon vor der normännischen Eroberung, vielleicht, um der weitergreifenden Macht der Städte oder der die Landesherrschaft erstrebenden Bischöfe Einhalt zu thun.

Auch das dritte Element des englischen Volkslebens, die Bürger oder die bürgerlichen Genossenschaften, werden mit Stillschweigen übergangen. Aus den Besatzungen der Burgen, erbaut zum Schutze der Marken, oder um den Landfrieden zu erhalten, bildeten sich die bürgerlichen Gilden, die schwere Infanterie der alten Zeit.

Macaulay hält die erobernden Normannen auf der einen Seite für „tyrants", auf der andern doch für Leute, deren Sitten das Christenthum gemildert. Aus dem letzteren Umstande folgert er die Thatsache, daß sie die Sachsen nicht zu Leibeignen machten, wie diese ihre britischen Vorbesitzer des Landes. Als wenn bei den germanischen Stämmen

dergleichen Verhältnisse durch etwas anderes hätten geschaffen oder vermieden werden können, als durch das Recht.

Hätte es im Interesse der Normannen gelegen, oder hätten sie es den Umständen nach vermocht oder gedurft, in der ältern Weise die Scholle des eroberten Landes sich zuzueignen, so würden auch die Bewohner dieser Scholle unfehlbar ihre Hörigen geworden sein. Denn was sich auf der Scholle nicht bloß vorübergehend befindet, sei es Sache oder auch ein Mensch, ist Zubehör der Scholle nach germanischer Regel und gehört deren Eigenthümer.

Das gewiß für die Volksgeschichte nicht unwichtige Verhältniß nach der Eroberung dürfte kurz folgendes gewesen sein:

Die alten sächsischen „Kronbeamten", die Jarls oder Earls, etwa den deutschen Grafen als Bezirksrichtern entsprechend, die Burges oder Burggrafen, oder Commandanten der königlichen festen Schlösser, die Markes, Markgrafen oder Commandanten der Grenzschlösser, überhaupt die Lords, wurden von den Normannen ihrer Stellen entsetzt, wie es wohl bei dem Wechsel der Dynastie auch in andern Ländern und spätern Zeiten regelmäßig geschah, und verloren zugleich ihre Amtsgüter, d. h. die Ländereien, deren Früchte sie als eine Art Besoldung genossen. Ihre Amts-Titel, wenn auch nicht gerade ihre wirklichen Aemter, nebst den dazu gehörigen Gütern erhielten normannische Barone, die wieder ihre „tenants" mitbrachten und aus jenen Gütern bedachten. Da mit den Normannen das ausgebildete Lehnswesen aus Frankreich herüber kam, so wurden jene Güter nunmehr wirkliche Lehne. Wenn auf diesen Gütern Hörige wohnten, so würden die Normannen sie gewiß nicht freigelassen haben. Es fehlte aber an jeder Gelegenheit, hier eine Hörigkeit neu zu begründen.

In England wie in Deutschland gab es sogenannte Wilden, d. i. größere Länderstrecken zwischen den einzelnen Gemeinden, welche, aus Wald und Wiese bestehend, in Niemandes Eigenthum waren und zur Waid (d. i. Hutung und Jagd) der Anwohner, denselben gleichmäßig offen standen. Nach den römischen, auch den Normannen eigen gewordenen, Rechtsgrundsätzen waren solche res nullius unmöglich. Die Strecken fielen daher an den König, welcher sie theils als Lehne ausgab, theils als königliche Jagdbezirke seinen „Foresters" untergab.

In den früher herrenlosen Wilden streiften auch noch später Schaaren unabhängiger Gesellen, wie der berühmte Robin Hood und dessen Genossen. Da sie nicht angesessen waren, so konnten sie auch nicht in ein Hörigkeits-Verhältniß kommen. Sofern sie aber fortfuhren zu jagen, verfielen sie den Jagd-Gesetzen, die hier wie überall die Todesstrafe auf die Uebertretung setzten. Eine besondere „Tyrannei" haben die Normannen auch in dieser Hinsicht gewiß nicht geübt.

Die freien Grundbesitzer des Landes, namentlich die knights hat man, wenigstens regelmäßig, im Genuß ihres frühern Besitzes gelassen,

Aller Wahrscheinlichkeit nach hat man ihnen sogar ihre alten öffentlichen Einrichtungen nicht verkümmert. Jedenfalls ließ man sie aber nach germanischer Sitte in ihrem Privat-Rechte fortleben; denn Jeder lebt in dem Rechte, in welchem er geboren ist. Aehnlich verfuhren die germanischen Eroberer früherer römischer Provinzen.

Daß sich Normannen und Sachsen in der ersten Zeit nicht mit einander verheiratheten, beruhete schwerlich auf gegenseitiger persönlicher Abneigung, ähnlich den modernen Standesvorurtheilen, sondern auch hier kam wie überall das Recht hindernd in Betracht. Nach germanischen Grundsätzen folgt das Kind der ärgern Hand, d. h. erhält es den Stand des Ehegatten, welcher geringern Standes ist, als der andere.

Wer war hier der Geringere? der sächsische Franklin oder der normannische Vasall? Nach germanischen Grundsätzen unzweifelhaft der Letztere, wenn er auch nicht gerade ein bloßer Ministeriale war. Kein noch so hoher Titel konnte den Standesunterschied ausgleichen.

Sollte der sächsische Freie sein Kind hergeben, um unebenbürtige Enkel aus ihm zu erhalten? Eher konnte sich noch der Normann solche Verbindungen gefallen lassen.

Aber nicht bloß die Unmöglichkeit rechter Ehen unter den beiden Volksstämmen hinderte die Verschmelzung; weit mehr stand derselben ein anderer Umstand entgegen, welcher dem nur in modernen Anschauungen sich bewegenden Macaulay ganz entgangen ist.

Die Normannen hatten und kannten keine andere staatliche Existenz, als die aus dem Lehnsnexus hervorging. Wer nicht Vasall war, der konnte auch nicht Unterthan sein, oder, wie wir jetzt sagen würden, nicht zum Volke gehören. Konnte der normannische König nun den Sachsen sofort in den Lehnsnexus treten? Dem standen ganz augenscheinlich so große Hindernisse entgegen, daß die Thatsache selbst sprechen muß, um uns nur an die Möglichkeit derselben Glauben zu machen.

Der Lehnsnexus ist eine persönliche Verbindung, kaum weniger innig als die eheliche; die Lehnstreue muß gegenseitig eben so wahr und zuverlässig sein als die eheliche. Der Lehnseid konnte nur freiwillig geleistet, oder konnte doch nur mit der Ueberzeugung von seiner Freiwilligkeit angenommen werden.

Dennoch geschah das kaum Mögliche, freilich erst nach einer ziemlich langen Zeit. Denn unter dem normannischen Könige Eduard III. werden die Vertreter der Commons, d. h. der Ritterschaften, Städte und Burgen, in das Parlament, das Lehnsgericht, aufgenommen, um mit den Baronen gleichberechtigt zu stimmen. Im Lehnsgerichte können aber nur Vasallen sitzen und stimmen.

Nur durch diese höchst merkwürdige Thatsache, die Macaulay keineswegs nach Gebühr anerkennt, wurde das ganze Land einer und derselben Lehnsherrlichkeit unterworfen und erst auf diese Weise zu dem, was wir einen Staat nennen würden.

Von jetzt ab wurde es erst rechtlich möglich, die Sachsen zum Kriegsdienst und zu den Staatslasten heranzuziehen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß gerade aus dem letzten Grunde der geldbedürftige Eduard die sächsischen Genossenschaften in die Lage zu versetzen strebte, mit ihnen über „taxes" zu unterhandeln. Denn zu allen Zeiten haben die Germanen es für unzulässig gehalten, den freien Mann zu besteuern. Nur freiwillig zugestandene Beiträge und Gaben kann man von ihm einziehen. Kaum ein oder der andere deutsche Staat ist in neuester Zeit diesem Grundsatz der Freiheit vorübergehend untreu geworden. Wollte man hier die Landstände nicht zur Bewilligung einberufen: so konnte man auch keine Steuern ausschreiben.

Höchst befremdend ist es aber, wenn Macaulay die Bewilligung der Steuern durch das Parlament als eine besondere Aeußerung der Freiheit in England rühmend hervorhebt. Bevor man die englische „Constitution" als Musterverfassung zu betrachten sich gewöhnt hatte, konnte man die Besteuerung durch eine Stimmenmajorität, wie der Parlamentsbeschluß sie erfordert, aus deutschem Gesichtspunkte nur als eine Aeußerung des schmählichsten Despotismus betrachten. In Deutschland hat man stets Einstimmigkeit der Bewilligung verlangt. In früherer Zeit, wo die Commons, die Gemeinden, in ihren mit Instruction versehenen Vertretern und Bevollmächtigten, selbst über die Besteuerung gehört wurden, unterlag doch nur die Minorität, unter Umständen freilich mehr als die Hälfte der Gemeinden, diesem Despotismus, aber jetzt, wo ein mit den einzelnen steuerpflichtigen Gemeinden als solchen gar nicht zusammenhängendes, wenngleich gewähltes Collegium über die Besteuerung bestimmt, hat diese durchaus keinen andern Charakter, als wenn sie von einem einzelnen unumschränkten Wahlmonarchen (wie z. B. Kaiser Napoleon III.) persönlich decretirt würde. Noch mehr müßte es uns befremden, daß Macaulay die Identität der gegenwärtigen englischen Verfassung mit der ursprünglichen nicht bloß behauptet, sondern wirklich anzunehmen scheint, wenn wir nicht eine ähnliche Ueberzeugung bei den meisten, wo nicht bei allen Engländern anzutreffen längst gewohnt wären.

Die gegenwärtige englische Verfassung hat aber in der That nicht das Geringste weiter mit der ursprünglichen gemein, als etwas, das ursprünglich nur als Abnormität betrachtet werden kann, das aber gegenwärtig das wahre Lebenselement der Verfassung bildet, die Entscheidung durch Stimmenmehrheit in den Parlamentssitzungen. Sie folgte ursprünglich lediglich daraus, daß das Parlament ein nach römischem Muster formirtes richterliches Collegium war. Aber eben deshalb hätte das Parlament in allen andern Fällen, wo es kein richterliches Urtheil zu sprechen hat, wo es also nicht als Gericht auftrat, consequenter Weise auch nicht durch Stimmenmehrheit entscheiden dürfen. Jetzt entscheidet

das Unterhaus, welches niemals als Gericht auftritt, immer so, wie es nur dem Gerichte zusteht, durch Stimmenmehrheit.

Das Lehnswesen, die alleinige Grundlage des alten Staates ist größtentheils verschwunden. Vor allem steht das Unterhaus, obgleich es sich parliament, das ist verdeutscht: „Lehnsgericht“ nennt, ganz außerhalb der geringen Ueberreste des Lehnsnexus. Aber auch für die beiden andern sogenannten Gewalten, den König und das Haus der Lords, fehlen die Voraussetzungen und Bedingungen des Lehnsnexus, der dem erstern auf Grund des erhaltenen Lehns zu leistende Kriegsdienst.

Ist der König jetzt noch im Stande, nur die Rechte des Lehnsherrn, geschweige denn die eines Monarchen selbst in den kleinsten Dingen selbstständig auszuüben?

Darf das Haus der Lords in wichtigen Dingen wagen, „als zweite höhere Instanz“, wie man es so häufig behaupten hört, einen Beschluß des Unterhauses abzuändern, während es doch ursprünglich aus den Pairs des Lehnsherrn selbst bestand und mindestens gleiche Macht mit diesem hatte?

Practisch steht vielmehr die Sache gegenwärtig so:

Ein von den wohlhabendern Einwohnern des Landes, ohne Rücksicht auf genossenschaftliche Verbindungen, oder auf Stand, Beruf und Interessen der Einwohner, districtweise gewähltes römisches Collegium regiert das Land mittelst eines Ministeriums. Durch Acclamation des gedachten Collegiums wird das Ministerium ein- und abgesetzt. Gegen die Absetzung kann es sich nur eine gewisse Zeit hindurch vermöge Anordnung neuer Wahlen schützen.

Thron und Oberhaus sind nur Ornamente des Staatsgebäudes, freilich hoch verehrte und sogar heilig gehaltene, welche zwar zum Comfort des englischen Staatslebens gehören, aber wesentlich nothwendige selbstständige Staatsfunctionen nicht zu verrichten haben.

So steht es jetzt und wir geben zu, es kann jetzt wohl nicht anders stehen, aber zu Anfang ist es nicht also gewesen.

Wir halten schließlich die Aufgabe, die sich Macaulay im Eingange seines Buchs stellt, die Irrthümer zu erzählen, welche Gentry und Geistlichkeit von dem Hause Stuart entfernt haben, bei dem jetzigen Stande der Dinge für eine antiquirte oder doch für eine von sehr untergeordneter Bedeutung.

Was haben Liebe oder Haß gegenwärtig mit der Stellung des Königs von England zu schaffen?

Unserer Ansicht nach wäre es eine angemessenere Aufgabe gewesen, darzuthun, weshalb die Stuarts den ihnen von den Tudors bereits gebahnten Weg zum absoluten Königthume nicht wirksam fortgesetzt und wie, nachdem die Grundlagen der frühern feudalen Verfassung allmählich verschwunden, in England gleichsam ein Mittelweg zwischen dem deutschen, wo der kaiserliche Lehnsherr zuletzt ganz überflüssig wurde und dagegen

die Barone sich zu unabhängigen Landesherren erhoben, und dem französischen, wo alle Gewalt sich in dem ursprünglichen Lehnsherrn vereinigte, eingeschlagen werden konnte und mußte. So viel Unterhaltung, wie jetzt, wäre freilich den Lesern durch die Lösung einer solchen Aufgabe nicht bereitet worden.

Das Land Delbrück.

„Kein Adel, kein Kloster, kein Jude."

Nirgend vielleicht haben sich altsächsische Sitte und Eigenart reiner erhalten, als in der Landschaft Delbrück, deren Hauptort drei Stunden, oder wie der Delbrücker sagt, „dry Piepen Toback", von Paderborn entfernt liegt. Sie stand unter Paderbornscher Oberhoheit, ohne einen integrirenden Theil des Bisthums zu bilden, und zugleich bietet sie eine zum Theil noch lebensvolle und lebensfähige Verkörperung der westfälischen Zustände und Verhältnisse, welche in früheren Bänden der „Revue" geschildert wurden. Darum weihen wir einer kurzen Charakteristik des Delbrücker Gaues zwar eine besondere Stelle, doch gewissermaßen als Anhang zu unseren früheren Untersuchungen über Paderborn. Wir benutzen dabei vorzugsweise den vortrefflichen Aufsatz: „Das Land Delbrück und seine Bewohner" vom Appellations-Gerichtsrath Wilh. Schmid in Arnsberg, im diesjährigen (8. Bd. der neuen Folge) Bande der „Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde", herausgegeben von dem Verein für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens. *)

Im Delbrücker Lande wird uns recht deutlich vor Augen gestellt, daß die Seele des Bauernstandes im Kolonate lebt, welches aus dem uralten Fideicommiß der gemeinen Mark hervorging. Auch hier blieb die gemeine Mark mit ihrer ursprünglichen historischen Berechtigung die Grundlage der Volksentwickelung, indem sie nach allen Seiten hin gleichmäßig ihren Segen verbreitete. Indem sich bald das Bedürfniß einstellte, die Benutzung des Gesammteigenthums der Mark nach bestimmten Normen zu regeln, entstand die Marken-Verfassung, welche rasch auch zur Grundlage des gemeinen Wesens sich entwickelte. — Die einander ebenbürtigen freien Markgenossen lebten unter einem selbst-

---

*) Dieser Band der längst als eines der gediegensten unter den Organen der historischen Vereine anerkannten Zeitschrift ist ganz besonders reich an trefflichen Arbeiten. Wir erwähnen nur als wahre Muster historischer Kritik und scharfsinniger Untersuchung: Die deutsche Gottheit Thegathon und die ältesten Documente zur Geschichte des Stifts Nottulla. Von Dr. Wilmans. Provinzial-Archivar von Westfalen; — Kritische Miszellen zur Berichtigung der westfälischen Regesten. Von Dr. H. Beckel; — Annalium Iburgensium Fragmenta. Bruchstücke von Annalen des Klosters Iburg. Nach einer Handschrift des 12. Jahrhunderts. Von Dr. Ludw. Perger.

gewählten Bauerrichter, dessen Befugnisse in dem Vertrauen seiner Wähler ihre natürliche Ausdehnung, Richtung und Abgrenzung fanden. Die Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Ordnung in der Genossenschaft erleichterte diesem Ersten unter Gleichen, ohne daß es dazu ausgeprägter organischer Formen bedurfte, die Einfachheit der Sitten und Bedürfnisse, die Gleichheit des Standes und Herkommens, so wie die auf gegenseitige Zuneigung gegründete Uebereinstimmung der Gesinnung.

Die gesellschaftliche Ordnung an sich hatte eben keine andere Grundlage, als die Gleichberechtigung Aller, und so bildete der Delbrücker Gau einen kleinen Freistaat unter sehr einfachen Rechtsformen, dessen Gleichen sich wohl nur in den Schweizer Ur-Cantonen und im Gebiete der Dithmarsen fand. Obgleich in der Delbrücker Mark-Genossenschaft nur die Besitzer der Mark Gemeinde-Rechte hatten, so räumten dieselben doch, als die Familien über ihre ursprüngliche Zahl hinauswuchsen, auch den Pächtern, den Heuerlingen, Habitations- und Nuzzungsrechte ein. Dafür fand aber auch der Bauer zur Feldbestellung und Ernte stets bereitwillige Hände zur Hülfe, ohne daß er zahlreichen Gesindes bedurfte, für welches auf dem Hofe einen großen Theil des Jahres hindurch die Arbeit fehlt. „Deshalb gehören auch" — bemerkt unsere Quelle — „die eigenthümlichen Verhältnisse der Heuerlings-Familien in die Verfassungsgeschichte des Landes Delbrück. Sie sind das Product einer schaffenden Zeit; sie sind mehr durch das Bedürfniß, als durch Privat-Willkür hervorgerufen. Die Neuzeit hat in dieser Beziehung eine andere Anschauungsweise. Als man im Interesse der National-Oeconomie die Marken theilte, ging man von dem Grundsatze aus, daß nur die Besitzenden in der Gemeinde zugleich Mitberechtigte der Marken seien. Man theilte dem Hofesmann eine größere Bodenfläche zu, um sie mit seinem Colonate zu verbinden und durch eine geregelte Cultur sich selbst und dem Fiscus dienstbar zu machen. Die Heuerlings-Familien ließ man aber leer ausgehen. Ich will zugestehen, daß diese moderne Ansicht eine gewisse juristische Berechtigung hat; allein dem Gefühle unserer Voreltern entspricht sie gewiß nicht. Unsere Voreltern ließen sich von dem gewiß richtigen Gedanken leiten, daß sie selbst ihren Grundbesitz ohne Kauf aus dem Gesammtvermögen der Genossenschaft herausgerissen und durch Art und Pflug, durch Wall und Zaun in Sondereigenthum verwandelt hätten. Sie fanden es deshalb recht und billig, auch den übrigen Einwohnern der Gemeinde, denen die Gelegenheit zur Errichtung einer Feldwirthschaft gefehlt hatte, die Mitbenutzung des in den Marken vorhandenen Stammcapitals der Gemeinde zu verstatten. Dieser Gedanke unserer Voreltern wurde durch Sitte und Gewohnheit verkörpert und verewigt. In Sitten und Gewohnheiten spiegelt sich aber die Moralität und der Gesammtwille des Volkes. Je mehr eine feinere Cultur der Verhältnisse eines Volks sich bemächtigt, desto weiter wird Sitte und Gewohnheit in den Hintergrund gedrängt. Das

geschriebene Gesetz tritt an die Stelle früherer autonomischer Formen und Willensäußerungen. Zwar leistet die inveterata consuetudo noch einen mächtigen Widerstand; allein endlich wird auch dieser Widerstand gebrochen, und die bürgerliche Gesellschaft empfängt mit allen Segnungen der Cultur zugleich alle Nachtheile, welche in Folge der gesteigerten Cultur einherschreiten. Aus dem moralischen Volksleben entwickelt sich das juristische. — Auch im Delbrückerlande beginnt das juristische Volksleben sich zu entwickeln und geltend zu machen. Zunächst sind die Marken in den Kreis dieses juristischen Lebens gezogen worden. Woran die alten Delbrücker nie dachten, hat die Jurisprudenz ausgeklügelt. Man hat die Berechtigung in den Marken als ein subjectiv dingliches Recht der einzelnen Colonate aufgefaßt und deshalb bei der Separation nur die Colonats-Besitzer berücksichtigt. Ist hierdurch das Land Delbrück glücklicher geworden? — Ich glaube es nicht. Die durch das neue System erzielte höhere Grundrente kann zwar auf kürzere oder längere Zeit das Auge blenden. Aber hinter diesem Blendwerke sitzt und kauert die Armuth. In den verarmten Heuerlings-Familien wurzelt bereits das Grundübel unserer Zeit — das Proletariat... Die Heuerlinge sind durch das neue System hart betroffen; sie sind um so mehr zu beklagen, als sie keine Zuzügler, sondern eingeborene Kinder des Landes sind, welche von Alters her einen integrirenden Theil der Bevölkerung ausgemacht haben. Die alte Verfassung des Landes Delbrück brachte es mit sich, daß die nachgebornen Söhne als Pächter des ältesten Bruders einen kleinen Grundbesitz erwarben und auf diesem ihre Familien gründeten. Nur auf diese Weise konnten sie die Arbeit ihrer Hände verwerthen, da das Land keine anderen Erwerbsquellen darbot... Indem aber das Pachtland dem Heuerlinge die täglichen Nahrungsmittel reichte und nebenbei die gemeine Mark sein Vieh ernährte, auch der Plaggenstich in den Mooren Feuerung für Kammer und Heerd lieferte, bildete sich rings um die Colonate ein zwar bescheidenes aber zufriedenes Stillleben der kleinen Leute. Die alten Gesellschaftszustände verklärten die Armuth im Glorienscheine der christlichen Liebe. Diese christliche Liebe hatte über das ganze Volksleben eine mütterliche Oeconomie verbreitet und von dem armen Manne das Gefühl der Erniedrigung seinem reichen Nachbar gegenüber entfernt gehalten."

Die gesetzliche Zulassung der Theilbarkeit des Grundbesitzes wird in dieser Beziehung die Vortheile der früheren Verfassung nicht ersetzen und die jetzige Benachtheiligung der Heuerlinge nicht ausgleichen. Im Gegentheile; daß das Parzellirungssystem in's Delbrück'sche noch nicht eingedrungen, daß das seiner Natur nach Feste und Unwandelbare hier noch nicht zu einer von Hand zu Hand gehenden, der Speculation dienenden Waare geworden, daß trotz der Sprengung der Genossenschaft der alten Mark deren Tochter, das Kolonat, lebendig geblieben, dem

allein ist zu verdanken, daß hier noch ein wirkliches, ein ehrenfestes Volk besteht, stark wie seine Eichen, der uralte Schmuck seines Landes.

Wenn auch die politisch freien Männer von Delbrück den Bischof von Paderborn als ihren Schutzherrn nach Außen anerkannten, so hielten sie doch ihren Gau gegen alle fremden Gesetze strenge geschlossen und gehorchten lediglich ihren Gewohnheiten. Ein Zeichen, daß die bischöflichen Rechte auf das Land in den Hintergrund traten und eigentlich nur die Vogteirechte Geltung hatten, liegt in dem Umstande, daß Delbrück allein von allen Theilen des Bisthums Paderborn von jeder Zehntabgabe frei war. Bei alledem waren die Delbrücker aber doch von dem Augenblicke an, wo ihnen der nachgesuchte Schutz der Domkirche zu Paderborn gewährt ward, deren eigenbehörige Leute, wie überhaupt die Kirche in der Regel mit Leib und Gut pflichtig machte. Ihre Vogteileute bildeten, was zugleich die Milde ihres Regiments bezeichnet, die familia ecclesiae.

„Nachdem die Delbrücker — berichtet hierüber unsre Quelle des Näheren — den Schutz des Krummstabes nachgesucht hatten, waren die alten Hausgenossen theils fürstbischöfliche, theils domcapitularische Eigenbehörige geworden. Neben denselben lebten im sogenannten freien Hagen (Nordhagen), nachdem die Herrschaft des Burggrafen von Stromberg gebrochen war, Eigenbehörige des Grafen Ritberg. Zu Westerloh hatte das Fräuleinstift zu Geseke 3, die Pastorat zu Boke 2 eigenbehörige Höfe. Endlich gab es sogenannte vierherrische Kolonate, welche dem Bischof zu Paderborn, dem dortigen Domcapitel, dem Grafen von Ritberg und dem Herrn v. Schorlemmer gleichzeitig pflichtig waren. Mit Ausnahme der zum Fräuleinstift Geseke gehörigen Höfe mußte beim Tode des Meiers, oder der Meierin das mortuarium entrichtet werden. In einigen Bauerschaften geschah dieses durch Theilung des beweglichen Vermögens, in andern durch Hingabe des nächstbesten Pferdes oder der nächstbesten Kuh. Fehlte es an Pferden und Kühen, so mußte das beste Kleid als Erbe gegeben werden. Nur im freien Hagen hatte sich eine interessante Ausnahme vom Sterbefalle geltend gemacht. Starb nämlich eine Meierin mit Hinterlassung eines Töchterchens, welches im Stande war, das Licht bei der Leiche der Mutter auszublasen, so hatte der Graf v. Ritberg keinen Anspruch auf Kuh und Kleid. Auch war der freie Hagen dadurch merkwürdig, daß er flüchtigen Verbrechern ein Asyl gewährte. Von allen eigenbehörigen Höfen des Landes Delbrück hielten sich die 3 zum Fräuleinstift Geseke gehörigen Höfe für die glücklichsten. Sie unterlagen nicht dem mortuarium und gaben auch nur wenige Renten und einen geringen Weinkauf bei Besitzveränderungen. Dagegen brachten sie alle sieben Jahre an das Fräuleinstift einen Becher aus Birkenholz, aus denen ihnen die gnädigen Fräulein das Willkommen zutranken. — Wiewohl die Eigenbehörigkeit im Lande Delbrück durch die Verpflichtung zur Entrichtung eines mortuarii prägnant hervortrat,

so genoß das Land Delbrück doch in anderer Beziehung wichtige Vorrechte. Der Fürstbischof wagte nicht die Delbrücker wie die übrigen Unterthanen des Hochstifts zu behandeln. Während er die letztern in allen Verordnungen und Rescripten „Unsere adelig und unadelig Eingesessene und Unterthanen“ anredete, nannte er die Delbrücker, wie solches aus einer Urkunde v. J. 1415 hervorgeht, „Unsere lieben Untersassen und Landleute.“ Die Delbrücker waren auch wirklich mehr Schutzbefohlene als Unterthanen. Sie genossen deshalb auch sehr bedeutende politische Rechte. Außer dem freien Gerichte hatte Delbrück eine selbstständige Landesvertretung. Sein alter und junger Rath bildete die beschließende, 2 selbstgewählte Landknechte *) die vollziehende Behörde. Das Land hatte eine besondere Landeskasse, ein besonderes Siegel, ein Landesarchiv, eine Landesfahne und eine Landestrommel. Das Siegel des Landes stellte einfach ein Kreuz vor. König Friedrich Wilhelm III. hatte bei der Besitznahme des Landes i. J. 1802 die Gnade, dem Delbrücker Justizamte die Fortführung des Insiegels bei amtlichen Verhandlungen zu gestatten. Erst die königl. westfälische Regierung verbot die Fortführung des Kreuzsiegels.“

Daß nun eine politische Freiheit, wie die Delbrücker besaßen, mit persönlicher Unfreiheit sich verband, ist ein Zustand, von welchem die Gegenwart, wo persönliche Freiheit die Grundlage der politischen ist, sich kaum einen Begriff machen kann. Im Mittelalter dagegen war kein Widerspruch zwischen politischer Freiheit und der Anerkennung der Rechte Anderer über Person und Eigenthum. Nicht blos viele Eigenbehörige, sondern auch die Ministerialen beweisen dies. In früherer Zeit stand nämlich das Privatrecht noch nicht im Dienste des Staatsrechts, und war das staatliche Leben noch nicht an die stereotype Form einer Alles beherrschenden Einheit gebunden. Deshalb bestanden Privatrechte, gesellschaftliche oder Genossenschaftsrechte und Rechte, welche aus der Vogtei- oder Grafengewalt hervorgingen und seit dem westphälischen Frieden als Landeshoheit sich geltend machten, mit gleicher Berechtigung nebeneinander. Nach Privatrecht konnte man unfrei, also Eigenbehöriger oder Ministeriale, sein, während man gleichzeitig nach dem Genossenschaftsrechte eine politische Unabhängigkeit behauptete, und diese Genossenschaftsrechte, welche vorzugsweise im Rechte der Selbstregierung bestanden, waren in früherer Zeit die wichtigsten Factoren im deutschen Volksleben. Erst seit dem westphälischen Frieden machte der Staat die Fülle seiner Herrschaft geltend. Vordem herrschte noch mehr oder weniger die Autonomie der Gesellschaft, mochte diese nun aus freien oder unfreien Leuten bestehen. Nicht allein die Vereine des Adels, der Städte, die großen Handelsgesellschaften, die Capitel und Stifter waren in diesem Sinne autonomisch, sondern auch unfreie

*) Welche sogar mit Geld und Silber überzogene Scepter führten.

Bauern machten von diesem Rechte Gebrauch. Den Beweis hierfür liefern die von unfreien Bauern gehegten Schöffengerichte. Hierdurch erklären sich die vielseitigen Gliederungen und Sonderbildungen im Staate und in der Gesellschaft. Insbesondere in den größern, von einem mächtigen Willen regierten Erbstaaten sind aber jene ächt germanischen Bildungen untergegangen in den strengen Formen des römischen Rechts. Wir haben bereits hierauf hingewiesen, eben so auf die in dieser Beziehung glücklichere Lage der kleineren, namentlich kirchlichen Territorien, wo ein in der Regel patriarchalisches Regiment alte Sitte und Ueberlieferung ehrt. So behielt auch das delbrücker Ländchen seine Verfassung und sein Genossenschaftsrecht gar lange unter dem Schirme der hohen Domkirche zu Paderborn, und es haben die Delbrücker ihrerseits den ihnen vom Bisthum gewährten Schutz reichlich vergolten, indem sie zweimal dessen Retter wurden. Einmal im Jahre **1410**, als Friedrich von Saarwerder, Kurfürst von Köln, und Graf, später Herzog Adolf von Cleve-Mark, den erwählten Bischof von Paderborn, Wilhelm Herzog zu Berg, mit Fehde überzogen, dann wieder im dreißigjährigen Kriege, als die Hessen in das Stift einfielen, kurz vor **1624**.

Dafür waren auch die Paderborner Fürstbischöfe den Delbrückern dankbar; sie verliehen dem Adel keine Lehen in ihrem Gebiete und ertheilten den Juden keine Geleitsbriefe für dieses patrimonium St. Liborii; eben so wenig duldeten die Fürstbischöfe, die wie alle Bischöfe die Exemptionen geistlicher Orden fürchteten, die Anlage von Klöstern daselbst. So kommt es, daß bis auf den heutigen Tag es im Lande kein adliges Gut, kein Kloster und keinen Juden giebt. Als indessen in einer spätern Zeit die Fürstbischöfe nicht mehr bloße Vogteiherren, sondern wirkliche Landesherren sein wollten, die Delbrücker aber ihre Rechte wahrten, da gab es auch arge Wirren im Lande, die Anfangs des **16.** Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreichten. Endlich erfolgte unter Vermittlung der Paderborner Landstände eine schiedsrichterliche Vermittlung des Streites, und die Delbrücker behielten ihre politische Freiheit und ihr eigenes Gericht, wie solches in dem vom Fürstbischof Hermann I., Landgrafen von Hessen, gegebenen Gnadenbriefe vom Jahre **1506** näher angegeben ist. Nach diesem Privilegium wurde namentlich das Gericht unter Vorsitz des vom Bischof erwählten Landdrosten unter freiem Himmel, vor dem H a g e d o r n bei Delbrück gehalten. „Dasselbe wurde des Jahres zu vier Zeiten gepflogen. Es war ausdrücklich bestimmt, daß ein Urtheil nicht über das dritte Gericht hinaus verschleppt werden dürfe. War die Sache aber so groß und bedeutend, daß sie in diesem dritten Gerichte noch nicht erledigt werden konnte, so konnte die Erlaubniß nachgesucht werden, dieselbe bis ins vierte Gericht zu vertagen. Eine jede Rechtssache wurde deshalb mindestens binnen Jahresfrist erledigt. Auch stand es jedem Delbrücker frei, in diesem Gerichte Fragen wegen des bestehenden Herkommens an die versammelten Schöf-

fen zu stellen, und er konnte gewiß sein, daß ihm auf die gestellte „Wroge" auf der Stelle eine Antwort ertheilt wurde. Die wichtigsten Geschäfte, welche vor Gericht unter freiem Himmel abgeschlossen wurden, bestanden jedoch in der Uebertragung geschlossener Höfe. Hier erfüllte das Landgericht auf die eclatanteste Weise seinen hohen Beruf. Ein Hofesmann war alt geworden und sehnte sich nach dem Ruhesessel am Feuerheerde; ein neuer Wehrfeste sollte für ihn als Genosse in die Landgemeinde eintreten; es war Sache des Landgerichts, den Receptionsact zu leiten und dem neu aufzunehmenden Genossen die Gewehre am Gute zu garantiren. Deshalb stellte auch der Hausgenossen-Richter an den abtretenden Theil die dreimal wiederholte Frage: „Ich frage Euch Namens meines allergnädigsten Fürsten und Herrn, ob es Euer ungezwungener Wille ist, dem gegenwärtigen N. N. Eure Güter mit Zopf und Zweig, mit Schuld und Unschuld aufzutragen?" Nachdem die Frage dreimal bejaht war und der Recipiens den Antrag dreimal acceptirt hatte, wurde diesem ein Stück ausgestochener Erde zum Zeichen des überkommenen dominii dargereicht, der Act zu Protocoll genommen und die Beweinkaufung angeordnet. Man sieht, bei den einfachen Leuten fehlte es nicht an Symbolik und Allegorie. Die Uebergabe des Guts erfolgte nämlich auf rein symbolische Weise, fern von der übertragenen Stätte. Ein Stückchen Erde repräsentirte das ganze Gut; der Hagedorn zu Delbrück deckte mit dem darunter gefundenen Rechte das ganze Land. Die Wichtigkeit der Verhandlung erheischte eine dreimalige Frage und eine dreimalige Antwort. Ein alter Genosse wurde manumittirt und ein neuer Genosse in die Volksgemeinde eingeführt. Auch im alten Rom setzte die Emancipation einen dreimaligen Verkauf voraus. Sodann wurde das Gut mit „Zopf und Zweig" übertragen und hierdurch der wichtigste Bestandtheil desselben, die stolze Eichenpflanzung, ausdrücklich hervorgehoben. Es wurde mit „Schuld und Unschuld" abgetreten, damit es offenbar werde, daß der neue Wehrfeste alle Lasten und Abgaben, alle dinglichen und persönlichen Schulden übernehme, dagegen aber auch alle Rechte und Gerechtigkeiten, namentlich die wichtigen Berechtigungen in der gemeinen Mark üben konnte. Eine solche Uebertragung des Guts mit Lust und Last war eine wahre **successio universalis**. Der frühere Besitzer, jetziger Leibzüchter, war für die Gemeinde todt; er lebte nur noch im engen Kreise seiner Familie und als alter Stammgast in der Kirche."

Das eigene Gericht mit seiner bevorrechteten Stellung erhielt sich bis zur preußischen Besitzergreifung; in den politischen Verhältnissen des Territoriums aber trat mit dem westfälischen Frieden eine Veränderung ein, wie denn überhaupt, wie schon oben bemerkt, dieser Friedensschluß den deutschen Reichsfürsten die volle Landeshoheit verschaffte, so daß dieselben fortan sich als eigentliche Herren über Land und Leute betrachteten. Für das Delbrücker Land ist der Be-

ginn der neuen Zeit bezeichnet durch eine vom Fürstbischof Ferdinand von Fürstenberg im Jahr 1662 erlassene Meierordnung, in welcher alle Meiergüter als vom directo dominio des Fürsten abhängig erklärt werden, Veräußerung oder Verpfändung ohne fürstlichen Specialconsens untersagt, die verspätete Einzahlung der Prästanda mit Verlust des Meierrechts bedroht wird. Ein Widerstand der Delbrücker wäre um so fruchtloser gewesen, als bereits damals in allen deutschen Ländern eine andere Auffassung der rechtlichen Verhältnisse der Voigtsgüter herrschend geworden war.

Wie die Delbrücker stets gewesen, einfach, fleißig, sehr sparsam, fromm und bieder, so sind sie bis heute geblieben. Sie erlauben sich kaum ein anderes Vergnügen, als einen Gang „zur Stadt", nämlich nach Paderborn. Und selbst bei diesem Gange verliert der Delbrücker seine Zeit nicht. „Der Delbrücker liebt die Marktgeschäfte; er treibt seinen Hühner-, Enten- und Butterhandel. Mit einer vielfach abgetheilten Kiepe auf dem Rücken, in deren oberstem Stockwerke die Butter, in deren zweitem Stockwerke die Eier ausgelegt sind, in deren drittem und viertem Stockwerke die Hähne krähen, die Hühner gackeln und die Enten schnattern, läuft der Delbrücker, sobald die Morgensonne erwacht, zur Stadt. Barfuß, mit einem Stocke, mit dem er die Kiepe stützt, unter dem Arme, mit einem Butterbrode in der Tasche, kommt er schon früh Morgens schweißtriefend in der Stadt an. Hier lagert er sich am Fuße des hohen Domthurmes. Er kennt jede Magd der Stadt; er weiß, wie eine jede feilscht und handelt; er weiß, daß manche handelt, um nichts zu kaufen. Die Marktdamen der letztern Gattung werden kaum einer Antwort gewürdigt. Nach Verlauf einiger Stunden ist die Kiepe geleert, sind die Groschen in die alte Schweinsblase gestrichen, sind ein paar Loth Kaffee, zuweilen auch ein paar Loth braunen Zuckers für Frau und Kind eingekauft, und jetzt brennt dem Delbrücker der Boden unter den Füßen. Rasch, mit der Kiepe auf dem Rücken, enteilt er der Stadt. Vor dem Neuhäuserthore wird Halt gemacht, das Butterbrod verzehrt, die Schweinsblase geöffnet und das gewonnene Geld nachgezählt. Dann wird der Nasenwärmer, oder der Dümpel, so nennt der Delbrücker seine kurze irdene Pfeife, angesteckt, und der Delbrücker Marktmann setzt sich in Galopp zu seiner lieben Heimath, zu seiner Frau und seinen Kindern."

Welch ein Kern aber in dem Delbrücker Bauern steckt, das hat sich an dem bedeutendsten, wenigstens berühmtesten Sohne dieses Ländchens ausgewiesen, an dem kaiserlichen General, Marschall und Reichsgrafen Johann Spark.

Literarisches.

Geschichte des dänischen Hofes von Christian II. bis Friedrich VII. von Eduard Maria Oettinger. Hamburg bei Hoffmann u. Campe. Bis jetzt vier Bände.

Es ist wirklich ein Zeichen siegend conservativen Lebens in unserm Vaterlande, daß man die liederlich zusammengestoppelten Bücher, welche Herr Vehse, wie's scheint im Accord mit der Firma Hoffmann u. Campe nach dem Stück bezahlt, fabricirt, ungehindert coursiren läßt, obgleich dieselben nichts als Scandalosa und vorzugsweise unverbürgte und erlogene Scandalosa über die Fürstenfamilien Europa's enthalten. Ist von den Höfen in frühern Zeiten sehr oft ein schlimmes Beispiel gegeben worden, so kann es nur liberale Dummdreistigkeit, oder demokratische Lügenhaftigkeit in Abrede stellen, daß die Höfe der Fürsten jetzt mit wenigen Ausnahmen Muster der guten und reinen Sitten, des Anstandes und oft echter Frömmigkeit sind. Es scheint aber, als ob es den Völkern lustiger gedünkt, den Fürsten in ihren Frivolitäten nachzunahmen, als jetzt ihrem guten Beispiel zu folgen. Im Bewußtsein, daß es anders und besser geworden an ihren Höfen, mögen die Regenten es denn auch verschmähen, diese Vehse'schen Machwerke zu verbieten, in denen die chronique scandaleuse vergebens mit dem spanischen Pfeffer lügenhafter Uebertreibung gewürzt wird und sich doch nicht über die Grenzen des gewöhnlichsten Kammerjungfern- und Bedientenstuben-Klatsches zu erheben vermag, weil es Herrn Vehse an nichts so sehr fehlt, als eben an Geist. Der gesunde conservative Sinn des preußischen Volkes wenigstens würde vor jedem Einfluß dieser jämmerlichen Werke sichern, und zwar um so mehr, als dieselben mit einer Langeweile erfüllt sind, die den gähnenden Mund zu den furchtbarsten Anstrengungen zwingt. Möge also Herr Vehse fortfahren, den Schmutz zusammen zu karren, den er an der äußersten Grenze der Historie, wo Klatsch und Lüge sich die Hand reichen, aufsammelt; schwerlich wird ihn Jemand in diesem löblichen Bemühen hindern, wenn nicht zufällig wieder Der oder Jener sich veranlaßt fühlen sollte, den Schutz der Gesetze gegen den professionsmäßigen Verleumder der deutschen Fürsten und des deutschen Adels anzurufen. Herr Vehse scheint das gefürchtet zu haben und hat sich im Canton Baselland, der cloaca maxima Europa's, angesiedelt.

Als Hr. Vehse das letzte Mal verdientermaßen wegen Verleumdung in Berlin eingesperrt wurde, fürchtete Hr. Hoffmann-Campe in Hamburg seinen Lumpensammler zu verlieren und war deshalb zeitig bedacht, denselben zu ersetzen; er that das durch Hrn. Eduard Maria Oettinger, und die vorliegende Geschichte des dänischen Hofes zeigt, daß der hamburgische Speculant auf Löschpapier, Scandal und Rebellion einen in jeder Beziehung glücklichen Griff gethan hat. Zwar ist Hr. Vehse seitdem freigekommen und treibt sein Metier weiter, aber Hr. Oettinger dürfte ein sehr gefährlicher Concurrent für ihn werden. Hr. Oettinger ist wo möglich noch cynischer als Hr. Vehse, er trägt eben so wenig wie Jener Bedenken, seine Hände in's unsauberste Wasser zu tauchen, aber er hat vor Vehse doch allerlei voraus, er hat nämlich zuerst wirklich Geist und Witz, dann hat er viel mehr Kenntnisse als Jener, und endlich sucht er fleißig die Quellen auf und benutzt sie mit Umsicht. Hr. Vehse ist so unglaublich unwissend, daß er oft die Quellen nicht einmal kennt, die ihm für seinen unsaubern Zweck das beste Material bieten würden; Hr. Oettinger

kennt sie alle. Mit unglaublichem Leichtsinn giebt Vehse als Buch heraus, was ihm gerade unter die Hände kommt, völlig unverarbeitet, nur im Gröbsten zurecht gemacht; Hr. Oettinger aber hätte das Zeug zu einem wirklichen Historiker, wenn es ihm nicht ganz an dem sittlichen Ernst fehlte, der eine Offenbarung Gottes in der Geschichte der Menschen sieht. Vehse's Bücher sind zu nichts zu gebrauchen, angewidert und gelangweilt wirft sie der gesunde Sinn von sich, wenn er sich durch den Titel hat zur Lecture verführen lassen; die Oettinger'sche Arbeit aber enthält doch manches nutzbare und werthvolle Material. Namentlich zeigt Oettinger nicht gemeine Kenntnisse in der dänischen Literatur, wie denn überhaupt die Frivolität und der Cynismus seiner Darstellung auf der anderen Seite doch durch etwas Positives balancirt werden, was bei Vehse gar nicht vorhanden ist. Man denke nur an die neueste Vehse'sche Sudelei über die ehemaligen brandenburgischen Höfe in Franken. Es läßt sich nichts Jämmerlicheres denken. Oetttinger interessirt sich wenigstens für die Personen, die er schildert, er sucht ihnen zuweilen sogar gerecht zu werden, indem er sie in dem Zusammenhange mit ihrer Zeit auffaßt; Vehse hat für alle Personen und alle Zeiten nur den Maßstab des flachsten und modernsten Liberalismus; was da nicht paßt, das gilt ihm, halb wenigstens, für Verbrechen, und ein wahres Interesse zeigt er nie.

In dem vorliegenden vierten Bande der Oettingerschen Geschichte des dänischen Hofes befindet sich eine höchst interessante Episode aus dem Leben König Friedrich's IV., seine Bekanntschaft mit einer Nonne, der Carmeliterin Maddalena Trenta, betreffend. Das Sachverhältniß ist wenig bekannt und in der dänischen Geschichte vielleicht gar nicht erwähnt, Oettinger stellt es nach italienischen Quellen zusammen. Friedrich IV. lernte Maddalena Trenta als Kronprinz in Italien reisend kennen, ihre Schönheit machte tiefen Eindruck auf ihn, er scheint sie wirklich geliebt zu haben. Maddalena aber war die Verlobte eines Marchese, der sie schmachvoll verließ, worauf sie in's Kloster ging. Viele Jahre später besuchte König Friedrich IV. auf einer zweiten Reise in Italien jene von ihm so hochgefeierte Nonne. Er hatte viele Unterredungen mit ihr, und wahrscheinlich gab sie sich Mühe, ihn zum Katholicismus zu bekehren, ihre Bemühungen waren umsonst. Ein ausgezeichnetes Weib muß Maddalena Trenta aber nach Allem gewesen sein, was von ihr bekannt ist. Der Geliebte ihrer Jugend, der sie verlassen hatte, über dessen Untreue sie in's Kloster gegangen war, hatte sich in eine Verschwörung eingelassen und war zu Rom zum Tode verurtheilt worden. Auf Maddalena's Bitte bat König Friedrich IV. bei dem Papst um die Begnadigung dieses Mannes und war so glücklich, dieselbe zu erlangen. Maddalena starb im höchsten Alter, ihres reinen Wandels halber wie eine Heilige verehrt. Später stand ein General Trenta in dänischen Diensten, wahrscheinlich ein Verwandter jener großherzigen Nonne, den Friedrich IV. seines Namens wegen in seine Dienste genommen haben mochte.

Druck von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.

Zollvereins-Bedenken.

Die jüngsten Debatten über das Zuckerrübensteuer-Gesetz, welche das Haus der Abgeordneten in eine so animirte Thätigkeit versetzten, und deren Ausgang das ganze Land mit gespannter Aufmerksamkeit erwartete, haben nicht umhin gekonnt, einen tiefen Eindruck zu hinterlassen. Sie haben uns die Schwierigkeiten vor Augen gelegt, welche aus dem dermaligen Zustande des Zollvereins für das Gouvernement wie für unser constitutionelles Verfassungsleben entspringen. Jene Debatten werden daher nicht als verlorene Mühe anzusehen sein, wenn sie uns zum Antrieb dienen, um bei Zeiten diejenigen Maßregeln zu ergreifen, welche zur Ueberwindung dieser Schwierigkeiten erforderlich sein dürften.

Unsre Leser kennen die Sachlage. Das Haus der Abgeordneten hat die Gesetz-Vorlage wegen Erhöhung der Zuckerrübensteuer nach vielem Widerstreben endlich doch mit großer Majorität angenommen und das Herrenhaus hat sich in diesen Tagen dieser Entscheidung angeschlossen. Was über dieses Gesetz nach Rechts- wie nach Zweckmäßigkeitsgründen dafür oder dagegen zu sagen wäre, ist bereits in beiden Häusern des Landtages wie in der Presse genügend zur Sprache gebracht. Wir beabsichtigen in diesen Zeilen nicht darauf zurückzukommen, sondern wir wollen nur die Thatsache hervorheben, daß sich der Landtag in diesen Debatten unleugbar unter der Einwirkung eines moralischen Zwanges befand.

Es wurde von Seiten des Gouvernements, wie überhaupt von den Vertheidigern des fraglichen Gesetzentwurfs, wiederholt und nachdrücklich geltend gemacht, daß die Verwerfung desselben die übelsten Folgen für die Stellung Preußens im Zollverein haben würde. Die Wahrheit dieser Behauptung scheint uns unzweifelhaft. Denn alle die mühseligen Verhandlungen, durch welche es unserm Gouvernement endlich gelungen war, wegen der fraglichen Steuererhöhung mit den übrigen Zollvereins-Staaten unter dem 16. Februar d. J. eine Vereinbarung zu Stande zu bringen, waren dann verloren. Und nicht nur dies, sondern noch mehr, ein solcher Präcendenzfall würde dann allen Zollvorschlägen, welche in Zukunft von Seiten Preußens den übrigen Zollvereins-Staaten

gemacht werden möchten, im Voraus den Charakter der Unsicherheit geben, und wenn es ohnehin schon schwierig genug ist, in Fragen von einiger Wichtigkeit mit so vielen Mitgliedern eine Vereinbarung zu erzielen, so würde es für die Folge noch viel schwieriger. Die leitende Stellung, welche Preußen bisher im Zollverein eingenommen, wäre damit ernstlich bedroht.

Diese Erwägungen sind von einem unleugbaren Einfluß auf das Votum des Landtages gewesen, und haben wahrscheinlich für die Annahme der Regierungs-Vorlage entschieden. Man kann dies für ein Zeichen der patriotischen Gesinnung unsres Landtages nehmen, aber man kann eben so wenig übersehen, daß darin ein der Sache selbst fremdes Motiv lag, und daß dieses Motiv die Wirkung eines moralischen Zwanges ausübte.

Mit solchen Mitteln könnte man in Zukunft die Annahme eines jeden Handelsvertrages und eines jeden Zollgesetzes durchzusetzen versuchen. Denn immer wird man sagen können, daß es mit Rücksicht auf die complicirte Maschinerie des Zollvereins für unser Gouvernement sehr peinlich sein müßte, das Resultat langer Verhandlungen durch das Votum des Landtages vereitelt zu sehen. Darf man aber wohl annehmen, daß der hohe Landtag immer dieselbe Willfährigkeit beweisen wird? Es wäre in der That zu viel verlangt.

Von jetzt bilden die Zollverträge einen erheblichen Theil der gesammten Staatseinkünfte, und dieser Antheil wird fortwährend steigen, je mehr unser Handelsverkehr unter der Herrschaft eines mehr liberalen Tarifs an Umfang und Lebhaftigkeit gewinnt. Die ganze innere Steuer-Gesetzgebung, wie alle damit zusammenhängenden volkswirthschaftlichen Verhältnisse werden dann immer mehr mit dem Zoll- und Handelssystem verflochten. Soll also der Landtag bei allen Zollgesetzen und Handelsverträgen in Zukunft keine andere Mitwirkung äußern können, als hinterher sein Ja zu sagen, so wäre er damit auf dem ganzen Gebiete der finanziellen und volkswirthschaftlichen Fragen so gut wie lahm gelegt. Wir zweifeln sehr daran, daß der Landtag sich solchen Beschränkungen unterwerfen werde. Und selbst wenn er wollte, so würde er es nicht dürfen, ohne damit sein Todesurtheil zu unterzeichnen, weil doch grade die finanziellen und volkswirthschaftlichen Fragen dasjenige Gebiet bilden, wo die Landesvertretung am meisten zu einer activen Einwirkung berufen erscheint, und wo sie allein eine reelle Macht gewinnen kann.

Wir nehmen demnach keinen Anstand, es unumwunden auszusprechen, daß zwischen unserer constitutionellen Verfassung und dem dermaligen Zollverein ein Widerspruch besteht, der früher oder später das Eine oder das Andere aufheben muß, wenn es nicht etwa gelingen sollte, einen medius terminus zu finden, welcher diesen Widerspruch in sich ausgleicht.

Um die Wahrheit dieser Behauptung um so einleuchtender zu

machen, werfen wir jetzt einen Blick auf die frühere Geschichte des Zollvereins.

Als in den dreißiger Jahren unter Preußens Auspicien der Zollverein gegründet wurde, gab es in Preußen noch keine repräsentative Körperschaften, denen irgend welche Mitwirkung bei Handelsverträgen oder Zollgesetzen zugestanden hätte. Das preußische Gouvernement hing bei allen seinen Entschlüssen lediglich von sich selbst ab, und konnte daher in allen Verhandlungen mit den übrigen Zollvereins-Staaten mit voller Sicherheit und Entschiedenheit auftreten. Es befand sich dabei sogar in einer freieren Stellung als die übrigen Regierungen, welche durch ihre constitutionellen Kammern eingeengt waren. Um so erklärlicher war es, daß die Leitung des Ganzen in Preußens Hand blieb, zumal da Preußen für sich allein mehr als die Hälfte der gesammten zollvereinsländischen Bevölkerung repräsentirte, was natürlich allen seinen Vorschlägen ein so großes moralisches Gewicht gab, daß etwaige Ausstellungen in den Kammern der kleineren deutschen Staaten keine erhebliche Störung veranlassen konnten.

Gleichwohl liegt es in der Natur der Sache, daß ein Zollverein vieler souveräner Staaten, dessen Beschlüsse nur durch Stimmen-Einhelligkeit zu Stande kommen, viele Unzuträglichkeiten mit sich bringt, und jedenfalls mußte es für Preußen sehr mißlich sein, sich durch den Widerspruch jedes einzelnen dieser Staaten (von denen manche kaum so groß sind, wie ein preußischer Regierungsbezirk) in seinen Absichten gehemmt zu sehen. Man möchte sagen, die Zollvereins-Tage zeigten gewissermaßen ein Abbild des liberum veto auf den polnischen Reichstagen. An ein consequentes Zollsystem war dabei nicht zu denken, sondern man mußte nach allen Seiten hin transigiren. Ein solcher Zustand trägt die Keime seines Verderbens in sich selbst, und diese Keime zögerten nicht hervorzutreten.

Der Zollverein konnte nämlich nur so lange gedeihen, als sich bei allen Mitgliedern eine überwiegende Geneigtheit zeigte, sich gegenseitig zu accommodiren, und insbesondere die thatsächliche Leitung Preußens anzuerkennen, und diese Geneigtheit war wiederum nur so lange vorherrschend, als der Zollverein allen seinen Mitgliedern einen überwiegenden Vortheil für die Staatskasse wie für den Fortschritt des Handelsverkehrs zu versprechen schien. So ging es glücklich bis in die Mitte der vierziger Jahre. Von da an aber trat eine sichtbare Stagnation ein. Seitdem wurde daher die allgemeine Stimmung für den Zollverein weniger günstig, und folglich Preußens Stellung zu demselben schwieriger wie zugleich unvortheilhafter. Noch schlimmer wurde es, als in Folge der bedauerlichen politischen Conflicte aus den Jahren 1849—50 an die Stelle der früheren Geneigtheit für Preußen bei manchen Zollvereins-Staaten eine entschiedene Ungeneigtheit hervortrat, womit sich das unverkennbare Streben verband, den Zollverein zum Werkzeug

politischer Pläne zu machen, die ihrem Wesen nach gegen Preußen gerichtet waren.

Der Zollverein wurde dadurch ein wahrhaft monströses Institut. Denn seitdem der preußische Einfluß aufhörte, entscheidend zu sein, entstand ein anarchischer Zustand, in welchem jeder einzelne Zollvereins-Staat den Fortschritt des Ganzen zu hemmen, keiner aber etwas durchzusetzen vermochte. Es ist selbstredend, daß der Hauptnachtheil davon auf Preußen fiel, welches noch heute seiner Volksmenge nach mehr als die Hälfte des Ganzen bildet, und sich gleichwohl in der üblen Lage befindet, sich in allen seinen Schritten durch den Widerspruch viel kleinerer Staaten gehemmt zu sehen. So steht es da, an Händen und Füßen gefesselt, und muß sich sagen, daß es alle diese Fesseln sich selbst angelegt.

Noch mißlicher endlich wird die Lage mit Rücksicht auf die verfassungsmäßigen Rechte unserer Landesvertretung, woraus, wie oben gesagt, die Folge entspringt, daß das preußische Gouvernement in den Zollvereins-Conferenzen nicht mehr mit der ehemaligen Sicherheit die Initiative ergreifen kann, da alle seine etwaigen Anträge durch die Ungewißheit über die spätere Annahme oder Verwerfung derselben von Seiten des Landtages von vornherein ihre moralische Kraft verlieren. Um aus dieser Schwierigkeit herauszukommen, würde es zwei Wege geben. Aber wenn wir uns dieselben näher ansehen, so sind sie beide nicht practikabel.

Man könnte nämlich zuvörderst die Idee fassen, in Zukunft sich immer erst der Zustimmung der Landesvertretung zu versichern, ehe man in Verhandlungen mit den Zollvereins-Regierungen einträte. Allein daraus entspränge eine ungemeine Verzögerung, und das Gouvernement verlöre dadurch die ihm zustehende Befugniß der Initiative für jene Verhandlungen, indem diese Initiative damit der Sache nach an den Landtag überginge. Eine solche Wendung der Dinge wäre nicht nur unzuträglich, sondern sogar unmöglich, weil man überhaupt nicht verhandeln kann, wenn das Ziel der Verhandlung im Voraus durch einen Landtags-Beschluß festgestellt ist. Denn in allen Verhandlungen muß man transigiren, und folglich freien Spielraum haben. Die eine Alternative führt also in das Unmögliche.

Die andere würde dahin führen, daß der preußische Landtag alle von dem preußischen Gouvernement mit den übrigen Zollvereins-Staaten vereinbarten Beschlüsse im Voraus acceptirte, und also auf sein Einspruchsrecht in dieser Beziehung verzichtete, und wir haben schon gezeigt, wie dies nicht weniger heißen würde, als daß er sein allerwesentlichstes Recht aufgäbe. Wir tragen kein Bedenken, auch diese Alternative für unmöglich zu erklären, so lange nämlich überhaupt noch von einer repräsentativen Verfassung und insbesondere von einem Steuerbewilligungs-Recht die Rede sein soll.

So steht es mit diesen beiden Alternativen. Wie man sich also drehen und wenden mag, immer ist der Widerspruch zwischen dem gegenwärtigen Zollverein und unserer constitutionellen Entwickelung unleugbar. Er ist bereits thatsächlich hervorgetreten, und es scheint, er ist unheilbar.

Dies sind die staatsrechtlichen Bedenken, welche sich an das Bestehen des gegenwärtigen Zollvereins knüpfen. Wir behalten uns vor, ein andermal auf die finanzielle und volkswirthschaftliche Seite einzugehen, die auch so manche Bedenken darbieten dürfte, und wollen nur zum Schluß noch auf die Perspective hindeuten, welche sich nach dieser staatsrechtlichen Seite selbst durch die Eventualität eines Zollvereins mit Oesterreich eröffnen würde.

Wie es ehemals in Preußen war, so besitzt das Gouvernement in Oesterreich noch heute die alleinige Gewalt der Entscheidung. Es wird in allen Fragen der Handelspolitik und der Zollgesetzgebung durch keinerlei ständische Einflüsse gehemmt oder durchkreuzt. In allen darauf bezüglichen Verhandlungen ist es folglich einem constitutionellen Staate gegenüber viel günstiger gestellt. Auf den zukünftigen Zollvereins-Tagen würde daher Oesterreich mit einer überlegenen Sicherheit und Entschiedenheit auftreten können, und da gleichzeitig alle seine Vorschläge durch das gewaltige Gewicht des österreichischen Staatskörpers einen besonderen Nachdruck erhielten, so wäre die natürliche Folge, daß die ganze Leitung des Zollvereins an Oesterreich überginge, und Preußen auf diesem Gebiete so zu sagen mediatisirt würde. Aber eben so natürlich würde es dann folgen, daß Preußen dagegen ankämpfen, und nachdem es die Kraft der Initiative verloren, sich wenigstens die Kraft des Widerspruchs zu erhalten suchen würde. Die Mittel dazu dürften dann grade in dem verfassungsmäßigen Zustimmungsrecht des Landtages liegen, und es stände zu erwarten, daß unser Landtag diese seine Rechte unter solchen Umständen um so mehr geltend machen würde. So geschähe es ohne Zweifel in Preußen, und aller Wahrscheinlichkeit nach würde es in den größeren deutschen Mittelstaaten ziemlich ähnlich geschehen. Die weitere Folge wäre daher, daß die Maschinerie des zukünftigen großdeutschen Zollvereins in's Stocken geriethe, grade wie bereits die Maschinerie des gegenwärtigen kleindeutschen Zollvereins stockt. Oder sollte es anders kommen, so würde der preußische Landtag, wie überhaupt alle deutschen Landtage, so zu sagen mediatisirt werden müssen, d. h. ihre Rechte der Entscheidung müßten auf einen bloßen Beirath reducirt werden.

Da sehen wir abermals denselben Widerspruch.

Es scheint demnach, daß constitutionelle Staaten sich überhaupt nicht für einen Zollverein eignen, wenn sie nicht ihre Verfassungen untergraben wollen. Dies wird man als Regel anerkennen müssen, und eine Ausnahme davon nur in dem Falle für räthlich erachten, wenn

einerseits zwischen solchen Staaten keinerlei politische Rivalität obwaltet, und wenn andererseits ihre materiellen Interessen so homogen sind, daß niemals erhebliche Differenzen zu befürchten stehen. Denn treten solche Differenzen hervor, so ist es selbstredend, daß dieselben nicht durch Landtagsverhandlungen, sondern nur durch Verhandlungen der respectiven Regierungen gelöst werden können, und wenn diese Regierungen auf dem politischen Gebiete rivalisiren, so werden sie diese Zollverhandlungen zu Werkzeugen ihrer politischen Pläne machen. An ein gesundes Handelssystem ist dabei nicht zu denken, und ohne ein solches wird das ganze volkswirthschaftliche Gebiet einer unheilbaren Zerrüttung entgegengehen, deren Wirkung schließlich die Staatskassen am empfindlichsten verspüren würden.

Wir überlassen es dem geneigten Leser, sich nach diesen Grundsätzen das Horoskop des Zollvereins zu stellen. F.

Ein Sirenenlied von der Newa.

Einst gab es Zeiten, lehren die Geologen, wo die jetzt von Frost starrenden Regionen des hohen Nordens sich eines tropischen Klimas erfreuten. Ueppige Palmenwälder wuchsen damals an den Ufern der sibirischen Ströme, und große Mamuthheerden, worin man die vorweltlichen Elephanten wiedererkennt, fanden dort eine reichliche Nahrung. Da trat plötzlich eine jener gewaltigen Katastrophen ein, von welchen die Urgeschichte unseres Erdballs so viele Spuren hinterlassen hat, und diese ganze Fülle eines tropischen Pflanzen- und Thierlebens wurde in Schnee und Eis begraben, in welchem der staunende Wandrer noch heute ihre Ueberreste findet. Niemand vermag mit Sicherheit zu sagen, wodurch eine so ungeheure Katastrophe hervorgerufen wurde. Vielleicht durch eine innere Abkühlung der Erdrinde, vielleicht durch das Emportreten der asiatischen Hochalpen, welche das Zuströmen der heißen Aequatorial-Lüfte verhinderte; vielleicht durch eine Verschiebung der Erdaxe gegen die Ekliptik, welche den schräg einfallenden Sonnenstrahlen nur noch eine matte Wirkung ließ. Genug, es trat eine Katastrophe ein, welche zu einem totalen Umschwung führte.

Was sich nun damals im hohen Norden in der physischen Welt begab, davon, scheint es, will man uns jetzt ein Gleichniß in der geistigen Welt geben. Denn in der That, die Axe des russischen Staatskörpers hat zu der Bahn der europäischen Politik eine veränderte Stellung eingenommen. Frühlingslüfte haben seitdem das Eis der russischen Diplomatie geschmolzen. Es ist schwül geworden an der Newa und man kann in Petersburg den Sonnenstich bekommen.

Ein solcher Umschwung muß wohl Wunder hervorrufen. Alles

ist dadurch wie verzaubert. Die finnischen Küsten sind ein neues Hesperien geworden, die Gärten der Circe findet man in den Petersburger Treibhäusern, und die Sirenen-Inseln sind in die Gewässer des Ladoga versetzt.

Von dort aus erheben jetzt die mythischen Töchter des Phorkos ihren Gesang, und sie haben die Liebenswürdigkeit, den Text desselben auch für das civilisirte Europa zugänglich zu machen. Für die europäische Diplomatie geschieht dies in dem „Nord", für den deutschen Michel in der „Petersburger Zeitung".

Mag die europäische Diplomatie sehen, wie sie sich des Zaubers erwehrt. Wir haben uns nur mit dem Michel zu beschäftigen, um so mehr, als wir glauben, daß man grade den guten Michel am liebsten bezaubern möchte. Und warum auch nicht? Der Michel hört ja so gern singen, ein Lied wirkt mächtig auf ihn ein, und Gott weiß, was er sich schon Alles vorsingen ließ.

Vernimm denn, geliebter deutscher Michel und Landsmann, den nordischen Sirenengesang, wie er aus der „Petersburger Zeitung" erschallt. Ich bin kein grausamer Odysseus, der bekanntlich seinen Gefährten die Ohren verklebte, um sie vor den verlockenden Tönen zu schützen, sondern im Gegentheil, ich möchte Dir die Ohren recht weit aufknöpfen, damit Du Alles recht deutlich verstehst. Ich fürchte nicht, Du lässest Dich täuschen, sondern ich hoffe vielmehr, Du wirst enttäuscht, sobald Du nur überlegst, daß diese Stimme von Petersburg ausgeht. Bereite Dich also vor auf das Unerhörte. Denn die verklungene Leier eines Herwegh ist jetzt in Petersburg als Aeolsharfe aufgestellt, um im Nordwind den Völkern Freiheitshymnen vorzusäuseln. Und wenn man sonst gewöhnt war, daß die deutschen Frühlingsgefühle von der Seine aus den Impuls empfingen, so soll dies jetzt von der Newa aus geschehen. Bist Du nun also in der rechten Stimmung, um Unerhörtes zu vernehmen, so vernimm!

Die Petersburger Zeitung ist an die Stelle der weiland deutschen Zeitung der Herren Gervinus u. Co. getreten. Sie spricht von deutscher Freiheit, von deutscher Macht und Ehre; sie spricht von dem Schimpf, der uns in Schleswig-Holstein angethan; sie fordert Preußen auf, diesen Schimpf zu rächen, und sie redet ihm zu, daß es sich an die Spitze der deutschen Bewegung stelle, um sich von den Wogen des deutschen Enthusiasmus zu einer neuen Höhe der Macht und Würde emportragen zu lassen.

Ach, es muß weit gekommen sein mit der russischen Politik, daß sie zu einem solchen Rollenwechsel greift, und es scheint wohl, die alten Mittel wollen nicht mehr anschlagen.

Es sind nun 40 Jahre her, daß ein Stourdza das berüchtigte Pasquill gegen den deutschen Geist verfaßte, welches leider bei den deutschen Cabineten nur allzu viel Einfluß gewann, wovon die Karlsbader

Beschlüsse Zeugniß gaben. Jetzt hätschelt man hingegen diesen geschmähten deutschen Geist. Oder vielmehr, man möchte ihn hänseln, wie man früherhin die Cabinete hänselte. Aber dieses Geschäft dürfte keinen Erfolg haben. Zum wenigsten müßte es anders betrieben werden, und von Petersburg aus kann man es wohl niemals mit Erfolg betreiben.

Oder meint man denn in Petersburg, man hätte in Berlin vergessen, wie es gerade Rußland war, welches im Jahre 1848 die preußischen Operationen gegen Dänemark mit drohenden Noten hemmte; wie es gerade Rußland war, durch dessen Einfluß Schleswig-Holstein in den dänischen Gesammtstaat eingesargt wurde; wie es gerade Rußland war, welches den Widerstand gegen die preußischen Unionsprojecte nach Kräften unterstützte; wie es endlich gerade Rußland war, welches Preußen so viel als möglich an die Spitze der deutschen Contrerevolution zu stellen suchte? Und jetzt soll sich nun Preußen wieder an die Spitze der deutschen Revolution stellen? Oder was heißt es anders mit dem Sich-an-die-Spitzestellen, und zwar an die Spitze des deutschen Geistes, oder der deutschen Bewegung?

Solche Phrasen haben entweder überhaupt keinen politischen Sinn, oder wenn sie einen haben sollen, so deuten sie auf eine revolutionäre Politik. Denn wer hat Preußen beauftragt oder ermächtigt, daß es sich in Deutschland an die Spitze stelle?

Staaten haben sich auf bestimmte Zwecke zu richten und sich nach den dazu erforderlichen Mitteln umzusehen, in beider Beziehung aber sich an die Gesetze des bestehenden Staatensystems zu halten. Preußen hat sich also nicht hin und her zu stellen, sondern zuvörderst da festzustehen, wo er einmal steht. Es hat als deutscher Bundesstaat eine scharf begrenzte Summe von Rechten und Pflichten, worunter sich kein Wort von einem Sich-an-die-Spitzestellen findet, und es soll sich hüten, aus dieser seiner legitimen Competenz auch nur um ein Haar breit herauszutreten. Handelt es sich aber um Preußens europäische Stellung, so wünschen wir gar sehr, daß es dieselbe mit allen erlaubten Mitteln zu verstärken suche und dazu jede günstige Conjunctur benutzen möge, was leider schon allzu lange verabsäumt worden ist; nur behaupten wir, daß es gerade der allerverkehrteste Weg wäre, zu diesem Ende ein deutsches Principat anzustreben.

Zuvörderst nämlich würde es, wie so eben bemerkt, an einem Rechte dazu fehlen. Zum Zweiten haben die übrigen deutschen Staaten noch durchaus keine Neigung bewiesen, sich einem solchen preußischen Principat unterzuordnen. Dasselbe könnte also nur durch Gewalt, und respective durch einen deutschen Bürgerkrieg erreicht werden, der wahrscheinlich Preußen selbst zertrümmern würde. Zum Dritten hat schon das bloße Project eines solchen Principats die unmittelbare Wirkung, die Eifersucht aller übrigen deutschen Staaten gegen Preußen anzufachen, und

folglich Preußen gerade derjenigen Unterstützung zu berauben, die es unter Umständen allerdings in Deutschland finden kann, indem vielmehr die übrigen deutschen Staaten dadurch zu Preußens Feinden würden. Demnach müßte es gerade als das allersicherste Mittel zur Schwächung Preußens angesehen werden, wenn es sich Preußen etwa in den Kopf setzte, eine Art von Oberherrschaft in Deutschland zu erstreben. Wahrlich, der große Friedrich hätte so etwas immer noch am ersten vermocht, aber es ist ihm niemals in den Sinn gekommen, sondern er wollte lieber einen baierischen Kurfürsten auf dem Kaiserthron sehen, als daß er dabei an sich selbst gedacht hätte. Er möchte wohl Jedem ins Gesicht gelacht haben, der ihm etwa gerathen hätte, sein Sanssouci zu einer Kaiserburg zu machen, indem er sehr wohl wußte, daß eine solche Stellung ihm selbst nur Schwierigkeiten bereiten, und daß sie zu der inneren Natur des preußischen Staates gar nicht passen würde.

Wir verkennen keinesweges, — wenn Preußen in Zukunft noch einen Platz unter den großen Staaten Europas behaupten will, so wird es wachsen müssen, und wir wünschen von ganzem Herzen, daß es tüchtig wachsen möge. Aber niemals darf es auf Unkosten anderer deutscher Bundesstaaten zu wachsen gedenken, sondern sein Wachsen muß vielmehr dem ganzen übrigen Deutschland zu Gute kommen. Will es als europäischer Staat wachsen, so muß es aus Deutschland herauswachsen. Darauf ist es durch sein eigenes Wesen angewiesen, weil es schon von seinem Ursprung an sich als ein Herausbau aus dem alten deutschen Reiche darstellte. Es kann nur sein Beruf sein, diesen Bau weiter vorzuschieben, nicht aber etwa denselben nach Deutschland zurückzuschieben. Die großen Markgrafen und die deutschen Hochmeister, welche als die ersten Gründer Preußens angesehen werden müssen, blickten nach Norden und Osten, nicht nach Süden und Westen. Hat demnach Preußen noch eine Vergrößerung zu erwarten, so ist es nicht etwa am Main, sondern an der Weichsel, am Niemen und an der Düna. Da liegt sie, oder sie liegt nirgends.

Immerhin bleibt es mißlich, von den Möglichkeiten der Zukunft zu sprechen, und wir wissen sehr wohl, daß die Karte von Europa nicht am Schreibtisch, sondern auf dem Schlachtfelde revidirt wird; wenn uns aber die russische Publicistik über den Beruf Preußens belehren will, so wird es erlaubt sein, unsre Gegenbemerkungen zu machen. Und wenn eben diese russische Publicistik, von den Ideen der russischen Zukunft berauscht, ihre verlangenden Blicke auf drei Erdtheile richtet, so darf man wohl für Preußen auch ein Stückchen Land reclamiren, selbst auf die Gefahr hin, dasselbe aus der russischen Zukunft herausschneiden zu müssen. Natürlich kann ein solcher Gedanke der russischen Publicistik nur mißliebig sein; sie kann nicht wünschen, daß er in Preußen Wurzel fasse, und darum wird sie beflissen sein, die preußische Politik so viel als möglich auf Deutschland hin zu weisen, wo Preußen sich eine Zu-

kunft zurecht machen soll. Daß russische Politiker so etwas empfehlen, ist uns sehr begreiflich, unbegreiflich aber würde es uns sein, wenn etwa preußische Politiker darauf eingingen.

Frage man sich nur, was es denn überhaupt heißen kann, daß Preußen seine Zukunft in Deutschland zu suchen habe? Eine Zukunft, die es suchen soll, muß doch etwas Anderes sein, als seine gegenwärtige Stellung, und wenn man davon mit Hoffnung spricht, so kann man doch nur eine Macht-Erweiterung für Preußen im Sinne haben. Es kann also nur heißen, daß Preußen danach streben solle, die übrigen deutschen Staaten sich einzuverleiben, oder wenigstens eine Oberherrschaft über dieselben zu gründen, und es ist selbstredend, daß ein solches Project unvermeidlich zu einem Vernichtungskriege mit Oesterreich führen würde, weil Oesterreich niemals gutwillig seine eigene Stellung in Deutschland aufgeben wird. Allein mit der Vernichtung Oesterreichs hat es gute Wege. Und mit der Borussificirung der übrigen deutschen Staaten hat es auch gute Wege. Sie würden sich schon ihrer Haut wehren, und gerade Rußland würde sie dabei unterstützen. Es hat diese Staaten schon längst gegen Preußen wie gegen Oesterreich bedenklich gemacht und ihnen ein russisches Protectorat offerirt, was angeblich dazu dienen soll, daß sie unter den Flügeln des russischen Doppel-Adlers das eigentlich deutsche Nationalleben entfalten könnten. Solche Projecte aufstellen heißt also nichts Anderes, als Deutschland in drei feindliche Heerlager verwandeln wollen, was natürlich der russischen Politik am besten conveniren würde. Der französischen nicht minder.

In diesem Sinne hat das Pariser „Siècle" vor Kurzem die kleineren deutschen Staaten mit der Schmeichelei beehrt, daß sie allein das eigentliche Deutschland repräsentirten und sich daher zu einem besonderen politischen Körper conföderiren sollten. Natürlich unter französischem Protectorat; man braucht davon gar nicht zu reden, es macht sich hinterher ganz von selbst. Das „Siècle" möchte also die kleineren deutschen Staaten gegen Preußen und Oesterreich in Spannung setzen, was ganz auf das obige Resultat herauskommt. Und das war seit Napoleon der Hintergedanke der französischen wie der russischen Politik, welche in diesem Punkte Hand in Hand gehen.

Es ist schon von vielen Beobachtern ausgesprochen, daß zwischen den Völkern der slawischen und der keltischen Race eine gewisse Verwandtschaft bestehe. Ihr inneres Wesen zieht sie zu einander hin, während es hingegen die germanischen Völker abstößt. Bei beiden findet man dieselbe Exaltation und Beweglichkeit des Geistes, dieselbe Unfähigkeit zu festen und geordneten Formen politischer Freiheit, verbunden mit einer großen Leichtigkeit des geselligen Verkehrs, und endlich dieselben Untugenden des Privatlebens. Man kennt die Gallomanie des Polnischen Adels, und die des russischen Adels ist nicht viel geringer.

Was noch mehr ist, zwischen dem russischen Zarenthum und dem napoleonischen Kaiserthum besteht eine Harmonie des inneren Wesens, welche sofort in's Auge springt, wenn man dabei alle diejenigen Unterschiede in Abrechnung bringt, welche durch die physischen Verhältnisse und die Culturgrade beider Länder bedingt sind. Der revolutionäre Ursprung des napoleonischen Kaiserthums kommt dann sehr wenig in Betracht. Man nimmt das in Rußland nicht sehr genau, so sehr man auch zur Zeit der heiligen Allianz einen heiligen Eifer für das Legitimitätsprincip zu affectiren liebte.

Kaiser Paul I. sagte einmal zu Dumouriez, „ob Sie oder ob Louis XVIII., oder Bonaparte oder irgend ein Anderer König von Frankreich wird, gilt mir ganz gleich; nur einen König muß es haben." So viel lag ihm an der Legitimität in Frankreich. Vielleicht mochte er wohl seine eigene Legitimität nicht für ganz unbezweifelbar halten. Er wußte, die Herrschaft seiner Mutter basirte auf dem Staatsstreich und auf der Garde, und er wußte, daß er selbst nichts weiter sei, als der Sohn wie der Nachfolger seiner Mutter. Es kam ihm eben nur auf eine feste Herrschaft an, und wo er diese sah, da sah er Legitimität.

Das ist also die russische Anschauung von der Sache, die sich freilich von den transscendenten Ideen deutscher Mystiker sehr weit entfernt. Kaiser Nikolaus handelte anders aus Rücksicht für die Ideen der heiligen Allianz, die sich ihm so überaus vortheilhaft erwiesen hatte, und die er daher vor Allem conserviren wollte. Diese Allianz ist jetzt zerfallen, und es bestehen keine Rücksichten mehr, um derentwillen man in Petersburg anders handeln sollte, als man denkt. Nun hat zwar Louis Napoleon gegen den Kaiser Nikolaus Krieg geführt, aber er hat hinterher sein Bedauern über diesen Krieg geäußert. Was kann man mehr verlangen? Der beiderseitigen Verständigung steht seitdem wahrlich nichts im Wege.

Dazu ist es vielleicht nicht ganz gleichgültig, daß gegenwärtig selbst in den beiden Organen der russischen und französischen Politik eine gewisse Consanguinität besteht. Denn am Ende sind es doch immer die Menschen, welche regieren, und gerade in autokratischen Verfassungen müssen die persönlichen Eigenschaften derjenigen Organe, welche unmittelbar der höchsten Gewalt dienen, um so mehr von Einfluß sein.

Ueber ein Menschenalter hindurch war die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Rußlands deutschen Händen anvertraut gewesen, was freilich nicht etwa die Folge hatte, die russische Politik den deutschen Interessen zu accommodiren, allerdings aber derselben eine gewisse Mäßigung und Besonnenheit aufzudrücken, wie sie dem deutschen Charakter dem slawischen gegenüber so natürlich ist. Ein Nesselrode war als russischer Staatskanzler doch immer eine deutsche Natur. Man weiß hingegen, daß es ein Mentschikoff war, durch welchen zuerst die Ueberstürzung der russischen Politik hervortrat, und seitdem ist nun auch das auswärtige Ministerium in Petersburg an einen Nationalrussen über-

gegangen. Fast gleichzeitig trat andererseits in Paris der Graf Walewski an die Spitze dieses Ministeriums. Sein Name zeigt seine Abstammung an. Er ist zugleich ein Avis für die Polen, und dieses Avis ist keinesweges bedrohlich für Rußland, weil ja die polnische Sache auch die Wendung nehmen kann, daß man die Wiederherstellung eines Polenreiches unter russischer Hoheit projectirt, — eine Idee, welche seiner Zeit schon Alexander I. verfolgte, und welcher die panslawistischen Umtriebe sehr wesentlich vorgearbeitet haben. Ein Gortschakoff und Walewski sind also blutsverwandt, und sie passen vortrefflich zu einander, gerade wie das russische und französische Kaiserthum selbst. Man wird nicht läugnen können, daß Beides dazu beiträgt, zwischen der russischen und französischen Politik einen natürlichen Zusammenhang zu erhalten, dessen Wirkungen um so mehr hervortreten müssen, als die beiderseitigen Staatsinteressen in den wesentlichsten Punkten harmoniren.

Was folgt daraus für Deutschland? Vor Allem daß wir fest zusammenhalten müssen, um auf alle Eventualitäten gefaßt zu sein. Es heißt aber die Brandfackel der Zwietracht in Deutschland hineinwerfen, wenn man die Idee aufstellt, daß die kleineren deutschen Staaten allein das deutsche Wesen repräsentirten; oder daß Preußen sich an die Spitze der deutschen Bewegung zu stellen habe; oder auch daß Oesterreich ein großes mitteleuropäisches Reich gründen solle. Wer solche Ideen hegt, der dient dem Auslande. Wer hingegen dem Vaterlande dienen will, der halte sich streng an die Rechte und Pflichten, welche für alle deutsche Bundesstaaten durch die bestehende Bundesverfassung normirt sind.

Es ist eben so leicht, die Mängel dieser Bundesverfassung darzulegen, als es schwer ist, sie zu verbessern, und niemals soll man vergessen, daß diese Bundesverfassung nach langen Kämpfen zu Stande kam und seitdem die Grundlage des deutschen Friedens geworden ist. Denn erst seit Errichtung des deutschen Bundes haben die Kriege deutscher Staaten gegen deutsche Staaten aufgehört. Versuche man nicht daran zu rütteln, weil selbst die wohlgemeintesten Projecte zur Herstellung einer strafferen Einheit immer nur neue Zwietracht erregen werden. Betrachten wir vielmehr die Bundesverfassung wie ein unveränderliches Naturgesetz, d. h. erkennen wir an, daß die eigenthümliche Natur des deutschen Staatensystems keine andere Gestaltung der deutschen Einheit zuläßt. Denn niemals wird Deutschland einig werden durch eine Centralgewalt irgend welcher Art, sondern es kann nur einig werden durch ein ununterbrochenes thatsächliches Zusammenwirken, wodurch im Laufe der Zeit alle Interessen wie alle Ideen sich dergestalt verflechten, daß daraus ein compactes Ganzes entsteht, welches, auch ohne die Form einer Staatseinheit anzunehmen, dem Auslande gegenüber mit einer imponirenden Macht auftreten kann.

Der „Austköst" in der Ukermark.

Studien aus dem Landleben.

Das 1. Heft 13. Bandes der „Revue" beschreibt das Erntebier in Westfalen. Mit Recht spricht die „Revue" den Wunsch aus, Aehnliches aus anderen Gegenden zu haben; denn fast scheint es, als ob viele dieser alten Gewohnheiten so nach und nach theils aus Bequemlichkeit, theils aus Hochmuth, aus Geiz oder Unkenntniß des Menschengeistes zu Grabe gingen. Ein vom Parvenu erkauftes Gut ist ihm nichts als Capital, lieb wär's ihm, nur mit Vieh, noch lieber, nur mit Maschinen arbeiten zu können. Die Stadtdame des Comtoirs, gewohnt von pomadirten Judenjungen umsäuselt zu werden, sucht hier einen idyllischen Landsitz, ohne die Bedeutung des ganzen Landlebens zum Staat und zur ganzen Menschheit zu begreifen. Theils mit Geschenken, theils auch ohne diese, werden diese alten Sitten nach und nach beseitigt, und dadurch die Kluft zwischen Herren und Dienern nur vergrößert oder gar geschaffen. Der Arbeiter freut sich das ganze Jahr auf dieses Erntebier, in hiesiger Gegend, der Ukermark, Austköst genannt, und bekommt er für seine Arbeit auch Lohn und Brod, so liegt wahrlich eine schöne Sitte in dieser gemeinsamen Feier des eingebrachten Erntesegens; und es ist gut und schön, den Leuten einen Freudentag zu bereiten. Ich habe es oft, besonders von Leuten, die fast von Kindesbeinen an auf dem Gute sind, gehört, daß sie in Hinsicht der Ernte, des Ackers, der Arbeit von unsrer Ernte, unserm Acker &c. reden, als gehörte Alles zusammen, und es ist gut, dies gemeinsame Fühlen, sie müssen ihren Theil daran haben.

Wie viel Werth dies Festhalten an den alten Gewohnheiten, dies Theilhaben und Theilnehmen des Arbeiters am Ertrage des Gutes hat, wurde mir im Jahre 1849 in Baden an der Schweizer Grenze so recht klar. Eine urdemokratische Dame ließ dort einst ihre Wünsche für das niedere Volk des Landes im Gespräch laut werden. Sie hatte Verstand genug, ihren Wünschen nach kein Utopien zu verlangen. Verwundert hörte ich zu und erwiederte ihr dann, daß ihre Wünsche mehr als vollständig auf unsern norddeutschen Rittergütern erfüllt seien, und als ich ihr die Verhältnisse unserer ländlichen Arbeiter auseinandersetzte, da wollte sie dies nicht glauben, und erst als ihr einige herbeigerufene Landwehrleute aus hiesiger Gegend Wort für Wort Alles bestätigten, beneidete sie uns fast. Ich aber prägte mir dies tief ein und mein Glaube bestärkte sich, daß ächt aristokratisches, monarchisches Regiment, von der Hütte des Tagelöhners an bis zum Thron der Majestät hinauf, das vernünftige Utopien der Demokratie sicherer und fester erreicht hat, als es demokratische Schwärmer vermögen. Darum aber eben war es für Preußen damals kein gewagtes Spiel, aus der gährenden Masse

die Landwehrbataillone des Landes zusammenzuziehen, um den badischen Aufstand niederzuwerfen.

Halten wir darum fest an unsern Gebräuchen.

Was meine Beobachtungen in dieser Hinsicht in Baden erzeugten, war abermals eine Bestätigung meines Glaubens. Es fehlt in Baden fast ganz an dem Salz der Gesellschaft, der Aristokratie. Der Adel des Landes wohnt in schönen Schlössern mit schönen Gärten, ja ich habe oft gefunden, daß er sich eifrig mit der Geschichte seines Stammbaumes beschäftigt, aber lebendig eingreifen in das Leben des Volkes, was seine belebende Bestimmung ist, thut er nicht, **kann** er nicht mehr. Seine Güter sind parcellirt, verpachtet. Jeder Pächter hat sich auf seiner Parcelle aufgebaut, und da es fast eine Unmöglichkeit ist, diese Gebäude durch Geld wieder fortzuschaffen, so sind diese Pächter nicht de jure, aber factisch so gut als Erbpächter. Sie zahlen ihre Pacht dem Herrn, und dieser wird dem ganzen Verhältniß nach als ein abgestoßenes, lästiges Ding, als Drohne betrachtet. Die Parcellen sind klein, volle Arbeit geben sie gewöhnlich der Familie nicht; die Folgen von überflüssiger Zeit bei nicht oder halbgebildeten Menschen brauchen Menschenkennern nicht auseinandergesetzt zu werden. So ist mir dieser herrliche Garten Deutschlands, Baden, immer vorgekommen als ein köstliches Gericht, dem das Salz fehlt. Nur zwei Güter habe ich gesehen, auch weiter von keinen gehört, wo die Herren selbst noch nach alter Manier wirthschaften. In einer andern Gegend, bei Freiburg, hat ein anderer Herr — ich hoffe in richtiger Erkenntniß seiner Pflicht — versucht, sein Gut wieder zusammenzulegen, hat ein prachtvoll Gehöft aufgebaut, aber hat wieder abstehen müssen, weil die Häuser seiner Pächter nicht zu vertilgen waren und weil er zu spät einsah, daß die Klasse der Tagelöhner zu solcher Selbstwirthschaft ausgestorben, also nicht anzuschaffen war.

Doch zurück zu unserer ukermärkischen Ernte.

Die Binderinnen harken und binden mehr auf, als der Mäher mäht, darum läßt man gewöhnlich die Mäher einen Tag mähen, und fängt dann erst an zu binden. Wo aber die alten Gebräuche noch alle bestehen, läßt der Herr doch wenigstens den ersten halben Tag Mäher und Binder zusammen arbeiten. Es wird der Tag, wo der **erste Roggen gehauen wird**, als eine Art Festtag betrachtet; namentlich die Frauen und Mädchen suchen etwas darin, an dem Tage gut und reinlich zu erscheinen. Sie binden sich alle weiße Schürzen bis zum Halse vor, und um den Rock reicht sie oft fast bis hinten zusammen. Schuh und Strümpfe, Alles ist nett, und die Arme sind bis zur Hand mit weißen Aermeln bedeckt. Es ist dieser Tag von Alters her bestimmt, geheime Liebeleien unter dem jungen Volk vor die Oeffentlichkeit zu bringen. Hat ein Mädchen einen Burschen erhört, so schenkt sie ihm zu diesem Tage eine schön mit bunten Bändern, auch wohl Schmelz

benähte **Schante**,*) die er mit gewissem Stolz an seiner Sense führt, oft auch ist seine Mütze mit bunten Bändern geschmückt. Das Mädchen aber, die einen Liebsten erhört hat, führt an diesem Tage eine neue Harke, an der das Querholz, an dem die Zinken sitzen, ebenfalls mit bunten Bändern benagelt ist. Es ist ein Geschenk des Liebhabers.

In der Reihenfolge der Mäher herrscht eine ganz bestimmte Sitte, und selbst darin spricht sich der natürliche aristokratische Sinn im Volke aus. Ist der Vormäher nicht von selbst der Statthalter, Meier, Vogt oder der Großknecht, so wird er besonders von der Herrschaft für das ganze Jahr bestimmt. Ist kein anderer Aufseher da, so geht Alles nach ihm, und es ist mir noch nicht vorgekommen, daß ihm nicht gehorcht wäre. Hinter ihm kommt der Großknecht, dann die übrigen Knechte nach der Nummer ihrer Gespanne. Hierauf folgen die Drescher nach der Reihefolge, wie sie im Dienst sind, und endlich die Tagelöhner, wie sie angezogen sind. Es wird hier selten eine Ausnahme gemacht werden, und nur, wenn einer fühlt, daß er nicht an seinem Platz folgen kann, so wird er zuletzt gehen.

An dem ersten Tage nun kommt die ganze Familie der Herrschaft zum Roggenmähen. Die Leute lassen sich nicht stören, bis der Zug, in dem sie grade begriffen sind, abgemäht ist. Hierauf kommen sämmtliche Männer und Weiber mit Sensen und Harken, und stellen sich im Halbkreise um die Herrschaft. Die Männer mit den Sensen vor sich, den Stiel auf der Erde, das Streichholz in der Hand. Der Vormäher, oder wer sonst erwählt ist, tritt in den Kreis, nimmt den Hut ab, die übrigen Männer thun dasselbe, und er spricht:

Ihr Diener! Herzliebster Vater und Mutter mein;
Für Ihren Besuch wollen wir Ihnen herzlich dankbar sein.
Es ist schon lange gewesen hier in dieser Welt,
Darum wollen wir Sie bestreichen, wenn Sie es erlauben, hier auf unser schönes Feld.

Wir wollen Sie bestreichen
Mit schönen Seißen **),
Mit lieblichen Sachen,
So gut, wie wir es verstehn zu machen.
Nun streichet All', Ihr Frommen,
Auf unsre Herrschaft zu,
Habt Ihr es nun vernommen?
Von uns auf ihnen zu.
Nun paßt Alle auf:
Eins, zwei, drei,
Eins, zwei, drei,
Eins, zwei, drei.***)
Auf diesmal ist's vorbei.
Wir nehmen unsre Seißen an die rechte Seit
Und mähen nun mit allem Fleiß.
Gott verleih unsern Arbeitern Gesundheit, Kraft und Stärke,
Denn das sind Gnadenwerke,

*) Ein breiter Riemen, der an der Sense befestigt wird, und dann der Arm durchgesteckt, was die Führung der Sense sehr erleichtert.

**) Sensen.

***) Bei jedem Zählen streicht der Mäher mit dem Streichholz einmal an der Sensenklinge lang, so daß also hierbei jeder Mäher seiner Sense 9 Wetzstriche giebt.

Die Sein Geist schafft und thut.
Wir wünschen unsrer gnädigen Herrschaft viel Glück, Heil und Segen, Gesundheit, Fried und die ewige Seligkeit, und somit Gott befohlen. Amen.

Die Männer bedecken sich nun, während die vorher und zwar für jede zu bindende Person bestimmten Mädchen — nicht Frauen — aus dem Kreise der Weiber mit einem an den Aehren geschürzten Roggenbande herantreten, und jede der ihr bestimmten Person dies Roggenband um den Arm bindet, als ob eine Garbe gebunden wird, und dazu spricht:

Ich habe vernommen,
Daß der gnädige Herr (Frau, Junker rc.) wird kommen;
Ich werde sie binden
Mit lieblichen Dingen,
Mit lieblichen Sachen,
Viel Complimente kann ich nicht machen,
Ich werde Sie binden mit einem groben Band
An Ihre zarte Hand.
Und ist auch der Wunsch nur schlecht,
Ist doch mein Band gerecht.

Was so viel heißen soll, als das Band sei so, wie es die Garben bekommen sollen, also nicht aufgehen. Sind die Mädchen fertig, so gleitet in ihre Hand von Seiten des Gebundenen ein Geldgeschenk, das sich sämmtliche anwesende Arbeiter theilen.

Es kommt häufig vor, daß Arbeiter, statt ihre Frauen zur Arbeit zu schicken, sich eigene Dienstmädchen, unter dem Namen von Hofegängerinnen halten. Ist ein solches Mädchen nicht etwa auch eine Tochter eines anderen Kameraden des Guts, so würden die anderen Mädchen es übel deuten, wenn eine fremde ihnen beim Binden vorgezogen wäre.

Häufig liegt schon auf dem Wagen, womit die Herrschaft gekommen, ein Tönnchen Bier, das nun herabgehoben und dankbarlichst ausgetrunken wird.

Hiermit ist die Ernte eingeleitet, und gefreut habe ich mich stets, wenn Abends, nach der wahrlich nicht leichten Erntearbeit, Männer und Weiber singend nach Hause ziehen; es ist, als haben die Leute selbst Freude an dieser Arbeit; ich habe es sehr oft gesehen, daß kleine Kinder den heimkehrenden Müttern entgegenliefen, und diese ihnen einen kleinen Strauß Feldblumen, unter Hinweisung auf die Schönheit derselben, überreichten.

Der Hafer ist gewöhnlich das letzte Getreide, was aufgeharkt und eingebracht wird. Wenn nun Alles fertig ist, so bleiben zuletzt so viel gleich lange Haferschwaden liegen, als Weiber beim Aufbinden beschäftigt sind, so lang, daß jeder Schwad eine Garbe giebt. Die Weiber stehen alle an einem Ende, der Aufseher zählt: eins, zwei — drei! und sofort eilen die Weiber mit ihrer letzten Garbe fertig zu werden, denn die letzte muß der Herrschaft den Alten bringen. Ohne Hohn für diese letzte geht es dabei nicht ab, und ich habe da schon bittre Thränen fließen sehen. Häufig erbarmt sich auch eine andre, manchmal

ein alt Mütterchen, das gar nicht mitgearbeitet, den Alten zu überbringen, und deckt somit die zuletzt fertig gewordene.

Wird nun der letzte Wagen voll Hafer eingefahren, so wird eine rohe Menschenpuppe von Getreide angefertigt, die mit Bändern und Blumen verziert ist, oben auf den Wagen gesetzt, wo sie die Ueberbringerin begleitet. Die übrigen Weiber begleiten singend den Wagen bis zum Hofe, wo die Puppe heruntergenommen wird. Der Wagen führt seine Last in die Scheune, die Weiber ziehen singend zum Herrenhause und übergeben dort den Alten. Ist der Herr nicht zu Hause, so stellen sie ihm den Alten vor die Thür; es heißt so viel: „Wir sind fertig", und um diese Zeit wird man auf vielen Gütern den Alten wochenlang vor der Thür des Herrenhauses stehen sehen, denn da ist sein Platz. Es giebt hierfür wieder ein Douceur, das dazu bestimmt ist, Bänder zur Austkrone zu kaufen.

Nachdem der Alte gebracht ist, erwarten die Leute von Tage zu Tage die Verkündigung des Erntefestes, der Austköst.

Zu diesem Tage machen die Mädchen 2 Kronen von Laub, Blumen und allerhand Getreide; nach unten hängen lange bunte Bänder, und auf der Hauptkrone ist gewöhnlich oben eine Fahne aus Goldpapier mit dem Namenszuge der Herrschaft und der Jahreszahl.

Zur festgesetzten Stunde versammeln sich alle, die bei der Ernte geholfen haben, Männer, Weiber und Kinder, alle im besten Putz, die Männer mit Sensen, die Weiber mit Harken, über deren Querholz bunte Tücher der Breite nach befestigt sind. Sie halten die Harken alle hoch, und ist der Zug nur einigermaßen groß, so giebt es ein hübsches Fahnenbild.

Vorn geht die Musik, dahinter geht der zum Sprecher Erwählte, dann folgt ein Mädchen, das auf einer Heugabel die Austkrone hoch trägt, daneben zwei Mädchen mit befahnten Harken als Begleiterinnen. Dann folgen die Weiber mit ihren befahnten Harken, und endlich die Männer mit den Sensen auf der Schulter. Mit Musik, Singen und Juchen zieht der ganze Zug durch das Dorf bis vor das Herrenhaus, vor dem die ganze Familie die Leute erwartet.

Hier stellt sich die Musik seitwärts, der Sprecher, selten ohne Schnapsflasche, mit den Kronenmädchen dicht vor die Herrschaft, die anderen Weiber dicht dahinter, und die Männer mit den abgenommenen Sensen im großen Halbkreise dahinter.

Die Musik spielt ein geistliches Lied, dann entblößen die Männer das Haupt, der Sprecher tritt vor die Herrschaft und spricht*):

Heut, diesen Tag hat Gott gemacht,
Sein werd' in alle Welt gedacht.
Wir danken unserm lieben Herrn,

*) Ich befürworte, daß ich eine Rede nehme, wo der Herr eine schwere Krankheit gehabt hatte, um zu zeigen, daß auch hier die Jahresgelegenheiten mit eingeflochten werden.

Daß wir vollbracht haben uns're schöne Ernt'.
Du, Gott, gab'st uns wieder frischen Muth und Kraft,
Daß wir Alles haben in die Scheunen geschafft.
Oft waren wir schon verzagt,
Weil eine schwere Krankheit hat unsern Herrn geplagt;
Oft waren wir hoffnungslos,
Der Vater dort oben nähm' ihm seinen Sproß;
Er sandte den Engel durch die Luft in's Schloß,
Er streckte seine Hand aus und sprach:
Du sollst hier bei den Deinen vielgeliebt noch leben,
Und trinken von dem Saft der Reben,
Und den treuen Unterthanen Unterstützung geben.
Wir sprechen alle aus einem Mund:
Sie sollen leben und bleiben gesund!
Hurrah!
Ihr Sensenmänner hört all'! all', die Ihr steht im Kreise,
Und laßt uns're gnädige Herrschaft seh'n und hören,
Daß Ihr das Streichholz noch könnt richtig führen;
Nun streichet all' fromm aus, uns'rer Herrschaft zu.
Wir streichen uns're Sensen mit 3 Zügen,
Paßt alle auf: Eins, zwei, drei, eins, zwei, drei, eins, zwei drei.*)
Auf diesmal ist's vorbei.
Nun trag' Jeder seine Sense fort
Und hänge sie an einen sichern Ort.
Lass't sie hangen und nicht rosten,
Bis die Bäume wieder knospen;
Bis uns're Felder grünen wieder,
Dann schlägt die Nachtigall uns frohe Lieder;
Wenn der Kukuk wieder schlägt,
Dann wird wieder frisch gemäht,
Dann binden wir wieder neue Garben,
Daß wir im Winter nicht brauchen darben.
Richtig halten wir diese Stund',
Gott gebe, daß wir noch alle leben und bleiben gesund.
Hurrah!

(Nun direct zur Herrschaft.)

Guten Tag, gnädige Herrschaft, hochwohlgeboren und hochwohlgenannt,
Die Austkron' bring' ich hier in meiner Hand.**)
Die Austkron' ist gewunden,
Die Garben sind gebunden,
Ist die Austkron' nicht fest gewunden,
So sind die Garben dest' fester gebunden.
Wir haben gemäht, daß die Saißen geklungen,
Wir haben geharkt, daß die Steine gesprungen,
Wir haben geharkt durch Distel und Dorn,
Wir wünschen unserm Herrn künftig ein besseres Korn.
Wir haben gemäht über Berg und Thal,
Bis wir kamen endlich in diesen Saal.
In diesem Saal scheint's gut zu sein,
Hier möcht' ich wohl mein Lebelang sein.
Wir haben geharkt so manchen Wispel,
So manchen Stiel Distel,
So manchen Stiel Drasp,
So manchen harten Thaler in unsern Herrn Kast.
Die Kron' haben unsre Jungfern und Jungfrauen gemacht
Von allerlei Korn, das wir haben vom Felde gebracht;
Das war Weizen und Roggen, Gerste und Hafer, Erbsen und auch Wicken;
Dies alles gab Gott, Menschen und Vieh zu erquicken.
Die Erbsen hatten dies Jahr ziemlich lange Ranken,
Dies Vergnügen haben wir unserm Herrn zu verdanken.***)

*) Wie beim Binden.
**) Er hat sie dem Mädchen abgenommen und hält sie in den Händen.
***) Einmal kam auch vor:

Die Kron' ist geputzt mit Georginen und Astern und recht schönem Atlasband,
Da hat der gnädige Herr etliche Thaler dran gewandt.
Auch ist sie geputzt mit recht schönem Eichenlaub.
Ich setze sie unsrer Herrschaft wohl auf ihr Haupt allhier.*)
Sie werden uns schenken etliche Tonnen Bier dafür.
Dann lassen Sie die Saiten klingen,
Und wir wollen wacker springen,
Hier stehen sie alle, Mann für Mann,
Und sehen sich als Brüder an.
Ich darunter heiße Hans,
Sie werden schenken Mann und Frau eine gebratne Gans,
Und etliche Flaschen Nelken und Pomeranzen,
Dann wollen wir recht lustig tanzen.
Dann werden Sie uns schenken Ihren Kleinknecht,
Der ist uns gar nicht recht;
Dann werden Sie uns schenken Ihren Mittelknecht,
Damit sind wir auch nicht zufrieden recht;
Sie werden uns schenken Ihren Großknecht,
Damit wollen wir springen links und rechts.
Sie werden uns schenken Ihren Hushohn,
Dann wollen wir och recht krus gohn.
Wir haben gearbeitet in manche große Hitz,
Wir haben überstanden so manchen Schwitz;
Wir haben gebracht so manche Blume von der Wiese,
Das wollen wir noch ferner thun,
Bis wir alle im Grabe ruhn.
Nun so wünschet alle insgemein,
Daß unsre gnädge Herrschaft noch lange unser Vater und Mutter sein,
Daß sie in dieser Welt noch lange mögen leben
Und trinken von dem Saft der Reben.
Und wenn sie mal einst werden sterben,
Sie mögen das ewige Reich Gottes ererben.
Vivat hoch!

Sensen und Harken werden nun bei Seit gelegt, die Krone wird auf einen Stuhl gestellt, entweder im Hause in einem großen Raume oder draußen auf ebenem freien Platz. Die Musik spielt einen schnellen Walzer, und die jungen Burschen und Mädchen tanzen um den Stuhl mit der Krone, bis ein Paar Stuhl und Krone umtanzt — die Krone ist ausgetanzt. — Ein groß Halloh begleitet gewöhnlich das Umfallen des Stuhls, und das Mädchen verschwindet eiligst und verschämt hinter den Zuschauern, denn — sie heirathet nun in diesem Jahr.

Der ganze Zug verläuft sich nun nach Haus, während die Krone im Herrenhause aufgehängt wird. Früher habe ich es vielfach, jetzt seltner gesehen, daß auf einem Flur des Hauses sämmtliche Kronen aus der ganzen Besitzzeit des Besitzers hängen blieben, so daß darnach die Jahre seines Besitzes gezählt werden konnten.

Auf einem Scheunenflur sind schon Tages vorher Tische und Bänke zum nun folgenden Mittagsmahl eingerichtet, und die Familien und Alle, die in der Ernte geholfen, auch die kleineren Kinder auf dem

---

Das Haferfaß ist dies Jahr nicht recht voll,
Daran ist der gnädige Herre Schuld,
Denn als er hat den Hafer gesät,
Da war es fast zu spät.

*) Während deß hält er die Krone einen Moment über des Herrn und dann der Frau Haupt.

Arm der Mütter kommen nun im großen Putz angezogen und setzen sich familienweise um die Tafeln. Die Männer, die die Landwehr-Dienstauszeichnung oder sonst ein Ehrenzeichen haben, lassen es gewiß nicht zu Hause — es sei denn der seltene Fall, daß von oben her ihnen die Nichtachtung dieser Ehrenzeichen eingeimpft sei. — Auch Teller und Löffel bringen sie mit. Für je vier Menschen wird ihnen nun eine große Schüssel mit Brühkartoffeln, für jeden ein gut Stück Hammelfleisch und eine Schüssel mit Milchreis mit Zucker und Zimmt hingestellt. Dazu Bier und Branntwein und Weißbrod. Das Wenigste wird aber hier gegessen, das Meiste auf die Teller gethan und mit nach Haus genommen. Sie essen zu Haus doch mehr mit Muße, und es ist, als ob es sie doch etwas genire, wenn der Herr so zwischen ihnen geht und mit diesem und jenem ein paar Worte spricht, und doch glaube ich, daß sie es übel nehmen, käme er nicht, wo er immer gekommen; dies beweisen die Blicke, die sie zum Herrenhause schicken, ehe er gekommen.

Nach dem Essen versammeln sich die Tanzlustigsten sehr bald, die andern später, andere nur, wenn es etwas zu schnabiliren giebt, wie denn sogenannter Kuchen, Bier, Branntwein, auch wohl Kaffee bis spät in die Nacht hinein zu ihrer Disposition steht. Des Raumes wegen wird häufig ein Theil des Kornbodens zu diesem Tanz hergegeben und mit einigen Lampen erleuchtet. In der Mitte hängt die zweite Krone. So währt der Tanz, Essen und Trinken oft bis zum andern Morgen, und nie habe ich andern Tages eine mattere Arbeit als gewöhnlich gefunden. Gegen Abend begiebt sich — ehe die Geister zu aufgeregt sind, die Herrschaft noch mal in den Kreis der Fröhlichen. Häufig benutzen einige Spaßvögel diesen Moment, irgend etwas, wie die Soldaten manchmal im Lager, eine Mummerei aufzuführen, die allerdings zuweilen nicht der feinsten Natur ist, so daß es nicht übel angebracht ist, da vorher ein warnend Wort fallen zu lassen.

Der Tanz von Alt und Jung bleibt aber die Hauptsache, und ich habe weit über 50jährige Männer sich mit Vergnügen im rasenden Walzer drehen sehen. Aus meiner Kindheit entsinne ich mich des Zweitritts als Haupttanz; aber mit wunderbarer Leichtigkeit sehen die Leute die Tänze der Vornehmen ab. Polka, Polka-Mazurek, Walzer, Galopp, Manchester und wie sie alle heißen, werden von ihnen mit schnellem Begriff nachgeahmt. Selten hört man heut noch das früher förmlich dazugehörige Juchen, und fast nur noch schallt es durch den Saal, wenn ein Mensch besonders dazu aufgefordert wird, um vielleicht die Nerven einer etwa anwesenden Stadtdame zu prüfen, in deren unmittelbarer Nähe dann der gellende Juch erschallt. Wie oft habe ich die Dame beobachtet, der es galt. Ein Zusammenfahren des ganzen Körpers, und die Händchen fuhren unwillkürlich nach den Ohren. Schöner noch ist es, wenn solcher Mann unmittelbar mit solcher Dame tanzt, denn sie

halten es für eine Ehrensache, daß die Damen der Herrschaft tanzen. Sie kommen zum Herrn, bitten um Erlaubniß, diese oder jene Dame auffordern zu dürfen, und erst nach erhaltener Erlaubniß machen sie dort ihren Diener. Herr, Inspector, Alles tanzt mit Allen.

Merken die Leute, daß die Herrschaft abgeht, so wird der Sprecher nicht unterlassen, noch einmal ihre Gesundheit und der etwa anwesenden Gäste auszubringen.

So endet unser Austköst meist mit dem Aufgang der Sonne.

Die Wiege der ständelosen Literatur.

Die Heimath der altdeutschen Literatur war das Kloster, die Heimath der mittelhochdeutschen Literatur die Höfe; die Träger jener waren vorzugsweise die Geistlichen, die Träger dieser die Edeln. Ganz im Gegensatze hiervon hat die dritte Periode unserer Literaturgeschichte, die neuhochdeutsche, weder eine Heimath, noch haftet sie an einem bestimmten Stande, vielmehr trägt sie der Sprache nach, wie nach Stoff, Form und nach den Trägern derselben einen universalen Charakter. Die Bildung der neuhochdeutschen Literatur ist mithin eine unvolksthümliche, eine Kunstbildung, ebenso abgelöst vom heimathlichen Boden wie die öffentliche Meinung des constitutionellen Liberalismus. Dem einseitigen Gebundensein folgte die bodenlose Freiheit, und es ist nun, wie in diesen Blättern früher schon ausgeführt, der Fortschritt darin zu suchen, nicht zu der Unfreiheit, zu jenem einseitigen Gebundensein zurückzukehren, sondern die Freiheit zu binden, d. h. sie aus einer abstracten in eine concrete zu verwandeln: eine Aufgabe, die gleichmäßig auf allen Gebieten des Lebens der Gegenwart gestellt ist. — In wie weit Ulrich von Hutten die Berechtigung der öffentlichen Meinung, d. h. die Berechtigung jedes Einzelnen — mag er einem Stande angehören, welchem er wolle — über öffentliche Angelegenheit sein Urtheil abzugeben, in Anspruch nimmt, haben wir vor einiger Zeit an der Hand des Straußschen Werkes nachgewiesen; wir stellen uns für heute die Aufgabe, den Anfängen der von den Ständen abgelösten Literatur nachzugehen.

Es ist erwähnt worden, daß Ulrich von Hutten in seiner Jugend in die Benedictiner-Abtei zu Fulda gebracht wurde. Schon hier lernte er einen Mann kennen, der nicht nur auf sein äußeres Schicksal, sondern auch auf seine spätere Geistesrichtung den gewichtigsten Einfluß ausgeübt hat. Dieser Mann war der Ritter Eitelwolf vom Stein. Er war einem edlen Geschlechte in Schwaben entsprossen und war bei gereifteren Jahren nach der damals eben aufgekommenen Sitte in das Ausland, nach Italien, gegangen, um sich hier fremde Sprachen (lateinisch und griechisch) und fremde Bildung anzueignen. Nach seiner Heimkehr trat er in die Dienste des Kurfürsten Johann Cicero von Brandenburg und wurde von diesem sowohl als von seinem Sohne und Nachfolger Joachim I. zu den wichtigsten Staatsgeschäften gebraucht, und namentlich war die Stiftung der Universität Frankfurt a. d. O. sein Werk. Zur Lebensaufgabe hatte er sich, was damals noch neu war, gemacht: die Thätigkeit in hohen Staatsämtern mit wissenschaftlicher Beschäftigung zu verbinden. Mit dem ganzen Gewichte seiner Persönlichkeit und Stellung

trat er der naturwüchsigen Bildung des damaligen Adels entgegen und drang auf „feinere Geistesbildung", wie Strauß sich ausdrückt, d. h. auf Kunstbildung. Er war, heißt es bei Strauß, der Gönner aller Gelehrten, und hat viele großmüthig unterstützt. Ein Gelehrter falle ihm nie zur Last, hatte er einst einem solchen zur Antwort gegeben, der seinen Eintritt bei ihm entschuldigen zu müssen glaubte. Briefe, Zuschriften von wissenschaftlichen Männern zu erhalten, machte ihn glücklich. Es kam vor, daß er einen vornehmen Hofmann, der ihm eine wichtige Nachricht bringen wollte, warten ließ, bis er ein Gedicht Hermann's von dem Busche, das ihm eben zu Handen gekommen war, wiederholt durchgelesen hatte. Als Hutten einmal mit ihm von „Leuten unseres Standes" sprach, fragte er: Welches Standes? des gelehrten oder des Ritterstandes? denn wir gehören beiden an. Die Bücher nannte er die andere Art von Waffen und hatte selbst zu Pferde immer dergleichen bei sich. An dem Reuchlin'schen Kampfe nahm er den lebhaftesten Antheil; erhielt er eine neue Schrift von Erasmus, so ging ihm frische Hoffnung für Deutschland auf. Einst erfuhr er, Erasmus sei mit Reuchlin und Hermann von dem Busche in Frankfurt a. M.; eilig reist er dahin, um sie mit allen Anhängern der neuen Richtung, die daselbst zu finden wären, zu einem Sokratischen Gastmahle zu laden: als ein Anfall von Steinschmerzen ihn darniederwarf und das Vorhaben vereitelte. Am andern Morgen reiste Erasmus ab; Eitelwolf konnte es Hutten lange nicht verzeihen, daß er ihn davon nicht zeitig in Kenntniß gesetzt hatte.

So war das Vorbild Hutten's; aber Hutten übertraf dasselbe noch. Er entflieht von Fulda, und wohin? Etwa zu Verwandten oder Standesgenossen? Er entflieht nach Köln, um sich trotz des fortwährenden Widerspruchs von Seiten der Anverwandten den humanistischen Studien zu widmen. In diesen lebt und webt er die folgenden Jahre, die Lande auf und ab wandernd, ohne Heerd und Heimath. Ja, er spricht sogar mit Selbstgefühl von diesem fahrenden Ritterthum. Während andere die lieben Eltern und die heimische Scholle nicht verlassen mögen, habe er das behagliche Leben, das er daheim hätte führen können, dem Wunsche geopfert, fremde Länder zu besuchen, um selbst etwas zu werden. Darin habe er zu Vorbildern die weisesten Männer der alten Welt: einen Pythagoras und Plato. Und was denn auch für einen frischen jungen Menschen mehr Reiz haben könne? Ich, bekennt er, wohne nirgends lieber, als überall, meine Heimath ist aller Orten. Es ist der Huttenschen Klagen gedacht worden, die er von Rostock aus gegen die Lötze richtete. Er beschwert sich darin über die erlittene Unbill und fordert Freunde und Verwandte zur Rache auf, vor allen aber die sämmtlichen deutschen Humanisten, um ihr Mitgefühl für das mißhandelte Glied ihres Ordens rege zu machen. Es wird also eine Solidarität unter den Humanisten vorausgesetzt, die aber nicht blos ein Wunsch Hutten's war, sondern in der Wirklichkeit bestand. Sie zeigte sich wenige Jahre später in Reuchlin's Handel mit den Kölnern, sie zeigte sich in der gastlichen Aufnahme, die Hutten bei den Humanisten Deutschlands, Italiens und Frankreichs auf seinen Wanderungen fand. Der Vater Ulrichs will seinen Sohn wieder annehmen, aber nur unter der Bedingung, daß er die Narrenspossen (die bonas literas) aufgebe und sich dem Rechtsstudium widme; der Sohn dagegen leert sein Herz aus über den dummen Adelsstolz und die brutale Verachtung aller Bildung von Seiten seiner Standesgenossen. Endlich geht Ulrich von Hutten wirklich nach Italien, um dem Wunsche seines Vaters nachzukommen. Aber nur kurze Zeit beschäftigt ihn das Rechtsstudium,

und er wendet sich wieder den „Narrenspossen" zu und kehrt als „Nichts", als der „Niemand" zurück. Die kränkende Aufnahme, die er in Folge dessen bei seinen Angehörigen fand, brachten ihn dahin, seine Lage in einer scherzhaften Schrift, „der Niemand", zu charakterisiren. Er macht sich selbst zum „Niemand", und was er redet und schreibet, zu „Nichts". Der Freund, heißt es in einem Briefe an Crotus, beklage sich darüber, daß Hutten ihm ein ganzes Jahr nichts geschrieben; allein wer selbst Nichts sei, wie könne man von diesem Etwas verlangen? So schicke er ihm denn hiemit Nichts, und Niemand sei der Ueberbringer. Wolle Crotus wissen, woher auf einmal dieser Einfall, so dürfe er sich nur an ihre nächsten Erfahrungen erinnern. Beide haben sie den Versuch gemacht, was durch das eifrigste Betreiben der besten Studien zu erreichen sei. Erreicht haben sie, daß man öffentlich von ihnen sage, sie haben Nichts gelernt und seien Nichts. Befinde er sich unter seinen Rittern, so zählen sie ihn nicht, und auch die Gelehrten (Theologen, Juristen) erkennen ihn nicht an. Die Ritter würden ihn gern als ihres Gleichen gelten lassen, wenn er nur Nichts gelernt hätte.

Von den Vertretern der humanistischen Richtung aus dem Bürgerstande heben wir vor Allen Wilibald Pirckheimer hervor, eine senatorische Gestalt, die eine mächtige Anziehungskraft auf Hutten ausübte. „Nichts," schreibt Strauß, „war klein und eng angelegt in dem Mann und seinen Verhältnissen. Ein großer, gewaltiger Körper, von früh auf ritterlich geübt; Geburt aus einem edelen Geschlechte der damals ersten deutschen Stadt; ererbter Reichthum; gelehrte Ausbildung in Italien, höfische und kriegerische im Dienste des Bischofs von Eichstädt: wo zu einem Geiste von starker und umfassender Anlage solche Mitgaben hinzukamen, da konnte sich etwas Bedeutendes entwickeln. Kaum hatte er seine Bildung vollendet, so nahm er im Rathe seiner Vaterstadt Platz; seine imponirende Gestalt, seine Wohlredenheit, seine diplomatische Haltung machten ihn besonders zu Gesandtschaften geschickt; bald lernte Kaiser Max ihn schätzen und ernannte ihn zu seinem Rathe; manche Gunst, die er der Stadt Nürnberg bewies, hatte sie der Geltung zu verdanken, in welche ihr Sprecher sich bei dem Kaiser zu setzen wußte. Auch seine kriegerischen Gaben anzuwenden fand Wilibald Gelegenheit. Als der Schweizerkrieg des Jahres 1499 ausbrach, führte er dem Kaiser die Nürnbergischen Truppen als ihr Oberster zu. Der Krieg war unglücklich, da es an der obern Leitung fehlte. Pirckheimer an seiner Stelle erprobte seine Tüchtigkeit und beschrieb nachher selbst seinen Feldzug, wie Xenophon und Cäsar." .... „Alle Zeit, die ihm von öffentlichen Geschäften übrig blieb, gehörte der Wissenschaft und Kunst, dem persönlichen und brieflichen Verkehr mit ihren Vertretern, von denen die meisten seine Bekannten, die besten seine Freunde waren. Aber auch die bedeutendsten unter denselben näherten sich ihm nur mit Verehrung, legten auf sein Urtheil und seinen Rath das größte Gewicht und nahmen seine Zurechtweisung willig hin. Sein Haus, dessen Gemächer die Besuchenden königlich nannten, seine mit Büchern und Handschriften reich versehene Bibliothek, standen jedem Gelehrten offen. Seine glänzenden Gastmahle, bei denen er vorzugsweise Leute von Geist um sich zu versammeln liebte, waren berühmt. Durch ihn vornehmlich wurde Nürnberg ein literarischer Mittelpunkt. Seine Geistesrichtung war die humanistische; in dem Heere der Reuchlinisten nahm er eine der vordersten Stellen ein. Sein lateinischer Styl ist nicht tadellos, hat aber, besonders in seinen gehaltvollen Vorreden und Zueignungen, einen klassischen Strich und römische Würde. Eine seltene

Stärke besaß er im Griechischen. Schriften von Plato und Xenophon, von Plutarch und Lucian hat er ins Lateinische, manche auch ins Deutsche übertragen." .... „Wie verkörpert ist in ihm der allseitige Wissens- und Bildungsdrang der Zeit. Hermann Graf von Nuenar wechselt Briefe mit ihm über ältere deutsche Geschichte, Erasmus, Cochläus über Theologie; Gabriel Hummelberger erbittet sich ein botanisches Buch aus seiner Bibliothek und fordert ihn auf, auch einige der griechischen Aerzte, wie bereits den Kirchenvater Gregor von Nazianz, lateinisch reden zu machen; dazwischen lagen ihm andere verwickelte Rechtsfälle zur Begutachtung vor; Hubert Thomas von Lüttich bittet ihn um Erklärung etlicher Verse aus Hesiod; Glarean freut sich seines Vorhabens, die Geographie des Ptolemäus herauszugeben. Auch die Kunst war Pirckheimern nicht fremd. Die Musik übte er selbst als Liebhaber aus; den Landsmann Albrecht Dürer bewunderte er als Maler und liebte ihn als Menschen, und es war ein tiefer Kummer für ihn, daß er den trefflichen Freund als das Opfer der Quälereien eines bösen Weibes vor der Zeit hinwelken sah." .... „Wie antik spricht das Bild uns an, das Wilibald selbst von seinem Landleben auf dem Gute seines Schwagers, als zu Nürnberg die Pest hauste, uns entwirft. Hier, entfernt von städtischen und Staatsgeschäften, lebt er ganz dem Studium und der Natur, liest Vormittags im Plato, sieht nach Tisch von hoher Burg herunter, da ihn das Podagra am Gehen hindert, dem Treiben der Landleute auf den Feldern, der Fischer und Jäger im Thal und auf den umliegenden Hügeln zu; empfängt und bewirthet Besuche aus der Nachbarschaft, oder auch die eigenen Maier und Bauern mit Weib und Kind; der Abend gehört wiederum dem Studium, besonders geschichtlicher Werke und solcher, welche von den Sitten der Menschen oder der Herrlichkeit der Natur handeln; dabei wacht er tief in die Nacht, und ist der Himmel hell, so beobachtet er noch mit Instrumenten den Lauf und die Stellung der Wandelsterne, in denen er die Ereignisse der Zukunft, die Schicksale der Fürsten und Nationen zu lesen glaubt."

Es ist interessant zu verfolgen, welche Stellung die einzelnen Humanisten zur Reformation einnehmen. Wie Hutten über dieselbe dachte, ist bereits mitgetheilt; die Stellung des Erasmus zu derselben ist allgemein bekannt. Pirckheimer schrieb nach der Leipziger Disputation zwischen Eck und Luther den „gehobelten Eck". Eck, lautet der Inhalt dieses Dialogs, hatte sich durch sein Schreien bei der Disputation zu sehr erhitzt und zeigt nun einen fieberhaften Durst — nach Wein. Erkrankt läßt er mit Hexenpost einen Chirurgen, der aber eher einem Henker gleicht, aus Leipzig holen, und wird nun von diesem und seinen Gehülfen erst mit Prügeln abgehobelt, dann nach einander geschoren, purgirt und operirt. Beim Scheeren kommen unter den Haaren ganze Schwärme von Syllogismen und Sophismen zum Vorschein; auf dem Wege des Erbrechens gehen allerhand Eckische Schriften und ein rother Doctorhut, auf dem nach unten der päpstliche Ablaß und das für die Vertheidigung des Wuchers von den Fuggern empfangene Geld ab; beim Oeffnen der Brust aber werden, in Gestalt von Karbunkeln und Krebsgeschwüren, Prahlerei, Verleumdungssucht und ähnliche Laster gefunden, und theils ausgebrannt, theils ausgeschnitten. Unter dieser Behandlung macht der Patient merkwürdige Geständnisse. Was er zu Leipzig gegen Luther vorgebracht, falle ihm nicht ein, für wahr zu halten; so einfältig sei er nicht; aber um des Gewinnes willen sei es ja wohl erlaubt, sich zu verstellen. Nachdem er alles, besonders ungern noch eine gewisse letzte Operation durchgemacht

hat, bittet er, nur dem ruchlosen Wittenberger Poeten und dem schmähsüchtigen Hutten nichts davon zu sagen; die würden eine Komödie daraus machen.

So schrieb Pirckheimer Ende 1519; auch die folgenden Jahre blieb er ein warmer Vertheidiger Luther's. Je mehr aber, besonders seit dem Jahre 1524, die Reformation in seine nächste Umgebung drang, desto mehr zog er sich vor ihr zurück. „Die Gewaltsamkeiten, die Unordnungen, die Lösung alter Sitte und Entfesselung der Leidenschaften, die zunächst von ihr unzertrennlich waren und im Bauernkriege zu einer erschreckenden Höhe stiegen, machten ihn als Staatsmann bedenklich. Die Persönlichkeiten, die in Nürnberg an die Spitze der kirchlichen Veränderungen traten, stießen ihn ab. Auch Luther's Heftigkeit und oft unnöthige Grobheit gefiel ihm nicht.“ Dazu kamen die Spaltungen innerhalb der Reformpartei, das bedenkliche Weitergehen der schweizerischen Reformatoren, durch welches man in's Bodenlose zu gerathen schien. Mit seinem ehemaligen Freunde Oecolampadius gerieth er bald in einen bittern Schriftenwechsel über die Abendmahlslehre, in welcher er sich im Wesentlichen auf den Luther'schen Standpunkt stellte. Immer mehr nahm die Verstimmung überhand. Er sei, schreibt er zwei Jahre vor seinem Tode, früher gut Lutherisch gewesen, in der Hoffnug, die römisch Büberei, deßgleichen der Mönch und Pfaffen Schalkheit, sollte gebeßert werden. Allein statt dessen habe sich die Sache also verschlimmert, daß in Vergleichung mit den evangelischen Buben die vorigen fromm erscheinen. Luther selbst und viel frommer, gelehrter Leute, die dem wahren Evangelium anhiengen, sähen mit Schmerzen, daß dieses Wesen keinen Bestand haben möge. Die Papisten seien doch zum Mindesten unter ihnen selbst eins: dagegen seien die, so sich evangelisch nennen, mit dem Höchsten unter einander uneins und in Secten zertheilt; die müßen ihren Lauf haben wie die schwärmenden Bauern, bis sie zuletzt gar verwüthen. In dieser Verstimmung gegen Rom, wie gegen die Reformation, starb Pirckheimer im Jahre 1530.

Aehnlich wie Pirckheimer, wurde auch Mutian in den letzten Jahren an der Zeit und an der Reformation irre; es ist seiner in der Jugendgeschichte Huttens gedacht worden, so wie des neuplatonischen Ideenkreises, in dem sich seine Freunde bewegten. Crotus Rubianus kehrte aus dem Lager des Humanismus zu der katholischen Kirche zurück; Luther war so sehr von der Verächtlichkeit der Beweggründe seines Abfalls überzeugt, daß er ihn fortan Dr. Kröte, des Cardinals zu Mainz Tellerlecker nannte. Ganz treu der alten Richtung, die er einst mit Hutten gemeinschaftlich verfolgt hatte, blieb Eoban Hesse. Er war sein Lebelang ein ausgezeichneter Fechter, Tänzer, Schwimmer und Trinker. Da er das Bier als ein schädliches Gebräu scheute und sich dafür an den Wein hielt, so waren seine Finanzen häufig in desolaten Verhältnissen. Als Lehrer an der Universität Marburg hatte er sich so weit mit den Juden eingelassen, daß seine Schulden auf seine Bitte von Universitätswegen abgewickelt werden mußten. Er scheine, schreibt er einst dem Rector, eine sonderbare Vorstellung von seinen Finanzen zu haben, daß er ihn auf die ordentlichen Verfalltermine seiner Besoldung beschränken wolle: wo er bisher gewesen, habe er diese Termine auch nicht eingehalten. Besondere Freude machte ihm eine Pfründe zu St. Goar, die er erhielt, weil sie zwei Fuder guten Weins eintrug. Auch ein Haus hatte er sich auswählen dürfen, das der Landgraf für ihn kaufte. Dieser hielt viel auf ihn, wenn er ihm auch bisweilen das starke Trinken verwies. Bisweilen spiel-

ten sie zusammen Schach. Da war der sorglose Poet der Strategie des Landgrafen nicht gewachsen; dieser machte ihn matt, der Poet wurde wild, und daran hatte jener sein Ergetzen. „Er wirkte", schreibt Strauß, „als Lehrer und Schriftsteller für die Aufrechthaltung humanistischer Bildung in einer Zeit, als diese bereits wieder im Sinken war; er machte den Homer und den Theokrit den Gebildeten in ihrer Sprache (der lateinischen) mit Erhaltung der Kunstform zugänglich; für die Reformation aber war es von hohem Werthe, daß der anerkannt erste lateinische Dichter der Zeit ihr begeisterter Verkündiger ward und blieb."

Wir nehmen hiermit Abschied von dem Straußschen Werke über Ulrich von Hutten, so wie von dem sechszehnten Jahrhundert, nicht ohne den Wunsch auszusprechen, daß uns bald eine Gelegenheit geboten werden möge, zu jener merkwürdigen Zeit zurückzukehren. Eine richtige Diagnose der Gegenwart beruht wesentlich mit auf der Erkenntniß der Gegensätze jener Zeit: in ihr kämpft die neuere Zeit mit dem Mittelalter, wir lernen aus diesem Kampfe die Schwächen des Mittelalters, aber auch die Einseitigkeit der neueren Zeit kennen, auf der andern Seite aber auch die positiven Seiten beider Zeiträume, aus deren Verbindung, wie bereits angedeutet, allein eine gedeihliche Zukunft hervorwachsen kann.

Der alte Dessauer.*)

Gedicht von M. Ant. Niendorf.

I.

Der Tod des Soldatenkönigs.

Im Stuhl saß König Wilhelm, der vielgestrenge Mann,
Den allerstrengsten Herren, den Tod, er fühlt' ihn nah'n;
Der Manchem flinke Beine mit seinem Stock geschlagen:
— Die eig'nen Füße wollten ihn selber nicht mehr tragen.
Die Priester seiner Kirche, sie trösteten so süß
Und wiesen stracks den König hinein in's Paradies;
Doch, den man stets von Eisen und straff wie Stahl geseh'n,
Der wollt' in's ew'ge Leben nicht sanft und mühlos geh'n.
„Den Probst ruft mir, den Roloff, den strengen Luthersmann,
Daß der mir ernst verweise, was Unrecht's ich gethan.
Ihr Herren Zwinglianer, Ihr seid mir gar zu fein,
Ich glaub', Ihr rührt mir Zucker, statt Pfeffer in den Wein!
„Holt von Berlin den Probst mir, der war mein Feldcaplan,
Soll mir die Wahrheit sagen, wie er wohl sonst gethan.
Nehmt meine besten Pferde, spornt ihren Lauf, den trägen,
Doch legt Relais — 's wär' Schade, stürb' Eins noch meinetwegen." —
„„Schont, Majestät, die Pferde, rief Roloff laut, der Greis,
Und trat mit festen Schritten aus der Generale Kreis,
Der rings in scheuer Stille des Königs Stuhl umstand,
Indeß in Silberhaaren der Greis erhob die Hand.
„„Ich hört' es, sprach der Strenge, Ihr achtet, Majestät,
Das Leben Eurer Pferde, weil's hoch im Preise steht;
Man soll die Thiere schonen, weil's Gott den Herren ehrt:
War stets der Menschen Leben, o Fürst, Euch also werth?""
„Gewiß, sprach König Wilhelm, ich sprach ohn' Anseh'n Recht,
Gehör an meinem Throne fand der geringste Knecht;
Ich habe Gott gefürchtet, die Geistlichkeit geehrt,
Weil König, mußt' ich leider oft strafen mit dem Schwert."

---

*) Der Dichter theilte dies noch nicht gedruckte Gedicht der Redaction freundlichst mit. Niendorf ist durch seine „Hegler Mühle" und andere Werke einem großen Publicum vortheilhaft bekannt.

Da hob die Stimme Roloff, sie klang wie das Gericht,
Und heil'ge Strenge glühte von seinem Angesicht:
„„Das Richtschwert, das da heilig, König, Du hast's entweiht,
Zweimal hast Du gerichtet aus Eigenmächtigkeit!
„„Die Milde ziemt dem Herrscher, der Gnade Glanz dem Thron,
Du schontest, König, einstens kaum Deinen eig'nen Sohn,
Und oftmals war Dir, König, der Kerker nicht genug,
Dreimal hast Du zum Strange verschärft des Richters Spruch.""
Und athemlose Stille trat staunend in's Gemach,
Weil also scharfe Worte der greise Roloff sprach,
Der Schreck saß auf den Lippen im ganzen Höflingskreis,
Er wußte das Blut des Königs noch hitzig genug und heiß.
Und sieh'! schon zuckt die Wimper — jetzt bricht das Wetter los,
Das oft genug den Hagel mit Donnern niederschoß, —
Doch nein — er hebt das Auge, den Priester blickt er an,
Gelassen ruht's und milde auf dem greisen Gottesmann.
„Was ich gethan durch Strenge, sprach drauf der edle Herr,
Ich that's nicht mir zum Nutzen, ich that's zu Gottes Ehr;
Und den zum Hort und Wächter des Rechts Er sich bestellt,
Ich meine, daß er dem auch sein Irren zu Gute hält."
„„Quod non, mein Herr und König, vor Ihm ist Alles gleich,
Es ist der Erden Höchster der Kleinst' im Himmelreich....""
„Er schont mein nicht, sprach Wilhelm, und zog den Athem an,
So hab' ich aller Dinge der Sünden viel gethan?"
„„Ihr habt gethan, sprach Roloff, doch lasset, die hier stehn,
Die Diener und Gen'rale in das Vorzimmer gehn.""
„Nein, laßt sie bleiben, Roloff, laßt Alle nehmen wahr,
Was für ein großer Sünder vor Gott ihr König war."
Und wie er schlicht und einfach gesessen auf dem Thron,
So beichtet' er sein Unrecht vor Gott und seinem Sohn.
Es sprach so ernst und mahnend der strenge Probst darein,
Bis er ihm endlich leuchten ließ Gottes Gnadenschein.
„„Doch wo nun seine Güte, fiel wieder ein der Greis,
Euch, Majestät, wollt' nehmen in seiner Engel Kreis;
So müsset Ihr gar wenig der Freud' im Himmel haben,
Wo Ihr mit Euch nicht lasset all die irdische Lust begraben.
„„Es folgt Euch dort hinüber nicht Land und auch nicht Kron',
Nicht Diener, die da dulden des zornigen Herren Passion,
Nicht Schatz, nicht Heer, nicht Garden, die Euch das Liebst' auf Erden;
Drum müßt Ihr für den Himmel auch himmlisch gesinnet werden.""
„Mein Schatz, mein Heer? sie gelten dort oben nicht, sagt Ihr?
Nun desto besser, Roloff, sie sollen auch bleiben hier!"
Drob lächelte der König so schlauen Angesichts,
Als wollt' er sagen, Roloff, hiervon versteht Er nichts.
„Wahr ist's, sprach er nachdenklich, mit manchem schnöden Coup
Hab ich sie eingefangen — todt Einen in der Truh.
Doch meinen blauen Kindern, — hat's ihnen je gefehlt?
Ha, meine Garden bilden die schönste Armee der Welt!"
Da hallt's vom Thurme drüben mit Glocken: Lobe den Herrn!
Und nach dem Spiel erdröhnen Eilf Schläge lang und fern.
„Zum Fenster!" spricht der König — er will noch einmal sehn,
Wie im Paradeschritte die langen Riesen gehn.
Es rollt der Stuhl zum Fenster. Nur Einer aus dem Kreis,
Stellt sich an seine Seite, Fürst Leopold, der Greis,
Und schaut mit ihm zum Schloßplatz, voll Trauerns trüb und still,
Dem sonst die Augen blitzten bei jedem Waffenspiel.
Dumpf hallt herauf der Gleichschritt von tausend Grenadieren.
Drauf nah'n die Marstallknechte, die Pferde vorzuführen,
„Da, edler Fürst von Anhalt, wählt Euch noch Eines aus,
Auf meiner letzten Reise laß ich sie doch zu Haus."
Der König sprach's und lächelt mit seinem letzten Muth.
„„So nehm' ich, sprach Fürst Leopold, den Schimmel, der ist gut.""
„Wo habt Ihr Eure Augen? Der Schimmel hat den Spath,
Der Braune dort ist besser, nehmt den auf meinen Rath!"
Antwortet drauf die Thräne im Aug' der greise Held:
„„Laßt mich den Schimmel nehmen, den ich mir auserwählt;

So lang, als ich noch reite, dient er mir wohl zur Noth,
Glaubt, Majestät, viel lieber stürb' ich mit Euch den Tod.""
„Das geht nicht, mein Feldmarschall, mein Sohn, der Euch gehört..
...Da legt der Knecht, der Racker, den Sattel mir verkehrt!
Graf Haacke, geht hinunter, ich kann nicht von der Stell',
Und gerbet ihm statt meiner recht wacker aus das Fell!"
Indeß der lange Haacke fortschritt zur Execution,
Stand, leis' hereingetreten, am Stuhl des Königs Sohn.
Es saß der alte König, das Auge geschlossen fast,
Matt zuckte nur die Lippe, wenn ihn der Schmerz erfaßt.
„Ein Spielzeug war's mit Puppen — war Nichts als Spielerei,
Mein Sohn, und hat gekostet viel Geld — Gott steh mir bei."
„„Wovon, sprach Kronprinz Friedrich, spricht Eure Majestät?""
„Wovon? Von der, die drunten im Hof Parade steht!"
„„Die Garde? — Doch die achtzig Tausend im Preußenland,
Ist, Majestät, kein Spielzeug, wenn ich Euch recht verstand.""
„Meinst Du? die achtzig Tausend? Dann scheid' ich gern vom Leben
Und danke Gott, er hat mir einen würdigen Sohn gegeben."
Laut sprach er das. Ihm küßte der Prinz gerührt die Hand,
Hoch staunt' ob solcher Worte, wer rings im Zimmer stand,
Der zu Küstrin Gefangner, reif für des Henkers Lohn,
Den nannte der strengste Vater heut seinen würdigen Sohn.
Und über dem König streckte der Sieger von Turin
Herzhaft die braune Rechte dem jungen Friedrich hin.
„Ich will Euch, Hoheit, dienen so treulich immerdar,
Wie Eurem hohen Vater ich treu und dienstlich war.
Das sah der kranke König, schloß er auch schon die Lider.
„Reicht nur die Hand Euch Beide und laßt nicht los sie wieder!
Du, Anhalt, lieber Freund mein, nimm meinen Sohn in Hut,
Ist er auch längst schon mündig, Jugend thut oft nicht gut.
„Und Du, mein Sohn, wenn Deßau zu Dir ein Wörtlein spricht,
So denk', ich spräch es selber nach meiner besten Pflicht.
Sein Geist steckt in dem Heere, im Ladestock von Eisen,
Er wird Dir in Gefahren den Weg zum Siege weisen."
Oft reichen zwei Jahrhundert' einander sich die Hand,
Und doch wird Eins vom Andern so selten voll erkannt,
So stand der alte Anhalt, so stand der junge Fritz,
Und hielten sich bei Händen über des Königs Sitz.
Groß und robust der Eine, straff wie die Tann' im Dorn,
Der Andre klein und schmächtig, das Haupt geneigt nach vorn.
Der Eine braun von Pulver, von Hitz' und Frost und Schnee,
Der Andre bleich vom Denken mit feinem Zug von Weh.
Der Ein' im Auge Feuer, ein ungezähmter Aar,
Der Andre strenge blickend, doch ruhig kühl und klar.
Ein ganzer Mann der Eine und furchtbar wie sein Ruf,
Ein großer Geist der Andre, der sich den Körper schuf.
Der Ein' als tapf'rer Krieger der Krone lieb und werth,
Der And're hatt' erst Kriege dem Vorurtheil erklärt;
Der Eine traf mit Worten, berühmt bei Volk und Hof,
Der And're war zu Rheinsberg Flötist und Philosoph.
Und sieh'! als ob die Würde, die eig'ne, ihn erhebt,
Er hat das Aug' erhoben, die Stirn, das Auge lebt!
Er blickt umher im Kreise mit herrscherstolzem Blick,
Drückt königlich dem Fürsten die Hand — und zieht zurück.
Und matter, immer matter, schlägt nun des Königs Herz,
Und herber, immer herber, durchzuckt ihn Todesschmerz.
Doch klagte nicht der Starke — er starb, ein edles Wild,
Zum Tod getroffen, sinkt es — und hat sein Ziel erfüllt.
Man sagt, als schon entlassen der Hof vom König war
Und ihm nach schwerer Ohnmacht der Geist noch einmal klar:
Ließ er sich einen Spiegel halten vor sein Gesicht:
„Ich will", sprach er, „Dich sehen, ich fürchte, Tod, Dich nicht!"

[Westfälisches Communalleben.] Wir lesen in einer Correspondenz der deutschen „Monatsschrift für deutsches Städte- und Gemeindewesen“ aus Westfalen Folgendes: „Auch hier besteht nach Titel VIII. der neuen Städteordnung vom 19. März 1856 die Mairieverfassung, wonach in Stelle des Magistrates ein Bürgermeister fungirt, welcher zugleich Vorsteher der Stadtverordneten ist. Diese der französischen Munizipalverfassung nachgeahmte Einrichtung hat den Vorzug, die Persönlichkeit des Bürgermeisters mehr zur Geltung zu bringen. Sie widerspricht aber dem urdeutschen Satze: „Wo wir mitraten, wollen wir auch mittaten!“ und schwächt den Sinn und die Befähigung der Bürgerschaft zur Selbstverwaltung der Communal-Angelegenheiten. Wenn aber irgendwo, dann ist in den Gemeindesachen eine Entwickelung des Selfgovernment förderlich und vortheilhaft. Wir entfernen uns leider immer mehr von den Mustern und Grundsätzen des großen Städte-Reformators v. Stein.“

Aus Masuren.

— Wald und Wasser. —

Der administrative Centralisationsschematismus kennt in dem Herzogthum Preußen Regierungsbezirke und landräthliche Kreise; im Bewußtsein des Volkes hat sich für einzelne Gegenden die ältere Eintheilung nach Gauen oder Districten mehr oder minder lebhaft erhalten. Man spricht allgemein von dem Ermlande und von dem Samlande, von Littauen und Masuren, von dem großen und dem kleinen Werder, von dem Oberlande und von Kassuben; Jedermann weiß, welche Städte und Ortschaften, welche Güter und Dörfer er unter der Bezeichnung zu verstehen hat. Mag das Nivellement, auf welches nicht bloß imperialistische Präfectenwirthschaft, sondern jedes bureaukratische Mandarinenthum hindrängt, in den localen Besonderheiten und in dem specifisch Charakteristischen jener Gaue Vieles verwischt haben: noch immer wird in der äußern Erscheinung sowohl als in dem innern Organismus eines jeden eine Fülle origineller und eigenthümlicher Besonderheiten angetroffen, charakteristische Unterschiede und Differenzen in den Sitten und Gewohnheiten der Bewohner, in dem Kostüm, in der Tracht, in der Wohnung, in den Vergnügungen und in der Lebensart, in der Sprache sogar, nicht nur im Dialect, und in der Anschauungsweise, charakteristische Unterschiede und Differenzen in den tellurischen und klimatischen Verhältnissen, in der Güte des Bodens, in seiner Formation, in dem Werth und der Beschaffenheit der Erzeugnisse und Producte.

In dem Nachstehenden ist der Versuch gemacht, diejenigen Momente, welche einem der alten Gaue, den eine vulgäre, aber wenig berechtigte Anschauung für das unwirthliche Sibirien der Monarchie hält, welche der Landschaft Masovien in ihrer äußern Erscheinung ein eigenartiges Gepräge verleihen, anschaulich hervorzuheben.

Man hat gesagt, die Augenbrauen einer Landschaft seien ihre Wälder, die Augen selbst ihre Flüsse und Seen. Wenn die Metapher beibehalten wird, so darf sich Masuren unstreitig rühmen, unter allen altpreußischen Landschaften die schönsten Augenbrauen und die schönsten Augensterne zu besitzen. Wäre es nicht eine antiquirte Manier, als Tapete für eine feuilletonistische Schilderung classische Citate aus den Schulreminiscenzen zu verwenden, wir würden an das waldumkränzte, seedurchrauschte Lieblingsthal des römischen Odensängers erinnern. So manchen Vorzug,

durch den sich andere Landschaften auszeichnen, hat die Natur Masuren versagt, die Fruchtbarkeit des Grund und Bodens ist eine verhältnißmäßig geringe, dem leichten, sandigen Acker ringt nur energische Thätigkeit eine mäßige Ernte ab, viele und weite Striche liegen noch öde und unbebaut, wiederholt erblickt der Reisende dürres Haideland mit Kiefern, Sandsteppen, Haidekrautstrecken und Sumpfwiesen: den Vorzug aber hat die Natur dem Lande verliehen, daß sie ihm nicht bloß Haiden und Sandsteppen, sondern gleichzeitig einen seltenen Reichthum an Wald und Wasser gab. Meilen lang dehnen sich diese Forsten und Seen aus. Der Johannisburger Forst ist 13 Meilen lang und 5 bis 6 Meilen breit, der Borken'sche bei Angerburg 2 Meilen lang und eben so breit, der Traggöhner hat eine Ausdehnung von 3, der Osteroder von 4, die Rominten'sche Haide bei Goldapp von 5 Meilen. Unter den Seen sind die bedeutendsten der Mauer- oder Angerburgersee, der fast 2 Quadratmeilen deckt, der Spirdingsee, der Löwentin- oder Lötzenersee und der Warschausee. Alle stehen mit einander und mit einer Menge kleinerer Seen theils durch Bäche und Flüßchen, theils durch Durchstiche in Verbindung.

Ein Besuch in diesen dichten, ausgedehnten Forsten vergegenwärtigt uns gleichsam das Bild eines Urwaldes. Gleich beim Eintritt weht frischer Harzgeruch dem Wanderer nervenstärkend entgegen. Anfangs stoßen wir am Rande des Waldes auf verkümmertes Strauchwerk, Wachholder-Hecken und Gruppen von Birkenstämmen. Moose und Flechten, Farrenkräuter und Schlingpflanzen decken die Erde; gelber Ginster blüht am Boden. Allmählich öffnet der Dom des Kiefernwaldes seine geheimnißvollen Baumhallen. Schnurgerade wie Schiffsmasten schießen die Stämme empor, röthlichbraune Fichten und silbergraue Tannen. Die meisten sind uralt und ehrwürdig. Moos rankt sich um die Wurzeln, rankt sich um den Stamm. Eidechsen und Schlangen schlüpfen in dem Moose hin und her; auf riesige Ameisenhügel stößt der Fuß. Je tiefer wir eindringen, desto pfadloser wird die Wildniß. Schweigsam und in sich versunken breitet sich der Forst aus. In diese Einsamkeit verirrt sich nicht leicht Jemand außer dem Jäger oder dem Wilddieb. Hier fährt kein Holzwagen, schwärmt keine laute Kinderschaar nach Vogelnestern oder Waldbeeren. Mitunter hört das Ohr das Klopfen eines Spechtes oder den Schrei des Hähers, sonst Alles stille. Auf Augenblicke wird das feierliche Schweigen durch das Rauschen der Baumwipfel unterbrochen, durch die ein Windstoß fegt, oder durch den vom Echo fernher getragenen Knall der Büchse. Wie lange wir fortgewandert, wissen wir nicht, aber wir bemerken den veränderten Charakter, den der Wald zeigt. Die Sandfläche hat sich in fetteres Erdreich, in Moorgrund gewandelt, die Bodenwelle hat sich zu Rissen und Schluchten gesenkt, deren Wände Schlehdorn und Haselnuß hinabklettert. Anhöhen, von altersgrauen Eichen umkränzt, neben denen schlanke Erlen und Buchen, Ebereschen und Ulmen ihr Gezweig breiten, und Schluchten, in deren Tiefe ein Bach rieselt und plätschert, oder wuchernde Binsen und Moose einen trügerischen Bruch verstecken, vermehren im mannichfaltigen Wechsel die wilde Naturschönheit des Waldes. Ueppiges Unterholz von Eichenstrauch und Dorngebüsch scheint von weiterem Vordringen abmahnen zu wollen. Von Ast zu Ast hüpft, sein neckisch Spielwerk treibend, der Affe des Nordens, das Eichhorn; ein Fuchs lugt vorsichtig aus dem Bau; schüchtern flieht ein aufgescheuchtes Reh vorüber, oder einer der Könige dieser Wälder, der Eber und der Elennhirsch, durchschreitet sein Revier, und unter den gewuchtigen Tritten knacken die Zweige und Büsche. Die Welt mit ihrem rastlosen Wimmel-Leben, ihrer Cultur und Civilisation,

mit ihren Städten, Fabriken, Eisenbahnen, liegt Jahrhunderte weit hinter uns, ein gewaltiges, räthselhaftes Naturleben umfängt uns, füllt das Herz mit Ahnungen und versetzt uns in träumerisches Sinnen.

Jakob Grimm hebt es wiederholt hervor, daß die deutsche Thiersage, deren Spuren bis auf die früheste Zeit hinaufreichen, nicht den Griechen entlehnt ist, welche nur die Fabel kennen und das Thiergedicht lediglich zur Einkleidung für einen didactischen Inhalt benutzen, sondern daß unser Thiermährchen aus der eigenthümlichen Vorliebe der Deutschen für die Heimlichkeit des Naturlebens in den Wäldern entsprang. Eine Jagd oder Fahrt durch die lichten Gehölze, zu denen in unsern Tagen Unverstand und Schlendrian die meisten Forsten heruntergebracht, erklärt freilich nicht jenen tief poetischen Zug der Altvordern für die Heimlichkeit der Waldnatur; eine Wanderung durch die Masurischen Waldungen, wie wir sie geschildert, läßt den Zug begreifen. Es ist ein eigenes Ding um den Aufenthalt in einem wirklichen Walde, es sind eigene Empfindungen und Anregungen, die man dort empfängt, eigene Beobachtungen und Wahrnehmungen, die man macht. Nur ein stumpfer und schläfriger Geist, eine nüchterne und ideenlose Natur kann sich den Eindrücken entziehen. Die Waldromantik nimmt den Sinn gefangen, wie nur immer eine Romantik es vermag. Wir haben die Reize der Wälder zur Sommerszeit mit schwachem Pinsel zu skizziren gesucht, wenn lachender, goldener Sonnenschein durch das Düster des Föhrendickichts mit freundlichem Gruße bricht, und die Strahlen flimmernd und funkelnd sich auf die Seerose werfen, die ihre breiten Blätter auf den Teichen und Seen, den Mooren und Brüchen schwimmen läßt, über welche Libellen hinschießen, schwirrende Käfer summen und Schmetterlinge in vollster Farbenpracht vorüberflattern, wenn nach der Hitze des Tages beim dämmernden Zwielicht das Reh längs den binsenreichen Moorgründen und den blumigen Waldwiesen nach dem von grünem Schilf umzäunten Ufer des Sees zur Tränke schleicht. Andere Reize bietet der Wald und ein neuer Zauber umfängt ihn, wenn zur Herbstzeit die feuchten Nebel Wald und Wasser in ihre luftigen Schleier hüllen, wenn das Heer der Singvögel sich zur Wanderung gerüstet hat, wenn das Laub abzusterben beginnt und die Farben der Blätter in Roth und Braun und Gelb verfließen, und das frühe Abendroth um diese bunte Baumwelt seinen Goldgrund legt. Andere Reize bietet der Wald: ein neuer Zauber umfängt ihn, wenn über ihn Todtschweigen der Winter breitet, wenn wilde Schneestürme im wirren Flockengewimmel durch die Kiefernzweige brausen, die vom glitzernden Reif und Eisflitter starren, und der Wald erkracht von krachenden Erlen und knarrenden Rothtannen. Dann belauscht der Jäger in der Thierwelt keine friedliche Idylle, wohl aber mitunter Scenen eines blutigen Kampfes. Der Wolf ist in den Wäldern Masurens ziemlich ausgerottet, nur äußerst selten zeigt er sich ab und zu im Sommer oder Herbst, dagegen streifen im Winter Rudel sowohl als einzelne Marodeurs, die aus dem benachbarten Polen herübergekommen, in diesen Forsten herum. Hunger und Kälte steigern ihre Mordgier, ihren Muth. Es mag ein großartiger Kampf sein, wenn der Räuber des Südens, wenn ein Tiger mit einem Büffel oder mit einer Klapperschlange ringt, interessanter aber kaum als der Kampf zwischen dem Räuber des Nordens mit seinem stärksten Gegner, seiner besten Beute. Gegen Abend pflegt der Eber aus dem Lager, in dem er sich während des Tages verborgen gehalten, hervorzubrechen, um nach Eicheln und Wurzeln zu wühlen. Der beutelüsterne Wolf umschleicht ihn. Weithin leuchten die Augen, wie rollende Kugeln; gierig leckt er mit der Zunge die

Schnauze. Den Eber genirt die Nähe des Feindes. Er macht Halt, indem er wuthknirschend die Hauer zusammenschlägt. Der Wolf wartet den Angriff nicht ab, er flüchtet, kehrt aber bald zurück, und umschleicht auf's Neue sein Opfer. Den Kopf tief in das Gras geduckt, belauert er jede Bewegung des Ebers; von Zeit zu Zeit kauert er nieder, um dessen Aufmerksamkeit zu ermüden und ihm dann im günstigen Momente auf den Nacken zu springen. Dem Eber reißt die Geduld. Schaum quillt aus seinen Lippen. In convulsivischer Wuth schlägt er mit den Hauern rechts und links um sich, wühlt er grimmig grunzend den Boden auf, um schließlich auf den Gegner blindlings loszustürzen. Dieser hat den Augenblick erwartet; mit einem geschickten Seitensprunge sitzt er dem Eber im Nacken. Tief in das Genick schlägt er ihm die Zähne. Schrill gellt durch den Wald das dumpfe Angstgestöhn des gemarterten Thieres. Alle seine Anstrengungen, den furchtbaren Reiter los zu werden, sind vergeblich. Die Tatze des Wolfs reißt ihm die Halsadern auf; dickes, schwarzes Blut sickert zur Erde; unter mattem Röcheln wälzt sich der Eber am Boden; der Wolf zerbeißt ihm rasch die Gurgel; Alles ist vorüber.

Nicht minder mannichfach, bunt und wechselnd sind die Bilder und Erscheinungen auf den masurischen Seen, gleichviel, ob man dieselben im Winter oder im Sommer befährt. In jenem ist der Verkehr auf der blanken Eisbahn ein größerer. Zug auf Zug gleiten hochbepackte Schlitten, von kleinen, dampfenden Pferden gezogen, mit Ballen, Fässern und Kisten über die schneestrahlenden Blachfelder, sei es, daß sie jenseitige Waaren aus Rußland herüberschaffen, sei es, daß sie Waaren, die aus Königsberg geholt, nach der Grenze bringen. Im Sommer übernehmen kleine, flüchtige Dampfschiffe, eigens zum Dienste auf diesen Seen gebaut und construirt, die Aufgabe. Es gewährt ein schönes Vergnügen, auf einem solchen Steamer eine Lustpartie über die Seen hin zu machen, vorüber bald an Höhen und Wald, bald an Haiden und Steppen, an flinken Fischerbooten oder lustfahrenden Gondeln, aus denen markig und volltönend der Gesang eines Nationalliedes über die Wasserfläche schallt.

Johanniter-Orden.

Seine Majestät der König haben Allergnädigst geruht, die nachgenannten Kaiserlich Russischen Unterthanen:

den Oberst-Lieutenant a. D. August Friedrich v. Pistohlkors, auf Koltzen bei Riga,
" Rittmeister Grafen Johann v. Medem, im Husaren-Regiment Prinz Ludwig von Hessen,
" Premier-Lieutenant a. D. Freiherrn Otto v. Klopmann, zu Mitau,
" Premier-Lieutenant a. D. Michael v. Aderkas, zu Nowgorod,
" Adelsdeputirten und Gutsbesitzer Alexander v. Löwisof-Menar, auf Kaipen bei Riga,

nach Prüfung derselben durch das Capitel und auf Vorschlag des Durchlauchtigsten Herrenmeisters Prinzen Carl von Preußen Königliche Hoheit zu Ehrenrittern des Johanniter-Ordens zu ernennen.

Druck von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.

Deutsche Urtheile über Frankreich.

I.

Vor zwanzig und auch noch vor zehn Jahren gehörte es zum guten Ton, daß jeder deutsche Schriftsteller von Zeit zu Zeit nach der französischen Hauptstadt reiste, sich dort drei, höchstens sechs Wochen aufhielt und dann, von der „großen Tour" nach Hause zurückgekehrt, durch die überraschende Sorgfalt, die er für die nächste Zeit auf den Zustand seiner Toilette wandte, und durch ein recht weitläuftig gedrucktes und recht ungenirt geschriebenes Buch über Paris seinen lieben deutschen Mitbürgern verkündete, wie hoch er, der in Paris gewesen! sich über sie erhaben wüßte. Das Wort Napoleon's, Paris sei der Mittelpunkt und der Heerd der Civilisation und der Welt, fand nirgend größeren Glauben und nachdrücklichere Bestätigung, als bei den Literaten der dreißiger Jahre. Jenseits des Rheines sahen sie die Vernunft, die Freiheit und die Schönheit in goldnen Tempeln thronen, und nur mit einem gewissen Nervenschmerze konnten sie entsprechende deutsche Verhältnisse mit den französischen vergleichen. Wer konnte auch Voltaire und seine Nachfolger, wer Casimir Perier oder Thiers oder Odilon Barrot, wer Alfred de Musset, die Sand und Paul Delaroche übertreffen?

Zwischen den Zeilen dieser vielen Bändchen von „Pariser Skizzen", „Pariser Briefen", „Pariser Tagebüchern", „Pariser Flanerien" u. s. w. u. s. w. war übrigens zu lesen, daß die Autoren recht gut wußten, warum Frankreich — und darunter war natürlich nur Paris zu verstehen — so große Denker, so reiche Freiheit, so glänzende Kunst hervorbrachte und hervorgebracht hatte: darum, weil es im Stillen mit der alten trüben grauen Vergangenheit, Christenthum genannt, ganz gebrochen und über die Reste und Ruinen von tausend mittelalterlichen Dingen ein sehr elegantes, in Seide und Juwelen daherrauschendes und daherfunkelndes, unbändig gesundes frisches und junges Heidenthum auf die Höhe der Gegenwart emporgeführt und zum Regenten des Volkes erklärt hätte. Offen freilich gestanden die geistreichen, frivolen, pikanten

Deutsch-Pariser dies Hereinbrechen einer neuen „Religion" in Frankreich nicht, das verbot ihnen die Klugheit, die Rücksicht auf das liebe, etwas beschränkte Deutschland und seinen Philister, der ja sobald als möglich die Kastanien der Freiheit und Vernunft für die deutschen Lebemänner aus dem Feuer holen sollte und auf keinen Fall mit dem Anblick der vollen Wahrheit erschreckt werden durfte, da er immerhin noch die alte Gewohnheit der Väter, wenn auch nur noch äußerlich, verehrte.

Unter jenen Literaten der französischen Partei in Deutschland standen in den dreißiger und vierziger Jahren Gutzkow nnd Mundt obenan, Beide Norddeutsche, Beide nicht ohne Bildung und Geist, Beide von starken sinnlichen Neigungen, Beide ohne einen festeren sittlichen Halt. Die ersten „Dichtungen", mit denen sie vor das deutsche Publicum getreten waren, hatten freilich eine rücksichtslose Vorliebe für die „frohe Botschaft" des Fleisches, für die Zurückführung des Heidenthums gezeigt, aber diese frevelhafte Abwendung der jungdeutschen Poeten von dem deutschen und christlichen Leben war eine so vollständige, das Verständniß des und jede Beziehung zum Bestehenden ihnen so weit abhanden gekommen, daß sie mit solchen Werken auf ein deutsches Publikum keinen Einfluß gewinnen konnten.

Frankreich, Paris wurde ihre hohe Schule. Dort studirten sie die Mittel und Wege, auf das Publicum einzuwirken, dort lernten sie die Formen des Tendenz-Romans und des Tendenz-Schauspiels kennen, dort lernten sie ihre Ideale in scheinbar decente Gewänder einkleiden, dort lernten sie, daß man die höchsten Worte der christlichen Weltanschauung als Schlachtruf gebrauchen müsse, um für das neue Evangelium Anhänger zu gewinnen.

So zu Männern gereift, eröffneten sie mit einer Schaar Gleichdenkender, wenn auch oft durch allerlei Rancüne, Eifersucht und Neid mit einander verfeindet, den Kampf für die Herrschaft der Vernunft, der Freiheit, der Schönheit, den Kampf für die Ideale des französischen Volkes, und verwiesen dabei, um die Hoffnungen des deutschen Philisters immer wieder von Neuem zu beleben, unausgesetzt auf Frankreich, d. i. auf Paris. Dort, so versicherten sie ihm mit feierlichem Pathos, wachse der gedrechselte, wurzellose Baum der Freiheit immer höher und strecke seine Aeste immer weiter aus, dort verkläre sich das Volk immer schöner und Edelmuth und Hoheit verbreite sich immer weiter nach unten, dort werde äußerliche Einwirkung, wie Erziehung, Staat, Religion sie geben, immer unnöthiger, und in süßen Genüssen folge dort sogleich der überreifen Tugend die Belohnung auf dem Fuße. Eben weil sie sich über das Niedere so leicht, so rasch zu erheben wüßte, könne ihr denn auch einmal ein kleiner leichtsinniger Streich gewährt werden — etwa wie der Mann, der in siegreichem Kampfe beim Wirthshause vorüberging, nun zur Belohnung seiner Standhaftigkeit umkehrt und sich zwei Fla-

schen statt einer gönnt —; und in toller Verwirrung wurde im Verlauf dieser Literatenschilderungen dann z. B. die Engelreinheit der Arbeiterweiber und ihr Grisettenthum zusammengemischt. Das deutsche Publicum war bald ganz betäubt Angesichts dieses Helldunkels, dieses Farbendurcheinander, dieser unmöglichen Einheiten, dieser schlüpfrigen Tugend und dieser sumpfigen Höhen, sein Geschmack verderbte sich zusehends, sein Urtheil wurde schwach und unzuverlässig, und damit stieg die Bedeutung jener Literaten immer mehr.

Was noch in der Mitte der zwanziger Jahre in ganz Deutschland als Unmöglichkeit erschienen wäre, deutschen Staaten für ihre Entwickelung zur Freiheit französische Muster aufzustellen, das geschah in den dreißiger und vierziger Jahren, ohne daß daraus noch ein öffentliches Aergerniß entstand. Und welch ungeheure Kluft lag doch zwischen jener Unmöglichkeit und dieser Wirklichkeit!

Die Leichtgläubigen begannen auch wirklich die Nachahmung des politischen Getreibes in Frankreich; in Karlsruhe und Darmstadt wollte man die Debatten des Palais Bourbon in Paris nachahmen und einer kleinen deutschen Tribüne die Majestät beilegen, welche in dem gallischen, aller Autorität abgewandten, leicht beweglichen Volke die Kanzel der momentan im Volke herrschenden Leidenschaft hatte. Man vergaß, daß die französisch-parlamentarische Tribüne an sich eben nur ein bretternes Gerüst ist, daß sie ihre Bedeutung durch den modern-französischen Charakter, der auf ihr zum Ausdruck gebracht wurde, erhielt. Zufolge dieses Charakters war die Leidenschaft des Tages, mochte sie Rache und Haß, mochte sie Luxus und Prahlerei, mochte sie Lust und Kriegswuth heißen, war die zufällig herangewehte oder aus den tiefsten Tiefen der Massen heraufgestiegene Leidenschaft die einzig berechtigte Gewalt in Frankreich, in der das Königthum und die Gesellschaft, Minister und Pairs ihren Regulator und Moderator anerkennen mußten. Nirgend konnte der zur Stunde herrschenden Leidenschaft beßer ein entsprechender Ausdruck gegeben werden, als in jenem Hemicykle dicht voll von Männern, die auf das Aeußerste und Künstlichste erregt sind, und Angesichts einer von den Gamins und Flaneurs von Paris dicht besetzten Galerie. Die Tribüne von Frankreich hatte darum mit der Sache der Freiheit niemals etwas gemein, das von ihr herab gesprochene Wort unterschied sich von dem, welches von seinem Platze aus das Mitglied des britischen Unterhauses an den Sprecher richtete, eben so ungeheuer, wie der wilde, bewegliche, grausame, höfliche, unwahre gallische National-Charakter sich noch heut von dem milden, ernsten, entschlossenen, bedächtigen, zurückhaltenden, treuen und innerlichen National-Charakter des Engländers unterscheidet. Und so viel dies Wort im englischen Unterhause, dies leidenschaftslose, wohl überdachte, bedingungsweise ausgesprochene Wort für die Freiheit des Volkes zu thun im Stande ist und oft gethan hat, so hatte die feurige, extemporirte, nach dem Beifall der Zu-

hörer und der Presse verlangende Rede von der französischen Tribüne herab, als ein Großes und Ganzes genommen, doch niemals ein anderes Interesse im Auge, als die Schmeichelei gegen die Leidenschaft des Tages und der Masse, oder anders ausgedrückt, als das egoistische Interesse jedes Einzelnen der Redner selbst.

Die Tribüne in Frankreich war nur eines der Altäre des neuen Volksgottes, des neuen Heidenthums in Frankreich, und es können Zeiten kommen, wo sie für die Zwecke des neuen Cultus entbehrlich wird, ja, wo sie von allen wahren Dienern und Priestern des neuen Cultus als etwas Veraltetes betrachtet werden darf und muß. Es kann ein höherer Zustand der Entwickelung auf dem begonnenen Wege gedacht werden, ein Zustand, der schon darum ein höherer ist, weil er die bisher im Leben des Einzelnen und der Gesellschaft wie im Reich der Ideale für das neue Heidenthum errungenen Resultate viel mehr sichert, als die Herrschaft einer französischen Kammer und ihrer Redner-Tribüne dies thun konnte. Die Tribüne wechselt ihre Herrscher zu oft, und eine Macht der Rede, die tausendmal zu Gunsten der herrschenden Leidenschaft und gegen die uralte christliche Wahrheit und gegen alle Autorität gebraucht ist, kann doch in dem tausendundeinten Male ein entgegengesetztes Ziel mit Nachdruck und Glück verfolgen; abgesehen davon, daß Hunderttausende, wenn nicht Millionen in den Fünfhundert, die als Wächter und Amtsleute der Tribüne vom Volke erwählt sind, eine neue Aristokratie, ein Corps der Privilegirten erblicken, dessen Vorzug allen Forderungen und den ersten Maximen der neuen Epoche des „genußvollen Daseins", — der „Epoche des reinen Diesseits," wie ein deutscher Philosophus sagen würde — widerspricht.

Die Tribüne hat denn auch in der That in Frankreich ihre Schuldigkeit gethan, sie konnte dahingehen ohne einen Nachtheil für die in vollem Zug begriffene Entwickelung des Volkslebens: Alles, was sie thun konnte zur Vernichtung der alten Ueberlieferungen und Glaubenssätze des königlichen katholischen Frankreichs, der Autoritäten und christlich fränkischen Reste desselben, hat sie gethan; mit Aufopferung aller ihrer Kräfte hat sie den nationalen Königsthron nicht blos gestürzt, sondern auch seine tiefsten Grundlagen, seine äußersten Bedingungen im Volke und Lande, zerstört, Grundlagen, von denen freilich viele schon von dem der neuen Epoche zustrebenden Königthum in der neueren Zeit beseitigt waren; mit Aufopferung aller ihrer Kräfte und all ihres Witzes hat sie jede lebendige Beziehung, jede Einwurzelung der Kirche in den nationalen Boden zerrissen und unmöglich gemacht, und so konnte es möglich werden, daß gerade die Freidenker darüber jubelten, daß die französische Geistlichkeit nicht mehr gallicanisch, sondern ultramontan sei. Das Königthum, welches die „beste der Republiken" war, und die Aufzüchtung des Ultramontanismus waren die Resultate, mit denen das modern heidnische Frankreich, wie es zuerst am Hofe, dann umfänglicher

und erfolgreicher auf seiner parlamentarischen Tribüne vertreten war, sich eigentlich selbst übertraf, und die größte Handhabe seiner Wirksamkeit, den Hebel seiner bisherigen Entwickelung, die Tribüne fernerhin unnöthig machte.

Die guten Philister in Deutschland freilich, welche von ihren Literaten in das Geheimniß des neuen französischen Culturprocesses nicht eingeweiht waren, und in den Aeußerlichkeiten desselben die Sache selbst zu wissen und in der Hand zu halten glaubten, blickten erschreckt auf den Fall der französischen Tribüne, der am Tage des Staatsstreichs erfolgte. Sie glaubten zu sehen, daß eine glänzende, der Freiheit immer näher kommende Entwickelung plötzlich unterbrochen sei, daß eine Blüthe plötzlich geknickt und ein ganzes Volk sequestrirt und seine Lebensadern unterbunden seien. Sie glaubten da ein nationales Unglück zu erkennen, wo ein großer Fortschritt auf einer gewissen Bahn erreicht, ein Ziel errungen war, nach dem die kühnsten Hoffnungen des heidnischen Jahrhunderts lange vergeblich die Hände ausgestreckt hatten.

Aber während sich der große deutsche Haufe, unwillig darüber, getäuscht zu sein, von Frankreich abwandte, orientirten sich diejenigen „Volksführer“ in Deutschland, welche in das innerste Geheimniß der neueren Entwickelung Frankreichs in den dreißiger Jahren eingeweiht worden waren, schnell auch in den neuen Zuständen, und sie machten es sich jetzt zur Aufgabe, nachzuweisen, daß nur eine unbedeutende Decoration der brillanten und interessanten Scene verändert sei, daß weder das Stück unterbrochen, noch die Wahrscheinlichkeit der glorreichen Lösung der Fabel vermindert sei.

Es kam ihnen dabei vieles zur Hülfe, aber es erhob sich gegen ihre Beweisführung auch ein unerwartetes Hinderniß. Zur Hülfe kam ihnen das übereinstimmende Zeugniß der herrschenden Klassen in Frankreich, der Armee, des Bürgerthums und des Proletariats; entgegen trat ihnen gegen alle Erwartung das Zeugniß und das Urtheil der ehrlichen Demokraten Deutschlands.

Betrachten wir zuerst das Hinderniß. Wir haben in Deutschland noch Nachkommen der alten Burschenschaften, jener politischen Träumer, die ursprünglich von den Völkern und den Regierungen nichts Anderes, als einigen Raum für die Entwickelung altsächsischer Gemeindefreiheit verlangten, die dann aber, da es ihnen nicht gestattet wurde, sich an realen Aufgaben zur Gestaltung wahrer Freiheit zu versuchen, sich in das lichtblaue Reich der Phantasie zurückzogen und dort verquickten und eben so schlaff als unzufrieden und thatensüchtig wurden. Diese Leute, die besonders im nördlichen und mittleren Deutschland anzutreffen sind, haben noch einen sittlichen Kern bewahrt, sie sind noch so gut altdeutsch und herkömmlich geblieben, daß ihnen das Gemüth und seine in langer christlicher Schule gezogenen Kräfte hier und da einen bösen Streich gegen ihre Doctrinen und eisenfresserischen Abstractionen spielen konnte;

sie hatten sich auch eine gute Zeit lang für Frankreichs liberale Institutionen begeistert, und es war fast verzeihlich, daß der Gegensatz zwischen der damaligen Leerheit Frankreichs von polizeilichen Hemmnissen des Gedankenausdrucks und zwischen der Fülle der Polizeien in Deutschland sich vor ihnen zu einem Gegensatze zwischen positiver Freiheit und ihrem Gegentheile erhob. Ihre Sehnsucht befriedigte sich nach echter deutscher Träumerweise mit einem Schatten, dem sie wie dem Bilde einer zukünftigen Geliebten alle Vortrefflichkeiten, die sie in altdeutscher und englischer Geschichte kennen gelernt hatten, anhefteten. Diese „ehrlichen Demokraten" Deutschlands gingen noch im Jahre acht und vierzig mit der ganzen Naivetät politischer Kinder an das Werk, Deutschland nach dem Muster, das ihnen die Aeußerlichkeiten des französischen Musterstaates boten, in eine einige centralisirte Republik zu verwandeln; sie weinten Thränen bei dem Gedanken an die Möglichkeit einer solchen Zukunft, und einer dieser tiefsinnigen und deutschchristlichsten Gemüther unseres großen Vaterlandes, Ludwig Uhland, der Schwabe, phantasirte bereits von „einem deutschen Kaiser, dessen Locke mit einem vollen Tropfen demokratischen Oeles gesalbt sei." Als aber diese guten Leute und schlechten Musikanten nun an ihr Revolutionswerk gingen, da war es mit ihrer Ruhe vorbei; sie fanden sich auf einmal in einer sehr schmutzigen, rohen, der letzten Ziele bewußten Gesellschaft; Materialisten, Bluthunde mit dem Kainszeichen Marats und der Septembristen, frivole Götzendiener aller Schulen mengten sich unter sie und begrüßten sie als Brüder; außerdem aber traten ihnen auf dem Wege zu ihrem Zerstörungswerke so viele deutsche Realitäten, welche ihr innerstes Herz anheimelten, Stammessitte, religiöse Tiefe, alte Einrichtungen voll aristokratischen Glanzes entgegen, daß sie sich nicht entschließen konnten, den einzigen Augenblick, der ihnen zur Durchführung ihres Werkes von einem zürnenden Gotte gewährt war, zu benutzen, und sich lieber den Hohn der französischen Demokraten gefallen ließen, als den Baum umzuhauen, aus dessen Schatten sie nicht hinwegzueilen den Muth hatten. Eine tiefe und traurige Verzweiflung kam dann über diese „ehrlichen Demokraten", und während sie noch unter ihren Idealen, ein Jeremias auf Trümmern, saßen, geschah es, daß Louis Napoleon von seinem eleganten Kamin im Elysée aus den Befehl gab, die Assemblée Nationale von Frankreich auseinanderzujagen, und den Belagerungszustand decretirte. Das war eine That, welche den letzten Rest deutscher Republikenträume verscheuchen und auch den schlaffsten Phantasten, in dessen Seele noch Ehrlichkeit war, zur Prüfung und zur schärfsten Kritik seiner Ziele, wie seines Wollens und Strebens auffordern mußte. Diese Kritik hat begonnen und sie arbeitet mit Schweiß und in innerster Angst und Noth seit sieben Jahren in Deutschland. Es ist ein bitterer Kampf gegen die alte, seit Langem lieb und zu einem Theil des eignen Lebens gewordene Lüge, ein Kampf gegen Irrthümer, welche tief in das innerste Mark unsrer Demokraten einge-

drungen waren. Die Resultate dieses Kampfes sind schwer öffentlich vorzulegen; daß aber dergleichen schon vorhanden sind und noch täglich neu gewonnen werden, davon zeugen sowohl mehrere Organe der demokratischen Presse in Deutschland, als auch der zunehmende sittliche Ernst in großen Theilen der städtischen Bevölkerung, welche dem demagogischen Treiben unrettbar verfallen schien, davon zeugt endlich die verhältnißmäßige Ruhe im Volke, welche Angesichts von Regierungsmaßregeln, die an Gewicht und Bedenklichkeit die meisten derer aus den vierziger Jahren übertreffen, bestehen bleibt. Gar viele haben sich im letzten Jahre die Frage vorgelegt, woher es doch kommen möge, daß heut ein viel energischeres, rücksichtsloseres Auftreten der Regierung, als es 1846 und 1847 stattfand, dennoch ohne jenes allgemeine Murren, Raisonniren und Drohen aufgenommen wird, welches der Vorgänger der Empörung von 1848 war. Diese viel aufgeworfene Frage kann allein von dem beantwortet werden, der es der Mühe für werth hält, den inneren Zustand unserer bedeutendsten und denkkräftigsten deutschen Demokraten zu untersuchen. Sie sind bedenklich und muthlos geworden, sie sind daran, auch in unvollkommenen, aber historisch gewordenen Zuständen die festen widerstandsfähigen Punkte schätzen zu lernen, die, wie immer aristokratisch auch gestaltet, dennoch einzig und allein im Stande sind, die Krystallisation wahrer Volksfreiheit als Mittelpunkte an sich zu ziehen, zu tragen und zu fördern. Und je weiter diese unsre ehrlichen deutschen Demokraten auf dem Wege d i e s e r Erkenntniß kommen, um so tiefer lernen sie Frankreich, nicht die heutige äußere Gestaltung Frankreichs, sondern das ganze neuere Frankreich und sein seit zwei Jahrhunderten thätiges Entwickelungsgesetz verabscheuen.

Der Kaiser der Franzosen kann es nicht — aber w i r können es: an die Redlichkeit der Verachtung und des Abscheus, den deutsche Demokraten gegen das Attentat vom 14. Januar ausdrückten, aufrichtig glauben, und wir sind von dieser Redlichkeit auf das Stärkste überzeugt, denn was sie hassen und verabscheuen, ist nicht die heutige imperialistische Gestaltung Frankreichs, ist nicht das Kaiserthum, ist nicht der Kaiser, sondern ist jene Abschüssigkeit und jener dem Abgrund zueilende Taumel des Volkscharakters, der den Cäsarismus, als die letzte Phase einer dem heidnischen Genusse voll hingegebenen Nation, mit Nothwendigkeit fordert.

Diese deutschen Demokraten, die das Attentat vom 14. Januar eben so sehr wie die heutige Verfassung Frankreichs verabscheuen, sind, wie gesagt, ein großes Hinderniß für die deutschen Evangelisten der neuen französischen Epoche des reinen Diesseits. Letztere haben bei der deutschen Masse denn doch noch nicht so viel Ansehen, als die derbdeutschen, mit Gemüth und Humor noch gesegneten Demokraten, und wo sie in der Volksmeinung und über die Volksmeinung in den dreißiger und vierziger Jahren siegreich waren, da verdankten sie das viel m e h r der schützen-

den und empfehlenden Begleitung der alten Demokraten im altdeutschen Rock und im Barrett, als ihren eignen Frivolitäten.

Aber neben diesem großen Hinderniß, das den deutschen Fürsprechern des französisch-heidnischen Geistes heut entgegentritt, haben sie auch heut einen neuen mächtigen Bundesgenossen in den herrschenden Klassen Frankreichs gefunden, welche wie sie der Ansicht sind, daß Frankreich durch den Staatsstreich hindurch unverrückt den Weg seiner Entwickelung verfolge und dabei immer größere Fortschritte mache.

Diejenigen französischen Publicisten, welche uns zwischen ihren gewundenen und demüthigen Zeilen andeuten, in Frankreich trauere man, trauere irgendwelcher Theil des Volkes über den Verfall der Tribüne, über die Vernichtung der „parlamentarischen Freiheit", über die klang- und sanglose Bestattung der Majoritätenherrschaft und der Presse, sie lügen, sie lügen auf das Schamloseste. Diejenigen in Frankreich, welche die Tribüne kannten, welche von ihr etwas zu erwarten hatten, wissen, daß sie ihre Zwecke erfüllt, daß sie sich selbst unnöthig gemacht hat, daß sie veraltet ist; und diejenigen, welche von ihr zu fürchten hatten, gegen die sie mit Gift und Dolch, mit Verleumdung und Todeserklärungen wüthete, die Könige, die Aristokraten, die Priesterschaft, die alten Stadtfreiheiten, sollen diese sie zurückwünschen, und soll bei diesen die Hoffnung gefunden werden, daß die Hand, die zum Tode verwundet hat, auch wieder heilen könne und wolle? daß auf die revolutionäre Tribüne, welche den Leidenschaften der Masse diente und an die Leidenschaften appellirte, eine andere Tribüne mit conservativen Aufgaben und Plänen, eine Tribüne der Restauration folgen werde? Man halte uns nicht für leichtgläubig genug, dergleichen Thorheiten anzunehmen.

Die Tribüne, die parlamentarische Regierung kann überall da, wo sie nicht durch große, mächtige Institutionen in der Gemeinde und in der Grafschaft, und durch große und mächtige Ueberlieferungen des common law, des ungeschriebenen Gesetzes Gottes in den Herzen der Menschen, gehalten und beschränkt ist, nicht einmal Fürsprecherin des Bestehenden und der Verbesserungen des Bestehenden sein; aber auch in einem öffentlichen Wesen, wo sie so gehalten und beschränkt ist, vermag sie nicht Neues zu schaffen, vermag sie nicht aus den Gedanken eines kleinen Menschenabschnittes des lebenden Geschlechtes heraus das zu construiren, was nur aus der innersten Anlage eines durch ein Jahrtausend wechselvoll, langsam erzogenen Volkes allmählich und wie unwillkürlich erwachsen kann. Jedes Volk hat nur eine Anlage, der es vom ersten Tage seiner Existenz an dient; einmal dieser Anlage untreu geworden, wird es ihm schwer werden sich auf dieselbe zurückzubesinnen und zu der Ausbildung derselben zurückzukehren; unmöglich aber gar für ein Volk, im Vertrauen auf ein gewisses Maß von Kraft, welche eben erst in der Ausbildung dieser Anlage und in der Treue gegen die-

selbe gewonnen ward, neue Wege zu finden und sich selbst neue Anlagen zu substituiren. Es ist die furchtbarste Selbsttäuschung und ein sicheres Anzeichen des Greisenalters einer Nation; sie täuscht sich, indem sie in den Abstractionen von fremden Zuständen und Verfassungen ihr eigenes Urbild, eine neue Anlage in sich gefunden zu haben meint; sie muß in solchem Zustande ihre eigne Anlage bereits bis auf die Hefe erschöpft haben und abgestorben sein.

Niemand in Frankreich kann und wird von der Tribüne, von der Herstellung einer parlamentarischen Regierung Etwas erwarten; die dictatorische Tribünengewalt gehörte nicht zu seiner ursprünglichen Anlage; sie ist, für sich betrachtet, nur eine Nachahmung Englands und eine solche mußte nothwendig mißlingen, da alle Bedingungen für sie fehlten, und so auffallend es ist, daß eine deutsche Institution, die (wie das Parlament im mittelalterlichen Europa) als Vertreterin des Conservatismus, der tausend Theile des Bestehenden im Familienrecht, in der Gemeinde, in der Grafschaft, errichtet ward, in einer ihrer Copieen zur Trägerin der revolutionärsten Gesetzgebung ausartete und die letzten Reste deutscher Einrichtungen in Frankreich vernichtete: so auffallend dies ist, so natürlich ist es doch, und so sehr war darauf von Seiten derjenigen gerechnet, welche die Tribüne in Frankreich aufrichteten und welche dann, nachdem sie gefallen war, theilnahmlos an ihr vorübergingen. Sie hatte ja ihren Zweck erfüllt, als durch sie die letzten Reste des germanischen Königthums und des gesammten germanischen Rechtes und mit der Feudalität nicht bloß die alte Ungleichheit in der Nation, sondern auch die weite Zahl der wirklichen persönlichen Selbstständigkeiten vernichtet und eine neue Centralisation vollendet war, in welcher der Neid, der Eigennutz, die Herzlosigkeit, die unbeschränkte Concurrenz, Geiz, Wollust und andere Laster in möglichst großem Maße zur Existenz, Ausübung und Befriedigung gelangen können.

Dieser Zustand ist erreicht, man nennt ihn gegenwärtig die organisirte Demokratie, und wenn man das Wort δῆμος recht weit nimmt, so läßt sich gegen diesen Ausdruck wenig oder nichts einwenden.

Die „organisirte Demokratie“, als welche sich heut Frankreich darstellt, hat die Gleichheit Aller vor dem Gesetze, vor den Gesetzen des Staates wie der Gesellschaft, vollendet und nur die Gleichheit Aller vor Gott, den berechtigten Ausgangspunkt des Gleichheitsgedankens, vernichtet, indem sie die Religion und ihre Uebung aus dem öffentlichen Leben ganz herausnahm und zu der Privatsache eines Jeden, der dazu überhaupt noch Lust hätte, herabdecretirte. Der Unterschied, der solcher Gestalt zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten begründet ist, muß einleuchten: in Frankreich war einmal die Religion eine öffentliche Angelegenheit, in Amerika konnte sie höchstens eine der einzelnen Gemeinden sein; in Frankreich hat man ihr durch einen parlamentarischen Spruch ihre öffentliche Stellung genommen, in Amerika bringt sie immer

weiter in die Oeffentlichkeit vor, und abgesehen von einer bestimmten kirchlichen Gestalt, der überhaupt der independistische Germane nicht zu sehr gewogen ist, findet sie auch, wo sie öffentlich auftritt, keinen Widerspruch.

Aber die Lüge einer Gleichheit Aller im Staate und in der Gesellschaft bei dem Mangel der eigentlichen, der einzig möglichen Gleichheit trat und tritt in Frankreich sogleich hervor. Die fünf und dreißig Millionen Gleiche, auf ein und dasselbe Niveau nebeneinander gestellt, konnten keinen Augenblick Frieden halten. Die höheren Interessen, welche in germanischen Staats- und Gesellschafts-Bildungen die Menschen bewegen, fehlten alle; nur ein niedrigstes Interesse, das für das kleine Ich, war übrig geblieben und zur Befriedigung seines Hungers gab und giebt es nur eine Speise, das Geld, die Erfindung und der Ausdruck einer Zeit, in der die alten Werthe verloren gehen und der Versuch gemacht wird, ein Wesen zu erzeugen, durch welches sie alle gleichmäßig ersetzt werden können. (Zum Beispiel: Die Amtsstellung eines Friedensrichters und Kirchenpatrons, wie sie sich an das Rittergut knüpft, ist = 80,000 Thlr. oder eine ähnliche Summe, die den Betrag des Gutes ausmacht, ein Maklerplatz an der Börse ist auch = 80,000 Thlr., und der Schluß ist, da eine 80,000 Thlr. so gut wie andere 80,000 Thlr. sind, daß ein Friedensrichter und Kirchenpatron so viel bedeutet, als ein Stockjobber.)

Das Geld aber, welches der entsprechendste Repräsentant und der höchste Triumph einer nach der dauernden Bestätigung und immer wieder von Neuem erfolgenden Herstellung der allgemeinen Gleichheit der Menschen zu sein scheint, dient, als letzte Consequenz der falschen Gleichheitsgedanken, dazu, zwischen den Scheinbargleichen auf einmal eine Kluft zu befestigen, von der das dunkelste Mittelalter und die feudalste Organisation nichts wußte. Es erscheinen jetzt statt aller früheren Unterschiede Geldhabende und Nichtshabende auf dem Plan, auf der einen Seite eine hochbegünstigte Minderheit, Hochvermögende, die Majestäten der Million, auf der andern die Nobodies, die nur durch gehäufte Verneinungen kenntlich zu machen sind, für die selbst die Ausdrücke Leibeigen und Sclav nicht mehr anwendbar sind, denn sie sind weniger. In New-Orleans ist der bitterste Schimpfname, den ein Neger dem andern geben kann, der: free negro, freier Neger. Das heißt: Er hat nicht einmal einen Herrn, er hat und ist gar nichts. Ganz dasselbe gilt von den Nobodies in Frankreich und in allen den Ecken und Winkeln des alten Europa's, wo man ähnlichen Zuständen nacheifert. Die Masse derjenigen, welche der sehr begünstigten Minorität gegenüberstehen, sind und haben gar nichts, sie sind „freie Neger", viel schlechter, viel ärmer und verlassener, als die Sclaven auf der Plantage in Florida.

Frankreich hat viele Millionen solcher Nichtsvermögenden;

es sind kräftige, rüstige, durch lindes Fasten und heftige Bewegung geistig spannkräftig erhaltene Naturen, die herrlichste unverwüstlichste Arbeitsmaschine, und sie stellt sich nothgedrungen jeden Morgen den Hochvermögenden zur Verfügung, und die Hochvermögenden benutzen mit Vergnügen die Gelegenheit, diese Massenarbeit an sich zu ziehen und rasch in blankes Geld umzuprägen. Der Begriff und die Thatsache der bewußten Arbeit, der nationalen Arbeit, geht hierbei natürlich ganz verloren; wie die Religion, so schwindet vor der heidnischen Gleichheit auch der Patriotismus, und es bleibt nur die Masse der isolirten Individuen.

Solch ein Zustand ist indeß dem Egoismus der Hochvermögenden unendlich zusagend: ihr Geld häuft sich in den fabelhaftesten Progressionen, und sie steigen auf ihm immer höher in die Himmel aller der Genüsse, die in Süd und Nord zu haben sind. In ihren durchlauchtigsten Kreisen erhebt sich das neue Heidenthum, in welchem alle Achtung vor dem Menschen, jedes Bewußtsein seines höheren Berufes verloren gegangen ist, mit pyramidaler Wucht: der Cultus der paphischen Venus und ärgere Dienste des Alterthums erneuern sich oder müssen sich übertreffen lassen; Feste, wie sie aus der Beute des eroberten Asiens in Rom gegeben wurden, folgen endlos auf einander; die zartesten Saiten auf der vielstimmigen Leier der Kunst werden auf Bestellung in Bewegung gesetzt; Poeten ersten Ranges reimen für das Nachtessen eines schmutzigen Emporkömmlings Horazische Oden, und der Pinsel eines vollendeten Malers giebt sich dazu her, den Wagenschlag des jüdischen Herrn Mires mit Krone und Wappen zu versehen.

Aber diese aus Ossa und Pelia gehäufte goldene Höhe, auf welcher diese Hochmögenden stehen, ist doch in der That und Wahrheit sehr gebrechlich, und es gehören Hülfsmittel dazu, um einen aus lauter rollenden Goldstücken zusammengesetzten Bau zu erhalten. Diese Hülfsmittel werden in der Armee und in einem eigenthümlichen Repräsentanten der Nichtsvermögenden, dem sogenannten officiellen Proletariat, gefunden.

Die Armee, ebenfalls durch das Phantom der Gleichheit bethört und durch den Glauben an sie zusammengehalten, widerspricht dieser Idee gleichfalls in der Praxis, indem sie verächtlich auf die pekins herabsieht und sich mit dem Gedanken schmeicheln und beruhigen läßt, in Wirklichkeit der Herrscher Frankreichs zu sein.

Das officielle Proletariat aber, ein sehr fein ersonnenes Sicherheitsventil an einer auf die eigene Vernichtung losarbeitenden Maschine, tritt als Chorus in der neuen heidnischen Tragödie auf und, indem es an den Fasten und Prassereien der neuen Hochmögenden aus dem obersten Rechtsgrunde der Gleichheit einen wenn auch nur scheinbaren Theil hat und mehr auf die Decoration, auf die Pracht der neuen Gebäude, die Ausstellungen, die Paraden, die circenses hingewiesen ist, so ist es

doch berufen, der ganzen Masse zu zeigen, daß die höchstleitende Hand die Forderung der Gleichheit keinen Augenblick zum Schweigen gebracht wissen will, daß der höchstleitende Geist allen Reichthum und alle Pracht der Hochmögenden nur als ein Gut, das dieselben von der Masse zu Lehn tragen, betrachtet, daß die gehäuften Millionen der begünstigten Minorität sich nicht zurückziehen dürfen, sondern ihre roulirende Thätigkeit in aller Hast, wenigstens scheinbar, fortsetzen und wenigstens scheinbar eine „Neigung" gegen die Massen hin bewahren müssen.

(II. und Schluß in der nächsten Nummer.) H. K.

Die Rastatter Besatzungsfrage.

Das ist wieder eine wahre querelle allemande, welche auf die deutsche Einheit eine recht erbauliche Beleuchtung wirft, die jedenfalls bei unseren westlichen Nachbarn des Eindrucks nicht verfehlen dürfte. Preußen und Oesterreich sind beide von gleichem Eifer beseelt, Rastatt zu vertheidigen, aber eben wegen dieses doppelten Eifers steht es inzwischen um die wirkliche Vertheidigung um so mißlicher, und diese Bundesfestung, welche doch selbst im Frieden ein Symbol der deutschen Einheit und Stärke sein sollte, muß einstweilen dazu dienen, das Geheimniß unserer Schwäche zu verrathen.

Wir müssen es mit Schmerz sagen, aber wir können unsere Ueberzeugung nicht verläugnen, daß dieser bedauerliche Conflict von Seiten Preußens erhoben ist. Und zwar ganz ohne Noth, wie die folgende Darlegung zeigen wird.

Nach der bisher zu Recht bestehenden Vereinbarung hält Baden in Rastatt eine Friedensbesatzung von 2500 Mann, indessen Oesterreich dazu noch ein Detachement Genietruppen stellt und im Kriege überhaupt ein Drittel der ganzen Besatzung stellen soll. Im vorigen Jahre haben jedoch Preußen und Oesterreich beantragt, daß die Friedensbesatzung auf 5000 Mann zu bringen und also um 2500 Mann zu erhöhen sei, und daß diese Truppen von Oesterreich gestellt werden sollen. Die Zweckmäßigkeit dieser Erhöhung ist von Seiten des Bundes anerkannt, und Alles wäre damit erledigt, wenn nun nicht außerdem noch Streit darüber erhoben würde, ob diese 2500 Mann Verstärkungs-Truppen dem gedachten Vorschlage gemäß lediglich von Oesterreich zu stellen seien. Preußen hat nämlich dagegen beantragt, daß diese Verstärkung zu gleichen Theilen aus Preußen und Oesterreichern bestehen und daß dieser Theilungsmodus in Zukunft im Kriege wie im Frieden für die ganze Besatzung von Rastatt gelten solle, insoweit dieselbe nicht von Baden gestellt würde.

Es leidet allerdings keinen Zweifel, daß ein solcher Antrag von Seiten Preußens an und für sich betrachtet durchaus zulässig war, weil

es sich hier um eine Veränderung handelt, worüber noch keine bundesmäßige Vereinbarung besteht, und wobei folglich jeder Bundesstaat gewisse Ansprüche erheben kann. Baiern oder Württemberg hätten ihrerseits Aehnliches beanspruchen dürfen. Die Frage ist aber, ob man solche Ansprüche durchsetzen kann, und ob es überhaupt passend war, solche zu erheben. Wir meinen das Gegentheil, zunächst schon aus strategischen Gründen.

Kommt es einmal zu einem Kriege gegen Frankreich, so ist es ja selbstverständlich, daß die Operationsbasis der preußischen Armee im nördlichen Deutschland liegt und sich nach Süden höchstens bis zum Main ausdehnen kann, weil die Kette unserer Rhein-Festungen mit Koblenz endigt. Man wird daher nicht läugnen können, daß das Contingent, welches wir zur Besatzung von Mainz stellen, schon als ein vorgeschobener Posten anzusehen ist, was indessen wegen der verhältnißmäßig geringen Entfernung beider Plätze, und mit Rücksicht auf die Leichtigkeit und Sicherheit der Communication, unbedenklich erscheint. Rastatt hingegen ist dreimal so weit von Koblenz, und man muß auf dem Wege dahin zwei beträchtliche Flüsse, den Main und den Neckar überschreiten, so daß die Verbindung eines preußischen Contingents in Rastatt mit der preußischen Hauptarmee überaus schwierig sein würde. Es wäre für uns ein verlorener Posten zu nennen. Auch will uns bedünken, daß Preußen ohnehin schon so viele Festungen zu besetzen hat, daß es wahrlich keine Veranlassung finden dürfte, sich in dieser Hinsicht ganz ohne Noth noch neue Lasten aufzuladen. Andererseits ist die Verschiedenheit der Contingente in einer Bundesfestung als ein Uebel anzusehen, welches man freilich ertragen muß, wo es einmal zu Rechte besteht, oder nach Lage der Dinge unvermeidlich ist, aber niemals absichtlich steigern soll.

Alles dies ist augenfällig, und weil es so augenfällig ist, kann man nicht umhin, wenn von Seiten Preußens gleichwohl eine Theilnahme an der Besatzung in Rastatt beansprucht wird, darin lediglich den Ausdruck einer Eifersucht gegen Oesterreich zu erblicken. Dies ist der Eindruck, den die Sache in Deutschland macht, und wir meinen, Preußen hätte wohl Ursache, solche Eindrücke zu scheuen, weil dieselben sehr wenig geeignet sind, sein Ansehen in Deutschland zu erhöhen. Jedenfalls sprechen die bisherigen Erfolge nicht dafür. Vielmehr kann man sich der aller Orten hervortretenden Wahrnehmung nicht wohl entziehen, daß Preußens Ansehen in Deutschland im Sinken begriffen ist.

So haben denn die preußischen Ansichten in der Bundesversammlung binnen Kurzem zwei Niederlagen erlitten, und diese Rastatter Besatzungs-Frage wird aller Wahrscheinlichkeit nach noch eine dritte hinzufügen. Sie ist fast schon entschieden.

Nachdem nämlich Baden und Oesterreich aufgefordert worden, sich über die eventuelle Zweckmäßigkeit eines preußischen Mitbesatzungs-

Rechtes zu äußern, haben es beide für unzweckmäßig erklärt. Nun unterliegt diese Erklärung zwar noch dem Urtheil der Bundes-Militair-Commission, indessen ist es allzu natürlich, daß diese Erklärung von Baden und Oesterreich, welche bis jetzt das alleinige Besatzungs-Recht besitzen, eine überwiegende Berücksichtigung verdient, und darum aller Wahrscheinlichkeit nach auch erhält, wodurch denn die preußischen Ansprüche beseitigt sein würden.

Die Reform in der Türkei.

Die Reformen des osmanischen Reiches, mit besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses der Christen des Orients zur türkischen Herrschaft.
Von F. Eichmann. Berlin, 1858.

Zwei Ursachen sind es besonders, welche das öffentliche Urtheil über die Zustände des osmanischen Reiches, wie respective über die Lebensfähigkeit desselben so häufig irre leiten. Wir sehen den Halbmond an der Stelle des darnieder geworfenen Kreuzes herrschen, und unser religiöses Gefühl kann sich niemals mit diesem Anblick aussöhnen; und wir sehen diese Herrschaft in eben so barbarischen als für uns fremdartigen Formen auftreten, daß sie im Vergleich zu dem Staatsleben des civilisirten Abendlandes als eine Monstrosität erscheint, von der man kaum begreift, wie sie nur überhaupt möglich ist.

Und doch hat dieses Reich Jahrhunderte lang eine Kraft entfaltet, welche halb Europa zittern machte. Und doch besteht es bis heute, und wird nach aller Wahrscheinlichkeit noch lange bestehen, so abnorm auch seine Zustände erscheinen mögen.

Wir sind gewohnt, uns in dem Staate ein organisches Ganze vorzustellen, gehalten und getragen von dem Denken und Wollen aller seiner Glieder, welche in dem Staatszwecke das Mittel für die Erreichung ihrer eigenen Lebenszwecke erkennen, und darum umgekehrt auch für den Staatszweck aus freiem Muthe wirken. Allein so ist es nicht in der Türkei, so ist es nicht im Orient, und es ist dort niemals so gewesen. Alles, was wir Staatsleben nennen, concentrirt sich dort in der Idee der Herrschaft, welche ihre eigenen Zwecke und Interessen verfolgt, und den Beherrschten immer mehr oder weniger äußerlich ist. Diese bleiben vielmehr in ihrer naturwüchsigen Eigenthümlichkeit, sie bilden weder unter sich ein homogenes Ganze, noch verschmelzen sie mit den herrschenden Elementen. Sie führen ihr eigenthümliches Stillleben, das unter Umständen seinen reichen Inhalt haben mag, aber nur wenig in die Staatsgeschichte eingreift, die durchaus an dem Factor der Gewalt verläuft. Darum entfaltet uns die Geschichte des Abendlandes den Entwicklungsprozeß politischer Institutionen, die Geschichte des Orients hingegen erzählt uns von den Thaten und Schicksalen der

Herrscher und respective von dem Wechsel der herrschenden Stämme. So war es im Orient von jeher.

Assyrer, Babylonier, Meder, Perser, Hellenen, Parther, Römer wechselten im Alterthum in der Herrschaft des vordern Asiens. Und so geht es fort, immer in demselben eintönigen Despotismus. Nur die herrschenden Elemente verändern sich, aber die Staatsverfassungen des Orients sind noch heute fast dieselben wie vor 3000 Jahren.

In Reichen solcher Art erscheint ein Durcheinander von differenten Nationalitäten und Religionen nicht als etwas Ungehöriges, sondern es bildet vielmehr den normalen Zustand. Auch haben die Beherrscher solcher Reiche im Allgemeinen niemals die Idee verfolgt, daraus ein homogenes Ganze zu machen, sondern im Gegentheil, sie haben die natürliche Rivalität der differenten Elemente als ein sehr nützliches Werkzeug der Herrschaft angesehen, und um deswillen diese differenten Elemente gern ihr Sonderleben führen lassen. Bei gänzlichem Mangel eigentlich politischer Freiheit kann daher in solchen Reichen doch ein hoher Grad localer und communaler Autonomie bestehen, wie er sich in civilisirten Staaten Europa's wohl nirgends mehr findet.

In solcher Gestalt präsentirt sich noch heute das osmanische Reich, durch welches der Orient in Europa hineinragt. Sein für uns so fremdartiger Charakter ist nicht seine besondere Eigenthümlichkeit, sondern ist das allgemeine Wesen orientalischer Reiche.

Was noch mehr sagen will, das ehemalige byzantinische Reich, an dessen Selle das osmanische trat, hatte selbst schon einen orientalischen Charakter. Die Osmanen fanden darin schon ein Gemisch differenter Nationalitäten vor, indem sie nur ihre eigene Nationalität noch hinzufügten. Der Zusammenhang der einzelnen Theile war damals vielleicht lockerer als jetzt. Und was die Greuel, die Gewaltthaten und Unsittlichkeiten anbetrifft, welche die Geschichte der Türkenherrschaft beflecken, so steht es sehr in Frage, ob die byzantinische Geschichte, alles in allem gerechnet, nicht noch Schlimmeres aufzuweisen hat. Der Verwesungsprozeß einer versunkenen und verdorbenen Cultur ist sicherlich widerwärtiger als die Barbarei einer frischen Naturkraft, und so wird man nicht ohne Grund behaupten können, daß die Türkenherrschaft dem Byzantinismus gegenüber zu seiner Zeit ein wahrer Fortschritt war.

Auch die Vermischung weltlicher und geistlicher Herrschaft, welche das osmanische Reich so auffallend von unseren abendländischen Staaten unterscheidet, bestand schon in Byzanz in hohem Grade. Der Unterschied ist nur, daß das herrschende Element seitdem muhamedanisch wurde.

Wenn es sich nun um den inneren Werth des Christenthumes und des Muhamedanismus handelt, so kann kein Zweifel darüber sein, wie sehr wir diese Veränderung zu beklagen haben, und wir werden kein Bedenken tragen, selbst das in Aeußerlichkeiten wie in metaphysischen

Spitzfindigkeiten verkommene byzantinische Christenthum für edler zu halten als den Islam, weil es doch immer noch den Keim der Wahrheit in sich trägt. In dieser Hinsicht besteht also für die christliche Gesinnung kein Zweifel, und das Urtheil über das osmanische Reich ist danach gesprochen. Betrachten wir aber dieses Reich als Staatskörper, so liegt die Frage nicht mehr so einfach. Dann handelt es sich zuvörderst nicht um den idealen Gehalt des Evangeliums oder des Korans, sondern es handelt sich um die Religion in ihrem äußerlichen Dasein, als eine organisirte Macht, und es entsteht die Frage, ob das byzantinische Kirchenthum, oder ob der Islam mehr politische Fähigkeit und Kraft besitzt. Und betrachten wir endlich das osmanische Reich nach seinen Beziehungen zum europäischen Staatensystem, so wird die Frage noch viel complicirter.

Es ist bekannt genug, welche Feindschaft zwischen der abendländischen und zwischen der griechischen Kirche besteht, und man weiß, wie einst die Kreuzzüge grade um deswillen ihr Ziel verfehlten, weil sich die Griechen nicht mit den Lateinern vereinigen mochten. Selbst angesichts der drohendsten Gefahr waren sie mißtrauischer gegen die Lateiner als gegen die Türken. Es muß also wohl in dem byzantinischen Christenthume, wie es nun einmal in seiner Veräußerlichung geworden ist, ein Etwas liegen, welches sich dem Türkenthume verwandter fühlt als dem abendländischen Christenthume. Oder wenn dies zu viel gesagt sein sollte, so fühlt es sich doch durch jenes weniger gefährdet als durch dieses. Es erblickt in der Türkenherrschaft eine bloß äußere Gewalt, die mit der Zeit abgeworfen werden kann, in der abendländischen Kirche hingegen erblickt es einen inneren Feind, den es daher mit innerem Groll verfolgt.

Selbst auf dem Grabe des Erlösers erlischt dieser Groll nicht, im Gegentheil, er findet in dem Streit um die heiligen Orte neue Nahrung. Ja noch heute erlebt man an diesen geweihten Stätten die ärgerlichsten Auftritte zwischen den verschiedenen christlichen Confessionen. Das Crucifix und das Rauchfaß werden zur Waffe in den Händen streitender Priester, und am Ende ist es der Halbmond, welcher Frieden stiftet.

So weit kann sich die Wirklichkeit von ihren idealen Principien entfernen.

Die verschiedenen Nationalitäten und Religionen, welche jetzt das osmanische Reich umfaßt, waren eben so unfähig als unwürdig sich selbst zu beherrschen, und um deswillen scheint die Vorsehung ihnen die türkische Herrschaft auferlegt zu haben. Auch sind sie zur Zeit wenigstens noch unfähig, diese Herrschaft abzuwälzen. Sollte dies aber durch ein Einschreiten der abendländischen Mächte geschehen, so würde damit vielleicht den Unterworfenen selbst ein schlechter Dienst geleistet. Und was die griechische Kirche anbetrifft, so würde dieselbe, von der Ober-

herrschaft des Halbmondes emancipirt, wahrscheinlich dann um so feindseliger gegen die abendländische Kirche auftreten.

Alles dies sind schon Motive genug, um den Gedanken an eine gewaltsame Beseitigung der Türkenherrschaft durch die abendländischen Mächte zu einer Chimäre zu machen, selbst wenn man nicht wüßte, daß die particularen Staatsinteressen in der Politik immer viel schwerer wiegen als ideale Tendenzen. Aber auch abgesehen von diesen egoistischen Particularinteressen, und die Frage rein vom allgemein menschlichen Standpunkt aus betrachtet, können wir es niemals für die Aufgabe der europäischen Politik halten, die christliche Religion (welche in der politischen Praxis immer die Gestalt eines bestimmten kirchlichen Systemes annehmen wird) im Orient zur Herrschaft zu bringen, sondern die Aufgabe wird vielmehr darin bestehen, den orientalischen Staaten den abendländischen Geist zugänglich zu machen, und es lediglich der Zukunft zu überlassen, welchen Verlauf die religiöse Entwickelung des Orients in Folge dessen nehmen wird.

Unter diesem Gesichtspunkt springt es nun sofort in die Augen, daß nur diejenigen Mächte, welche sich als die eigentlichen Repräsentanten der abendländischen Civilisation darstellen, zu dieser Aufgabe berufen sein werden. Am allerwenigsten kann also Rußland ein Recht beanspruchen, das osmanische Reich in Curatel zu nehmen, da es sich selbst noch in halbasiatischen Zuständen befindet. Wahrlich, ein Reich, in welchem die größere Hälfte der Bevölkerung bis jetzt in Leibeigenschaft lebt, ein Reich ferner, mit einer Staatskirche, welche den Uebertritt zu einer anderen Confession mit weltlichen Strafen bedroht, — ein solches Reich darf sich am allerwenigsten zum Vormund der Türkei aufwerfen wollen. Noch weniger werden die abendländischen Staaten eine solche Vormundschaft dulden können, weil für die abendländische Civilisation gewiß kein Gewinn, sondern viel eher eine Gefahr daraus entspringen würde, wenn dereinst an die Stelle der osmanischen Herrschaft die russische träte.

Es ist wahr, unsere abendländische Civilisation beruht ihrem tieferen Inhalt nach selbst auf dem Christenthum, — wir sind weit entfernt, es zu verkennen. Aber eben, weil es so ist, darum, sagen wir, wird durch Verbreitung dieser Civilisation im Orient dem Christenthum selbst sehr wesentlich vorgearbeitet. Und nur dies kann eine Aufgabe der Politik sein. Dahingegen direct auf die Christianisirung des Orients hinzuarbeiten, muß Sache der Missionäre sein. Sollte es zur Aufgabe der Politik gemacht werden, so würde die Politik in die Zeiten der Kreuzzüge zurückversetzt. Und da religiöse Angelegenheiten von Staats wegen überhaupt nur in so weit traitable sind, als sie sich an bestimmte kirchliche Systeme anschließen, so würde ein solches Unternehmen an dem Widerstreit der Confessionen wahrscheinlich überhaupt scheitern. Oder es würde anderenfalls die Folge entstehen, daß die verschiedenen Groß-

mächte die Ausbreitung der Herrschaft ihrer eigenen Kirche zum Werkzeug politischer Pläne machten.

Dies ist in der That der Standpunkt Rußlands. Es verfolgt in der orientalischen Frage nur die Privilegien der orthodoxen Kirche, durch deren Protection es seine Herrschaft auszubreiten sucht, während England hingegen diese Frage vom Standpunkt der europäischen Civilisation auffaßt. Der Unterschied ist eben so weitreichend als einleuchtend, und erklärt den daraus entstehenden Antagonismus dieser beiden Mächte.

Hiermit sind wir in den Mittelpunkt der orientalischen Frage eingedrungen, und haben die Gesichtspunkte dargelegt, nach welchen die gegenwärtigen Reform-Bestrebungen des osmanischen Reiches, von denen das vorliegende Werk handelt, welches für viele unserer Leser eine anziehende Lecture darbieten wird, zu beurtheilen sind.

Herr Eichmann hat diesen Gegenstand mit unverkennbarem Streben nach Objectivität behandelt, und seine diplomatische Stellung in Konstantinopel gab ihm die beste Gelegenheit, die erforderlichen Informationen einzuziehen. Gleichwohl scheint es uns, daß er sich nicht ganz der Einwirkung jener Vorstellungen zu entziehen vermochte, von denen wir zu Anfang dieser Zeilen sprachen; woraus die Folge entspringt, daß er oft mehr vom specifisch kirchlichen Standpunkte als vom Standpunkte der europäischen Civilisation urtheilt, und sich darum auch mehr der russischen als der englischen Politik zuneigt. Er übersieht insbesondere, daß die Osmanen die Erbschaft des byzantinischen Reiches antraten, daher so vieles Widerwärtige in den Zuständen der christlichen Rajah nicht sowohl türkischen Ursprungs, als vielmehr aus dem byzantinischen Wesen überkommen ist.

Dieses vorweg bemerkt, gehen wir jetzt an den Inhalt des vorliegenden Werkes.

Dasselbe beginnt mit einer ausführlichen Darlegung der kirchlichen Verhältnisse der christlichen Rajah. Bei weitem die Mehrzahl derselben umfaßt die orthodoxe griechische Kirche, nämlich gegen 12 Millionen, wovon jedoch nur ein Drittheil der griechischen Nationalität angehört. Der Clerus hingegen besteht fast ganz aus Griechen, in deren Händen sich insbesondere die höheren kirchlichen Stellen ausschließlich befinden. Es ist selbstredend, wie die Griechen darin ein Mittel besitzen, um über ihre übrigen Glaubensgenossen eine Art von Herrschaft auszuüben, die um so bedeutungsvoller ist, als die Kirche zugleich sehr ausgedehnte weltliche Befugnisse hat. Sie übt fast die ganze Jurisdiction über ihre Gläubigen, mit Ausnahme der Criminalsachen; sie hat dieselben bei den türkischen Provinzialbehörden, wie in letzter Instanz in Konstantinopel zu vertreten, und man kann sagen, sie besorgt thatsächlich fast die ganze Administration. Die Pforte hat diese Lage der Dinge bisher vollkommen anerkannt und gewährt insbesondere dem höheren Clerus sehr ausge-

dehnte Privilegien, unter der Bedingung, daß er seinerseits für den Gehorsam seiner Untergebenen bürgt. So ist die Kirche der Sache nach eine Regierungs-Anstalt. Wir dürfen aber nicht übersehen, daß dies nicht erst durch die Türkenherrschaft so geworden, sondern dem Wesentlichen nach schon im byzantinischen Reiche bestand. Es folgt daraus, wie tief gewurzelt diese uns so fremdartig scheinenden Verhältnisse sein müssen, und daß es eine irrige Vorstellung wäre, wenn man meinen wollte, dieselben durch Beseitigung der türkischen Herrschaft selbst aufheben zu können.

An der Spitze der ganzen orthodoxen Kirche steht der Patriarch von Konstantinopel, welcher von der Synode erwählt wird. Er darf von der Pforte nur wegen Hochverrath abgesetzt werden, und auch die Synode kann seine Absetzung nur wegen schlechter Verwaltung oder wegen Ketzerei beantragen. Im Allgemeinen würde hiernach sein Amt auf Lebensdauer sein, in der That aber wechselt es sehr häufig, weil dies den Interessen der Synode entspricht. Man kann sich denken, welche Intriguen dabei zwischen den vornehmen und reichen Griechen und den hohen türkischen Beamten gespielt werden. Beider Interessen werden dadurch tief mit einander verflochten. Die hohen geistlichen Stellen, welche in dem Patriarchat gipfeln, sind also nichts weiter als fette Pfründen, zu deren Erlangung man daher auch einen entsprechenden Kaufpreis einsetzen muß. „Es ist unnöthig," sagt unser Verfasser, „darauf näher einzugehen, welche Personen sich bei diesem schmachvollen Handel betheiligen, nur so viel kann mit Bestimmtheit versichert werden, daß bei dieser Gelegenheit nicht die Türken, sondern die Griechen die Thätigsten sind; daß diesen Letzteren der größte Theil der enormen Summen zufließt, mittelst deren der glückliche Candidat seine Wahl durchsetzt, und die er sich oft zu unerhörten Procenten von seinen Landsleuten borgt. Wenn aber auch bei diesem traurigen Handel die Griechen nur Käufer, die Türken aber Verkäufer wären, was geht den Muselmann das Ansehen und die Ehre der christlichen Kirche an? Soll er gewissenhafter und zartfühlender in den Angelegenheiten des Christenthums sein als die Christen selbst? Und wenn die Christen, denen das Staatsgesetz völlige Freiheit in Besetzung ihrer kirchlichen Aemter läßt, davon keinen Gebrauch machen wollen, wenn sie nicht im Stande sind, die ihnen gewährte Selbstständigkeit zu behaupten, — warum soll der Türke ihr Verlangen nach seiner Dazwischenkunft zurückweisen, und die Vortheile verschmähen, die ihm der freie Wille der Christen darbietet?" Natürlich durchdringt nun dieses Corruptionssystem die ganze Kirche, und demnächst auch die bürgerliche Gemeinde, welche, wie zuvor bemerkt, mit dem kirchlichen Organismus fast identisch ist. Wir müssen aber auch hier wiederholen, daß diese traurigen Zustände keineswegs erst von der Türkenherrschaft her datiren, sondern altbyzantinisch sind. Die Türken haben dieses Verderben bereits vorgefunden, und die Zeugnisse

aller Reisenden stimmen darin überein, daß dem türkischen Charakter noch heute mehr Rechtschaffenheit und Zuverlässigkeit eigen ist, als dem griechischen Charakter.

Nächst der orthodoxen Kirche bilden die Armenier die zahlreichste christliche Religionsgesellschaft, gegen 2½ Millionen. Ihre Kirche besitzt dieselben Privilegien und wird von der Pforte mit besonderer Vorliebe behandelt, weil sich die Armenier am meisten mit dem Türkenthum assimilirt haben. Aus ihren Reihen gehen namentlich die Banquiers der türkischen Großen und die Agenten der Finanzverwaltung hervor.

Geringer der Anzahl nach, aber politisch wichtiger sind die Katholiken. Dahin gehören zuvörderst die verschiedenen unirten Kirchen, welche gegen 300,000 Seelen zählen, worunter die Maroniten die vornehmste Stelle einnehmen. Demnächst die römischen Katholiken, gegen eine halbe Million, wovon die meisten in der Herzegowina und in Bosnien leben. Ueber diese Letzteren übt Oesterreich ein factisches Protectorat aus, während sich der Einfluß über die übrigen Katholiken zwischen Oesterreich und Frankreich theilt und Frankreich insbesondere noch die Maroniten patronisirt. Frankreichs Einfluß ist im Ganzen weit überwiegend. Das Eigenthümliche in den Verhältnissen der Katholiken liegt aber darin, daß ihr Clerus dem Princip nach von Rom ressortirt, was indessen nur bei den lateinischen Katholiken vollständig erreicht ist. An ihrer Spitze steht der Patriarch von Jerusalem, dem Range nach niedriger steht der apostolische Vicar in Konstantinopel, nimmt aber der Sache nach die wichtigste Stellung ein und bildet das eigentliche Centrum der katholischen Politik, wie der katholischen Propaganda im Orient.

Der Protestantismus endlich hat in dem osmanischen Reiche keine politische Stellung, und unter den Unterthanen der Pforte hat sich erst seit dem Jahre 1830 ein kleines Häuflein von Protestanten gebildet. Es sind Armenier. Zahlreicher sind die Protestanten, welche in den großen Städten als Fremde leben, und deren Gemeinden vorzugsweise unter englischem oder preußischem Schutze stehen.

Nach dieser Darlegung der kirchlichen Verhältnisse wird der Ursprung der gegenwärtigen türkischen Reformprojecte entwickelt, der uns auf den Streit über die heiligen Orte und den daraus entsprungenen Krieg führt.

Auf Grund eines Vertrages vom Jahre 1740 glaubte Frankreich gewisse Heiligthümer für die katholische Kirche reclamiren zu können, welche später in die Hände der Griechen übergegangen waren. Es versuchte diese Ansprüche im Jahre 1850 geltend zu machen, Oesterreich unterstützte die dahin gehenden Anträge des französischen Gesandten, und die Pforte erkannte das Recht in thesi an, behielt sich aber über die praktische Anwendbarkeit dieses Rechtes eine Untersuchung vor. Das war schon genug, um die Griechen zu alarmiren. Rußland ergriff die

Sache mit Wärme, und da jene Erklärung der Pforte einen Eingriff in die Rechte der orthodoxen Kirche zu involviren schien, so wollte es diesen Anlaß benutzen, um die Pforte zu einer formellen Anerkennung aller derjenigen Protectorats-Ansprüche zu bewegen, welche Rußland aus dem Vertrage von Kutschuck Kainardje vom Jahre 1774 herleitete.

Auf Grund einer vaguen Stelle dieses Vertrages hatte nämlich Rußland im Laufe der Zeit einen sehr weit reichenden Einfluß über die orthodoxe Kirche des osmanischen Reiches zu erringen gewußt, und wollte jetzt dieses Factum in ein Recht verwandeln, indem es nichts Geringeres forderte, als daß der heutige Rechtsbestand dieser Kirche unter russische Garantie gestellt würde. Natürlich wäre daraus für die Folge ein allgemeines Interventionsrecht abgeleitet, d. h. ein Interventionsrecht in den Angelegenheiten einer Kirche, welche eine Bevölkerung von 12 Millionen umfaßt, und welcher nicht nur die geistliche Pflege ihrer Gläubigen, sondern zugleich eine weitreichende Jurisdiction und Administration zusteht. Gewiß, Rußland hätte dann allmählich zwölf Millionen Unterthanen in der Türkei gefunden. Das waren die Aussichten, und das waren die Ansprüche, welche der Fürst Mentschikoff geltend machen sollte.

Die daraus entstehenden Verhandlungen brachten die Pforte in eine peinliche Lage, woraus sie vor Allem durch Lord Stratford de Redcliffe befreit wurde. Herr Eichmann läßt diesem außerordentlichen Manne gewiß nur die verdiente Anerkennung widerfahren, indem er von ihm sagt: „Lord Stratford vertritt nicht nur Englands Regierung im Orient, er ist selbst diese Regierung. Ein eiserner unbeugsamer Charakter; eine Intelligenz, die mit derselben Leichtigkeit die größten wie die unbedeutendsten Dinge umfaßt; ein Geist, dem alle Nüancen der Politik eben so vertraut sind, als er lebendigen Antheil nimmt an allen Bestrebungen der Kunst und der Wissenschaften; eine Arbeitsfähigkeit, für welche die von der Natur gesteckten Grenzen nicht zu existiren scheinen; eine unglaubliche Fähigkeit, die Menschen zu kennen und zu benutzen; ein oft bis zur Leidenschaftlichkeit gesteigertes Ungestüm, dessen Wirkungen um so bedeutender sind, als ihm die Klugheit Grenzen zu stecken weiß; die Gabe zu imponiren und zu gefallen, rücksichtslos oder liebenswürdig zu sein, je nachdem das Eine oder das Andere erforderlich ist, — das sind die Eigenschaften, die den englischen Botschafter in Konstantinopel zu einem unschätzbaren Freunde und zum gefährlichsten Feinde machen."

Lord Stratford gab der Pforte den Rath, die zwischen ihr und Rußland bestehende Streitfrage zu einer allgemein europäischen zu machen, und dieselbe dadurch zu lösen, daß sie ihrerseits selbst die Initiative ergriffe, um die Rechte aller ihrer nicht muselmännischen Unterthanen zu erweitern und sicher zu stellen. Dieser Weg ist es nun, der auch nach dem Ausbruch des Krieges befolgt und in dem Pariser Frieden als der

zweckmäßige anerkannt worden. Daraus ist denn der viel besprochene Hattihoumayoun vom 18. Februar 1856 entsprungen. Eine Art von magna charta des osmanischen Reiches, die freilich einstweilen nur auf dem Papiere besteht, — ein Schicksal, welches sie mit so manchen modernen Constitutionen theilt.

Es würde uns zu weit führen, die in dieser kaiserlich türkischen Proclamation verheißenen Reformen im Einzelnen durchzugehen. Das Wesentliche ist, daß dadurch eine völlige Gleichstellung der Christen mit den Muselmännern angebahnt werden soll. Es liegt auf der Hand, was man davon zu denken hat, und können wir unserem Autor nur beistimmen, daß eine solche Gleichstellung zur Zeit ganz unausführbar und überhaupt wohl niemals zu erreichen ist. Gleichwohl wird man sich dieser Aufgabe doch einigermaßen nähern können, wie es allerdings auch thatsächlich geschieht. Wenn dann aber die christliche Bevölkerung mehr und mehr aus ihrer bisherigen Sonderstellung heraustritt, so müssen natürlich die weltlichen Befugnisse der orthodoxen Kirche in demselben Maße verringert werden, indem sie an Staatsbehörden übergehen, und es ist sehr erklärlich, daß der Clerus selbst solchen Reformen am lebhaftesten widerstrebt.

Hier ist nun der Punkt, wo sich die russische Auffassung der Frage von der westmächtlichen und insbesondere von der englischen Auffassung diametral unterscheidet. Denn Rußland möchte die Sonderstellung der christlichen Rajah nicht nur conserviren, sondern immer schärfer ausgeprägt wissen, dergestalt, daß die unter ein russisches Protectorat zu stellende orthodoxe Kirche immer mehr an die Stelle der Staatsgewalt und damit endlich Rußland an die Stelle des osmanischen Reiches träte. Das Resultat wäre dann unfehlbar. Aber eben deswegen wird man die umgekehrte Richtung einschlagen, d. h. die Sonderstellung der Rajah und folglich die weltlichen Befugnisse ihres Clerus successive aufheben müssen.

Daß die dadurch bewirkte theilweise Amalgamirung der Rajah mit der muselmännischen Bevölkerung das eigenthümliche Wesen der türkischen Herrschaft untergraben wird, ist außer Zweifel, und unsrer Ansicht nach durchaus nicht zu bedauern, da wir keinerlei Zärtlichkeit für das Türkenthum hegen. Aber während dieses Zersetzungs-Prozesses, der schließlich die osmanische Herrschaft absorbiren muß, werden sich allmählich die Keime eines neuen Staatslebens entfalten, und wenn die Zeit erfüllt ist, so wird dann etwas Neues vorbereitet sein, von dem es vermessen wäre, sich im Voraus eine bestimmte Vorstellung zu machen, das aber jedenfalls keine russische Provinz sein wird. Unstreitig wird der Hellenismus in diesem Umbildungsprozeß eine wichtige Rolle spielen, aber ganz gewiß wird dieser Prozeß nicht zu einem neuen byzantinischen Reiche führen. Dafür scheinen uns in der Gegenwart wie in der Vergangenheit die deutlichsten Anzeichen vorzuliegen, worüber wir uns zum Schluß noch einige Worte gestatten wollen.

Ist es ein Spiel des Zufalls, oder ist es eine Offenbarung der Vorsehung, daß die Wiedergeburt des Hellenismus an derselben Stelle erfolgte, wo einst seine Wiege gestanden hat: auf dem Peloponnes und in den Landschaften von Attika, Böotien, Lokris und Aetolien, die man heute Livadien nennt. Von dort aus entwickelte sich vor 3000 Jahren jene glänzende Cultur, die, nachdem sie innerlich verdorben und erstorben, in das byzantinische Reich eingesargt wurde zu einer tausendjährigen Verwesung, bis die Türken kamen, um das Aas aus dem Wege zu räumen. Inzwischen hatten slawische Stämme den Nachkommen der Spartaner und Athener ein neues Blut eingeflößt. Es entstand eine neue Race, welche in ihrem Räuber- und Hirtenleben in den Gebirgen, wie im Piratenleben an den Küsten und auf den Inseln, die letzten Nachwirkungen jener Cultur abstreifte, aber zugleich eine neue Naturkraft gewann. Aus diesen verwilderten Elementen hat sich denn der heutige griechische Staat gebildet, auch darin seinen Ahnen nicht unähnlich. Das Alles ist aber gewiß nicht geschehen, um die Wiederherstellung jenes verfaulten Byzantinismus zu ermöglichen, sondern das allein ist eine wahre Wiedergeburt, daß sich allmählich eine neu-hellenische Cultur entwickelt, die nach dem Maß ihrer inneren Kräftigung sich weiter verbreiten mag, wie es vor drei Jahrtausenden geschah. Sie wird dann auf den Inseln und an den Küsten von Kleinasien neu-hellenische Gemeinwesen hervorrufen, sporadische Bildungen, nach griechischer Art, die glänzende Aussichten eröffnen. Doch niemals wird dieses neue Leben seinen Stützpunkt in jenem Byzanz suchen dürfen, welches nicht die Blüthe, sondern der Sarg des Hellenismus war.

Aber eben dieses Byzanz, — das östliche Rom und wie jenes das große Beinhaus der Geschichte, die große Citadelle zweier Erdtheile, der Schlüssel zweier Meere, mit seinem goldnen Horn, mit seinen Monumenten, mit seinem Zauber und mit seinen Verbrechen, — sagt, was wird es denn werden? Die Frage drängt sich uns mächtig auf, aber die Antwort ist Schweigen. Der Schleier der Zukunft, den wir allzukühn ein wenig zu lüften wagten, entfällt unseren Händen, und wir stehen vor dem unlösbaren Räthsel. Es ist die orientalische Frage.

F.

Der alte Dessauer.

Gedicht von M. Ant. Niendorf.

II.

Fürst Leopold in Dessau.

Im Schlafrock und Pantoffeln, die Nachtmütz' über'm Zopf,
So sitzt im Schloss' zu Dessau der Fürst und stützt den Kopf,
Stützt ihn und reckt sich wieder, steht auf und setzt sich hin;
Im ganzen deutschen Reiche ist Nichts nach seinem Sinn.

Ihn hungert und Nichts schmeckt ihm, ihn dürstet, friert und schwitzt,
Es prickelt, kratzt und beißt ihn und weiß nicht, wo es sitzt,
Rückt zum Kamin den Lehnstuhl, doch schon ist's ihm zu heiß,
Springt auf und lehnt die Stirn' an den kühlen Fensterschweiß.
Und Jeder spricht im Hause: Nun ist das Wetter da!
Und Jeder bebt, der treten muß Seiner Durchlaucht nah,
Mit Hagel, Blitz und Granaten ist sein Gesind' bedroht
— Und hat doch genug an der Einen Durchlauchtigen Schweren-Noth!
Denn wenn Sie Ihren Degen barsch in die Ecke wirft,
Die Uniform verwünschend, wild in Pantoffeln schlirft,
— Zum Glück hat Sie kaum dreimal geplagt die Passion,
Dann ist Sie, Gott sei bei uns! in der allerhöchsten Desparation.
So raunt sich's zu der Diener. Und selbst die Fürstin mild,
Sie wagt kein Wort zu sprechen, weil Leopold also wild, —
Das treue Weib, das Alles vermochte über ihn,
Das räthselhaft zu bändigen wußte des Löwen Sinn.
Von Nichts will er mehr wissen, Gamaschendienst quittiren,
Als höchstens seine Dessauer noch plagen und vexiren —
Und sieh! Doch auf dem Tische die Karte von Schlesienland,
Und sieh! Dabei die Zeitung zerfetzt von seiner Hand!
Kann er noch nicht vergessen den jungen hochmüth'gen Herrn,
Der untergehn wird machen den preußischen Königsstern?
Der simple Flötenbläser, brummt er, der Bücherwurm,
Wo wird er anders enden als einst zu Wien im Thurm?
Zwar die Armee wär' fertig, sie steht wie Stein und Erz,
Wenn nur ihr junger Führer nicht hat ein Hasenherz;
Doch siegte sie ein- und zweimal und thäte das Allerbest',
Glaubt er, daß je sich Oestreich solch Spiel gefallen läßt? —
Und mehr noch denkt der Alte, — wie über des Vaters Tod
Er treu dem jungen König die biedre Rechte bot,
Wie stolz der sie zurückzog — wie er beim Huldigungseid
Den jungen König versichert der Treu und Ergebenheit —
Und deshalb ihn gebeten mit aller Hut und Acht,
Ihm ferner zu belassen, Stellung, Einfluß und Macht.
Dem Der nicht sein entgegnet: Die Stellen behaltet Ihr,
Doch Einfluß schenk' ich Niemand und die Macht gebühret mir.
Und mehr noch, denkt er, mehr noch — der neuen Disciplin
Voll humanis — den Bissen hieß es, nun friß Du ihn!
„Könnt Ihr so artig nehmen den Buben aus der Windel,
So lernt erst Heere schaffen aus verlaufenem Gesindel,
„Und der Schwerin? nun freilich hab' ich dem Krieg gewehrt,
Gewarnt, in welch' ein böses Wespennest man stört,
Der König wußt' es besser und so empfahl ich mich.
Es ging Schwerin nach Schlesien, ich ging nach Dessau, ich!"
Das Manifest fällt wieder vom Tisch ihm in's Gesicht,
„Hat Hand und Fuß, das Ding da, dumm ist der König nicht,
Und schreibt er das noch zweimal mit blutgetränktem Degen:
Was thut's? Es sind schon Klüg're der Habsburgslist erlegen.
„Das Reich, das Reich — ist wirklich das deutsche Reich schon todt?
An Leibe, nicht an Geiste; es gilt noch sein Gebot;
Noch giebt es Acht, des Fürsten von Anhalt Hals zu brechen!
Mir geht's an Kopf und Kragen — und soll kein Wort mitsprechen?"

Und wieder ist der Alte bei seiner Schweren-Noth
Und wieder poltert, ras't er und flucht mit Blitz und Tod.
Krieg, Krieg! und er zu Hause, im Feld sein Regiment,
Das ganze Herr in Schlesien! — Und ihm gebunden die Händ'!
Ein Andrer an der Spitze, der seiner Arbeit Frucht
Als Lorbeer erntet, — oder zerstört in feiger Flucht.
„Die Wetterrouleaux vor's Fenster!" herrscht er die Diener an,
Er will Nichts hören und sehn mehr, der grimme Kriegesmann.
— Draußen durch Schneegestöber und Winterdämmerung
Kommt ein Courier geritten, sitzt ab mit schnellem Sprung,
Bringt Brief und harrt auf Antwort, wenn Durchlaucht es erlaubt.
Der alte Marschall lieset und schüttelt trüb das Haupt.
Und setzet sich und schreibet beim flimmernden Kerzenschein
Und fegt und drückt die Feder, daß laut die Spalten schrein,
Schrein, wie ein armes Hühnlein von Fuchses Zahn erfaßt —
Da tritt leis in das Zimmer ein Gast und noch ein Gast.
Und wie er hingezeichnet sein Wort mit kühnem Zug,
Und drauf den Brief versiegelt mit einem derben Fluch:
Da blickt er auf: „Ihr Jungens, daß Euch der Blitz regiert,
Seid Ihr mir gar die Ersten, die aus Schlesien retirirt?"
Laut lacht er auf, dieweil er das Witzwort abgeschnellt,
Umarmet seine Söhne, er liebte sie, der Held.
„„'s ist schon erobert, Vater, das Heer hat gut Quartier,
Wir baten rasch um Urlaub und eilten her zu Dir.
„„Der große König selber fuhr mit uns nach Berlin,
Er läßt Dich, Vater, grüßen, Du solltest besuchen ihn.
Der Carneval des Hofes beginnt mit heutigem Tag,
Wenn Du nicht kämst, so käm' er zu Dir, rief er uns nach!""
„Der große König, Knabe, sprichst Du vom kleinen Fritz?
Dann ist mein kleiner Finger auch noch zu Etwas nütz;
Ich mal' ihm eine Krone und schnall' ihn auf mein Roß;
Und führ' ihn nur durch Dessau, mein Finger, der ist groß!
„Doch, Max, das schreit der Pöbel; das Federkielgezücht
Summt's vor, sobald's vom Throne nur etwas übel riecht.
Es spricht ein Fürst von Anhalt mit Urtheil kühl und klar,
Doch sieh! ein neuer Orden „pour le mérite" wohl gar?"
„„Ich nahm ihn, wie ein Anhalt von Königen Gnaden nimmt,
Hat meinen Sinn nicht schlechter, auch besser nicht gestimmt;
Und, Vater, noch kein Pöbel, kein Höfling nannt' ihn groß:
Das Wort kam mir, vermuthlich weil's aus der Seele floß.
„„Und sprach ich's, nun so hab' ich zuerst ihn groß genannt,
Denn was ich sprach, wird sagen dereinst das ganze Land;
Denn er ist groß, ist weise, hellblickend, tiefgelehrt,
Sein Wort ist scharf und treffend, er führt es wie sein Schwert.""
„Max, Max, Du nah an Vierzig — ich seh noch Jünglingsflaum
Um Deinen Mund und wähne, Dir wird er schwinden kaum!
Ein Marsch in's leere Schlesien — das Heldenfeuer loht,
Ihr singt von Heldenthaten, weil Ihr der Luft gedroht!"
„„O, Vater, glaub', wir wissen, daß wir noch Nichts gethan,
Als erst spazieren gingen und das Terrain besahn,
Wo fallen wird der Würfel — doch räthselgleich zu schau'n
Ist, wie er weiß im Heere zu wecken sich Vertrau'n.

„„Was wir erst mühsam lernten, ihm scheint es angeboren;
Marschordres kurz und bündig — kein Wort wird da verloren,
Kein Kreuzen und kein Irren, — des Kleinsten nimmt er wahr;
Er schläft, springt auf und Alles ist fest, bestimmt und klar.
„„Und wie er so im Felde selbst wirkt und blickt umher,
Da ist's, als ob die Umsicht selbst waltet in dem Heer,
Die auch dem fernsten Posten ersinnt noch Fleisch und Brot; —
Man fühlt's und lernt vertrauen dem waltenden Heeresgott.
„„Und frag' ich mich, was ist es, das ihn zum Herrscher macht?
Sein großer Geist ist's immer, der schweigend webt und wacht.
Sein großes Aug' anziehend und haltend doch so fern;
Es schenkten in der Wiege die Götter ihm diesen Stern.
„„So rückt' er ein und Alles hat ihn zum Herrn erkannt,
Die Volksbegeistrung bildet stets sein Gefolg' im Land;
Schien seine That ein Wagniß, ein Sprung in's Ohngefähr:
Und sieh! er zieht durch Schlesien, ein angestammter Herr!
„„Und Recht hat er, verbrieftes, besiegeltes dazu . . . .""
„Hör', Max, genau genommen, so viel als ich und Du."
Es sprach's der alte Grimmbart, zog kaum den schlauen Mund.
„„Wir gleiches Recht auf Schlesien? Das ward noch nie mir kund.""
„Nun, wir? Gebrieft, gesiegelt hat man zu aller Zeit,
Wir rücken nur mit Heeren in Brandenburg zum Streit;
Ein grundgelehrter Hansnarr schreibt schnell auf mein Geheiß
Aus unsern Hausarchiven ein dickes Buch mit Fleiß:
„Alsmaßen das Haus Anhalt einstmals die Mark besaß,
Und durch Gewalt des Kaisers des Rechtes nicht genaß,
Als Waldemar gestorben, der letzte vom Geschlecht;
Zwar ist's vierhundert Jahr her, was thut's? Recht bleibet Recht.
„Aus purem Edelmuthe erklärt nun unser Haus,
Die alte graue Unthat großmüthig zu löschen aus,
Drum fordert's die von Zollern mit Gutem oder Gewalt,
Kurbrandenburg zu räumen dem alten Haus Anhalt.
„Es müßte sich auch ferner der preußischen Krone entledigen,
Um uns für hundertjähr'ge Interessen zu entschädigen —
Wir würden nur gezwungen greifen zu dem Schwert,
Drum unser billig Fordern in Liebe sei's gewährt.
„Wenn wir so Preußen hätten, mein Sohn, dann ist es klar,
Wie voll auch unser Anspruch auf Glaz und Liegnitz war.
Ihr lieben Schlesier, hieß es, seid alle meine Kinder,
Kommt her, hat nichts zu sagen, ein Paar mehr oder minder!
„Nun, Knabe, sag', was meinst Du zu unserm guten Recht?"
„„Hätt' ich's, dazu die Macht auch, die mich zum Ziele brächt' . . . .""
„Hat Er die Macht?" — „„Ich mein' es, sein Land, sein Schatz, sein Heer,
Dazu sein Geist gerechnet, so wiegt sie doppelt schwer.""
Unruhig schritt der Alte im Zimmer her und hin.
„Wär' er so klug, darüber ich arg des Zweifels bin:
Zu solchem kühnen Rechten um hundertjähr'ge Ding,
Da sind fünffache Mächte statt seiner zu gering.
„Ich sag' es Dir, jetzt hat er mit Oestreich nur zu fechten,
Doch morgen kommen andre von der Linken, von der Rechten;
Nicht duldet den wilden Springer Europ' in seinem Spiel,
Er wird genommen, gewänn er der Bauern noch so viel.

„Ein zweiter Schwedenkönig! — Ein Weib die Kaiserin,
Doch steckt in diesem Weibe der ganze Habsburgsinn.
Da sieh'! mein Sohn, dies Schreiben bracht' eben ein Courier,
Und meine bünd'ge Antwort liegt schon versiegelt hier. —
„Was man mir längst verweigert, das wird mir nun befohlen:
Mein lieber Reichs-Feldmarschall, nun mach' Dich auf die Sohlen;
Nun komm', Du sollst besiegen den preußischen Rebellen,
Schuldig bist Du's als Reichsfürst und Haupt von den Marschällen!
„Das kaiserliche Ordre, — ein traulich Schreiben dies,
Voll lockender Versprechen, gleich giftig und gleich süß."
„„Und dem hast Du erwiedert, mein Vater, darf ich's fragen?""
„Ich kann's selbst dem Verehrer des Königs Friedrich sagen.
„Ich schrieb der Kaiserlichen hochmögenden Hofkanzlei,
Daß ich von Dero Schreiben im Schlafrock betroffen sei;
Daß ich im Schlafrock bliebe, so lang die Fehde wäre,
Das riethe mir mein Gewissen, weil's wisse von Recht und Ehre.
„Zumal, wer Kaiser wäre, man wisse noch nicht ganz,
Wiewohl's von Herzen wünschte dem hohen Herzog Franz;
Und ob er von den Kuren so gut als wie ernannt,
So sei doch wohl dem Hofe wie aller Welt bekannt,
„Daß ich dem Heer gehöre des Königs Friedrich an,
Und sei mit meinen Eiden der Krone Unterthan.
Drum sei dem Reich im Kriege zu dienen stets bereit,
Doch nicht, wenn Preußens Fürsten mit Oesterreich im Streit.
„Weil nun anjetzo Preußen bekriegt den eignen Herrn,
Der auch mein Herr, so halt' ich von diesem Streit mich fern;
Drum heißt mein Ordre: Friede, und meine Parole: Ruh',
Und nur in Einem Falle soll heißen sie: Greif' zu!
„Das ist, wenn je dem König sein Wagniß würde klar,
Und Er, geschlagen, brächte zu Falle Preußens Aar:
So wär', auf die Gefahr hin, zu fallen selbst in Acht,
Der Fürst von Anhalt-Dessau keinen Augenblick bedacht,
„Zu sammeln noch die Trümmer des herrlichsten der Heere,
Mit ihm zu steh'n und fallen für Preußens letzte Ehre;
So viel an ihm, zu wachen, daß Nichts entfremdet werd',
Bis dem geschlag'nen Lande Gott wieder Heil beschéert.
„Das würd' ich thun um Wilhelm's, des seel'gen Königs, Gnad',
Dem ich als hohem Freunde gedient mit Rath und That.
Das müßt' ich thun, und sollt' ich darob zu Grunde geh'n,
Ich könnt' ihm sonst im Himmel nicht dreist in's Auge seh'n.
„Dünkt Dich die Antwort billig, so ruf' den Diener mir,
Er soll noch heut das Schreiben einhänd'gen dem Courier."
„„O, Vater, ich darf hoffen,"" rief Max mit heiter'm Muth,
„„Du wirst vor solchem Unglück dem König wieder gut.""
„Den Kronprinz hatt' ich gerne, mein Sohn, für den ich bat
Fußfällig, daß der Aermste nicht das Schaffot betrat."
„„Er ist derselbe, Vater, er achtet Dich wie Keinen
Und klagt nur, daß Du störrig nicht willst im Feld' erscheinen.
„„Er weiß, mit welchem Klange Dein Nam' im Heere rauscht,
Wenn er, das Heer durchwandelnd, dem Wort des Kriegers lauscht,
Der narbig, wie ein Grabstein, von Dir, von Dir erzählt,
Den nie noch keine Kugel zu ihrem Ziel erwählt;

„„Der doch zuerst die Fahne in seine Rechte nimmt
Und im Parademarsche die stärkste Schanz' erklimmt;
Ja, wär' der alte Schnurrbart bei uns! so rufen sie,
— Und Du, Du fehlst, des Heeres lebend'ge Poesie!““

„Nun schweige, Knabe, schweige, was soll's mit dem Gered'?
Mach mir nicht warm das Herze, 's ist schon halbwegs verdreht;
Die alten Knochen sollen doch einmal Ruhe haben,
Und könnten freilich ruhen — wären sie nur begraben!“

„„O sprich nicht so! — Gott segne Dir Deiner Jahre Zahl,
Und komm, der König bittet morgen zum Carneval!““
Da fiel der Blick des Alten just in ein Spiegelglas,
Dem er von dem Kamin aus grad' gegenüber saß.

Da saß sein Bild — die Mütze gepreßt auf's wilde Haar,
Darunter sein eigen Antlitz schaut her so wunderbar,
Sein braunes Angesichte mit Schnurr- und Zwickelbart,
Das von dem Mützenzipfel gar wild umflogen ward; —

Denn nickt er mit dem Haupte, sprang der der Nase vor,
Und schüttelt er's voll Aergers, er saß ihm auf dem Ohr;
Und wie sein Aug' im Spiegel drauf fiel und wieder fiel,
Da war's dem alten Degen des Wunders doch zu viel.

Er warf das Ding zur Erde. „Nach Hof zu Fest und Ball?
Mich dünkt, ich spiele selber hier meinen Carneval.“
Unmuthig sprach er's, dennoch war's lächerlich zum Sterben,
Und selber mußt' er lachen mit seinem Sohn und Erben.

Dann stand er auf. „Nun laß uns hin zu den Frauen geh'n;
Hab' Deine treue Mutter seit Wochen nicht geseh'n,
Die Töchter nicht, die Enkel! 's ist eine böse Zeit,
Es ist, als wollt' auch scheiden die alte Gemüthlichkeit. —“

Da ward's im Haus lebendig, da lebt' es auf, das Schloß!
Das Wetter ging vorüber, die Freude, die war groß.
Zog Er schon aus den Schlafrock? raunt man sich zu im Flur.
Nun, heut ist's Abend, morgen greift er schon zur Montur!

— Und draußen schneit es minder. Die weiße Decke lag
So rein und fein gebreitet auf Park und Hof und Dach.
Da zog auch schon der Wiener Merkur hervor sein Pferd,
Das, wiehernd hell, bestaunte die weißbeschneite Erd'.

— Da scholl ihm ferne Antwort. — Ein wildes Viergespann
Flog eben her, man hört' es kaum auf dem weichen Plan,
Und aus dem Schlage schauet hervor ein Offizier,
„Wohin so spät noch?“ fragt er den pfeifenden Courier.

Der pfeift erst seinen Reigen und steigt zum Bügel ein.
„Nach Wien, bei Nacht und Nebel, soll' doch halt eilig sein!“
Und sprengt dahin — die Rappen schon halten vor dem Thor,
Und eilig bringt der Fremde zur Antichambre vor.

Als d'rauf dem Fürsten eilig die leise Meldung ward:
Ein Offizier des Königs, der Seiner Durchlaucht harrt . . . .
Da poltert er zur Thüre und brummt von Schererei'n
Vom Morgen bis zum Abend und Undank obend'rein;

— Die Kerze hat er selber genommen in die Hand,
Zu leuchten, wer so spät noch nach Dessau ward gesandt,
Bis klar der Glanz des Lichtes auf Dessen Antlitz steht
Und er zurücke taumelt: „Sie selber, Majestät!“

Da läutet's, rechts hin, links hin Befehle kreuz und quer,
Es jagt das Ingesinde, als ob's von Sinnen wär'.
Doch steh! noch zwei Minuten da steht in voller Zier
Vor seinem jungen König **Preußens erster Grenadier.**

Zur englischen Rechtspflege.

London, Anfang Mai 1858.

Eins der theuersten Besitzthümer des englischen Volkes, oder, um in schwungvollerer Sprache zu sprechen, eins der vorzüglichsten Palladien seiner Freiheiten, ist die Oeffentlichkeit der Rechtspflege. Wo und wie auch immer das Recht gefunden und gesprochen werden möge, sei es im höchsten Gerichtshofe des Reiches, dem Hause der Lords, oder im kleinsten Grafschaftsgerichte, sei es von der erlauchten Versammlung der Pairs oder dem schlichten Einzelrichter, immer und überall waltet die weiteste, die unbeschränkteste, die unbedingteste Oeffentlichkeit ob. Doch die Oeffentlichkeit an sich ist keineswegs, was man in Ländern, wo sie eine neuere „Errungenschaft“ ist, in der Regel in ihr zu erblicken glaubt, das heißt eine Bürgschaft der Unparteilichkeit der Untersuchung und des Urtheilsspruches, einer Erfüllung der Gerechtigkeit, der Gleichheit vor dem Gesetze. Nein, sie ist an sich nur der Weg dahin, im Grunde nur eine Vorbedingung, und zwar eine Vorbedingung ganz äußerlicher Art. Von innerer und darum wesentlicher Bedeutung ist vielmehr die Form des Verfahrens, die ihrerseits theils durch die wissenschaftliche Theorie, theils durch die allgemeine politische Verfassung und Tendenz des Staates bedingt wird, und die recht eigentlich erst den Werth der Oeffentlichkeit bestimmt, beziehentlich derselben erst Werth verleiht. Dahin gehört u. A., im letzteren Sinne, die Befugniß des Richters, jede Person, so hoch oder so niedrig sie sei, vor sich berufen und vernehmen zu dürfen, wie es in England der Fall ist. So ist der höchste Würdenträger des Staates, der erste der Pairs, ja, der Prinz von königlichem Blute, so er dem Throne selbst „am nächsten“ stehe, verpflichtet, vor dem einfachsten Richter in Person zu erscheinen, und Keiner kann sich dieser Verpflichtung entziehen. Diese Befugniß des Richters ist nur eine natürliche Folge der Rechts-Präsumtion, wonach ein jeder Gerichtshof gleichsam eine aula regis ist, in der der Souverain in eigener Person zu Gericht sitzt und nach dem Gesetze des Landes erkennt, zu welchem Endzwecke ihm, als Quelle des Rechts in diesem richterlichen Sinne, die Machtvollkommenheit innewohnt, vor seinen Richterstuhl Jedweden im Reiche, Pair und Gemeinen, zu berufen, denn selbst zur Zeit ihrer höchsten Macht, während ihres siegreichen Kampfes mit der Krone, hatten die Barone niemals eine Exemtion dieser Art erlangt, noch selbst je sie erstrebt. Auf dieser vom Höchsten im Staate so gut wie vom Letzten von jeher anerkannten Befugniß des Souverains, in der sich vorzugsweise die summa potestas des Volkes in seiner staatlichen Einheit äußert, beruht auch zum großen Theile die Achtung vor dem Gesetze, welche eine so hervorragende Eigenthümlichkeit des Charakters des englischen Volkes, eine seiner ersten National-Tugenden ist. Denn diese Tugend entspringt durchaus nicht so lediglich, wie man wohl wähnt, einem etwa zum volleren Bewußtsein gelangten individuellen Rechtsgefühle oder

einer aufgeklärteren Anschauung über die Bedingungen eines gesunden gesellschaftlichen Organismus, einer freien und lebendigen Staatsharmonie — Erwägungen, welche dem gemeinen Engländer ziemlich fern liegen. Nein, auch diese Tugend ist, wie jede Eigenschaft und Eigenthümlichkeit des National-Charakters, die Frucht der Zeit, die, wenn sie zwar in ihrem ersten Keime im innersten Genius des Volkes empfangen ist, doch der Pflege, der Erziehung und der Uebung bedarf, um zur volleren Reife zu gelangen — sie beruht, kurzum, auf langer Gewohnheit und ist darum gewissermaßen angeboren. Und diese Uebung der staatsbürgerlichen Pflichten in der That ist die Vorbedingung, das Fundament der staatsbürgerlichen Rechte, und nur, wo jene sich bereits eingelebt und, um so zu sagen, zur anderen Gewohnheit geworden, können diese wahrhaft gedeihen und kann im Volke der Glaube — denn Glaube muß es sein — sich einwurzeln, daß es im politischen und gesellschaftlichen Leben kein Recht giebt ohne eine entsprechende Pflicht.* Darum nennt sich in England mit gleichem Stolze der Erbe des Thrones wie der „Erbe des Webestuhles" Unterthan der Königin, während in Frankreich noch unter Louis Philipp ein Mitglied der Kammer mit patriotischer oder eigentlich „menschenrechtlicher" Entrüstung die Bezeichnung eines „Unterthan" des Königs von sich wies, und lange Debatten sich darüber entspannen, ob es noch Unterthanen in Frankreich gebe, ob diese Bezeichnung nicht der „Würde" des Menschen widerspreche, nicht das Siegel der Knechtschaft auf die erhabene Stirn ihm drücke. Darum ist England stark in der Freiheit, weil jeder Einzelne dem Gesetze sich beugt, nicht aus äußerem Zwang, sondern aus innerem Drang, und Niemand über dem Gesetze sich glaubt, sondern in ihm und unter ihm, wie andererseits das Gesetz selbst die persönliche Freiheit achtet, sie schützet und schirmt. Daß Letzteres aber geschehe und daß von den ausübenden Organen des Gesetzes, so weit deren Amt in der Vorbeugung eines Bruches des öffentlichen Friedens besteht, keine Ueberschreitung stattfinde, dafür bürgt wiederum der Umstand, daß diese Organe, oder, verständlicher gesagt, die Polizei-Agenten, nicht gedeckt sind durch die vermeintliche Verantwortlichkeit einer höheren Verwaltungsbehörde, sondern Jeder derselben individuell dem Richter verantwortlich ist, und keine höhere Autorität ihn diesem Forum, noch dem Urtheilsspruche entziehen kann, oder gar bei Straferkenntnissen ihn — die gefährlichste aller Corruptionen — in einer oder der anderen Weise schadlos halten darf zum Hohn des Gesetzes.

Diese Achtung vor dem Gesetze ist also in England etwas „lang Ererbtes", eben so gut eine Erbschaft von den Vätern, wie das Geschwornengericht und andere Nationalgüter dieser Natur. Sie bezeichnet die Pflicht gegenüber dem Recht. Und Hoch wie Niedrig erkannte sie an, in den Zeiten selbst der größesten inneren Zerrüttung, inmitten der blutigen Kämpfe und Fehden des Mittelalters. Seiner Essenz nach dem wahren Zustande der Dinge so ganz entsprechend ist die Scene in Heinrich VI. (im 1. Acte des ersten Theils), in welcher der unsterbliche Dichter uns mitten hinein versetzt in das rohe, aber kraftvolle Getriebe dieser gährenden Zeit; im hitzigsten Handgemenge sind der Protector Herzog von Gloucester und der Cardinal-Bischof von Winchester und ihr Gefolge; da erscheint der Mayor von London und gebietet Einhalt dem Streite; mürrisch und grollend, aber folgsam augenblicklich der Stimme, die da spricht: „im Namen des Königs", lassen sie ab, und es ruhen die tödtlichen Waffen; die quasi-königlichen Friedensbrecher ziehen von dannen, nachdem der Mayor sie kernig apostrophirt:

Pfui doch, Ihr Lords, Verräther des Gesetzes,
Dem Achtung Ihr vor Allen schuldig seid!

Aber auch äußerlich erhält die Rechtspflege erst Werth, insbesondere für das practische Leben des Volkes, wenn sie nicht beschränkt bleibt auf den engen Raum des Gerichtssaals, sondern so weit es der Bedeutung eines jeden Falles entspricht, sich weiter nach Außen erstreckt. Denn in den Gerichts-Verhandlungen spiegeln vielfach die socialen Zustände, die Sitten oder Unsitten der Zeit in mannigfacher Weise das innere Leben der Gesellschaft wieder. Allerdings sind es immer nur einzelne Erscheinungen, und meistens krankhafte Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens, und irrig wäre es, von ihnen rücksichtslos auf die allgemeinen Zustände der Gesellschaft schließen zu wollen — allein sie werfen nichtsdestoweniger in ihren mannigfaltigen Gestaltungen und näheren Umständen, wie sie in der Untersuchung hervortreten, ein besonderes Licht, sei es hierhin oder dorthin, und lassen das Getriebe der Menschen, Gesinnung und Charakter, Vorurtheil und Leidenschaft, nicht selten in ihren geheimsten Fäden erkennen; und bei der Masse, der zur gerichtlichen Untersuchung kommenden Fälle bietet sich daher immerhin in dem Gesammtergebnisse, wie mehr oder minder in manchem einzelnen Falle, ein Kriterium für den allgemeineren Culturzustand des Volkes dar. Andrerseits gewähren die Verhandlungen auch dem Laien einen Einblick in die positive Gesetzgebung seines Landes, in den Charakter und Geist derselben, und er sieht sich befähigt, sich ein allgemeineres Urtheil darüber zu bilden, wie weit wohl ein oder das andere Gesetz in Uebereinstimmung ist mit den Grundsätzen des abstracten Rechts, der Billigkeit und Gerechtigkeit, der ganzen sittlichen Idee des Rechts; und andrerseits, ob das richterliche Erkenntniß, beziehungsweise die zuerkannte Strafe, der Schuld entspricht, sei es auch nur seinem eigenen inneren Gefühle nach. Auf diese Weise allein kann sich ein Rechtsbewußtsein im Volke bilden, nicht ein unbestimmtes, dunkles, abstractes Gefühl nur, das so leicht zu irrigen politischen Anschauungen führt, sondern ein concreter, practischer, auf das Leben unmittelbar sich beziehender und anwendbarer Rechts s i n n, der auf das practisch volksthümliche Bedürfniß zielt und zur practisch gemeinheitlichen Nutzanwendung dient, der Staats b ü r g e r schafft im edelsten Sinne des Worts, wie die alten Römer es waren und wie die Engländer heute es sind. Denn je mehr der Rechtssinn im Einzelnen entwickelt ist, um so höher steigt auch in ihm das Gefühl der persönlichen Würde, des sittlichen Ernstes, und der männlichen Kraft, jener Tugenden, die da die festesten Säulen sind der Kraft der Staaten und der Größe der Völker.

So lange nun Oeffentlichkeit nicht in diesem weiteren Sinne vorhanden ist, so lange ist sie auch gewissermaßen nur Theorie und todtes Wort ohne allgemeineren praktischen und volksthümlichen Werth. Sie kann aber nur in diesem Sinne erfüllt werden und einen lebendigen Einfluß erlangen durch die Organe der öffentlichen Presse. Und hierin liegt in der That eine der vorzüglichsten und gleichzeitig schönsten Aufgaben der Presse. Durch Darstellung und Verallgemeinerung der Rechtspflege und ihrer praktischen Ausübung, wie sie in den Gerichtsverhandlungen sich äußert, dem Volke ein Bild zu geben von seinem eigenen inneren Leben, und zwar gerade dieser negativen Seite seines Lebens, das ist der Beruf der Presse, wenn anders sie diesen ihren Beruf in seinem ganzen Umfange und seinem edelsten Sinne begreift und erfaßt. Nur die englische Presse kann sich rühmen, auch in dieser Hinsicht auf der Höhe ihres Berufes zu

stehen. Nicht durch Special-Organe allein, durch spärliche Auszüge, die allenfalls bei den sogenannten „causes célèbres", insbesondere so weit der „Scandal" darin eine Rolle spielt, mehr oder weniger anschwellen, sondern allen Organen in der Tagespresse, durch vollständige Darstellung aller wesentlichen Einzelnheiten in ihrem ganzen Entwickelungsgange jedes einzelnen Falles, und demnächst bei geeigneter Veranlassung durch eine freie und erleuchtete Besprechung unter den verschiedensten Gesichtspunkten, findet die Rechtspflege in England eine solche wirkliche und zweckgemäße Oeffentlichkeit. Und nicht nur verbreitet sich hierdurch, wie schon bemerkt, ein helleres Licht auf die allgemeineren sittlich-socialen Zustände, sondern die Eigenthümlichkeiten, seien es Vorzüge oder Mängel, der vaterländischen Rechtspflege werden auch dem Laien allmählich anschaulicher, und er gewinnt eine höhere und bewußtere Theilnahme an dem, was jeden Bürger des Staates doch so nahe betrifft und was in Rücksicht auf die täglich wachsende Verkettung und Wechselwirkung der gesellschaftlichen Interessen auch von täglich höherer und allgemeinerer Wichtigkeit wird.

So wird es vielleicht nicht ohne Interesse erscheinen, zuweilen hineinzugreifen in diese, euphemistisch gesprochen, Blumenlese der englischen Rechtspflege, und es mögen hier einige Fälle, die sich kürzlich ereignet, in kürzester Darstellung Platz finden.

Der erste dieser Fälle kam vor wenigen Wochen zur gerichtlichen Verhandlung und erregte im Publicum wie in der Presse ziemliches Aufsehen wegen der Strenge der Strafe.

Ein Geistlicher, Vorsteher einer Schule, in Clifton bei Bristol, erfährt, und zwar durch freiwilliges, durch keine unmittelbare Veranlassung provocirtes Geständniß seiner Frau, daß dieselbe vor bereits fünf Jahren bei Gelegenheit einer zeitweiligen Abwesenheit von ihrem Gatten den „Besuch" eines Mannes empfangen hatte, mit dem sie schon vor ihrer Verheirathung in „vertraulichen Verhältnissen" gestanden, seitdem aber, mit Ausnahme jenes Besuches, nie wieder in Berührung gekommen war. Der Geistliche, durch diese Eröffnung auf's Tiefste erbittert, sinnt auf Genugthuung und kommt alsbald, zum Unglück für ihn, zu dem Entschlusse, dies auf eigene Hand zu thun, und zwar, sonderbar genug, unter Mitwirkung seiner eigenen Frau, die, selbst ein schuldiger Theil, sich, vielleicht um vermeintlich ihren Fehler zu sühnen, zum bereitwilligen Werkzeuge ihres Gatten macht.

Sie schreibt ihrem weit entfernt (bei London) wohnenden alten Liebhaber, daß sie seit einigen Wochen Wittwe sei und sehnlichst wünsche, das frühere Verhältniß mit ihm wieder anzuknüpfen, ja selbst ihn, sobald es irgend geschehen könne, zu ehelichen, und bittet schließlich, er möge sich Behufs weiterer mündlicher Besprechung zu einer bestimmten Zeit da und da einfinden. Nach mehrfachem Hin- und Herschreiben geht dieser auf den Vorschlag ein und findet sich am bezeichneten Orte, einer Eisenbahn-Station, unfern dem Wohnplatze des Geistlichen, ein. Schon harrt seiner die „Wittwe", und beide machen sich auf den Weg nach dem etwas entfernt liegenden Städtchen, wählen aber auf inständige Vorstellung der Frau, obschon es bereits ganz finster ist, einen angeblich kürzeren Weg querfeldein. Plötzlich sieht oder vielmehr fühlt sich der Mann im Rücken überfallen, durch einen gewaltigen Schlag zu Boden geworfen und mißhandelt, während die Frau sich in der Finsterniß plötzlich „verirrt"! Auf den Hülferuf des Ersteren kommen aber Leute herbei und nehmen den Thäter fest, der kein Anderer ist, als der leibhaftige Ehemann der „Wittwe".

Der Richter verurtheilte ihn zu vierjähriger Zwangsarbeit, während die Frau mit einer ganz nominellen Strafe davonkam. Dies Urtheil hat in der Presse wie im Publicum allgemeine Mißbilligung gefunden, da einerseits in Erwägung der besonderen Umstände die dem Ehemann auferlegte Strafe ganz unverhältnißmäßig hart erscheint, — sie ist überhaupt die höchste, die der Richter aussprechen konnte — und andererseits der für die Frau geltend gemachte und von der Jury anerkannte Entschuldigungsgrund (als Thatsache) als unsittlich und widersinnig bezeichnet ward. Letzterer besteht nämlich darin, daß die Frau unter „moralischem Zwange" Seitens ihres Ehemannes gehandelt habe; — in der That ein schöner Entschuldigungsgrund! Und doch ist derselbe dem stricten Gesetze nach völlig begründet und spricht die Frau von aller Verantwortlichkeit frei. Und hier enthüllt sich eine der „Abnormitäten" des englischen Rechts; denn sie folgt aus dem ganzen Rechtsverhältniß (das freilich in gewissem Sinne kein Rechtsverhältniß ist) der Ehefrau zu ihrem Ehemann, ein Verhältniß, das erst in letzterer Zeit für gewisse Beziehungen in geeignetem Sinne modificirt worden ist.

Dagegen scheint, nach einigen neueren Beispielen zu urtheilen, eine zartere Rücksichtsnahme Seitens der Magistratur für die Schwächen und Vergehen der Thiere vorzuwalten. Und nicht etwa Hausthiere sind hier gemeint, die friedlichen Genossen der Menschen, nein, Thiere ganz anderen Schlages — ein Tiger, ein Affe und ein Bär, würdige Repräsentanten der Wüste, des Waldes und des Eisbergs, der heißesten und der kältesten Zone, sie sind es, die kürzlich vor Gericht erschienen, schwerer Verbrechen beschuldigt. Zunächst der Tiger.

Ein Tiger, „prächtiges Exemplar", wie die Vertheidigung vermuthlich als Milderungsgrund hervorhob, wird in einem der hiesigen Docks aus einem Schiffe in einen hölzernen Gitterbehälter geschafft, um nach seiner Bestimmung transportirt zu werden; kaum auf die Straße gelangt, zerbricht der Tiger mit einem leichten Schlage der Tatze einige Stäbe dieses „Hühnerbehälters", mit einem Sprunge ist er plötzlich mitten im Gewühle der Menschen und flieht in mächtigen Sätzen die Straße entlang. Alles stäubt von Entsetzen ergriffen auseinander; indeß eilt der „Importeur" dem Flüchtling nach und erreicht ihn, jedoch erst, nachdem derselbe eine Frau niedergerannt und soeben einen Knaben gepackt hat und noch ihn jämmerlich zerfleischt; von dem Eisenstabe des Importeurs auf den Kopf getroffen, läßt der Tiger seine Beute, fast zum Tode zerrissen, fahren, und da er von dem Schlage auf einen Augenblick betäubt, gelingt es, ihn in feste Bande zu schlagen. Der Importeur aber kommt demnächst mit einer leichten Geldbuße als Entschädigung für den unglücklichen Knaben davon, statt einer Strafe, die ihn veranlassen möchte, beim Import derartiger „Artikel" künftig bessere Vorkehr zu treffen, ja, erhält noch besonderes Lob gespendet für den „Muth" im Wiederergreifen des Tigers. Dieser aber hat seitdem eine neue Probe seiner Stärke abgelegt, indem er, wieder die Gitter des Käfigs durchbrechend, den schönsten Löwen der Menagerie in Birmingham nach einem fürchterlichen Zweikampfe von fünf Minuten zu Tode riß.

Vom Tiger zum Affen. Die diesfällige Klage war von einer Putzmacherin gegen den bekannten Pächter des Drury-Lane-Theaters, Herrn Smith, erhoben. Erstere sitzt in ihrem Zimmer im dritten Stock und näht. Da klopft es an die Thür. Sie ruft herein. Die Thür öffnet sich und gravitätisch schreitet ein mächtiger Orang-Utang herein und nähert

sich unter den graciösesten Verbeugungen der Dame. Diese aber, höchlichst überrascht durch diesen sonderbaren Besuch, läßt vor Schreck ihre Stickereien fallen und schätzt sich glücklich, durch die geöffnete Thür zu entschlüpfen. Der Affe aber, nun Herr im Zimmer, verübt flugs eine Reihe der geistreichsten „Affenstreiche", und, zuletzt eine kostbare Haube ergreifend, stellt er sich vor den Spiegel, um sich zu putzen — nachdem er mit der Scheere die Haube nach seinem Geschmacke vielfach beschnitten, doch trotz aller Grimassen wohl nicht nach Wunsch sie zuzustutzen vermochte, zertrümmert er im Zorn den tückischen Spiegel und schickt sich an, sich zu empfehlen — da aber erscheinen Leute, die den Missethäter festnehmen. Der Richter wies die arme Putzmacherin mit der Klage ab, weil Mr. Smith bewies, daß der Affe nicht ihm, sondern einem Künstler gehöre, der nur in seinem Theater gespielt hatte. Martin der Affe „versteht sich auf's Recht". Endlich Braun, der Bär. Dieser Fall ward ganz kürzlich vor den Assisen von Bristol verhandelt. Im Kanal von Bristol ist eine kleine Insel, Burry Holmes, ganz nahe dem Festland; der einzige Einwohner ist ein Pächter, gleichzeitig Gastwirth, da vom benachbarten Festlande öfters sogenannte „Lustpartieen" nach dem Eilande hin stattfinden. Eine solche Partie nun, meistens aus jungen Damen bestehend, fand im vergangenen Herbst von Bristol aus statt; die Gesellschaft kehrt beim Pächter ein und ist fröhlich und guter Dinge — aber eine arge Störung der Freude wartet ihrer. Der Pächter hält sich als „Gespielen" seiner Kinder einen Bären, den ein Schiffs-Capitain von Rußland mitgebracht, und der, wie die Vertheidigung beim demnächstigen Prozesse versicherte, so „civilisirt" worden, daß er frei herumgehen konnte, die Kinder auf ihm ritten und dergleichen mehr. Als die Gesellschaft nun aus dem Hause wieder in's Freie tritt, grunzt ihnen plötzlich das zottige Kind des Nordens entgegen, und ehe noch die Damen sich wieder von ihrem Schrecke erholt, hat Braun — dem wohl die Pariser Haube vom Kopfe gefallen — schon eine derselben, eine junge Italienerin und Gouvernante in Clifton, umschlungen und preßt sie in grausig zärtlicher Umarmung an die zottige Brust: umsonst dringen die Herren mit Regenschirmen und Spazierstöcken — ach, was sind sie für eines Bären Fell! — auf ihn ein, und umsonst sucht die Unglückliche in furchtbarer Todesangst dem Bären sich zu entwinden, der sie zerfleischt. Auf das Hülfegeschrei der Gesellschaft kommt endlich ein Arbeitsmann, Namens Zufall, der aus Zufall sich in der Nähe befindet, herbei, und ihm gelingt es, die Arme, mehr todt als lebendig, aus der schrecklichen Umklammerung des Bären zu befreien. Aber neun Wochen dauert es, ehe ihre Wunden geheilt sind, und, was schlimmer, Zeit ihres Lebens wird sie schwächlich und selbst verunstaltet bleiben. Und welche Strafe verhängte der Richter über den Besitzer des Bären? — Eine Geldbuße von 50 L. — Braun aber mag gelegentlich, so ihm darnach gelüstet, eine andere Dame in die Arme schließen und seine entsetzliche Liebkosung wiederholen. Freilich ein Wort des Bedauerns begleitet in derartigen Fällen stets das Verdict des Richters über den unglücklichen „Zufall" oder „Unfall". — Wie schade, darauf lief es in obigen Fällen hinaus, wie schade, daß Tiger nicht sanft sind wie Lämmer, daß Affen zuweilen so dumme Streiche machen und Bären, selbst die civilisirtesten Bären, immer — Bären bleiben!

[Elbing.] Die volkswirthschaftliche Monatsschrift von Pickford (Erlangen. Enke.) bringt in ihrem Aprilhefte eine Correspondenz aus Elbing, aus der wir, da in neuester Zeit die Verhältnisse dieser Stadt eine ganz besondere Aufmerksamkeit erregt haben, folgenden Auszug mittheilen:

„Für den überseeischen Verkehr ist Elbing bei weitem nicht so günstig gelegen wie Danzig, Königsberg und Memel. Diese Städte, durch die bequemsten Wasserstraßen mit dem polnischen und litthauischen Hinterlande verbunden, konnten von diesem stets die reichsten Zufuhren an Naturproducten, namentlich an Getreide und Holz erhalten, um sie über See, insbesondere nach England, zu bringen. Doch hat auch Elbing stets seinen nicht ganz unbedeutenden Antheil an dem durch Strom und See vermittelten Handel gehabt. Sehr viel wichtiger für seinen Wohlstand war es aber, daß es für den wohl angebauten und in der Niederung überaus fruchtbaren Landstrich im Osten der Weichsel und Nogat, bis an die Passarge und bis über die polnische Grenze hinaus der vornehmste Markt war. Die Fülle und die Wohlfeilheit der nothwendigen Lebensbedürfnisse machten es überdies dem Gewerbetreibenden zu einem anlockenden und fesselnden Wohnsitz, und noch heute genießt der gewöhnliche Arbeiter den unschätzbaren Vortheil, daß er in den weitläufigen Vorstädten ein eigenes Häuschen mit Kartoffel- und Gemüseland für geringes Geld erwerben kann. Ueberhaupt waren unter den früheren Verhältnissen, und zum Theil jetzt noch, die Bürger in der Lage, das, was das Gewerbe ihnen nicht eintrug, durch einen wenig mühevollen Acker- und Gartenbau ersetzen zu können. Dazu befand sich die Stadt bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts im Besitz eines sehr bedeutenden Territoriums, dessen Einkünfte zur Unterhaltung zahlreicher gemeinnütziger Anstalten verwandt wurden.

Die Lage Elbing's war und ist noch heute eine solche, daß es von der Regierung nichts zu verlangen hat, als freies Gewerbe, freies Meer, eine freie Straße nach Polen und die unbeschränkte Selbstverwaltung seiner Angelegenheiten. Dann muß es im natürlichen Verlaufe der Dinge nothwendig das industrielle Centrum unserer Provinz werden. Aber der große volkswirthschaftliche Fehler, den sogleich nach der Besitzergreifung Friedrich der Große beging, war der, daß er Elbing reich machte, indem er es in eine unnatürliche Bahn hineinzwang. Bei der ersten Theilung Polens war Danzig noch nicht Preußisch geworden. Sein Handel sollte auf das preußische Elbing übertragen werden. Ein Hauptmittel war, die Danziger Weichsel, welche unmittelbar in das Meer mündet, möglichst unfahrbar zu machen und die Hauptmasse des von oben her zuströmenden Wassers in die Nogat zu lenken. So ward der Flußweg nicht weit an Elbing vorbei in das verhältnißmäßig seichte Haff geleitet, und Elbing ward nun der Hauptstapelplatz für alle die Weichsel herabschwimmenden Güter, zum großen Schaden freilich für den Handelsverkehr überhaupt. Als daher auch Danzig im Jahre 1793 Preußisch wurde, mußte man den alten Fehler gut machen; aber es bedurfte einer zwölfjährigen Arbeit, um durch künstliche Mittel die natürliche Wasserstraße wieder herzustellen. Elbing war schnell reich geworden, um desto schneller zu verarmen, zumal die unglücklichen Kriege um seiner Lage willen schwerer auf ihm lasteten, als auf anderen Städten. Die Capitalien wurden zum Theil aufgezehrt, die kostbaren Anstalten für den nun nicht mehr existirenden Großhandel blieben unbenützt liegen; eine neue

Richtung für die erwerbende Thätigkeit wäre auch im tiefsten Frieden so schnell nicht gefunden worden.

Nach den Befreiungskriegen hatte die Stadt überdies die gerechtesten Klagen zu führen. Die Kriegsschulden, die sie für den ganzen Staat gemacht hatte, blieben auf ihr allein lasten; das Territorium, das im nordischen Kriege ihr geraubt war, und auf dessen Rückgabe sie einen auf Staatsverträge wohl begründeten Anspruch besaß, erhielt sie nicht wieder. Da in Preußen die Gerichte nicht selbst über ihre Competenz zu entscheiden haben, wurde durch Staatsraths-Beschluß der klagenden Stadt der Rechtsweg abgeschnitten. So kam der städtische Haushalt in die allertraurigste Lage. Nicht minder traurig war es für die Entwickelung der Industrie, daß die Regierung weder von ihrem Rechte, noch von ihrer Kraft Gebrauch machte, um die Aufhebung des Sundzolls zu erwirken, die russisch-polnische Grenzsperre zu verhindern, daß sie von dem Principe der Handelsfreiheit immer mehr sich entfernend, tief und tiefer in das noch heute auf uns Küstenbewohnern am schwersten lastende Schutzzoll-System versank."

Johanniter-Orden.

Liste

der seit dem 1. Januar bis ultimo März 1858 bekannt gewordenen Todesfälle von Rittern des Johanniter-Ordens.

		Nr. der Ord.-Liste.	Gestorben den
	I. Rechtsritter:		
	August Graf v. Huelsen, Generalmajor a. D. und Mitglied des Herrenhauses, auf Groß-Arnsdorf, Kreis Mohrungen	7	19. Jan.
	II. Ehrenritter:		
1.	v. Wiedburg, Oberst a. D., zu Arolsen im Fürstenthum Waldeck	808	14. "
2.	Herrmann Freiherr Schenck von und zu Schweinsberg, Rittergutsbesitzer, auf Schweinsberg bei Kirchheim im Kurfürstenthum Hessen	1185	16. "
3.	Ernst Heinrich v. Roeckritz, Geheimer Regierungs-Rath und Landrath a. D., zu Guhrau	282	19. "
4.	Constantin Graf v. Benckendorff, Kaiserl. Russischer Generalmajor, General-Adjutant Sr. Majestät des Kaisers und Gesandter in Stuttgart	918	29. "
5.	Heinrich v. Barner, Major a. D. und Majoratsbesitzer, auf Trams bei Schwerin in Mecklenburg	—	6. Febr.
6.	Moritz Carl Graf und Herr zu Putbus, Kammerherr, auf Schoritz rc., zu Berlin	19	10. "
7.	Friedrich Wilhelm Heinrich Leopold v. Jagow, Landrath des Kreises Osterburg, auf Pollitz, Kreis Osterburg	779	19. "
8.	Ernst Carl v. Motz, Geheimer Regierungs-Rath und vortragender Rath im Ministerium des Innern, zu Neustadt an der Dosse	—	22. "
9.	Johann Baptist Wilhelm Heinrich Graf v. Lüttichau, Oberstlieutenant a. D., auf Ober-Prausnitz bei Goldberg in Schlesien	693	3. März.

Druck von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.

Deutsche Urtheile über Frankreich.

II. und Schluß.

Die herrschenden Klassen in Frankreich sind mit dem Kaiserthum und den gegenwärtigen Regierungsverhältnissen ihres Landes ganz ausgesöhnt: sie haben kein politisches Ideal, das sich über die augenblicklichen Zustände erhebt, und Derjenige lügt, der da sagt, man empfinde in Frankreich den Mangel einer parlamentarischen Tribüne tief, und dieser Mangel werde endlich eine neue Katastrophe hervorrufen müssen. Die parlamentarische Tribüne war noch niemals so tief in Mißcredit gerathen, als heut, nirgend in Europa mit Ausnahme Englands setzt man auf sie irgend eine nennenswerthe Hoffnung, in Frankreich aber denkt man nicht einmal mehr ernstlich an sie, denn sie hat dort die Aufgaben, die sie überhaupt lösen konnte, längst erfüllt, erfüllt durch die vollständigste Niederwerfung der letzten Reste deutsch-fränkischen Lebens und der Ungleichheit und Freiheit, die es in der französischen Gesellschaft feststellte. Nur die Romantiker in Frankreich verlangen noch nach der parlamentarischen Tribüne: Diejenigen, welche an den Formen und Aeußerlichkeiten der geschichtlichen Entwickelung kleben und, jene mit dieser selbst verwechselnd, nach einer leeren Schaale greifen, während sie nach einer idealeren Bewegung, als sie der heutige Tag kennt, zurückverlangen. Aber diese idealere Bewegung war eben auf den Ruin alles idealen Lebens angelegt: das Streben nach der Gleichheit mußte endlich die deutsche Freiheit, die eigenthümliche Bedeutung der einzelnen Persönlichkeit, vernichten; das Streben nach der Gleichheit mußte im Despotismus und in der Herrschaft eines rohen Materialismus enden.

Doch so unangenehm, ja entsetzlich dieser Zustand den Romantikern, mögen sie sich noch auf die Erinnerungen des alten Königthums, oder auf die des katholischen Frankreichs stützen, sein mag: so genehm und so behaglich ist er den herrschenden Klassen, der Plutokratie der Hochvermögenden, dem officiellen Proletariat, der Armee. Vermöge des höchstherrschenden Gesetzes der Gleichheit triumphiren sie alle drei, die einen über die feudale Aristokratie, die anderen über die Bourgeois-Aristokratie. Sie haben gegenwärtig alle anderen Elemente der fran-

zösischen Gesellschaft zurückgedrängt und stellen durch sich eine neue Gesellschaft dar, welche durch die gemeinsame Ueberzeugung verbunden wird, daß etwas Nennenswerthes im Staate Frankreich nicht mehr zu thun sei. Er habe eine sehr ordentliche und logische Entwickelung vollendet. Er habe seine Schuldigkeit gethan.

In den Augen dieser dreigetheilten neufranzösischen Gesellschaft hat der Kaiser nur einen Fehler gemacht, ist er nur ein Mal aus seiner Rolle gefallen, damals, als er sagte: „Die Freiheit wird endlich das Werk (der neuen Verfassung) krönen." Das war eine romantische Phrase, wenn es nicht ein Bissen war, der den Trotzköpfen von Rechts absichtlich hingeworfen ward. Im Ernst aber konnte der Kaiser nicht daran denken, späterhin einmal mit seiner Regierung in die parlamentarische Rennbahn einzulenken. Das würde ein Rückschritt sein, der ihn mit den drei herrschenden Ständen verfeinden müßte. Mit der Plutokratie, welche in den ehrgeizigen Rednern der Tribüne mit Recht gefährliche Nebenbuhler, Censoren und Gegner sahe, Männer, welche die für die Geschäfte so nöthige Ruhe der Gesellschaft störten, Habsüchtige, deren Habsucht den Gewinnantheil der Plutokratie unnöthig schmälerte, neue Aristokraten der Robe, welche die mühsam errungene sociale Gleichheit wieder zu gefährden drohten. Der Armee kann eben so wenig die Wiederaufrichtung der Tribüne angenehm sein, schon darum nicht, weil sie es war, die dieselbe umwerfen und heraustragen mußte, dann aber auch nicht aus dem besseren Grunde, weil die Armee in der zerstörerisch gesonnenen Tribüne den Heerd aller Unruhen, die in Frankreich in neuerer Zeit vorkamen, erkennen muß. Eine innere Gesetzlichkeit, eine wirkliche Vertretung des im Lande lebendigen Rechtes, wie es in Corporationen und Gemeinden aller Art sich darstellt, konnte die Armee in den neuen Parlamenten nicht entdecken, und die Willkür widerstrebte ihrem in der Disciplin geformten Geiste, und so sehr sich daher die englische Armee vor Westminster neigt, so wenig konnte die französische für das Palais der Deputirten mehr als Haß und Verachtung haben. Das Proletariat, officielles, wirklich geheimes und öffentliches, hoffte von den Kammern seit Langem nichts; es ist, wie es offen gesteht, durch dieselben um die Frucht zweier Revolutionen, der von 1830 und der von 1848, betrogen; für seine Wünsche und Forderungen sucht es nach einem anderen Echo, als nach dem des Hemicycle von der Tribüne; und viel eher findet es dasselbe beim Kaiser, als bei den Advocaten und Professeurs.

Die parlamentarische Tribüne ist unpopulär in Frankreich, und es zeugt von einer gewissen Schwäche des Kaiserreiches und von einer zu großen Nachgiebigkeit gegen die Eindrücke der Vergangenheit, wenn die kaiserliche Regierung noch jetzt z. B. auf das Resultat der Pariser Deputirtenwahlen für den Corps législatif ein so großes Gewicht legt. Sie kann überzeugt sein, daß jeder Demokrat, den Paris in die „gesetz-

gebende" Gesellschaft schickt, plötzlich ein ruinirter Mann ist, den seine Partei auf immer verloren, der für immer die Sympathie der Massen verloren hat.

Ganz andere Ideale als die der parlamentarischen Freiheit sind es, welche heute Frankreich bewegen: sociale Ideale, welche schon theilweise realisirt sind, an deren Verwirklichung oben und unten und auf allen Seiten unverdrossen gearbeitet wird. Mag dem trüben Auge des deutschen Philisters immerhin das Wachsthum dieser Verwirklichung entgehen, wir trösten uns damit, daß er schon Manches nicht gesehen hat, und daß recht eigentlich für ihn das Wort: „Zu spät" erfunden worden ist. Außerdem ist es nicht leicht, in den langsamen Veränderungen, durch welche die Erscheinungen dieser Welt hingleiten, die Veränderung des tiefsten Innern, des leitenden Geistes der Erscheinung zu erkennen. Und doch wird eine solche Veränderung in Frankreich sichtbar, und es ist unmöglich, daß Jemand, nachdem er auf den Charakter derselben aufmerksam gemacht worden ist, der Thatsache selbst widerspricht.

Das oberste Gesetz der Gleichheit, das in Frankreich sacrosanct geworden ist, wird seit Längerem, seit Beginn der kaiserlichen Regierung aber mit vollem Bewußtsein Seitens der Regierenden in seinen socialen Consequenzen verfolgt und auf die verschiedenen Factoren der Gesellschaft angewandt, auf Personen und ihre Beziehungen unter einander; auf Sachen und ihre Beziehungen zu den Personen.

Die „Freiheit" — das Wort im deutschen Sinn genommen, als Selbstständigkeit des Mannes — ist aus Frankreich geschwunden, gesetzlich und thatsächlich verneint: dem Begriff der Freiheit aber entspricht der Begriff des Eigenthums, beide Begriffe hangen auf das Innigste zusammen; ohne freie Persönlichkeit ist das alte Eigenthum nicht denkbar; ein Sclav, ein Staatsbürger in dem antik-neufranzösischen Sinne des Worts kann kein Eigenthum in deutscher Weise haben; der Freiheit muß in Frankreich auch das Eigenthum folgen.

Man mißverstehe uns nicht! Wir wollen nicht etwa eine communistische Revolution in Frankreich prophezeien; wir glauben auch nicht, daß die ikarischen Phantasieen Cabets oder Fouriers dort eine Aussicht haben; die drei herrschenden Mächte der französischen Gesellschaft sind gegen das Eine, wie gegen das Andere; was wir glauben, weil wir es in dem Wechsel der socialen Erscheinungen in Frankreich sich immer deutlicher entwickeln sehen, ist die vollständige Umgestaltung des deutschen Begriffes des Eigenthums, entsprechend der Umgestaltung des Begriffes Freiheit, welche in den letzten hundert Jahren dort vor sich gegangen ist.

Eine übergroße Zahl von Thatsachen spricht dafür, daß die entscheidenden Mächte darin stillschweigend übereinstimmen, daß der Erwerb sowohl wie der Verbrauch des Einzelnen nicht mehr ausschließlich nach

den Mitteln, Bedürfnissen und dem ganzen Zustande des Einzelnen zu bemessen sein werde; die Speculanten, die Großhändler und Fabrikanten treiben ihr Geschäft nicht mehr blos aus eigenen Kräften, oder etwa höchstens als Vertreter eines bestimmten Capitalisten-Kreises, sondern als Commanditärs der ganzen Nation; Pereire gestand das in seinen Programmen und Jahres-Berichten des Credit mobilier offen ein, und er legte sich zu diesem Ende eine Mission im Namen der Gleichheit bei. Er wollte und will das Geld aus den kleinen Bassins, in denen es sich zu einem Privat-Eigenthum zu gestalten und damit auch einen neuen Wurzelpunkt der zerstörten persönlichen Freiheit zu bieten droht, herausziehen und in einer großen Kasse centralisiren, welche niemals Persönlichkeiten unterstützt und hebt, wohl aber große Geschäfte und die Arbeit einer großen Masse, in der Einer wie der Andere gehalten und betrachtet werden kann, fördert. Pereire hat Methode, und er hat diese Methode in einer früheren Epoche seines Lebens in der Schule St. Simons regulirt, wenn auch in seiner weiteren Entwickelung von allem phantastischen Beiwerk gereinigt.

Der Kaiser erkannte diese Bedeutung des Crédit mobilier und ähnlicher Centralkassen der Industrie, der Landwirthschaft &c., und mit großer Bereitwilligkeit gab er ihnen ihre Concessionen, wie ihm denn auch gegenwärtig nichts mehr am Herzen liegt, als ihr Ansehen, d. h. den Cours ihrer Actien wieder zu heben.

Diese Operationen gegen das alte Eigenthum, welche die Pariser Boursiers vornehmen, dienen indeß auch keineswegs dazu, ihnen selbst ein neues Eigenthum zu geben. Schon die Form dieses Eigenthums, die Actie, entfernt sich in ihrer zerfließenden Umgrenzung, in der Unsicherheit ihres Werthes, weit von der Form des alten Eigenthums. Das Eigenthum in dem neuen Frankreich wird mehr und mehr zu einem Gemeinschaftsbesitz: ein ganz verändertes Interesse des Einzelnen an seinem Besitze, als das alte Eigenthumsinteresse, tritt hervor; es kommt ihm nur darauf an, durch seine zunehmende finanzielle Macht den Zusammenhang der Garanten des allgemeinen Gesellschafts-Vermögens zu erhalten; während früher mit der Zunahme des Eigenthums die Persönlichkeit wuchs, sich in der Familie ausdehnte und die Familie mehr und mehr befestigte, ist jetzt die Folge gemehrten Vermögens nur ein größeres Zerfließen des besitzenden Individuums; seine Rücksichten und seine Verpflichtungen gegen die Gesellschaft nehmen zu, er ist abhängiger geworden, als er früher war; er muß immer mehr auf das Zusammenhalten der Garanten dieses seines Vermögens rechnen.

So ist derjenige Stand des kaiserlichen Frankreichs, von dem man — betrachtet man ihn flüchtig — annehmen sollte, er sei der Blutegel am Körper der Gesellschaft, er sauge sich in gierigem Egoismus auf Kosten

aller Anderen voll, durchaus unter dieselben Gesetze beschlossen, welche die Gegenwart Frankreichs leiten, und es sind ihm zur Erhaltung seiner Existenz und seiner Grundlagen innere Bedingungen gestellt, die ihn zu der höchsten Rücksichtsnahme gegen die gesammte Gesellschaft verpflichten und das Füllhorn seines Ueberflusses auch stets in einer gewissen Geneigtheit gegen die Hände des Publicums offen erhalten.

Die Nichtbesitzenden, die Nichtsvermögenden selbst haben in Folge dessen ein Interesse an diesem neuen Stande der Plutokraten. So weit der Proletarier überhaupt fähig ist, den Zusammenhang der Dinge zu erfassen, sieht er in diesen Boursiers die Feinde und die revolutionären Vernichter des alten Eigenthums, und selbst der entschiedenste Communist kann ihnen darum nicht ernsthaft böse sein. Derselbe Mann, der das Wort geschrieben: „la propriété c'est le vol" und der dies Wort mit einer meisterhaften Beredtsamkeit und mit erschütternder Gewalt vertheidigt hat, derselbe Proudhon schrieb, als der Börsenschwindel 1854 in Paris Hekatomben alten Eigenthums zu opfern begann, sein Manuel de la Bourse, in welchem er mit der Geschmeidigkeit eines Tanzmeisters von der kleinsten bis zur größten die Manipulationen lehrt, durch welche man an der Börse herrschen kann. Es ist ein diabolischer Zug in der Physiognomie dieses Buches zu finden; es lockt mit schmeichelnder Aussicht das alte Eigenthum auf die Schlachtbank.

Wir können nicht annehmen, daß Proudhon und seine Anhänger blos darum mit so vieler Genugthuung das Vermögen der französischen Gesellschaft sich auf wenigen centralen Punkten zusammenhäufen sehen, weil es ihnen dann in der Stunde des Triumphes leichter wird, sich desselben zu bemächtigen; denn wir glauben nicht an das Gelingen solch einer Revolution, und Proudhon, der das neue Kaiserthum so begeistert als die Herrschaft der socialen Revolution begrüßte, eben so wenig. Nein, was ihm die Vermittlung der modernen Credit-Anstalten in dem revolutionären Processe der Umgestaltung des Eigenthums so empfehlenswerth macht, ist dies, daß sie die freiwillige Opferung und Vernichtung des alten persönlichen Eigenthums betreibt.

Das Proletariat in Frankreich ist keinesweges noch heute so antigouvernemental, als es unter Louis Philipp und unter der Republik war: man kann von ihm freilich nicht die Huldigungen und die Demonstrationen erwarten, zu denen sich der lebensfrohe und unbeschäftigte Finanzmann versteht; es stimmt sogar gegen die Candidaten der Regierung zu Paris, denn diese Candidaten und überhaupt alle Abgeordneten des Corps législatif sind Automaten, welche von der Idée napoléonienne nichts ahnen, es sind Commis, die in den Bureaux verschwinden, die unnöthigsten Geschöpfe in Frankreich, vergleichbar den Bären im Zwinger von Bern. Man hält und füttert sie noch weiter, weil sie an das alte

Wappen Frankreichs erinnern, und dies Wappen, dieses in Europa nun einmal weit und breit bekannte Aushängeschild, ist zufällig die parlamentarische Tribüne. Man muß also, abgesehen von der eigentlichen Hohlheit und Abgestandenheit der Sache, doch die alte Firma und den alten Rumpel beibehalten.

Das Proletariat denkt über die Tribüne ganz correct nach der Napoleonischen Idee, es will sich höchstens noch für Urversammlungen begeistern, in denen das ganze Volk, d. h. die ganze Masse, wie in den Republiken des Alterthums oder in den heutigen schweizer Cantonen, abstimmt. Aber es verträgt sich vor der Hand — und von dem schmalen Streifen Gegenwart ist überhaupt in diesem Aufsatze ja nur die Rede — ganz gut mit dem Cäsarismus, der so gewaltige Thaten zu Gunsten der Gleichheit in Frankreich thut.

Die Armee folgt gleicher Weise, wie die Hochvermögenden und die Nichtsvermögenden, jenem socialen Ideale. Sie ist recht eigentlich aus dem Proletariate hervorgegangen, und darin liegt ihr großer Unterschied mit den deutschen Armeen, die mehr oder minder eine ständische Basis für Offiziercorps und Soldaten haben. Es fehlen darum der französischen Armee viele der Beziehungen zum Lande, welche die preußische hat; sie hat einen Standpunkt erreicht, den Gregor VII. für seine Priester verlangte; die französische Armee bildet eine demokratische Hierarchie, abgeschlossen gegen das Land, wie das Priesterthum durch das Cölibat gegen das Volk. Das Gesetz vollkommenster Gleichheit herrscht natürlich in dieser schon ursprünglich unterschiedslosen Masse. Ein jeder Soldat darf glauben, den Marschallsstab in der Patrontasche zu haben, die Grenze zwischen Unteroffizier und Lieutenant ist matt und oft verwischt; Gemeine und Unteroffiziere duelliren sich, damit auch diese Sitte nicht ein Vorrecht des Offiziercorps begründe und die Gleichheit zerstöre; das „mes camarades" Napoleon's I. hatte eine ganz andere Bedeutung als das „Vorwärts, meine Jungen" preußischer Könige. Aus diesem Zustande der französischen Armee gehen Folgerungen hervor, welche über ihre Haltung im Kriege Aufklärung geben. Sie ist keine dienende Armee, weder im Sinne des Mittelalters und seiner Lehnsfolge, noch im Sinne der neueren Zeit und ihres Staatsbegriffes von Fürst und Unterthan: sie stellt in sich ein abgeschlossenes Ganze, das seinen Schwerpunkt also in sich selbst haben muß, eine zur Herrschaft befugte Macht dar: und darum haben die Kundgebungen der Regimenter, die Gratulationen der Obersten an Napoleon nach dem Attentat, ihre Schlachtrufe gegen England ꝛc. einen guten Sinn; sie führt die Kriege nicht des Vaterlandes oder dynastischer Interessen wegen, und sie will auf der Laufbahn der Siege nicht still halten, sobald die Politik von Paris ihre Pläne erreicht sieht oder die weitere Verfolgung derselben im Frieden besser betreiben kann; sie hat die Neigung, jeden Krieg, in den sie geführt

wird, als ihre Domäne zu betrachten, ohne Rücksicht auf seine Entstehungsart und seinen Zweck. Sie wird darum auch stets geneigt sein, in jedem Kriege einen Anspruch auf Beute zu erheben, der in den Kriegen der neueren Zeit mehr und mehr verschwunden ist. Allerdings wird der Krieg immer den Krieg ernähren müssen, aber ein Andres sind doch die zur Erhaltung des Heeres erpreßten Summen, und ein Andres die Schätze, welche Generale, Obersten und die weiteren Staffeln der französischen Hierarchie erhoben haben, pour corriger leur fortune. Die Staatspolitik muß gegen solch einen Uebergriff sein, die Armee aber fragt nur nach ihrem Vortheil.

Die Armee in Frankreich ist so egalitarisch, daß selbst die schwachen untergehenden Reste des früheren Zustandes der Ungleichheit dagegen furchtlos opponiren. Der adelige Offizier, der den Säbel in die Scheide gesteckt hat, legt das habit de ville an und kennt seinen bürgerlichen Kameraden kaum mehr, geht aber außerhalb des Dienstes nicht mit ihm um. In Wiesbaden sahen wir zwei kranke französische Offiziere täglich an einander vorübergehen, einen Marquis und einen Monsieur sans title; sie ignorirten sich wie Fremde.

Der Marquis fühlt wohl, daß der Titellose längst über ihn triumphirt hat; der Willen in der kleinen Fraction, die sein alter Stand noch ausmacht, ist zum Eigensinn ausgeartet. Zu matt, zu alt, um noch den Ideen des Tages und seinen Lockungen gewappnet entgegenzutreten, begnügt sich das altständische Frankreich, im Eulenwinkel zu träumen und zu krächzen und höchstens einen kurzen Flug durch den lebendigen Tag zu thun, um von seinen vollen Speculations-Tischen auch einen glänzenden Brocken hinwegzunehmen.

Dort aber, wo die Burgen des altständischen Lebens ragen oder jeden Augenblick neu zu errichten wären, auf dem flachen Lande, dessen Eigenthümlichkeit stets die Wiedererrichtung des alten, festen, individuellen, freiheitlichen Eigenthums erlaubt und gern fördert, hat der Adel Frankreichs keine Heimath und keine Ruhe; er flieht die Einsamkeit der Aecker und Wälder und stürzt in den Strudel des Stadtlebens, wo er gegen seinen Willen helfen muß, an dem furchtbaren Werke der Gleichheit zu bauen.

Mindestens zu einem Drittheil stammt das Geld der modernen Central-Creditkassen und Banken aus den Schränken und Laden der adligen großen Grundbesitzer in Frankreich. (Aehnliches auch anderswo.) Sie werden bald ganz aus Frankreich geschwunden sein; als wesentlicher Theil des Volkes kommen sie schon heut nur in sofern in Betracht, als sie sich den Hochmögenden, den Somebodies angeschlossen und an der Direction der Banken und Credit-Institute Antheil genommen, oder in die Absonderung eingetreten sind, welche Armee heißt.

Hier verlieren sie indeß schnell ihre Tradition, ihren alten Cha-

rakter und werden heimathlos und ihrer Persönlichkeit baar, wie alle die, mit denen sie in Reihe und Glied stehen.

Der Cultus der Gleichheit ist zudem ein berauschender; er hat es verstanden, seine größten Feinde, die er eben mit rauher Hand niederschmetterte, im nächsten Athemzuge schon wieder liebreich aufzurichten und zufrieden zu stellen. Die meisten, ist ihnen einmal erst ihr einzelner Vorzug, das einzelne Moment ihrer Ungleichheit genommen, verlieren alles Interesse an der alten Gesellschaftsordnung, der sie angehörten, und werden die glühendsten Apostel der Gleichheit.

Auch in Deutschland ist Aehnliches schon vorgegangen und geht Aehnliches noch alle Tage vor. Die alte deutsche Vorliebe für die Freiheit der Persönlichkeit und die eng damit verknüpfte Freiheit des Eigenthums geht immer mehr verloren; der erste Schritt auf dem Wege französischer Entwickelung, die Verknüpfung der Begriffe: „Freiheit und Gleichheit" ist Vielen bereits gelungen, und ihnen ist Freiheit schon nichts mehr als eine Negation, nämlich Befreiung der Gesellschaft von allen Spuren der Ungleichheit.

Es ist damit ein tiefer Verfall in der deutschen Nation signalisirt: die Freiheit ist nur denkbar durch die Kraftanstrengung Aller für allgemeine Zwecke; sie verlangt jeden Augenblick unentgeltliche Dienste und Opfer; im Zustande der Gleichheit hört jede Pflicht der Gesellschaft und dem Staate gegenüber auf, und das niedere Wohlbehagen wird ausschließlich Zweck und Ziel des Einzelnen.

Die Masse wird sich stets durch solche Zustände angezogen fühlen, und wo sie einmal zum Antheil an der Herrschaft berufen ward, wird sie auch nicht eher ruhen, bis sie ihre Neigungen in einem obersten Gesetze ausgedrückt haben wird.

Unsere bisherige Entwickelung hat manches Aehnliche mit der früheren französischen: auch bei uns ist die alte Art des Eigenthums mehr und mehr aufgelöst und vielfach schon in ein neues Gemeinschafts-Eigenthum verwandelt, und merkwürdiger Weise drängt man in den Kreisen, in denen diese neue Art des Eigenthums schon vorwaltet, auch auf eine der französischen ähnliche Construction unserer Armee hin. Nirgends ist die Abneigung gegen die „Volksarmee", gegen den Durchgang des ganzen Volkes durch die Armee und das Gefaßtsein des ganzen Volkes in die Armee größer, als in gewissen Geldmittelpunkten. Wir könnten dafür sehr schlagende Beispiele aus rheinischen Städten anführen. Ein reines Soldheer und vollständig entwickeltes Lanzknechtthum wäre diesen Bankiers am liebsten.

Sie erkennen jedenfalls nicht, wohin sie gelangen würden, realisirten sich ihre verwegenen Wünsche; aber aus dem einen Punkte, aus der neuen Art des Eigenthums, in dem sie stehen, entwickeln sich die Consequenzen mit Nothwendigkeit.

Noch fehlt aber in Deutschland eine Hauptmacht des Egalitarismus, das zum Bewußtsein gekommene Proletariat. Es fehlt ihm in dem vielgetheilten Lande ein Mittelpunkt, in dem es sich sammeln und zum Anschauen seiner selbst gelangen kann; es finden sich daneben auch bei uns noch zu viele Einrichtungen, in welche die proletarischen Elemente, der Ausschuß einer noch in sich ungleichen Gesellschaft, hineingezogen und wieder neu verarbeitet und zu organischen Theilen der Gesellschaft umgeformt werden.

Aber gegenüber den Hindernissen, welche ständische Selbstständigkeit, der Rest städtischer Freiheit, geschlossenes Eigenthum, eine Volksarmee, dem Andrängen der Gleichheitsidee noch entgegenstellen, finden wir wie gesagt in Deutschland doch eine ihrer letzten Ziele wohl bewußte Partei, welche nach einer vollständigen Beseitigung der alten Gesellschaft verlangt und auch gegenwärtig von Neuem damit beschäftigt ist, die Zustände Frankreichs in ein rosenfarbenes Licht zu setzen und der Aufmerksamkeit und dem Beifall der guten Deutschen zu empfehlen. Nicht bloß denen zu empfehlen, die die bestehende Ungleichheit bitter empfinden und von dem Aufhören derselben zu gewinnen hoffen; nicht bloß denen, welche nach Hinwegdecretirung des Jenseits, Gottes und aller christlichen Zucht nach einem Zustande verlangen, in welchem dem niederen Wohlbehagen aller mögliche Spielraum gelassen ist; sondern auch denen, welche auf der Höhe der Dinge stehen und nach einem leitenden Gedanken suchen, der das innere Gesetz zur Entwickelung einer gährenden Zeit wie diese in sich beschließt. Ihnen wird das Bild einer einfachen und rasch arbeitenden Regierung, die das Glück Aller nach eigenstem Ermessen machen kann, vorgehalten, und es wird ihnen der Beweis geführt, daß es mit den Selbstständigkeiten im Volke, den Corporationen und Organisationen ein Ende habe, daß nur noch ein aufgeklärter Absolutismus zeitgemäß, alles Andere abgestandene Romantik wäre.

Mögen sie das Bild des heutigen Frankreichs genauer betrachten und einige der Züge eingehender würdigen, welche wir im Obigen sammelten: sie werden dann selbst finden — was auszuführen wir absichtlich und consequent vermieden —, daß jeder einzelne Zug, der scheinbar Glück und Frieden athmet, der augenblicklich glänzend und glatt sich hervorhebt, eine Richtung beschreibt, die in den Abgrund führt.

Welches Loos erwartet diese Hochvermögenden, die in den Augen des Proletariats nur die Bedeutung eines revolutionären Agenten haben? Welches wird das letzte Loos des Eigenthums in Frankreich sein?

Welche Garantie bietet eine Armee, die sich selbst als geschlossene Macht fühlt?

Welches werden die letzten Anforderungen des Proletariats, das eine gleichsam officiell anerkannte Macht in Frankreich geworden ist und eine ganz officielle Vertretung in einer Klasse der Pariser Arbeiter empfangen hat, sein?

Eine Beantwortung werden diese Fragen finden, und es ist nicht unmöglich, daß der Jungnapoleonismus berufen ist, diesen Antworten eine Art legalen Ausdrucks zu geben; aber das alte Europa wird diese Antworten so wenig acceptiren können, als es heut den Cäsarismus acceptiren kann. H. K.

Guizot's
Mémoires pour servir à l'Histoire de mon temps.
I. Band. Paris u. Leipzig 1858.

Guizot war im Jahre 1787 von protestantischen Aeltern zu Nimes geboren. Die Schreckenszeit führte seinen Vater, welcher daselbst als Advocat lebte, auf das Schaffot. Die Mutter ging darauf mit dem Knaben nach Genf, wo derselbe seine Erziehung und Ausbildung erhielt, eben so im Geist einer strengen Religiosität als einer gründlichen Wissenschaftlichkeit. Diese Jugendeindrücke konnten nicht umhin, eine bleibende Nachwirkung zu hinterlassen. Sie erzeugten in unserem Autor einen eben so regen Sinn für gesetzliche Freiheit, als einen tiefen Abscheu gegen die Revolution, und ließen in ihm die Selbstgewißheit des protestantischen Geistes erstarken.

So ist Guizot sein ganzes Leben gewesen. Von untadelhafter Reinheit des Willens, immer von ernstem Streben beseelt, aber inmitten der Ereignisse gewissermaßen außerhalb derselben stehend, auf sein Inneres zurückgewandt, mehr ein politischer Charakter, als ein praktischer Staatsmann, vielleicht der gründlichste Kopf unter den französischen Doctrinärs, aber vielleicht am wenigsten Franzose. Und doch hat er am längsten an der Spitze der Geschäfte gestanden. So viel vermochten sein Charakter und sein Wissen.

Wenn ein solcher Mann im Greisenalter, und in den stillen Hafen des Privatlebens zurückgekehrt, seine Memoiren schreibt, so schreibt er an der Geschichte seiner Zeit. Aber die Geschichte war für Guizot immer mehr eine Reihe von Grundsätzen, als eine Reihe von Thaten und Ereignissen, und er untersucht weniger die Dinge, als er sie mit den Forderungen seiner Doctrin vergleicht. Seine Memoiren bilden daher eine Geschichte im Lichte des Doctrinarismus, wie zugleich eine Kritik desselben, die uns gewiß mit Hochachtung für einen Mann erfüllen muß, der nach so vielen gescheiterten Hoffnungen noch unwandelbar an den Grundsätzen seiner Jugend festhält, aber die uns zugleich das Unzulängliche dieser Grundsätze erkennen läßt.

Guizot kam im Jahre 1805 nach Paris, um daselbst seine Genfer Studien fortzusetzen, die sich auch auf deutsche Literatur erstreckten. Kant und Klopstock, Herder und Schiller, sagt er, beschäftigten ihn

mehr als Condillac und Voltaire. Es liegt etwas Germanisches in seinem Geiste, die frivole und materialistische Philosophie seiner Landsleute war ihm zuwider. Chateaubriand's Martyrs hingegen begeisterten ihn, und er wurde mit dem Verfasser persönlich bekannt. Früh trat er mit literarischen Arbeiten hervor, und gab unter Anderem ein pädagogisches Journal heraus. Im Jahre 1812 wurde er Professor der neueren Geschichte.

In dieser Stellung wurde er mit Royer Collard befreundet, durch dessen Verwendung er gleich nach dem Falle Napoleons als General-Secretair in das Ministerium des Innern trat und damit seine politische Laufbahn begann.

Er war damals, wenige Tage vor dem Sturze Napoleons, nach Nimes gereist, und es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß er eben so kurz vor dem Sturze Carls X. dieselbe Reise machte. Beide Male verließ er Paris unter den deutlichen Vorzeichen einer nahen Katastrophe. So wenig wurde er von der Unmittelbarkeit der Ereignisse angezogen. Er vermied, was Männer der That zu suchen pflegen.

Zu allen Zeiten war er ein aufrichtiger Anhänger des legitimen Königthums, wie er denn auch in Louis Philipp den Bourbon sah, und nach dem Jahre 1848 die Fusion auf die Bahn brachte. Er war dies aus Grundsatz, weil er in dem gesicherten Thron die Garantie der Freiheit wie der Ordnung erblickte. Denn immer hat er für die Freiheit gegen den Absolutismus und für die Ordnung gegen die Revolution gekämpft. Das ist sein Bekenntniß. Vortreffliche Maximen, aber man muß es sagen, in dem Munde eines Staatsmannes — banale Phrasen, ohnmächtig gegen die Realität der Dinge.

Die Stellung des Staatsmannes schien ihm wie die eines Pädagogen zu seinen Zöglingen. Frankreich sollte zur constitutionellen Freiheit erzogen werden. Diese pädagogische Richtung ist ihm immer eigen geblieben, und so bilden die Wissenschaften und das Unterrichtswesen das alleinige Gebiet, wo seine Thätigkeit positive Resultate hinterlassen hat. Er war immer ein großer Professor, und hätte vielleicht wohlgethan nie das Katheder mit den curulischen Sitzen zu vertauschen.

In den amtlichen Arbeiten, zu welchen er nun sofort berufen wurde, trat dies schon deutlich hervor. Die wichtigste darunter war ein Preßgesetz, welches er mit Royer Collard ausarbeitete, und worüber er gleichzeitig eine Broschüre veröffentlichte, voll von vortrefflichen Intentionen, aber ohne greifbare Elemente.

Kaum hatte er in dieser Weise debütirt, als die Rückkehr Napoleons ihn der politischen Thätigkeit entzog und dem Katheder zurückgab. Denn er glaubte nicht an das restaurirte Kaiserthum, über welches der Gang der Ereignisse bald genug das Urtheil sprechen sollte.

Schon in Paris fand Napoleon nicht den Enthusiasmus, wozu ihm seine ersten Erfolge vielleicht Hoffnung gaben. Er konnte sich über

die Stimmung nicht täuschen. „Sie haben mich einziehen lassen," sagte er, „wie sie Louis XVIII. abziehen ließen." Seine frühere Zuversicht schwand, seine Haltung wurde schwankend, und was für ihn wohl das Demüthigendste war, er mußte mit den Stimmführern des Liberalismus transigiren, er mußte an die revolutionären Erinnerungen der Massen appelliren. Die Vorstädte wurden also wieder alarmirt, um das erloschne Feuer durch revolutionäre Processionen anzufachen. Man nannte sie aber nicht die Föderirten, wie im Jahre 1792, sondern die Conföderirten, und Napoleon selbst redete sie an: Soldats fédérés, um damit auszudrücken, worauf es ihm ankam, — auf Soldaten. In der That das Einzige, was ihn retten konnte. Aber jene Pflastertreter waren eben keine Soldaten. So mußte er mit der Canaille coquettiren, und diese erschien nicht einmal in großartiger Masse, sondern ihre Demonstrationen blieben nur ein dürftiges Nachspiel der Revolution.

Eines schönen Tages zog ein Häuflein solcher Conföderirten vor die Tuilerieen, um den Kaiser mit wiederholten Vivats herauszurufen. Er zögerte lange, dann öffnete sich das Fenster, er grüßte mit den Händen und zog sich schnell zurück. „Ich sah deutlich," erzählt der Verfasser, „wie er mit den Achseln zuckte, voll übler Laune, Demonstrationen annehmen zu müssen, deren Natur ihm mißfiel, und deren Geringfügigkeit ihm keine Befriedigung geben konnte."

Guizot war inzwischen mit den constitutionellen Royalisten in Verbindung getreten, in deren Auftrag er nach Gent reiste, um dort, wo möglich, die üblen Einflüsse der Ultra-Royalisten zu paralysiren, welche Louis XVIII. umgaben. In späteren Zeiten ist ihm diese Reise von liberaler Seite so oft und mit vielem Unrecht vorgeworfen worden, gleichsam wie ein Verrath an das Ausland, indessen er in der That der guten Sache diente.

Mit der zweiten Restauration trat er wieder in die Geschäfte als General-Secretair des Justiz-Ministeriums.

Die neu zusammentretende Kammer hatte eine entschieden royalistische Physiognomie. Talleyrand und Fouché, den sich Louis XVIII. vor seiner Rückkehr nach Paris wider seinen Willen hatte als Minister aufdrängen lassen, fielen. Richelieu trat an die Spitze des Ministeriums.

Man weiß, welche Schwierigkeiten der reactionäre Geist dieser Kammer, welche man seitdem die chambre introuvable nannte, dem Gouvernement bereitete. Sie wollte royalistischer sein als der König selbst und drückte den Maßregeln der Strenge, welche die Umstände nothwendig machten, einen gehässigen und tendenziösen Charakter auf. Es ist dies die Weise aller Reactionen gewesen.

Geistige Beschränktheit giebt sich für staatsmännische Consequenz aus, die Tendenzjagd verfälscht die Verwaltung, und indem sie die Besorgniß vor unübersehbaren Entwürfen erregt, macht sie die Versöh-

nung der Gemüther unmöglich und öffnet den Abgrund, den sie zu schließen vermeint.

Gegen diese Zumuthungen der Royalisten suchte sich das Ministerium vergeblich auf eine Mittelpartei zu stützen, die ihm keine sichere Majorität gab.

Die Mißstimmung wuchs. Da gelang es dem Ministerium, besonders durch den Einfluß des Polizeiministers Decazes, den König zur Anordnung neuer Wahlen zu bewegen. Die chambre introuvable wurde aufgelöst und die neuen Wahlen ergaben eine gemäßigte Majoriät, welche ihre namhaftesten Stimmführer in den Doctrinärs fand.

Was ist natürlicher, als daß Herr Guizot hier für die Sache der Doctrinärs plaidirt? Es ist seine eigene Sache. Aber wir finden in diesem Plaidoyer nur das eine Treffende, daß das Hervortreten des Doctrinarismus gewissermaßen eine Nothwendigkeit war. Denn in der That, der französische Geist, der durch die Schule des 18. Jahrhunderts zur Kritik und Philosophie gebildet war, verlangte nach einem System scharf ausgeprägter Grundsätze. Alle Parteien hatten daher ihre Doctrinen, die Ultramontanen wie die Royalisten, und die Constitutionellen wie die Republikaner. Selbst das Kaiserthum mit seiner souveränen Verachtung aller Ideologie hatte doch auch seine Doctrinen, und man sieht jetzt, welchen Werth das neue Kaiserthum auf seine imperialistischen Doctrinen legt. Die Lage der Dinge macht das unvermeidlich.

Wo man mit allen geschichtlichen und lebendigen Organisationen tabula rasa gemacht, da bedarf man eines theoretischen Anhalts, um eine künstliche Ordnung irgend welcher Art herzustellen. Und wo die instinctiven Geisteskräfte einer Nation ihre Herrschaft verlieren, tritt das Raisonnement hervor, und das Raisonnement würde sich in eine grenzenlose Unbestimmtheit verlieren, wenn es sich nicht selbst die Fesseln einer Doctrin anlegte. Es kann nicht anders sein. Darum haben ähnliche Umstände überall ähnliche Folgen hervorgerufen, und so ist die Doctrin auf dem ganzen Continent eine Macht geworden, die auch der practische Staatsmann niemals verkennen soll. Sie kann ihm gute Dienste leisten, um seinen Geist daran zu schärfen, aber nicht um daraus die Norm für seine Handlungen zu entnehmen. Denn niemals kann man nach Theorien regieren. Findet man gleichwohl auf dem ganzen Continent fast überall Doctrinäre an der Spitze der verschiedenen Parteien stehen, so wird man daraus schließen müssen, daß Partei-Regierungen, d. h. parlamentarische Regierungen bei uns nicht möglich sind.

Dies im Vorbeigehen bemerkt, kehren wir jetzt zu dem Ministerium Richelieu zurück, unter welchem Guizot, der inzwischen in den Staatsrath berufen war, schon einen nicht unerheblichen Einfluß ausübte. „Es ist unmöglich", sagte Richelieu einmal, als ihn Jemand um etwas bat,

„es ist unmöglich, denn die Herren Royer Collard, de Serre, Camille Jordan und Guizot wollen es nicht.“

Drei große legislatorische Arbeiten wurden jetzt durchgeführt. Das Wahlgesetz wurde definitiv festgestellt, nach dem Princip directer Wahlen, des gleichen Stimmrechts aller Wähler und eines Wahlcensus von **300** Frcs. directer Steuer, wodurch sich das Wahlrecht anfänglich auf **140,000** Wähler concentrirte. Es gab also dem Mittelstande, oder genauer gesprochen, dem höheren Mittelstande die Herrschaft, wie sie der Hauptsache nach auch unter der Juli-Regierung bestand. Dieses System ist seitdem so vielfach kritisirt, und durch den Erfolg so gründlich widerlegt, daß man es vielleicht weniger Muth als Narrheit oder Beschränktheit nennen muß, wenn Guizot noch heute dafür in die Schranken tritt. Wir entgegnen nur das Eine, daß es der Natur der Dinge widerspricht, wenn man den Mittelstand, der schon seinem Namen nach zur Vermittlung bestimmt ist, zur Herrschaft beruft. Und wenn es unleugbar ist, daß in den Mittelklassen die theoretische Bildung wie der industrielle Erwerb vorherrschen, so liegt es auf der Hand, daß dies ihrer Natur nach Bewegungs-Elemente sind, und es ist ein sonderbares Mißverständniß, wenn man gerade in den Mittelklassen vorzugsweise conservative Elemente erkennen will. Gelangen dieselben zur Herrschaft, so entspringt vielmehr daraus die Herrschaft des Journalismus und der Börse, wie sie unter Louis Philipp zur Blüthe kam, trotzdem, daß die doctrinäre Weisheit an der Spitze des Gouvernements stand. Gleichwohl meint Herr Guizot, die Charte sei immer eine Wahrheit gewesen, unter der Restauration wie unter der Juli-Regierung. Nun freilich, man hat nach dem constitutionellen Schematismus regiert, nur schade, daß dieser Schematismus mit seiner angeblichen Gewaltentheilung in sich selbst eine Lüge war, und jedesmal, wenn die Staatsgewalten ernstlich ihre Kräfte gegen einander maßen, fiel die Maschine zusammen. Es ist niederschlagend, einen Mann von solcher Gelehrsamkeit so unzugänglich für den gesunden Menschenverstand zu finden.

Ein anderes wichtiges Gesetz war das Rekrutirungsgesetz des Marschalls St. Cyr, welches noch bis heute die Basis der französischen Wehrverfassung geblieben ist. Es hat somit die politischen Erschütterungen überlebt gleich der Armee selbst, die, wie es scheint, die einzige große und dauerhafte Institution des modernen Frankreichs ist.

Endlich das Preßgesetz vom Jahre **1819**. Guizot betrat dabei zum ersten Male die Tribune, indem er als königlicher Commissär die Regierungsvorlage vertheidigte.

So waren denn drei wichtige Grundgesetze gewonnen. Inzwischen wurden die Ausnahmsgesetze, welche die Umstände des Jahres **1815** hervorgerufen, beseitigt. Im Jahre **1817** wurden die Garantien der persönlichen Freiheit wieder hergestellt, **1818** fielen die Prevotal-

Gerichte, im folgenden Jahre die Censur. Die constitutionelle Maschinerie war seitdem in normalem Gange.

Dazu hatten die auswärtigen Verhältnisse des Landes sich nicht minder verbessert. Es war dem Herzog von Richelieu schon im Jahre 1816 gelungen, die vier gegen Napoleon coalisirten Mächte zu einer Verringerung der nach dem zweiten Pariser Frieden in den französischen Festungen verbliebenen Besatzungen zu bewegen. Auf dem Congreß zu Aachen erlangte er die vollständige Zurückziehung aller fremden Truppen, und Frankreich wurde seitdem förmlich in den Bund der europäischen Großmächte aufgenommen. Man bezeigte dem Herzog auf dem Congreß die höchste Hochachtung. Sein König empfing ihn mit Entzücken.

Das waren in der That Erfolge, welche dem Lande wie dem Gouvernement die größte Genugthuung geben mußten. Gleichwohl wurde man seines Daseins nicht froh, die Restauration blieb doch immer in Frage. Und wenn das constitutionelle Räderwerk allerdings im Gange war, so legt doch Herr Guizot selbst das Geständniß ab, daß es mit der administrativen Centralisation in totalem Widerspruch stand, d. h. im Grunde genommen durchaus unpassend war, denn eben diese administrative Centralisation hat man dadurch nicht aufzuheben vermocht; im Gegentheil, man hat ihr neue Nahrung gegeben, indem die Kammern selbst dazu beitrugen, alle Entwickelungshebel des Landes immer mehr in Paris zu centralisiren. Möchte dieses Beispiel für uns zur Warnung dienen! Aber es scheint wohl, die Völker sind für die Lehren der Geschichte nicht empfänglich, außer wenn es schon zu spät ist, und die Regierungen sind nicht weiser als die Völker.

Noch unhaltbarer wurde der Zustand durch die Parteiwesen. Wir wissen wohl, Parteien sind in freien Verfassungen gewissermaßen nothwendig, aber sie müssen eben auf dem gemeinsamen Boden der Verfassung stehen und ihre Bestrebungen nicht auf die Veränderung, sondern auf die Handhabung dieser Verfassung richten. So ist es in England. Aber in Frankreich waren die Royalisten gegen die Verfassung selbst feindlich gesinnt, wie andrerseits die Liberalen. Es ist das Schicksal aller doctrinären Verfassungen, welche nicht in der Geschichte und in den realen Zuständen des Landes wurzeln, daß sie ewig in Frage stehen, und auch wir haben neuerdings dieselbe Erfahrung gemacht. Unter solchen Umständen konnte sich das Gouvernement in der Kammer nur auf die indifferente Mitte stützen, welche aus den eigentlichen Ministeriellen und aus den Doctrinärs bestand. Jene waren ohne Ansehen im Lande, diese waren intraitable. Das Gouvernement blieb also schwach, und die liberalistische Partei gewann Terrain. Die theilweise Erneuerung der Kammer im Jahre 1818 gab ihr einen Zuwachs von 25 Deputirten, worunter die bedeutungsvollen Namen: von Lafayette, Benjamin Constant und Manuel.

Die Royalisten wurden darüber ernstlich besorgt. Man sprach davon auf dem Aachener Congreß, und Kaiser Alexander drang vor Allem auf Abänderung des Wahlgesetzes. Richelieu ging darauf ein, und suchte nach seiner Rückkehr nach Paris den König dazu zu bewegen, allein er drang nicht durch. So geschah es, daß grade dieser Aachener Congreß, der ihm den höchsten Triumph verschafft hatte, unmittelbar darauf seinen Sturz herbeiführte.

Jetzt trat nun Decazes an die Spitze des Cabinets, der eigentliche Repräsentant der Gemäßigten. Aber was hieß Mäßigung in Frankreich? Bald gab die Deputirten-Wahl des sogenannten Königsmörders Gregoires ein neues Scandal, und der Reaction einen neuen Vorwand. Die Ermordung des Herzogs von Berry gab ihr das Uebergewicht. Decazes zog sich zurück, Richelieu übernahm wieder für eine kurze Zeit das Minister-Präsidium, bis ihm Villèle folgte, der eigentliche Chef der Royalisten. Villèle war ein nüchterner practischer Kopf, von unleugbarem gouvernementalen Talent. Allein es war ihm unmöglich, sich der Zumuthungen der royalistischen Partei, die ihn zur Gewalt erhoben, zu erwehren, und deren Extravaganzen endlich seine Stellung untergruben.

Sein Antritt begann mit Verschwörungen und Unruhen, die indessen leicht gedämpft wurden. Größere Schwierigkeiten riefen die auswärtigen Verhältnisse hervor.

Es war damals die Zeit der europäischen Congresse. Auf Aachen folgten Troppau und Verona. Diese Congresse, deren Reihe der Wiener Congreß beginnt, haben einige Aehnlichkeit mit den Concilien des 15. Jahrhunderts, welche die Gebrechen der Kirche heilen sollten, und bekanntlich nicht heilten. So wollte man jetzt die kranken Staaten kuriren, zu welchem Ende die bei diesen Consultationen versammelten Doctoren das Mittel stets bereit hatten. Es war die Restauration, das Dogma der heiligen Allianz. Jetzt wollte man Spanien in die Kur nehmen, wo Riego die Fahne der Constitution erhoben hatte, und 100,000 Franzosen sollten das unfehlbare Heilmittel appliciren.

Die auswärtige Politik Frankreichs wurde damals von Montmorency geleitet, während Chateaubriand sich als Botschafter in London befand. Beide wurden nach Verona gesandt, mit der Instruction, sich nicht für eine bewaffnete Intervention zu engagiren. Es geschah aber dennoch, und obwohl Montmorency in Folge dessen zurücktrat und Chateaubriand das Ministerium übernahm, so brachte gerade dieser die Intervention zur Entscheidung. Er wollte die Expedition, und hat sie als sein eigenstes Werk angesehen. Sie sollte der Restauration eine neue Folie geben. Und in der That erntete der Herzog von Angoulème dabei die dürren Lorbeeren vom Trocadero, aber Frankreich hatte für alle seine Opfer und Anstrengungen den Kummer, den russischen Gesandten in Madrid dominiren zu sehen, und es zeigte sich hier, wie an so

vielen anderen Orten, daß die ganze Restaurations-Politik zum Vortheil Rußlands ausschlug.

Chateaubriand verlor seitdem seine Gunst und wurde bald in brüsker Form entlassen. Es kam den Bourbons theuer zu stehen. Sie hatten einen unbequemen Freund in einen gefährlichen Feind verwandelt. Denn der edle Vicomte machte seitdem Opposition in der Pairskammer, wie in den „Débats", mit deren Chef, dem bekannten Herrn Bertin, er schon in Gent in Verbindung getreten war, und man weiß, die „Débats" waren damals eine wirkliche Macht. Sie hatten schon Erfahrung darüber, wie man Ministerien erhebt und wie man sie stürzt. Ach, was ist es mit den Staatsgewalten, die bei dem Journalismus zu Lehn gehen! Und doch war die Charte eine Wahrheit, — sagt Herr Guizot.

Flugs ging Herr Bertin zu Herrn v. Villèle, um ihm rundweg zu erklären, daß er nur unter der Bedingung Frieden haben würde, wenn er Chateaubriand als Botschafter nach Rom sende. Wo nicht, so möge er sich erinnern, daß die „Débats" bereits das Ministerium Decazes wie das Ministerium Richelieu gestürzt hätten. „Wohl," erwiderte der Minister, „aber um mein Ministerium zu stürzen, wird man eine Revolution machen müssen." Sie kam nur allzu bald, und es macht wenig Unterschied, daß sie nicht Villèle, sondern Polignac am Ruder fand.

Mit der Opposition wuchsen gleichzeitig die Extravaganzen der Reaction. Vor Allem der Ultramontanen. Ihre Ansprüche bedrohten die Unabhängigkeit des Staates wie die Freiheiten der gallikanischen Kirche und schienen die ganze Bildung des 18. Jahrhunderts in Frage zu stellen. Selbst die entschiedensten Royalisten, wie der Graf Montlosier, erhoben sich dagegen, während die Muse eines Béranger die Massen aufregte. Villèle suchte dem Kampf auszuweichen, indem er Concessionen nach links und nach rechts machte, wodurch er es mit seiner eigenen Partei verdarb, ohne jemals die Liberalen zu gewinnen. Er hatte das volle Vertrauen Louis' XVIII. besessen, aber sein Verhältniß zu Carl X. war schwankend. Dieser Fürst war in seinem Herzen selbst ein Ultra, ganz von den Ideen des ancien régime erfüllt, wie er denn einmal sagte: „Es giebt nur zwei Leute, welche sich seit 1789 nicht verändert haben, Lafayette und ich." Seine Hofleute nahmen ihn gegen Villèle ein, indem sie die aus der Lage der Dinge entspringenden Schwierigkeiten dem Ministerium zur Last legten. Der Zustand wurde unerträglich. So griff Villèle zu dem letzten Mittel im Jahre 1827, die Kammer aufzulösen, aber da die Neuwahlen ein ihm entschieden feindliches Resultat ergaben, konnte er sich nicht länger mehr halten. Martignac trat an seine Stelle.

Guizot war inzwischen schon nach dem Rücktritt Decazes' von den öffentlichen Geschäften entfernt. Er begann wieder seine Vorlesungen, welche jedoch zwei Jahre darauf verboten wurden. Ernste wissenschaft-

liche Arbeiten beschäftigten ihn, die Geschichte der repräsentativen Verfassungen, die englische und französische Geschichte. Gleichzeitig arbeitete er für Journale, gründete die „Revue française" und gab mehrere Flugschriften heraus, die ihn bei der Opposition beliebt machten. Manuel glaubte ihn damals gewinnen zu können. Er sprach mit ihm über die Nothwendigkeit eines Dynastiewechsels und deutete auf Napoleon II. Guizot wies diese Ideen entschieden ab. Indessen betheiligte er sich später an der Gesellschaft: Aide-toi — le ciel t'aidera, welche im Jahre 1827 einen großen Einfluß auf die Wahlen ausübte. Unter dem Ministerium Martignac durfte er seine Vorlesungen wieder eröffnen und begann damit die Glanzperiode seines Professorenthums. Seine historischen Vorträge hatten außerordentlichen Erfolg. Neben ihm las Villemain über Literatur, Cousin über Philosophie. Es waren verwandte Geister.

Erst unter dem Ministerium Polignac trat er wieder in die politische Laufbahn ein, indem er zu Anfang des Jahres 1830 zum Deputirten von Lisieux in dem Departement Calvados gewählt wurde.

Ganz Frankreich war damals in Bewegung und rüstete sich zum Widerstande. Denn obgleich das Ministerium noch keine verfassungswidrigen Schritte gethan hatte, so lagen doch viele Indicien vor, welche dergleichen in Aussicht stellten, und wie es fast immer geschieht, eine unbestimmte Furcht hat schlimmere Folgen, als ein wirkliches Uebel.

Carl X. eröffnete die Kammer den 2. März. Die Thronrede enthielt eine versteckte Drohung, indem es darin hieß: wenn man dem Gouvernement Schwierigkeiten mache, so würde der König in seiner Entschlossenheit hinlängliche Kraft finden, um den öffentlichen Frieden zu erhalten. Der König las diese Stelle mit gehobenem Accent, und mit der Hand gesticulirend stieß er seinen Hut vom Kopf. Der Herzog von Orleans, welcher neben ihm stand, hob den Hut auf, um ihn gebeugten Kniees seinem Souverain zu überreichen. Der Hut deutete auf die Krone, aber mit der Krone ging es anders. Es war ein Spiel der Geschichte.

Eine so provocirende Anrede ließ dann eine entsprechende Antwort erwarten. Die Kammer machte sich also an die Adresse, welche eben so deutlich von den gehegten Befürchtungen, wie von den Rechten des Landes sprach. Guizot hielt bei dieser Gelegenheit seine erste Deputirten-Rede für den Adreß-Entwurf. Entschieden oppositionell schloß er mit den Worten: „La vérité a déjà assez de peine à pénétrer dans le palais des rois; ne l'y envoyons pas faible et pâle; qu'il ne soit pas plus possible de la méconnaître que de se méprendre sur la loyauté de nos sentiments." Gegen den Entwurf sprach Berryer, der damals gleichfalls zum ersten Mal gewählt war.

Die Adresse wurde mit 221 Stimmen angenommen und am 19. März überreicht. Guizot befand sich unter der Deputation. Der Kö-

nig hörte sie ruhig an, antwortete kurz und trocken, doch ohne Gereiztheit. Gleichwohl wurde die Kammer schon am folgenden Tage bis auf den 1. December vertagt, am 16. Mai aber für aufgelöst erklärt. Gleichzeitig traten die gemäßigten Minister aus dem Cabinet, und ein Ultra übernahm das Ministerium des Innern. Das hieß die Revolution heraufbeschwören und sie ließ nicht auf sich warten.

So an dem Vorabend der Julitage angelangt, schließt der erste Band dieser Memoiren. Drei bis vier Bände sollen noch folgen, denen wir mit Spannung entgegensehen, denn sie werden nun diejenige Periode behandeln, in welcher Herr Guizot selbst eine hervorragende Rolle spielte.

F.

Der alte Dessauer.

Gedicht von M. Ant. Niendorf.

III.

Die Schlacht bei Mollwitz.

Drei Grenadiere lagen am Feuer in guter Ruh,
Sie plauderten und sprachen der Flasche munter zu,
Bemooste Kriegerhäupter, — wie schwarz der Zopf auch war,
Hell lugt' aus ihren Hüten hervor das greise Haar.
Tieffaltige Gesichter, die Haut wie Stein und Bein,
Man hätte fragen mögen: Wie drang da Schwert hinein?
Und doch stand's roth verzeichnet, narbig, verlöschbar nie,
Wie oft sich drauf versuchten die Griffel der Cavallerie.
War Einer eben kommen von den Kam'raden drei'n.
„Nun, Braun, Du Bär, gesteh mir, sprach der, wie mocht' es sein,
Daß Du vom Marsch nach Schlesien so flink bist umgekehrt,
Noch eh' Du die Kanonen von Mollwitz brummen gehört?"
„„Pah, Flins, Nichts von Kanonen — Braun griff in seinen Sack,
Nahm seine Pfeif' und legte die Kohl' auf den Taback. —
Marschirten just aus Halle, pah, waren in Dessau bald,
Da hieß es nun: Parade und ein, zwei Tage Halt. —
„„Pah, standen zwei, drei Stunden, daß uns das Stehn verdroß,
Was halfs? Der alte Grimmbart kam nicht herab vom Schloß.
Das munkelte, das raunte, pah! seine Durchlaucht säßen
Im Schlafrock, bärenbeißig und wüthend bis zum Fressen.
„„Kam wahrlich nicht, zu schauen sein eig'nes Regiment,
Und Jedem war's verdächtig, der uns're Durchlaucht kennt,
Sie meinten, daß er gram uns, pah, gram uns, seinen Treu'n!
Schwerin, der war Feldmarschall, wie konnt' es anders sein?
„„Ich kenn' ihn ja, er theilte mit Keinem je sein Schwert,
Er mag mit keinem Zweiten reiten auf Einem Pferd;
Bin ein simpler Corporal nur, doch trät' ich selber ab,
Sollt' mir ein Zweiter pfuschen, wo ich's Befehlen hab'.
„„Und Alles war verdrießlich, zumal wir Alten, wir,
Die seine Kriegskameraden seit Siebzehnhundert Vier.
Darnach, so hieß es wieder, — das Blatt hat sich gewend't,
Er kommt in diesen Tagen zu seinem Regiment.

„„Und d'rauf zum andern Male, pah! nimmer, wo Schwerin;
Bei Magdeburg, da soll er ein Heer zusammen zieh'n;
Soll ziehen gegen England, Hannover ist nicht weit,
Da mußt Du bei sein, dacht' ich, noch ist es an der Zeit.

„„Als wir des Tag's marschirten, wund ward ich bis auf's Blut,
Zwei Körner Sand im Schuhe, thun solche Dienste gut,
Rieb noch den Fuß mit Essig, statt Bleiweiß oder Fett;
Pah! um das Bischen Schmerzen, — ich kam in's Lazareth.

„„In Görlitz lag ich nieder, dann immer brav gehinkt;
Zum Schnurrbart! sprach ich, wenn's auch acht Tage Latten bringt.
Der alte Schwerenöther macht erst ein bös' Gesicht
Und flucht und donnerwettert, dann lacht er zur Geschicht'.

„„Doch besser ging's, ich brauchte nicht schelmisch desertiren,
Der Alte schuf sich Truppen und ließ brav exerciren,
Da war er froh, zu finden doch Einen im ganzen Land,
Der so von a bis tz die Hallische Kunst verstand.““

„Und ich, sprach Heinz, der Dritte, ich war noch früher da,
Als ich den edlen Fürsten nicht zur Parade sah;
Da war das Wort: „Zu Felde“, das stets all' meine Freud',
Wenn ich an ihn gedachte, mein allergrößtes Leid.

„Es hieß, der Fürst ist zorn'g, sieht wie Gewitter aus;
Ihn hat gekränkt der König, d'rum sitzt er trüb zu Haus.
Da strahmten meine Wunden, sie fingen zu bluten an:
Der größte Witt'rungswechsel hatt's nie so arg gethan.

„Die Kugel von Cassano, die noch im Leib mir sitzt,
Rumort' und fragte schmerzlich, was hab' ich nun genützt?
Das warf mich hin auf's Lager, des Lebens war ich satt,
D'rum ich beim Regimente um meinen Abschied bat.

„Bekam ihn nicht zur Stunde, braucht' ihn auch bald nicht mehr;
Es ging die frohe Kunde, der Fürst, er kommt zum Heer. —
Er kam, bin mit ihm kommen und will nun bei ihm sein,
Und schlugen die in Schlesien, wir schlagen auch noch d'rein. —“

— Die Flamme sank darnieder, sie schlug den Fittich licht
Gar lang und langsam über der Krieger Angesicht;
Das Schnarchen nur der müden Soldaten scholl daher
Und hie und da ein Stöhnen aus Träumen tief und schwer.

„Das junge Blut, das schläft doch,“ sprach Braun, „wo's nur sich legt,
Doch werd' ich gleich sie wecken, die zwölfte Stunde schlägt.
Der Alte kommt wohl selber und inspicirt zur Nacht;
Er brummt, sieht er uns schlafend, wenn auch der Posten wacht.“

Und seine Weckerstimme scholl über's nächt'ge Land:
„Ablösungszeit!“ Die Häupter hoben sich aus dem Sand.
„Nun wacht, Ihr Bärenhäuter, Ihr, die nicht Posten stehn,
Setzt Euch heran zum Feuer und lernt im Dunkeln sehn.

„Holt noch was Holz vom Busche, und daß Ihr Alle wacht,
Du, Bruder Flins, erzählst uns von der Mollwitzer Schlacht,
So recht von Grund aus richtig und ohne falsch Geschrei;
Mich dünkt, von unserm Schnurrbart war auch Etwas dabei!“

„„Ich meine, Braun, Du ließest mich eine Stunde ruhn,
Zumal ich keine Wachen, noch Dienst hab' hier zu thun,
Bin heute früh geritten zwölf Meilen als Courier,
Traun, ungewohnte Arbeit für einen Grenadier!““

„Bist Du mein Kamerade, so bleib heut mit uns wach,
Kannst noch genug ausschlafen, 's ist morgen Feiertag.“
Umlagert war das Feuer; es zog das Wörtlein Schlacht,
Auch Manchem war vom Schlafe frostig in kalter Nacht.
„„Holt denn den Stein mir näher, daß ich mich setze drauf!““
Vier flinke Hände wälzten daher ihn schon im Lauf.
Den Mantel über Achsel, doch frei mit Arm und Hand,
Saß auf erhöhtem Sitze der Grenadier-Sergeant.
„Ihr wißt es, Kameraden, schon letzte Weihenacht,
Da ward der große Heerzug nach Schlesien vollbracht.
Ging lustig 'nein, doch Mancher bekam da seinen Rest,
Es kommt just allerwegen zuletzt das Allerbest.
Sah'n keine Spur von Feinden, nicht nah und auch nicht fern;
Nur ein östreich'scher Posten wollt' uns den Weg versperr'n,
Rief: „Halt! die Preußen kumme!“ und zog den Schlagbaum vor.
„Da sind sie!“ sprach Graf Münchow, und gab ihm eins auf's Ohr.
Da ließ er los den Schlagbaum, ergriff das Reichspanier,
Das ist: Er lief zum Teufel. Drob lachten herzlich wir,
Gelobten zu tractiren, wenn's ihm zu Danke wär',
Mit reichlichen Ohrfeigen das ganze Kaiserheer.
Glogau hart an der Oder ist eine feste Stadt,
Die manchen tapfern Krieger in ihren Mauern hatt';
Wir sollten sie gewinnen, um rückenfrei zu sein,
Das thäten viel Kanonen täglich in's Ohr ihr schrei'n.
Den ganzen Februarmond war König Friedrich fort,
Da sprach der Sohn des Grimmbart zu ihm ein leises Wort,
Das ist der Prinz Max Leopold, ein gar gescheuter Herr:
Wie wohl die starke Feste mit Sturm zu nehmen wär'?
Zur neunten Nacht im Märzen — fünf Wochen sind es heut,
Da haben wir begonnen die erste Kampfarbeit,
Von fünf verschiednen Seiten ward da die Stadt berennt,
Um Eins war auf den Wällen das Hallische Regiment.
„Der König lobte den Prinzen, der wies auf uns, sein Heer;
D'rauf ging's hinein nach Schlesien immer mehr und mehr,
Ein Regiment beim andern, rechts, links und hintennach;
Wir Alten merkten's lange, daß kommen mußt' ein Schlag.
„Sind bei Schwerin! so hieß es, am fünften des April,
Nun sind wir all beisammen, nun komm' es, wie es will.
D'rauf gab's gar bunte Ordres, bald rechts! bald links! bald geh'n!
Bald steh'n! War mir im Leben solches noch nicht gescheh'n,
„Und hab' seit Anno zweie gefochten in Niederland,
Wo unter Prinz Eugenius der alte Schnurrbart stand. —
Zwei Tage schneit' es heftig, die Luft war wie ein Sack;
Retour ging es mit Eilen durch Schnee und Schmutz und Schlack.
„Nach dreien Tagen endlich, da ward der Himmel klar,
Als nun das Heer zur Straße nach Brieg gekommen war,
Lag nah ein Dorf, hieß Mollwitz, dort sollt' es gehen d'rauf,
Den breiten Schlachtenfächer schlug jede Truppe auf.
„Noch war kein Feind zu sehen, mich dünkt, wär's gleich d'rauf los
Mit lautem Hurrah! gegangen, die Mühe war nicht groß.
Die guten Wiener schienen vom Schlaf noch übermocht,
Fürst Leopold hätt' ihnen sicher die Suppe zurecht gekocht.

„Wie sie nun weg uns kriegten, der Tausend! welch' ein Lärm,
Das rauscht' und brummt' und summte wie hundert Bienenschwärm';
Das währte kaum zwei Stunden, und stille ward's und stand's,
Darnach so ward begonnen der Mollwitzer Waffentanz.

„Wir standen im zweiten Treffen, der Prinz war Commandeur.
Da kam's mit einem Male wie die wilde Jagd daher;
Dragoner, Kürassiere, bunte Husarenjacken,
Wirr Alles durcheinander, die Säbel über'm Nacken.

„Und hinterdrein, da sprang es, gleich wie ein Sprankenheer,
Das gier ein Feld verzehret und hungrig sucht nach mehr;
Weiß waren diese Schrecken, Heerschrecken obenein —
Die preußischen Reiter flohen, sie hieben hinterdrein.

„Der König mitten d'runter, er hielt die Flüchtigen nicht,
Es machten Preußen Reißaus vor Königs Angesicht!
Wo ist der König? sprengte Schwerin voll Angst daher,
Wo ist der König? Himmel, wenn er verloren wär'!

„Und durch das Heer geht murmelnd Gerücht von Reih' zu Reih',
Der König fiel beim Fliehen der feigen Reiterei.
Da rief Schwerin: Nicht also, der Markgraf Friedrich sank.
Er hofft, Ihr siegt, Kam'raden, und wird's Euch wissen Dank!

„Da fällt das weiße Schrecken schon in des Heeres Glieder
Und haut vor den Kanonen die Kanoniere nieder,
Jagt fort mit den Geschützen und wendet Stück für Stück,
Und richtet, weithin donnernd, das Rohr auf uns zurück.

„Doch wie Kartätschen-Hagel auch ihre Glieder mäht,
Die Infant'rie sie stehet, wie eine Mauer steht.
Da sprengt das weiße Schrecken sie doppelt wüthig an,
Sie feuert doppelt kräftig und fluchend sprengt's von dann.

„Und war zur Flankendeckung Husarenvolk postirt,
Das mit der Retirade von selber retirirt;
Durch all' die off'nen Straßen, vorn, hinten, zwischen ein,
Drang nun das Reiterschrecken mit wildem Hurrahschrei'n.

„Voran der wilde Römer, der Reiter-General,
Als stampft' er aus dem Boden Schaaren allüberall.
Er will die Mauer brechen, die Mauer fällt nicht ein,
Die baut' ein guter Meister mit Mörtel und mit Stein.

„Zwei Glieder seh'n nach vorne, zwei Glieder umgekehrt,
So wird mit Bajonetten dem Reiterfeind gewehrt.
Doch wie uns das Geschwärme kam immer dreister nah,
Unmuth und böser Wille hob sich im Busen da.

„Und wir im zweiten Treffen zähmten uns länger nicht,
Wir hielten all' den Reitern die Flinten in's Gesicht.
Nur zwei Mal klang die Salve, fort war das Vieh wie Spreu,
Nur Wunde erhoben stöhnend ihr letztes Angstgeschrei.

„Da sprengt auch schon der Vorwurf mit Zornesmienen her:
Wer hat Euch, rief Prinz Leopold, feuern geheißen, wer?
Wollt Ihr im ersten Treffen morden den eig'nen Freund?
Schon wenden Die die Köpfe und wanken vor dem Feind!

„Prinz General, sprach Einer, Niemand hat commandirt,
Wir thaten's, weil die Fliegen uns arg incommodirt;
Wir zielten gut und wollten die Vordern nicht erschrecken,
Zählt, alle Kugeln blieben in diesen Reitern stecken!

„Er sah's — dann sprach er zornig: Darf nicht zwei Mal passiren!
Nun vorwärts! Marsch! Und danach geschah ein Exerciren,
Wie's selbst die liebe Sonne am Himmel nicht geseh'n;
Sie blitzte drum noch einmal, wollt' eben untergeh'n.
„Just mit der Sonne Blitzen, da kam's so klar, so rein,
Ganz wie ein zuckend Feuer, und fuhr durch Mark und Bein,
Drang her mit Trommeln und Pfeifen, Trompeten und Hörnern hell,
— Weiß nicht, wer da die Spielleut' gerufen zu der Stell'.
„So leben wir! klang's herrlich aus jedem Soldatenmund,
Glaubt, Leben oder Sterben — war Eins in dieser Stund'.
Die Sonne sank hinunter und blitzt' auf Waffen roth;
Schön ist Soldatenleben, schön ist's bis in den Tod!
„Sind sechsunddreißig Jahre, seit Er das Ding erwählt,
Am Bluttag von Cassano, Fürst Leopold der Held;
Hab's tausend Mal gepfiffen, gebrummt den tollen Text,
Hatt' mich noch nie im Leben so mörderlich behext:
„Denn mit dem Marsch, da klang es, als spräng' er selber vor,
Nähm' in die Hand die Fahne und hielt' sie hoch empor,
Als riefe seine Stimme hoch über den wilden Krieg:
Richt't Euch! Gewehr auf Schulter! Und Vorwärts Marsch zum Sieg!
„Und sieh! schon ging die Reihen hindurch die dunkle Mähr,
Er selber leibhaft reite vom rechten Flügel her,
Dort halt' er bei den weißen Grenadieren von Schwedt,
Die seine Waffencumpane bei Höchstädt und Malplaquet.
„Und wie Paradeschauer fiel's übers ganze Heer
Und wie die Hand aufzuckte, fest packte das Gewehr:
Weiß Gott, was da vom Herzen blitzschnell im Aug' mir stand,
Ich drückt' es mit der Wimper, da fiel's mir auf die Hand.
„Fiel, — mag wohl sein das Alter, das macht so mürb und weich,
Es bringt so viel vom Alten mit Neuem in Vergleich.
Schäm Dich! rief Schweizer Rodach, mein Nebenmann im Glied,
Und guck! ihm hing gar selber das weiße Salz am Lid.
„So ging's aufs Vordertreffen, das müd' und wankend schier.
Rückt nur zusammen, Brüder, die Lücken füllen wir!
Geschulterten Gewehres im festen Paradeschritt
Trat vor der rechte Flügel, die ganze Linie mit, —.
„Bis zwanzig Schritt vorm Feinde; mit Donnern hieß es: Halt!
Prinz Leopold, der edle, rief's hinten mit Gewalt,
— Da hatt' in allen Gliedern schon Mancher Halt gemacht,
Weil er mit brechendem Auge hinsank in Todesnacht.
„Indessen ward gefeuert, wie nur der Preuße pflegt,
Das knatterte wie Blitzschlag, der in die Eiche schlägt.
Ein Schuß aus jedem Rohre — mit Bajonetten drauf!
— Es wandte schon den Rücken der Feind mit schnellem Lauf.
„Ein donnernd Hurrah! jauchzte der Sieger durch die Nacht,
Man schickte nach den Reitern, zu jagen die wilde Jagd
War Keiner nicht zu finden, der brauchen konnt' den Sporen;
— Es ward durch ihre Feigheit die Schlacht beinah verloren.
„Als drauf am andern Morgen der König ritt daher,
Der bald am Thor vor Oppeln gefangen worden wär';
Da lobt er seine tapfre preußische Infanterie;
— Weiß nicht, ob er den Reitern die feige Flucht verzieh.

„Die Regimenter machten Parad'; er zog den Hut.
Hoch lebe König Friedrich! rief tausendstimm'ger Muth.
Der Marschall hielt daneben. Es lebe Held Schwerin!
Nun sah man auch Prinz Leopolds Schaaren näher ziehn.
„Ein Hoch dem König, scholl es, ein Hoch dem Feldmarschall,
Ein Hoch dem alten Dessau und dem Prinz General!
Wem gilt es? fragt der König, dem Prinzen zugedreht:
Sie rufen ihren Vater und — meinen, Majestät!
„So, so, den Fürst von Anhalt. Prinz, senden Sie an ihn
Noch heute diese Botschaft im Lager bei Genthin:
Wie auch mein Vetter Liebden Mir abhold und dem Krieg:
Es hätten die Grenadiere erfochten Mir den Sieg.
„Da fragte der Erbprinz lachend uns alten Grenadier':
Wer ist von Euch ein Reiter, zu reiten als Courier?
Drei Tag' und fünfzig Meilen zum Fürsten Leopold?
Ich trat hervor, — hätt's Mancher auch außer mir gewollt.
„War einstmals Reiter gewesen im Lüneburgschen Heer,
Und doch, den Teufel! war es ein Stückchen Arbeit schwer,
Bis ich hierher die Kunde mit Wort und Brief gebracht,
Die Kunde von der ersten schlesischen Jungfernschlacht." —
Und stille schwieg der Alte, starrt' ernst das Feuer an,
Indeß zwei Dutzend Augen wohl fragend auf ihn sah'n.
„„Und nun? Erzähle weiter, was sprach der alte Held,
Als Ihr die frohe Botschaft gebracht ihm aus dem Feld?""
Es starrte noch in's Feuer still sinnend der Sergeant.
„Hab' davon nichts zu melden, war als Courier gesandt."
„„Je nun, er fluchte kräftig, das weiß ich auf ein Haar,
Sprach Braun, daß er bei Mollwitz nicht selbst zugegen war.
„„Er hätte, flucht' er zweitens, die Reuters decimirt,
Die sich so en canaille beim Schlagen aufgeführt;
Dann flucht' er endlich drittens: die Blitz-Infanterie
Hat's brav gemacht, sie mußt' es, bei meinem Schnurrbart, Sie!""
„So hätt' er sprechen können, fiel ein der schlaue Heinz,
Dann hat er aber gepfiffen den Lieblingsmarsch, ich mein's!
Und hat gedacht ganz leise: „Nun merke, Du König Fritz,
Daß doch der alte Dessauer zu guter Stund' was nütz."
„„Den Marsch, sprach Braun, den meinst Du — und Heinz stieß Flinzen an, —
Hab' stets gesagt, daß der schon allein gewinnen kann.
Das schmettert: Rechten! Linken! und wenn's zur Hölle ging',
Ich glaube, der Schwerenöther steckt selber in dem Ding.
„„Du sprachst, er wär' gesehen den Schwedtern just zur Hand?
Das geht doch ganz absonders mir über den Verstand!
Gerad' am Zehnten hab' ich Rekruten exercirt;
Er kam dazu und hat sie selbsteigen examinirt.""
„Wenn das gegründet, Bruder, daß er da bei Dir stand,
So hat's wohl nur geträumet denen im Schlesierland.
Unglaublich war mir's selber, doch sprach man's weit und breit,
Wer hat auch in solchem Sturme zu Nachgedanken Zeit?"
„„Mit Gunst, sprach Heinz, der schlaue, ich sage Dir, Kamerad,
Daß Niemand, als Fürst Leopold, die Schlacht gewonnen hat.
Ich glaub' es steif und feste, daß dorten er gewesen —
Hab' schon von Doppelgängern gehört und auch gelesen.

„„Geforen und gefeyet ist er und das ist wahr,
Ihm hat noch keine Kugel gekrümmt ein einzig Haar,
Und da ist er und dorten und weg als wie die Pest.
Weiß mir davon ein Liedlein, das wohl sich singen läßt.““
Hoch horchten auf die Alten, die Jungen noch viel mehr.
„Erzähle, riefen Alle, erzähle!“ Braun, der Bär.
„„Doch ein brav' wahres Stücklein ganz ohne Lug und Trug,
Sprach Flins, verlauf'ne Schnurren weiß man vom Schnurrbart g'nug.““
„Was ich Euch will erzählen, ist wahrer als der Tod
Und ist mir selbst passiret in meiner höchsten Noth.
Das Ding, das hat drei Zeugen, der Eine, mein Kamerad,
Fand auf der Insel Rügen seine letzte Ruhestatt.
„Ich meines Theils verschwieg es in meinem jungen Jahr,
Weil eine schwache Stunde von mir darunter war,
Ein Bischen Kanonenfieber — das Alter sieht erst ein,
Wie uns'res Herrgotts Finger griff wunderbarlich d'rein.
„Der Dritte ist Er selber, der mit dem Marschallstab,
Doch dieser schweigt noch tiefer, als jener in dem Grab,
Und so bin ich der Letzte, der recht weiß (ohne ihn!)
Warum so brav geendet der Schlachttag von Turin.“

Die Arbeiter von Paris.

Wir finden in einem jüngst hier bei O. Janke erschienenen Buche über das gegenwärtige Frankreich die treffendsten Illustrationen zu dem Artikel „Deutsche Urtheile über Frankreich“, dessen Beschluß das vorliegende Heft den Lesern bringt. Wir kommen auf das interessante, wenn auch oberflächliche Buch demnächst ausführlicher zurück und beschränken uns heut darauf, den folgenden Auszug aus dem ersten Capitel zu geben. Der Titel des Buches ist: „Paris und Louis Napoleon. Neue Skizzen aus dem französischen Kaiserreich, von Th. Mundt, 1858.“

Der Verfasser hat eine geheime Sympathie auch für das heutige Frankreich nicht unterdrücken gekonnt, die Leser unseres Artikels „Deutsche Urtheile“, werden wissen, warum. Die Stadt der Loretten und des Luxus, der schönen Formen und des Literatenthums behagt ihm, abgesehen von allen ihren Schattenseiten, über die Maßen.

Die Arbeiter finden nach ihm ein „Paradies“ im zweiten Kaiserreich. Er schildert dies Paradies folgendermaßen:

„Es ist durchaus darauf abgesehen, den Arbeiter im neuen Kaiserreich zu einem großen Herrn zu machen. Die neuen, beispiellos glänzenden Arbeiter-Cafés, die seit Kurzem in Paris enstanden sind, können als ein Beweis angesehen werden, wie sehr man es dieser Klasse jetzt dort vergönnen will, in einem gewissen äußeren Comfort mit den höheren Ständen zu wetteifern, oder dieselben sogar durch eine niegesehene, fast feenhafte Pracht der Vergnügungs-Etablissements zu übertreffen. Denn sämmtliche Cafés der eleganten Welt in Paris sind plötzlich durch zwei völlig riesenhafte Schöpfungen dieser Art, die sich vorzugsweise zu einem Erholungsort für die arbeitenden Klassen bestimmt haben, in Schatten gestellt und im Vergleich mit diesen neuen Arbeiter-Cafés zu altmodischen und ärmlichen Räucherhöhlen herabgedrückt worden.

Es ist dies das Café du dixneuvième Siècle auf dem neuen Boulevard du Strasbourg und das Café Parisien ou le plus grand café du Monde in der Rue du Chateau d'Eau, welche diese Revolution bewirkt, und die Herrschaft des vierten Standes zunächst auf den Boden des Pariser Caféhauslebens unabweislich angekündigt und festgestellt haben. Man behauptet, daß der Kaiser diesen colossalen Prachtschöpfungen im Geheimen eine gewisse Aufmunterung geschenkt habe, da man weiß, wie sehr Napoleon III. eines seiner wesentlichsten Regierungs-Interessen noch immer darin erkennt, den Arbeiterstand zu pflegen und ihn zum goldenen Knopf auf der Mütze der kaiserlichen Fortuna zu machen. Aber man vernimmt neuerdings, daß die Unternehmer dieser neuen Cafés gänzlich auf ihren eigenen Füßen stehn, und daß sie sogar Aussicht haben sollen, die in der That unglaublichen Capitalien, welche sie auf die luxuriöse Ausstattung dieser Locale gewandt, einträglich genug wieder herauszuschlagen.

Wenn man einen Blick auf das unablässige Treiben und Verzehren wirft, das hier den ganzen Tag hindurch bis über die Mitternachtsstunde hinaus herrscht, und in den ungeheuren Sälen nicht selten zwei- bis dreitausend Personen auf einmal anwesend sein läßt, so kann man auch kaum zweifeln, daß die Addition der Tageskasse eine höchst bedeutende sein muß, und daß die bei den Comtoirdamen einfließenden Sousstücke der Arbeiter für ihre Demi-Tasse, oder ihren Grog und Bol zu ganz gewaltigen Summen anlaufen, mithin auch wohl der Geldmacherei des heutigen Speculationsgeistes vortrefflich dienen können.

Auf dem neugebauten Boulevard du Strasbourg, dessen frisches und anspruchsloses Treiben vornämlich den arbeitenden Klassen angehört, steht ein schönes, sehr geschmackvoll aufgeführtes Haus, das mit großen goldprangenden Buchstaben die Inschrift: Café du dixneuvième Siècle zeigt. Man tritt mit eigenthümlichen Gedanken über den Geist des neunzehnten Jahrhunderts in das Haus, um über einen kleinen Flur sofort in den ungeheuren Saal zu gelangen, der einen höchst überraschenden Anblick darbietet. Man erblickt einen Raum von fast unabsehbarer Weite, der mit Bronzeverzierungen, Goldspiegeln, Wand- und Deckengemälden, und Marmorgruppen auf das Reichste und Geschmackvollste ausgeschmückt ist. Von dem hohen Plafond herab hängen durch den ganzen Saal hin sechszehn bronzeschimmernde Kronleuchter, deren flammende Lichter noch durch eine Unzahl glänzender Wandleuchter auf allen Seiten des Saals verstärkt werden. Kleinere Lampen schweben noch über den Billards, deren zweiundzwanzig hinter- und nebeneinander im Saal aufgestellt sind, und den ganzen mittleren Raum desselben wie eine großartige Phalanx einnehmen. An den Seitenwänden des Saals entlang laufen rothe Plüsch-Divans mit weißen Marmortischen davor, an denen die Männer des neunzehnten Jahrhunderts, welche in diesem Café verkehren, sich mit Weib und Kind behaglich niederlassen und die ihnen auf silbernen Präsentirtellern dargebotenen Erfrischungen einnehmen. Oder sie haben sich in dem mittleren Raum gruppenweise zu einer Partie Billard vereinigt, welches das Lieblingsvergnügen der französischen Arbeiter geblieben ist und mit leidenschaftlichem Eifer, aber auch mit einer merkwürdigen Ruhe und Geräuschlosigkeit von ihnen gespielt wird. Einige kleinere Nebensäle und eine Reihe von Logen bieten Räume für zurückgezogene Besucher des Café dar.

In der Mitte der Hauptwand erhebt sich der glänzende Comtoirtisch, an dem, zur Leitung und Controlle aller Geschäfte, in diesem Riesen-Café eine einzige Dame nicht genügt, sondern es haben mehrere dieser Caféhaus-Regentinnen hinter demselben Platz genommen, wenn auch nicht mit

der stolzen und abgeschlossenen Würde, zu der die Comtoirdame des Boulevard des Italiens eine unveräußerliche Verpflichtung zu haben glaubt. Es herrscht hier auf dieser Stelle eine bei Weitem gemüthlichere und plauderlustigere Repräsentation, und die jungen Mädchen, die auf dem Thron des Café des neunzehnten Jahrhunderts sitzen, haben einen gewissen Familien-Anstrich, der mit dem behaglichen und volksthümlichen Sichgehenlassen, das auf dem ganzen Schauplatz herrscht, auf eine sehr tactvolle Weise zusammenstimmt.

Denn der Arbeiter, welcher diese ihm neu eröffnete Welt des Glanzes und Scheins betritt, glaubt sich in seinem eigenen Wesen keineswegs danach ummodeln oder geniren zu müssen. Er findet sich hier vielmehr mit einer natürlichen Anmuth und Unbefangenheit ein, die liebens- und bewundernswürdig zugleich erscheinen kann, aber auch einen erschreckenden Eindruck auf den Beobachter hervorzurufen vermag, indem sie beweist, mit welcher Leichtigkeit diese Klasse von dem Luxus der bevorzugten Stände Besitz ergreift, und wie sie auch den übertriebenen und verschwenderischen Glanz sich so aneignet, als wenn derselbe nur gerade für sie geschaffen und eben gut genug für sie wäre.

Ja, der Pariser Ouvrier scheint einen besonderen Stolz darein zu setzen, daß er gerade in dieser für ihn hergerichteten Pracht am liebsten in der blauen Blouse und in der Arbeitsjacke erscheint, die kleine thönerne Stummelpfeife im Munde und an den Stiefeln noch den Schmutz und Kalk der Werkstatt, den er gewissermaßen als seine Ehren aufweist, und von dem es ein Leichtes gewesen wäre, sich vorher zu reinigen, was aber keineswegs in seinen Sinn gepaßt zu haben scheint. Einige ceremonielle Formen beobachtet die stolze Blouse nur mit ihren Damen, die stets wohlanständig und mit einer gewissen Feierlichkeit am Arm eingeführt werden, was dem Contrast der schmutzigen Stiefel mit diesem Schauplatz des Glanzes eine noch wunderlichere Nüance hinzufügt."

Aus Münster.

Ende April 1858.

Die Lamberti-Feier.

In dem letzten dieser Briefe, welche den Charakter anspruchsloser Mittheilungen aus dem reichen Schatze unserer altstädtischen Sitten, Gebräuche, Einrichtungen und Erinnerungen angenommen haben, ist erwähnt, daß die Continuität von Münsters weit zurückreichender Culturgeschichte nur ein Mal, in der Wiedertäuferzeit, abgerissen worden. In der That ist es dem Forscher in diesen Dingen eine traurige Erscheinung, wie sehr jene furchtbare Zeit, für deren Gräuel und Verwüstung wir Späteren kaum mehr einen Maßstab haben, einen Abgrund riß zwischen der mittelalterlichen Stadtgeschichte Münsters, auch mehr oder weniger des Münsterlandes, und der neueren Geschichte. Es ist, als wäre ein nasser Schwamm über die Tafel der erstern dahin gefahren, als wenn das neue Geschlecht auch ein ganz neues Leben begonnen hätte. In der rein politischen Geschichte ist der Conner klarer herausgestellt, in der Geschichte der Cultur, der Verfassung, der Gesellschaft aber bleibt nicht bloß ein gähnender unausgefüllter und nicht auszufüllender Abgrund, sondern auch für einzelne wichtige Punkte der ältern Geschichte sind die Quellen unwiederbringlich verloren. Der große Sammlerfleiß des früheren Provinzial-Archivars

Dr. Ehrhard und ganz insbesondere seines Nachfolgers Dr. Wilmans hat zwar manche kostbaren Documente wieder herbeigeschafft, und was an solchen überhaupt noch vorhanden, wird allmählich in unserm Archive sich concentrirt finden: aber im Vergleich mit dem, was vorhanden sein könnte, was von dem doch so kurzen Wiedertäuferregiment vorhanden war, ist das Gesammelte doch immer ein gar Dürftiges. Jene Fanatiker zerstörten nicht nur die Kunstwerke in und an den Kirchen, stürzten deren Thurmspitzen, um „das Hohe zu erniedrigen"; sie vernichteten auch die Dom- und Pfarr-Archive und plünderten die Scripturenkammer des Rathes. Letzteres ist insbesondere ein empfindlicher Verlust. Besäßen wir nicht das sogenannte Rothe Buch, nämlich die Zunftordnung, und einige wenige andere Documente, was wüßten wir z. B. vom Münsterschen Statutar-Rechte von 1125, das ganz selbständig neben dem berühmten Soester Stadtrecht dastand, das von vielen niederdeutschen Orten angenommen wurde, das, nach dem Wenigen, was man davon weiß, zu urtheilen, unter den interessantesten Stadtrechten des Mittelalters eine hervorragende Stelle eingenommen haben muß! Was wissen wir von den Kämpfen des Patriciats, oder vielmehr der Raths- oder Erbmänner-Familien und der Zünfte mehr als den allerdings sehr bedeutungsvollen Umstand, daß die Zünfte nicht sowohl, wie anderwärts, die Verdrängung jener vom Stadtregiment oder einen überwiegenden Antheil daran beanspruchten, als eine Berücksichtigung ihrer Rechte und Anerkennung ihrer selbständig gepflegten Existenz, womit sie auch durchdrangen!

Läge nicht ein so tiefer Zug zum Erhalten, ein so mächtiges Conservations-Element im Charakter des Münsterländers, so wären wohl schwerlich jene volksthümlichen Gebräuche und Einrichtungen durch die Wiedertäuferzeit gerettet, oder nach derselben in eine dem Alten doch analogen Gestalt wieder hergestellt worden, welche wenigstens dürftige Conturen zu einem Bilde der alten reichen Culturentwickelung dieser Stadt aufzuzeichnen gestatten. Solcher Umrisse sind schon in den bisherigen Briefen einige zu geben versucht worden. Lassen Sie mich heute einen weitern hinzufügen mit der Lambertusfeier. Am Tage des h. Lambertus, den die Legende als Kinderfreund rühmt, Freitag den 17. September, beginnt eine dreitägige Festfreude für die Kinder, welche um mit Lichtern, Blumen u. dergl. geschmückte Pyramiden oder auch um bloße Lichtlein, denn diese sind das Wesentliche, von Sonnenuntergang an, jauchzend und altüberlieferte Lieder in gleichfalls überlieferten Weisen singend, Ringeltänze halten. In früheren Jahren war dies ein überaus gemüthliches Treiben; wenigstens schildern ältere Leute, wie an diesen Tagen die Erwachsenen mit den Kindern zu Kindern wurden, wie die ganze Bevölkerung auf den Beinen war und in den durch die vielen Lichter hell erleuchteten, durch die vielen Kränze und Laubpyramiden gar freundlich aufgeputzten Straßen ein heiter-harmloses Treiben, ein lustiges Singen und Tanzen bis in die Nacht hinein währte. Als die Zeit „gebildeter" wurde, glaubte die Polizei theils um der vielleicht auch wirklich gefährdeten guten Sitte, theils um der Feuersgefahr willen in die Sache sich einmischen zu sollen, und unterwarf die „Lambertsfeier" einigen Beschränkungen, die ihr erheblichen Eintrag gethan. Indeß in der Hauptsache hat das hübsche Kinderfest sich erhalten, Münster hat an diesen Abenden noch immer ein heiteres Ansehen und nicht minder hört man vielfach noch die alten Lieder, wenn auch mehr und mehr moderne Texte den alten Melodien untergelegt oder ganz und gar, in Text und Melodie, moderne Gesänge erscheinen. Was

den Ursprung des Festes angeht, so ist derselbe unzweifelhaft, so gut wie der des Kalands, in die heidnische Zeit zurück zu versetzen, wenn auch eine einmal behauptete Verbindung mit heidnischen Mysterien nicht nachzuweisen ist. Näher mag eine Hypothese liegen, welche das Fest mit dem um diese Zeit einer alten Verordnung gemäß anfangenden Arbeiten der Handwerker bei Lichte in Verbindung bringt. Da übrigens von den sog. Lambertsliedern wohl keine aufgezeichnet sind, seien nun noch einige hier mitgetheilt, drei in hochdeutscher und zwei in plattdeutscher Mundart, welch letztere auch sprachliches Interesse haben.

Lammert in den Sekenkranz
Röret us nich an,
Dar wie noch so stille start,
Röret us nich an!
Lam pak to!
Krig se bi de Schoh,
Krig se bi des Wips
Un schmiet se mit to!

Ich hab' ein Ros' auf meinem Fuß,
Das kommt, daß ich allzeit tanzen muß,
Tanzen, tanzen, wiederum tanzen, tanzen muß.
O weh, mein Fuß,
Wenn ich arbeiten muß!
Wenn ich zum Tanzen geh',
Thut mir mein Fuß nicht weh.
O weh, mein Fuß,
Wenn ich arbeiten muß!

Adam hatt' sieben Söhne,
Sieben Söhne hatt' Adam,
Sie wußten nicht, was sie machen sollten,
Ob sie allzeit lachen sollten?
Ja also, Ja also! Piazo!

Wer, wer kann die sieben Sprünge,
Wer, wer kann sie tanzen?
Wack'res Mädchen, paß auf mich,
Hast Du Geld, so heirath' mich,
Zum Tanzen, zum Tanzen!

Spann an, spann an gröne Side,
Gröne Side was so raor,
Spann an öwer siwen Jaor,
Siwen Jaor un de waoren üm,
Dao kehrt sick Mamsell Drücksen üm,
Drücksken hat sick umgekehrt,
Und das hat sie von mir gelehrt,
Korante, Matante, Matante Marie.

[Marienminne.] In Dichtungen von Werinher von Tegernsee, Gottfried von Straßburg, Konrad von Würzburg. Zum ersten Male in vollständigen neudeutschen Uebersetzungen. Münster 1858. Theissing.

Aus dem unerschöpflichen Schatze der heiligen Minnedichtung mitteldeutscher Poesie werden hier drei, allseitig als die erhabensten Dichtungen anerkannte, Werke in erster neudeutscher Uebertragung dargeboten: unsre älteste Marienlegende, des Werinher von Tegernsee „Drei Lieder vom Leben der h. Jungfrau"; der „Lobgesang auf Christus und Maria" von Meister Gottfried von Straßburg; die „Goldene Schmiede" von Meister Konrad von Würzburg. Epik, Lyrik und Didaktik gesellen sich da zu einem poetischen Dreiklange, dessen Gleichen keine Literatur außer der unsren darzubieten hat.

Herausgeber ist Dr. Moritz Brühl in Münster, Redacteur des dort erscheinenden „Westfälischen Merkurs" und der leider seit Kurzem eingegangenen deutschen Ausgabe der „Civiltâ cattolica", ein Mann von großem Wissen und als Forscher auf dem Gebiete des deutschen Mittelalters wohl bewährt. Er giebt eine recht brauchbare historische Einleitung zu den Gedichten, die von J. Weißbrodt in Kreuznach, Professor C. B. Schlüter und H. Mosler in Münster meist trefflich übersetzt sind. Aus dem Gedichte des hochbegabten Gottfried von Straßburg, der vom Dienste der Sünde in diesem Mariengedichte zur Frömmigkeit zurückkehrte, aber all den verführerischen Zauber seiner Dichtung behielt, theilen wir folgendes Bruchstück mit, das den theueren Namen Marie mit einer neuen Glorie umgiebt:

Wer hören will, was er noch nie
Vernahm von mir, nicht spät noch früh,
Der höre hie,
Was ihm mein Mund erschließet,
Und nehm des süßen Lobes wahr
Von der, die Gottes Kind gebar,
Darob sie gar
Von Gnaden überfließet,
So wie die Luft vom Thaue thut
In ihrer Segensmilde;
So selig gar ist sie gemuth;
Noch niemals keuscher Herzen Blut
So rein, so gut
Gebar ein Frauenbilde.

Hier neigt euch, aller Himmel Schaar,
Und nehmt des süßen Lobes wahr,
Das ich bring' dar
Vor dem geweihten Bilde,
Das sich uns vorgebildet hat
Mit reiner Scham, mit keuscher That,
Das süßen Rath
Giebt manchem Herzen, wilde.
Neig' auch die heil'gen Ohren Dein
Zum Lob, das ich da singe,
Jesus, der süßen Mutter Dein;
Daß sie gesegnet möge sein!
Sie ist ein Schrein
Voll aller guten Dinge.

Ihr Lob mit hehrer Würd' aufgeh',
Wie Laub, Gras, Blumen und wie Klee
Auf grüner Höh'
Durch fruchtbar'n Regens Güte.
Es muß uns träufeln in den Muth
Als wie der Thau vom Himmel thut
Auf Maienbluth;
Es muß uns das Gemüthe
Erleuchten wie das Morgenroth
Die freudenreiche Sonne,
Muß geben uns das Lebensbrod,
Das gut ist wie der Seele Tod
In rechter Noth:
Deß hilf, lebend'ger Bronne!

Du Reinheit, reinig' unsern Muth,
Du glühst wie holder Rosen Gluth;
Du wallende Fluth,
Du fließende Honigsüße,
Rein' uns, daß wir Dich loben hoch;
Heil, wenn Dein Arm empor uns zog,
Daß droben noch
In Freud' man sehn uns müsse.
Gieß uns der Minne Segenstrank
In Leib, in Seel', in Herzen.
Der aller Herzen Sehnsuchtsdrang
Lebendig süß zur Rückkehr zwang,
Gieb lebenslang
Uns wahrer Reue Schmerzen.

Der Schwung und die Süßigkeit dieser Gedichte ist unübertroffen, sie sind eine Perle des Mittelalters, und sie werden noch heut die frommen Seelen und Alle erquicken, welche Marienminne zu erkennen und zu deuten verstehen. H. K.

Johanniter-Orden.

Der Heimbach'sche Vergleich vom Tage St. Barnabae (11. Juni) 1382.

Da der Heimbach'sche Vergleich die Grundlage des zu Recht-Bestehens der Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens bildet und seiner deshalb auch in der Allerhöchsten Bestätigungs-Urkunde der jetzigen Ordens-Statuten vom 8. August 1853 Erwähnung geschieht, so lassen wir denselben, dem im 2. Hefte dieses Quartals gegebenen Versprechen gemäß, getreu nach dem im Königlichen Geheimen Staats-Archive befindlichen, noch wohl erhaltenen Originale, hier vollständig folgen, zumal er, soweit uns bekannt, erst ein Mal, und zwar sehr incorrect, in dem Werke: „Beschreibung des ritterlichen Johanniter-Ordens" von Joh. Ch. Beckmann, Frankfurt a. O. 1726, abgedruckt ist: [1])

„Wy Broder Cunrat von Brunynsbergh meyster sunte Johans verdens in duizschen landen doin kunt vnd kenlick allen lüden die dysen brieff seven off horen lesen vnd bekennen vur vns vnd alle vnse nakomelinge, want vortyden twisschen vns vnd den meynen [2]) plegeren van duizschen landen vp eyne syde vnd den geystliken vnsen liwen in godde broder Berndt van der Schulenborgh vnses voerscreven [3]) oerdens Balier in der

[1]) Auch die verschiedene Schreibweise ein und desselben Wortes im Originale ist hier beibehalten worden. [2]) meynen, gemeinen d. h. sämmtlichen, [3]) vorgeschriebenen, vorgenannten.

marcke van Brandenborgh, vnd die meyne plegere der selwen Balie vp die ande syde groete stöte [4]) twyunge vnd vneyndrachticheit vpgestanden vnd gevallen sint van sommiger sake [5]) willen vnses ordens, vnd wy vnd vnse orde des an beden syden in groten costen vnd schaden komen syn, So syn wy om te maken vrede vnd eyndrachticheit twisschen vns voerscrewene partyen vnd vm te verhüden, dat wy vnd vnse nakomelinge vortmer in solcken kosten vnd schaden nicht en vallen, met dien voerscrewene Balyer vnd plegeren der Balye van der marcke dine nachgescrewene stucke vnd puncte met goiden vorbedachte raide, [6]) met willen raide vnd gehelle [7]) alre plegere van duizschen landen die bi vns weren tu Heymbach in vnsere capittele dat wy dar hielden in den Jare vnd vp den Dagh hier nagescrewen, owereyn komen vnd eyndrachtigh worden, dat die van nu vortmer ymmer vnd evelike alsus bliwen vnd gehalden scolen werden vnwidderroeplicke. (I.) In den ersten so hebbn wy den vorscrewene Balyre vnd plegeren van der marcke dyse vrindschap vnd genade gedain vnd doin yn met dysem briewe die genade, dat sy vnd alle yre nakomelinge in der selwen Balye alle tyt ewelike macht vnd gewalt hebben scolen eynen Balyer yre Balyen eyndrachtlike tu kiesen, [8]) wo dicke [9]) vnd wanneer des noit is, den selwen Balyer wy vnd vnse nakomelinge yn confirmeren vnd bestedigen scolen, vnd ym mit vnsen briewen bevelen vnd gewen die Balye tu regieren tu besttiend vnd tu hebbend mit allre yre tubehoringe rechticheit vriheit vnd mit allen goiden rechten vnd wonheiden, vnses ordens plegere vnd Commendure tu settende vnd widder tu vntsettende, wo dicke vnd wanneer den husern des noit is, Also als ander Balyere van alder vnd selige broder Herman van Werbergh vnd die vorscrewene broder Bernd van der Schulenborgh die vorscrewene Balye beseten vnd regirt hebben, vnd noch besittet wente [10]) an dysen hüdigen Dagh, (II.) Also doch vnd mit den onderschiede dat dat die selwe Balyer vnd die plegere gemeynlicke der voerscrewenen Balye vns vnd vnsen nakomelingen hafft vnd gebunden bliven tu gehorsamcheit als die Balye vnd Balyer van alder wesen syn vnd van rechte schuldigh sint tu doene. (III.) Wert weret sake dat eynigerhande vpsat [11]) vp dat meyne Priorat van duizschen landen gelegt würde nu oder hier namals, et were van den Stule van Rome van den Kaisere van vnser meysterschap van over mer, [12]) oder van vns oder vnse nakomelingen den selwen vpsat en scolen wy noch vnse nakomelinge noch die meynen plegere van duizschen landen vp de vorscrewene Balye van der marke in neyne wise deylen noch leggen. (IV.) Wer et ock sake, dat die pawes offt vnse meysterschap van over mer vns offt vnsen nakomelingen geböden eynigerhande vnses ordens goit tu vercopen in duizschen landen wo dicke vnd wanneer dat sick dat gebürt so scolen wy offt vnse nakomelinge so vil vercopen als vns an burt [13]) tu verkopen in dysen gegenden vnd landen, vnd en scolen wy noch vnse nakomelinge den selwen koep vp die voerscrewene Balye van der marcke in neyne weyse werpen noch wysen.

(V.) Ock en scolen wy noch neyne vnse nakomelinge die voerscrewene Balye mit broderen vt andere Balyen in neyne wyse besweren sunder eyns Balyers wille, (VI.) uthgenome vier brodere dye wy offt vnse nakomelinge in die voerscrewene Baly senden mugen wanneer wy wöllen (VII.) vnd so lange als deselven broders lewen vnd in der Balye sint so en scolen wy die selve Balye mit neynen personen mer besweren. (VIII.) Vortmer so en scolen wy noch vnse nakomelinge neynen pleger vt der vorscrevene Balye tu vnsen capittele laden sunder den Balyer alleyne, et en were dat vns

[4]) Großer Streit, [5]) von etlichen Sachen, [6]) Rath, [7]) Zustimmung, [8]) wählen, [9]) immer, [10]) bis, [11]) Steuer, [12]) vom Großmeisterthum in Rhodus, [13]) als uns zusteht.

oder vnse nakomelinge düchte dat des noit were so mugen wy eyne pleger vt der voerscrewene Balye mit eyne Balyere tu vnsen capittele laden vnd nicht mer (IX.) vnd scal ein Balyer alle Jair syn respons [14]) als dry- hundert vnd viervndtwintigh gulden mit ym tu capittele bringen, oder dat mit syne seckeren boden dar senden offt hie nicht tu capittele laden wirt sunder all widdersprekeu. (X.) Oeck en scal neyn Balier vnses ordens eigen oder goider in der voerscrewene Balie verköpen offt ewelicke van vnsen orden bringen, et en si dan, dat hie na raide vnser oder vnser na- komelinge dat selve goit mochte leggen an ande stede dar et vnsen orden nutter [15]) were. (XI.) Were oeck sacke dat eynigh Balyer pleger oder broder der voerscrewenen Balye veyle in penitencie vyses ordens des got nicht en gewe, die penitencie sal man ym genedelike setten na goiden wonheiden [16]) vnses ordens binne [17]) der Balye vnd dar mede en scal dese voerscrewene, genade in neyne wise gebroken wesen, sunder sy scal gentzlike vnd vaste ewelike blieven sunder alle widderropinge vnser oder vnser nakomelinge, (XII.) Oeck scolen wy vnd alle vnse nakomelinge die voerscrewene Balye visiteren oder laten visiteren vnd alle plegere vnd brodere der selwen Balie corrigeren wo dicke vnd wanneer vns des not duncket wesen. (XIII.) Vnd vm dese voerscrewene genade hebben die voerscrewene Balyer vnd meyne plegere van der marcke vns vnd den meynen plegeren van duizschen landen gege- wen vnd betaelt viervndtwintighhundert gulde der [18]) man verthenhundert gulde ter stunt beleggen vnd gewen scal vm sekere ewelike gulde,[19]) vnd rente die den meyen plegeren van duizschen landen alle Jair dynen vnd tu stüre kamen scal, vor die vpsate die man vp die voerscrewene Balie van der marcke leggen vnd setten mochte.

Alle dyse voerscrewene stucke puncte vnd artikele gelowen wy die voerscrewene broder Coynrait van Bruynsbergh meyster in duizschen lan- den vor vns vnd alle vnse nakome, vnd die meynen plegere van duizschen landen ymmer me vnd ewelike vaste stode [20]) vnd vnverbroken sunder alle weddetropinge tu halden vnd als voerscrewen is tu bliwen sunder alre- hande argeliste vnd gewerde.

Wy broder Friderich van Zolre [21]) tu vylingen, Wernher van Eptingen tu basel, Hartman van Werdenbergh tu wedeswile Commendure, Lubbert van Deheym Balyer tu westfalen, Johan van Hegi balier in der obren Balie, Helffrich van Budenkenn balier in der wederawe, [22]) Paulus balier in der Colschen [23]) Balye vnd Cunrat van Vyberach tu Türingen balier, bekennen openbar vor vns vnd alle plegere vnd broder der voer- screwenen Baleyn, dat alle voerscrewene stucke puncte vnd artikele mit vnsen vnd alre plegere van duizschen landen willen vnd rade sint geschehen vnd glowen oeck die in goide truwen vor vns vnd vnse nakome vaste stede vnd vnverbroken te halden ewelike sunder alrehande argeliste vnd gewerde. Des tu vrkunde vnd getegnisse is vnses Prioratus Ingesiegel van duizschen landen an dysen Brieff gehangen, de gegewen is tu Heymbach in den voerscrewenen Capittele In den Jare vnses Hrn dusend dryhundert achtentigh vnd twee Jare vp sunte Barnabe Dagh.

---

[14]) Abgabe, Zehnten, [15]) nöthiger, nützlicher wäre, [16]) Gewohnheiten, Ge brauch, [17]) innerhalb, [18]) wovon, [19]) Gülte, [20]) stets, [21]) Sohn des ersten Grafen Friedrich von Zolre oder Hohenzollern. Folgte Conrad von Braunsberg 1393 im Großpriorate von Deutschland und starb 1407 auf Rhodus fast 100 Jahr alt. Siehe Freih. v. Stillfried und Dr. Märcker „Hohenzollerische Forschungen“ Theil I. Seite 198—200. — In dem im Beckmann abgedruckten Vergleiche steht fälschlich statt „van Zolre“: „van Colve“. [22]) Wetterau, [23]) Kölnischen Baley.

Druck von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.

Preußen von 1848 — 1858.

Zehn Jahre sind nun verflossen, seitdem die Februar-Revolution von Paris aus halb Europa durchzog. Auf die Action folgte naturnothwendig die Reaction, und der revolutionäre Enthusiasmus verwandelte sich in einen Kampf widerstreitender Kräfte, dessen Ausgang für die nächste Zukunft der damals von der Revolution ergriffenen Staaten entscheidend war. Aber diese Entscheidung fiel sehr verschieden aus.

Hier unterwarf die eine Kraft die andere, dort verglichen sich beide durch einen Frieden, oder schlossen wenigstens einen Waffenstillstand, dort endlich trat beiden unerwartet eine neue Kraft hervor, welche beide unterwarf. Genug, es erfolgte überall ein Resultat, über dessen Werth und Dauerhaftigkeit man allerdings sehr verschieden urtheilen mag, dem man aber jedenfalls eine gewisse Klarheit und Entschiedenheit nicht absprechen kann, was in politischen Dingen schon immer sehr wichtig ist. Nur in Preußen ist es zu keinem eigentlichen Resultat gekommen, sondern der Kampf nur abgeschwächt worden. Die streitenden Kräfte zogen sich zum Theil zurück, oder sie wurden auf andere Bahnen gedrängt, und nahmen eine andere Livree an. Das ist das Ganze. Es werden seitdem keine große Feldschlachten mehr geschlagen, aber der Guerillaskrieg, der Festungs- und Minenkrieg dauert ununterbrochen fort. Eine sehr zweifelhafte Verbesserung.

In Frankreich endigte die Revolution mit dem Kaiserreich, in Oesterreich mit der centralisirten Monarchie, im deutschen Bunde mit der Wiederherstellung der alten Bundesverfassung, in Sardinien mit der parlamentarischen Regierung, in Neapel mit der Wiederherstellung des vormärzlichen Systems. Aber was sollen wir von Preußen sagen? Das vormärzliche System ist nicht wiederhergestellt, aber was ist an seine Stelle getreten? Es ist unmöglich, eine präcise Antwort darauf zu geben. Denn Anläufe sind zu Allem gemacht, aber entschieden ist Nichts, und wenn wir die inneren Zustände aller größeren Staaten Europa's überblicken, so drängt sich uns die schmerzliche Ueberzeugung auf, daß die Lage der Dinge gerade in Preußen am allerunklarsten ist.

Wir wollen hier gegen Niemand eine Anklage erheben, sondern wir wollen lediglich die Thatsachen registriren, weil wir glauben, daß

alle wahre Patrioten ihr Augenmerk darauf richten müssen. Denn wir halten diese Unklarheit für ein sehr großes Uebel, und wenn es nicht in unserer Macht steht, diese Unklarheit zu beseitigen, insoweit dieselbe in der Verworrenheit der Verhältnisse selbst begründet ist, so ist es um so nothwendiger, daß sich wenigstens die Ansichten klären, und daß man frei und unumwunden heraussagt: so liegen die Dinge.

Preußen befindet sich an einem Wendepunkte seiner äußeren wie seiner inneren Politik, es muß sich für irgend etwas entscheiden, weil es unmöglich wird, in der bisherigen Unentschiedenheit noch länger zu verharren. Das ist die Ueberzeugung, die wir mit Tausenden theilen, und die wir in den folgenden Zeilen zu motiviren gedenken.

Wir sehen dabei ganz ab von den Beziehungen zu Deutschland, welche im Jahre 1848 so sehr dazu beitrugen, die inneren Fragen Preußens zu compliciren. Die Unionsprojecte sind seitdem definitiv verlassen, und die wieder in's Leben getretene Bundesverfassung giebt Preußen eine rechtlich fixirte Stellung zu den übrigen deutschen Bundesstaaten, wodurch seine innere Entwickelung nicht näher berührt wird, so daß die aus dem Bundesverhältniß entspringenden Fragen wesentlich der auswärtigen Politik angehören, von welcher an diesem Orte nicht weiter geredet werden soll. Wir beschränken uns also lediglich auf die inneren Fragen Preußens, welche allein schon einen überreichen Stoff darbieten.

Erinnern wir uns jetzt an den Verlauf der Ereignisse.

Die zur Vereinbarung der preußischen Verfassung berufene Versammlung, welche die Gewalt der Krone zu absorbiren drohte, wurde im Herbst 1848 aufgelöst. Der dagegen versuchte Widerstand war gering, und wurde leicht beseitigt. Es schien, die Krone hatte vollkommen gesiegt, sie octroyirte die Verfassung. Allein diese Verfassung stimmte ja ihrem Inhalte nach fast ganz mit den Forderungen jener Versammlung überein, und proclamirte ein constitutionelles Regime, das, wenn es zur Wirklichkeit gelangte, die Gewalt der Krone nothwendig aufheben mußte. Was war also gewonnen? Und selbst wenn dann bald darauf noch ein neues Wahlgesetz octroyirt wurde, welches die früher sogenannten breitesten Grundlagen einigermaßen ins Schmale zog, so wurde doch dadurch in den Befugnissen des Parlaments selbst nichts Wesentliches geändert, und es ist der Hauptsache nach einerlei, ob die Staatsgewalt von einer demokratischen Repräsentation oder von einer klassificirten Repräsentation absorbirt wird. Man stirbt an der Schwindsucht nicht minder als an dem Gallenfieber. In socialer Hinsicht zwar entstand daraus ein großer Unterschied, in gouvernementaler Hinsicht hingegen ist der Unterschied gering.

Das Wesentliche blieb immer, daß die neue Verfassung von den vormärzlichen Verhältnissen, wie sie thatsächlich und staatsrechtlich bestanden, vollständig abgelöst erschien. Sie war octroyirt, also ein Aus-

fluß der königlichen Gewalt. Aber ist denn die Krone ein Ding für sich, oder ist sie nicht vor allem der Mittelpunkt der bestehenden Ordnung? Und wie konnte von der Krone eine Verfassung ausgehen, welche die alte Ordnung gewissermaßen als nicht vorhanden betrachtet? Und worauf sollte denn nun die neue Ordnung selbst beruhen?. Man weiß nicht, ob auf der Revolution, oder auf dem Staatsstreich, oder auf der Restauration. Von alle diesem ist etwas darin.

Sollte die Krone zu einem wirklichen Sieg gelangen, so mußte die alte Ordnung wieder hergestellt, und also der Vereinigte Landtag erneuert werden, welcher seiner Zeit von der Krone selbst hervorgerufen und als die den preußischen Staatsverhältnissen entsprechende Landesvertretung hingestellt war. Von da aus mochte man dann weiter gehen, wie man für gut befand, diese Basis aber war unerläßlich. Allein der Vereinigte Landtag ist preisgegeben, indessen doch gleichwohl die Provinzial-Landtage erhalten und reactivirt worden sind.

Wie läßt sich beides vereinigen? Und wie lassen sich desgleichen die ständischen Provinzial-Landtage mit dem modernen Kammer-System vereinigen?

Die octroyirte Verfassung war, wie gesagt, nichts weiter, als das parlamentarische System, und demnach im vollständigen Widerspruch zu dem altpreußischen Monarchismus, der doch immer noch so viele reelle Kräfte besaß, und sich überall noch so nothwendig machte. Dieser Widerspruch war unverkennbar, und sollte nun überwunden werden. Es geschah dies in doppelter Weise.

Einmal durch die Praxis, indem man der constitutionellen Entwicklung einen Dämpfer aufzulegen suchte, und nicht blos in den Kammern, sondern im ganzen Lande, wozu die weitverzweigte Macht der Verwaltungsbehörden als Werkzeug diente. Diese Behörden, ursprünglich lediglich dazu bestimmt, um nach den Landesgesetzen, wie nach ihren Dienstreglements die laufenden Geschäfte zu besorgen, wurden damit in eine politische Richtung gedrängt, welche ihrem alten Wesen nicht nur fremd ist, sondern widerspricht. Sie sollten jetzt gewisse politische Tendenzen befördern, und vor Allem eine gewisse Gesinnung haben, und dieser Gesinnung in den ihnen untergebenen Kreisen zur Herrschaft verhelfen, d. h. sie sollten den Maßstab für ihre Handlungen nicht blos in den Gesetzen und in der Natur der Sache, sondern in zeitweiligen politischen Strömungen suchen. Indem dies aber geschah, mußte sich der Unterthan um seiner Meinung willen vielfach gefährdet sehen in seinen bürgerlichen Rechten, wie in seiner Ehre.

Durch solche Mittel gelang es allerdings, den oppositionellen Geist darniederzudrücken, aber man hat damit zugleich die Fundamente des altpreußischen Monarchismus untergraben. Denn mit diesem altpreußischen Monarchismus verhielt es sich sehr eigenthümlich. Er beruhte nicht sowohl auf einer langen Ueberlieferung, wovon in einem vergleichs-

weise so jungen und so künstlich zusammengesetzten Staate wie Preußen überhaupt nur wenig die Rede sein kann, sondern er beruhte vor allem auf einer anerkannten Zweckmäßigkeit. Der Staatszweck realisirte sich durch das Königthum in überaus vorzüglicher Weise, und die Verhältnisse waren so durchsichtig, daß jeder Unterthan dies einsehen konnte und einsah. Daher diese durchaus nicht sentimentale, aber werkthätige und elastische Liebe zum König, die eben so wenig, als die Feinde die Hauptstadt Friedrichs des Großen wegnahmen, in Verlegenheit kommt, als damals an der Zukunft Preußens verzweifelt, wo die Franzosen seine östlichste Grenze bereits erreicht hatten. Die preußischen Unterthanen wußten auch in der düstersten Stunde des Unglücks genau, daß ihr Staatswesen ihnen Vorzüge vor allen anderen Nationen gäbe; daß es nicht untergehen dürfe, sollte das Glück aller Einzelnen nicht aufgegeben werden. Und diese beste der Staatsverfassungen hatte ihren Schlußstein und ihren Charakter im Königthum. Darum ließ man es auch willig geschehen, daß die ganze Staatsgewalt in die Hände des Monarchen überging, aber in einem in der intellectuellen Bildung so weit vorgeschrittenen Volke war dies natürlich nur unter gewissen Bedingungen möglich. Nämlich unter der Bedingung einer strengen Gesetzlichkeit, wie eines hohen Grades von geistiger und bürgerlicher Freiheit. Dazu lag eine wichtige Garantie in der gesicherten Stellung der Beamten, wie in der herkömmlichen Unabhängigkeit ihrer Gesinnung, vor Allem aber in der hohen Unparteilichkeit der Krone, welche nach altpreußischer Ansicht nur den Staatszweck repräsentirt, dem sich Alle unterwerfen müssen und dessen erster Diener der König ist. Jetzt aber erschien wenigstens die Krone vielfach als eine Partei, und der Unterthan sollte vor allen Dingen der sich so nennenden königlichen Partei angehören, widrigenfalls er sich allerlei Nachtheilen aussetzte. Gleichzeitig verloren die Beamten ihre frühere Sicherheit und Unabhängigkeit der Gesinnung. Sie konnten sie noch mehr gefährden durch ihren massenhaften Eintritt in die Kammern.

Das waren die praktischen Mittel und ihre Folgen.

In legislatorischer Weise suchte man das constitutionelle System zu beschränken durch fortgesetzte Revidirung der Verfassungs-Urkunde. Die Früchte dieser Revisionen können uns persönlich sehr angenehm sein; aber ein Anderes ist es, was ihr Princip anbetrifft. Eine Wiederherstellung des vormärzlichen Monarchismus wurde dadurch nicht erreicht, aber die unmittelbare Folge war, daß auch die neue Ordnung keine moralische Kraft gewinnen konnte. Der ganzen Gesetzgebung wurde der Charakter des Provisoriums aufgedrückt.

Man mußte sich dabei fragen, von wem denn diese Revisionen ausgingen. War es die Krone, so zerstörte sie scheinbar ihr eignes Werk, denn sie selbst hatte die Verfassung octroyirt. Oder wurden ihr diese Revisionen abgedrungen, so waren es ja Niederlagen, während man doch

von neuen Stützen des Thrones sprach. Man mußte ferner fragen, wann denn diese Revisionen endigen würden und welches Ziel dieselben verfolgten? Man fand keine Antwort darauf, sondern überall dieselbe Unklarheit und Unentschiedenheit, welche eine wirkliche Beruhigung und Versöhnung der Geister unmöglich machte.

Fühlte man sich überzeugt, daß die neue Verfassung der Natur des preußischen Staates zuwider sei und seine Interessen gefährde, — warum hat man es nicht offen ausgesprochen und das Ganze zurückgenommen? Das parlamentarische System aber erhalten zu wollen, um ihm dann hinterher seine ganze Kraft und Zeugungsfähigkeit zu rauben — darin vermögen wir weder Würde noch praktische Weisheit zu erkennen. Oder, wer wollte es wagen, ein Land wie Kinder zu behandeln, denen man wohl etwas schenkt, um es hinterher wieder zu verschließen? Darf man also Rechte verleihen unter der Bedingung, daß dieselben nicht ausgeübt werden? Darf man eine Macht heraufbeschwören, in der Hoffnung, daß sie sich niemals als Macht fühlen werde, und darf man die Garantie dafür in der momentanen Mattigkeit suchen?

Man hatte den vereinigten Landtag nicht restaurirt, sondern die Formen des modernen Constitutionalismus angenommen; und die gleichzeitig auftauchenden Tendenzen, welche mittelst dieser modernen Formen eine wirkliche Reform der Gesellschafts-Verhältnisse als der richtigen Grundlage des Staatswesens, herbeiführen wollten, erwiesen sich, weil sie falsche Genossen in die Reihen ihrer Vertreter aufgenommen hatten, nur zu kraftlos. Hier wurde der Widerspruch oft flagrant. Man sprach von corporativer Freiheit, man sprach von Selfgovernment in Kreisen und Provinzen, aber in Wahrheit geschah für die Decentralisation der Verwaltung so viel als Nichts, und statt der corporativen Freiheit wurde die Polizeigewalt ausgedehnt.

Endlich hatte die katholische Kirche durch die Revolution außerordentlich an Unabhängigkeit gewonnen. Sie trat immer entschiedener zum Staate in das Verhältniß einer Macht zur Macht, und dies Verhältniß, unter Friedrich Wilhelm III. noch energisch zurückgewiesen, wurde endlich acceptirt. Somit wurde es denn nothwendig, das Kirchliche so viel als möglich von dem Politischen zu sondern. Allein im Gegentheil traten Versuche hervor, der evangelischen Kirche einen Beistand durch die Staatsgewalt zuzuführen, nicht im Einklang mit dem altpreußischen Geiste. (Auf diesen altpreußischen Geist berufen sich freilich auch die vollständig Religionslosen; aber mit Unrecht. Um ihn kennen zu lernen, genügt es nicht, irgend einen beliebigen Ausschnitt aus unsrer Geschichte zu betrachten, sondern man muß die gesammte Entwicklung des Protestantismus in Preußen ins Auge fassen.)

Wir könnten die Reihe dieser Widersprüche durch weitere Anführungen vermehren, aber sie ist ohnehin schon lang genug. Sehen wir jetzt, was mit alledem erreicht wurde.

Die höchste Spitze des Staates ist unversehrt geblieben, wie sie denn auch durch die Revolution selbst nicht offen angegriffen wurde. Es fragt sich aber, ob sie sich auch noch in dem vollen Besitz der Gewalt befindet, was offenbar nicht der Fall ist. Und welches sind denn die Stützen der höchsten Gewalt, deren sie ja immer bedarf? Das Beamtenthum kann es nicht mehr sein, seitdem dasselbe seine frühere Sicherheit und Unabhängigkeit der Gesinnung verloren hat. Oder sollte es nun der Landtag sein, so frage man, woraus derselbe besteht? Sieht man dabei von den Elementen aus dem Beamtenthum ab, welche keine wahre Selbstständigkeit besitzen, so ist sein Haupt-Element der Grund-Adel, der aber beim besten Willen es doch nicht über sich nehmen kann, das schwere Gebäude einer preußischen Verfassung zu tragen. Nun, worauf soll dieselbe beruhen?

Auf ihrem historischen Ansehn gewiß nicht, denn sie ist eine theoretische Bildung, die sogar dem altpreußischen Geiste vielfach widerspricht. Oder etwa auf ihrem moralischen Ansehn, welches bei dem fortgesetzten Revidiren selbstredend nicht vorhanden sein kann? Oder etwa auf den Thaten des Landtages? Wir wollen den Landtag gewiß nicht tadeln, aber wir glauben, daß er sich selbst nicht großer Thaten rühmen will. Es ist also nichts vorhanden, welches dieser Verfassung eine wahrhafte Stärke zu geben vermöchte.

So steht es mit den Stützen der höchsten Gewalt. Und was ist die höchste Gewalt ohne entsprechende Stützen?

Man hat sich in allen Formen, in allen Ideen, in allen Tendenzen versucht, aber nichts Wirkliches zu Stande gebracht, und was zu Stande gebracht, wieder stückweise verändert, und die Stücke passen nicht zusammen. Man hat die Restauration des altpreußischen Monarchismus unmöglich gemacht, der neupreußische ist ein Project geblieben, der Constitutionalismus eine hohle Formel. Alle Ueberzeugungen sind erschüttert, alle Hoffnungen sind getäuscht, alle Charaktere abgeschwächt. Ein allgemeiner Marasmus hat das ganze öffentliche Leben befallen, in welchem sich Alles in ein Wenn und ein Aber, in lauter Möchte, Könnte und Dürfte verläuft, und auf diesem Chaos eben so unklarer und divergenter, als lahmer und doch anspruchsvoller Tendenzen ruht die Staatsgewalt, mehr getragen und geschoben, als aus eigenem Antriebe handelnd.

Ein solcher Zustand, immer unerfreulich, ist in Preußen in hohem Grade gefährlich. Denn gerade ein so künstlich zusammengesetzter Staat bedarf am meisten einer festen Staatsgewalt, von klarer Position und selbstthätig eingreifend, die Menschen wie die Dinge dominirend, und vor Allem Herr ihrer selbst. Die Formen wie die Organe und Mittel solcher Gewalt können verschieden sein und müssen sich mit dem Fortschritt der Civilisation verändern, aber jenes sind ihre Grundbedingungen, so lange Preußen noch etwas in der Welt bedeuten soll.

Wir wiederholen, wir wollen hier Niemand herabsetzen, und in einer Zeit, welche an großen Persönlichkeiten so arm ist, wie die unsrige, wäre es ein offenbares Unrecht, den Männern, welche seit zehn Jahren an der Spitze der Geschäfte stehen, und gewiß nach bester Einsicht gehandelt haben, einen Vorwurf daraus zu machen, daß es ihnen nicht gelungen ist, den Staat, den sie in der Revolution begriffen vorfanden, auf eine sichere und heilsame Bahn zu lenken. Aber wir müssen doch sagen, daß man es mit der Staatsrettung allzu leicht genommen hat, wenn man dieselbe durch Unterdrückung der Straßenkrawalle und Wiederherstellung des formellen Gehorsams erreicht zu haben glaubte, während es doch weit mehr noch auf Erhaltung des altpreußischen Staatsorganismus und des altpreußischen Geistes ankam, welche beide vor unseren Augen in einer zunehmenden Zersetzung begriffen sind. Die Hauptsache ist also nicht gerettet, sondern verloren, und was man statt dessen an die Stelle zu setzen versuchte, soll erst noch die Probe bestehen. Gott mag sie uns ersparen. Denn wenn jener altpreußische Organismus von den Aequinoctialstürmen des Jahres 1848 nicht sowohl gebrochen, als vielmehr nur daniedergebogen wurde, so würde es sich fragen, ob die neuen Schöpfungen auch nur in einem Maigewitter Stand zu halten vermögen. Wir glauben kaum, und vor Allem um deswillen nicht, weil im Grunde genommen Niemand ernstlich an ihren Bestand glaubt. Sind sie doch schon im Zweifel empfangen, und mit dem Revidirungs-Paragraphen geboren, der allein eine wahre Lebenskraft bewiesen hat.

Es kommt uns wahrlich nicht auf Namen und Leute an, aber soll es zu irgend einer entschiedenen Wendung kommen, so gehören Menschen dazu, und es wäre gegen die Natur der Dinge, wenn man bei denselben Leuten, welche seit zehn Jahren alle Wendungen unseres Staatslebens durchgemacht, und sich dabei ganz unvermeidlich in tausendfältigen Transactionen bewegt haben, noch einen ungebrochenen Willen, eine feste Zuversicht und eine frische Productionskraft erwarten wollte. Unter solchen Umständen werden die Menschen schnell abgenutzt, und wenn die Bieg- und Schmiegsamkeit dabei gewinnt, die Entschiedenheit geht unwiederbringlich verloren.

Es genügt nicht, daß das Staatsschiff durch Pumpen und Laviren nur so eben über Wasser gehalten werde, sondern es bedarf einer heroischen Anstrengung, um es wieder seetüchtig zu machen. Oder ohne Bild gesprochen, es genügt nicht, daß die einlaufenden Nummern in den Bureaus reglementsmäßig abgearbeitet werden, sondern wir wünschten eine lebensvolle Thätigkeit daraus hervorgehen zu sehen. Es bedarf eines freien Aufschwungs und einer gewissen Großartigkeit der Action, welche den Zweifel gewinnt, den Widerstand überwältigt, die Zaghaftigkeit ermuthigt, damit die welken und auseinanderfallenden Glieder des Staatskörpers wieder den gemeinsamen Pulsschlag des Herzens fühlen.

Blicken wir nur rings um uns herum. Keine Partei ist stark genug, um das Heft in die Hand zu nehmen, im Gegentheil, sie sind alle in der Zersetzung begriffen. Die Zerfahrenheit, die Mattherzigkeit, die Hoffnungslosigkeit werden immer allgemeiner. Das ist das Resultat von zehn Jahren, und das ist ihre Kritik.

Wir bedürfen neuer Leute, die ein compactes Centrum bilden, um welches sich Alles, was es noch an klaren, entschiedenen und lebensvollen Elementen im Lande giebt, mit Zuversicht zusammenschaaren möge, und wir hoffen zu Gott, daß Preußen noch immer Männer hervorbringt, die nicht vor ihren Ahnen zu erröthen brauchen. Und wenn der preußische Geist vor Allem ein Geist der Offenheit, der Unbefangenheit, der Einfachheit, der Sicherheit und Thätigkeit ist, so glauben wir nicht, daß es Gottes Wille sein könne, diesen Geist im Transigiren, Intriguiren, Denunciren, Phantasiren und Lamentiren untergehen zu lassen. Vielmehr halten wir dies Alles nur ein widerwärtiges Dunstgewölk, über welches sich der preußische Adler noch immer leicht emporschwingt, um sich in dem reinen Aether zu baden, der sein natürliches Element ist. Nec soli cedit.

Die Berliner Universität.

Es geht eine allgemeine Klage durch die Professoren-Welt, daß der eigentlich ideale Sinn, der die Wissenschaft um ihrer selbst willen liebt, der in ihr Aufschluß über die wichtigsten das innerste Leben und Wesen des Menschen berührenden Fragen sucht — daß dieser Sinn bei der deutschen Jugend sehr im Erkalten sei. Im Ganzen, klagt man, sei der Student heuer fleißiger, als er in den kritischen dreißiger und vierziger Jahren war, wo er mit den äußersten Spitzen Hegel'scher Philosophie zugleich auch alles Wissen der Welt, wenigstens die Fähigkeit, Alles zu beurtheilen, glaubte errungen zu haben; aber dieser Fleiß komme fast nur den Fachwissenschaften zu Gute; die Wissenschaft selbst lasse man ziemlich geringschätzig zur Seite liegen. Vielleicht darf man, wenn diese Klage begründet ist, die tröstliche Seite ihr abgewinnen, daß das Streben und Dürsten nach Realitäten, mit denen Kopf und Herz zu füllen, auch in die Jugend dringt und daß hohle Schematismen, so geistreich und fein sie auch gebaut sind, keinem mehr genügen; vielleicht aber darf man auch — und das wäre sehr schlimm — einen Zug der Unfreiheit und des auf's Materielle sich wendenden egoistischen Sinnes der Zeit darin erkennen. „Was bedarf ich zu meinem Examen? was habe ich nöthig dereinst für eine Stelle?" — Wir fürchten, daß mehr denn ehemals diese Fragen wie Nachtfröste durch den Frühling unserer Jugend ziehen.

In Einem Fache der philosophischen Facultät wenigstens haben wir diese Indifferenz nicht wahrnehmen können; wir meinen in der Geschichte. Wie der Buchhandel gegenwärtig nächst den naturwissenschaftlichen auf historische Schriften speculirt, so zeigt sich eine ähnliche, aber uneigennützigere Vorliebe auch in der akademischen Jugend. Ein erfreuliches Zeichen, von dem wir wünschen, daß es nicht bloß in Berlin an den Tag treten möchte. Wir wollen deshalb, wenn es unsern Lesern gefällt, einen Gang durch die historischen Collegien thun. Daß das historische Studium, dessen unsre Zeit so sehr bedarf und für das sie uns so geeignet scheint, Theilnahme findet, beweist sich uns schon ganz äußerlich, wenn wir in eine der unscheinbarsten Vorlesungen treten, in ein einstündiges „Publicum", das ein Privatdocent, Herr Professor Köpke, über deutsche Quellenschriftsteller liest. Wir nannten es unscheinbar, nicht mit Bezug auf den Vortragenden, der vielmehr seine Aufgabe mit großer Klarheit, Schärfe und Tüchtigkeit der Gesinnung wie der Gelehrsamkeit zu lösen weiß, sondern weil es sich selbst für nicht mehr giebt, und weil für dasselbe einer der kleinsten Räume gewählt war, die in dem Universitätsgebäude zu finden sind. Die Vorlesung hat ein Object ergriffen, das noch vor 20 Jahren kaum existirte — das hier erst möglich geworden ist durch die große Schöpfung der Pertz'schen Monumente und durch die Lust des Forschens, welche mit denselben angeregt ist. Es wird in diesem Colleg viel nachgeschrieben, fast keines Zuhörers Feder ruht. Aber ist man sonst geneigt, dies für ein Zeichen der Geistlosigkeit zu halten, so zeigt es hier eine andere Seite: es ist das redliche und rührige Bestreben, sich — um einen derben Vergleich zu gebrauchen — das Handwerkszeug zu schaffen, mit dem man später selbst an die Arbeit geht. — Aber zu unsern Beobachtungen bedürfen wir eines größeren Hörsaales. Wir gehen zu

Leopold Ranke.

Jeder kennt den geistvollen Historiker, der uns die größte Epoche unserer deutschen Geschichte, die Reformationszeit, gezeichnet und neu belebt hat. Alle wünschen seinem rastlosen Forschen noch viele Jahre ungebrochener Kraft, damit er den Kreis, den dasselbe umschreibt, und in den er vorzugsweise das sechszehnte Jahrhundert gezogen, noch weiter ausdehnen und durchdringen möge. Wir treten mit einer nicht geringen Spannung in das Auditorium. Es ist das große Nr. 8. Wir finden es schon ziemlich gefüllt, und nicht bloß mit Studenten; dort blitzen Epaulettes neben dem schwarzen unscheinbaren Röckchen des Theologen, dort ragt eine kahle Stirne neben dem vollgelockten Scheitel des Jünglings. Daß wenn auch nicht mehr in dem Maße wie früher, auch die nichtstudentische wissenschaftliche Welt sich hie und da noch zur Universität zieht, giebt dem Berliner akademischen Leben einen neuen Reiz vor allen andern Universitäten. Fast lautlos wartet die Versammlung —

sie wartet lange, denn das akademische Viertel ist in Berlin nicht kurz. Endlich erscheint, zuerst in der geöffneten Thür, fast übersehn, jedenfalls ohne allen imponirenden Eindruck auf sein Publicum, ein ganz unscheinbarer, ganz kleiner Mann — erst der Katheder, den er besteigt, verhilft ihm auch äußerlich zu Ansehn. Eine Rolle Papier wird hervorgenommen, aber kaum angesehn — höchstens im Lauf der Vorlesung wird sie einmal mit eiligem Suchen auseinandergeblättert, wenn es sich um eine — sonst mit souverainer Verachtung behandelte — Jahreszahl, oder um ein wörtliches Citat handelt. Ein Augenblick Schweigen — dann nach dem „Meine Herren", das mit feiner Stimme hervorkommt, einige unverständlich hervorrollende Worte — den Anfang vernimmt fast Niemand und säße er dem Katheder auch noch so nahe. Es ist dies aber auch durchaus nicht nöthig — es sind Anknüpfungen, Wiederholungen des in der vergangenen Vorlesung Mitgetheilten.

Solche Momente des unverständlichen Rollens und Sprudelns der Worte wiederholen sich im Laufe der Vorlesung oft, und selten ist, auch wenn man sie endlich durch einige Uebung verstehen lernt, viel dabei verloren. Es hängt das zu sehr mit Ranke's Individualität zusammen, die aristokratisch über die historischen Gemeinplätze, auf denen ein Jeder sich tummeln kann, hinweg eilt zu den bedeutenden Momenten, daher auch ein Lieblings-Ausdruck, der fast in jeder Vorlesung wiederkehrt, der — „ein welthistorischer Moment" ist. In seinen Vorlesungen ist in der That das Bezeichnen solcher lichten Höhepunkte Hauptsache — plötzlich zuckt ein geistreicher und tiefer Gedanke, eine überraschende Combination hervor, und die versteht sicher ein jeder Zuhörer. Solche Gedanken, frisch und stets in eine originelle Form gekleidet, werden wohl oft erst in demselben Augenblick auf dem Katheder gegriffen und formirt, wo sie wie ein Blitz treffen und einschlagen. Interessant ist es, sie gleichsam erarbeiten zu sehen. Das wunderbar schöne, blitzende, dunkelblaue Auge haftet am Plafond, um dasselbe spielt in vielen kleinen Fältchen die Klugheit, fast möchten wir sagen die Verschlagenheit und Schlauheit des Historikers; die dünnen, feinen Lippen pressen sich zusammen; der Ausdruck des Gesichts gleicht dem eines Jägers, der eben seinen Fang spürt und auf's Korn nimmt; der kleine Körper verrenkt sich fast, wie im Kampf rückwärts gebogen; dabei formt die Rechte in der Luft unwillkürlich mit, was unsichtbar der Geist thut, der die äußere Gestalt der Gedanken bildet — und so springen sie dann, gewappnet wie eine Minerva, stolz auf ihre plastisch-schöne und originelle Gestalt, aus seinem Kopfe. Welches Zuhörers Feder in solchem Moment nicht ruht, dessen historisches Talent ziehen wir in Zweifel. So das Aeußere des berühmten Historikers.

Es fällt uns, die wir als ein Hospes durch die Hörsäle schreiten, natürlich nicht ein, die wissenschaftliche Bedeutung eines solchen Mannes erörtern und seine Werke einer Kritik unterziehen zu wollen;

wir wollen nur die Gestalt der historischen Wissenschaft, wie sie der deutschen Jugend auf der berühmtesten und bedeutendsten Universität des Vaterlandes entgegentritt, mit einigen flüchtigen Strichen skizziren. — Wird man es uns verdenken, wenn wir durch die Aeußerlichkeiten hindurch auch einen Blick in das tiefer liegende Innere versuchen? — Man hat es Ranke's Geschichtschreibung oft vorgeworfen, daß sie zu diplomatisch sei. So glättet sie z. B. in den neun Büchern preußische Geschichte die zu scharfkantigen Ecken mit geschickter Hand hinweg, verschmäht oder umgeht die wenn auch immerhin etwas mythischen, aber doch für die Volkserinnerung charakteristischsten Züge — so z. B. im Verhältnisse Friedrich Wilhelms I. zu seinem Sohne die Mißhandlungen, die der Letztere erfahren. Die Archive berichten davon freilich nicht, und die höhere Geschichtschreibung mag solcher Züge entrathen können. Giebt sie uns allgemeine Ideen und tiefe Bilder und Aufschlüsse hinsichtlich der großen welthistorischen Verhältnisse, so kann sie die kleinen, individuell-poetischen Züge auslassen und sie der „Volksgeschichte" überweisen — wohlgemerkt, so lange diese selbst noch lebendig ist, wie dies hinsichtlich der preußischen Geschichte und der Reformation ja allerdings noch der Fall ist. Es giebt aber auch eine umgekehrte Weise, die aus kleinen Zügen das Allgemeine hervorspringen zu lassen versteht: ein glänzendes Beispiel für diese Kunst ist Macaulay, was sich auch sonst immer gegen die tieferen, ethischen Seiten seiner Geschichtsauffassung mag sagen lassen. Nur darin liegt auch die Popularität eines Historikers, und man muß gestehen, daß das deutsche Volk ein Anrecht hat, seine Reformation gründlich und doch recht populär dargestellt zu sehen. Ranke hat in hohem Grade die dem Historiker nöthige Objectivität; es liegt etwas Goethe'sches in seiner Natur, die auch das Geringste zu begeistigen und in den Brennpunkt allgemeiner tieferer Ideen zu ziehen versteht.

Aber es liegt auch in ihm etwas von demselben kühlen, vornehmen Wesen, das Vielen der Nation den größten ihrer Dichter doch stets als einen halben Fremden erscheinen läßt. — Ranke hat geringere dienstbare Geister in seinem Solde, die für ihn die Bibliotheken nach alten Chroniken, und diese wieder nach besonders angedeuteten Stellen durchforschen: so sieht man in dem Lesezimmer der königlichen Bibliothek oft einen alten, kümmerlichen Doctor in einem Rock, der recht fadenscheinig ist, und man hört ihn leise als einen derer bezeichnen, die für Ranke arbeiten. Es hat dies Aehnlichkeit mit der Art der großen Meister, die den kleinen herabgekommenen Proletarier in halbem Handwerkersolde stehen haben. Man wagt das nicht zu tadeln, Angesichts einer so ungeheuren Thätigkeit, wie sie Ranke in der raschen Folge seiner Bände entwickelt, — nur können wir uns allerdings daraus eine gewisse fernhaltende Kälte für den geistig Geringeren erklären und auch für die noch lernenden Studenten; etwas von dieser vornehmen Kälte weht

doch auch in den Vorlesungen. — Ein anderer Zug, der uns auffiel, ist wohl auch in dieser zu glatten Objectivität gegründet. Wer in Halle studirt hat, erinnert sich, wie Leo zürnen konnte; mag sein, daß der alte Leu auch manchmal ohne Noth die Zähne wies. Aber diese energische Subjectivität, wo es sich um Recht und Unrecht, um sittlichen Edelmuth und feige Gemeinheit oder Falschheit handelte — die war es eben, die wie Feuer in die Adern fuhr, und selbst in dem Jahre 1848 sein Auditorium mit den Farben des radicalen Theils der Studentenschaft reichlich schattirte. In der Vorlesung, der wir beiwohnten, sprach Ranke gerade von Cäsar's verrätherischem Streich, wie er die Stammesfürsten der Tenktrer und Usipiter, die vertrauend in sein Lager kamen, gefangen nehmen ließ und dann das seiner Führer beraubte deutsche Heer schlug. Wer ihn dabei hätte malen können! Wie das blaue Auge schelmisch blitzte! Wie die Fältchen um dasselbe sich krauser und krauser zogen! „Der Cäsar, ein so grundschlechter Kerl — aus Gewissen machte er sich gar nichts — und doch so klug! — und die Deutschen, grundehrlich! und man kann wohl sagen — herzlich dumm!“ ... — Man müßte die Stimme mit schreiben können, um einen Eindruck zu geben, auf welche Seite in dem Augenblick des Vortragenden — wir sagen nicht sittliche, wir sagen nur historische — Sympathie sich neigte. Ein Zug statt vieler. Darum begeistern Ranke's Vorlesungen nicht; sie interessiren, sie regen an, sie können Forscher bilden, wie denn sein Colleg praktisch-historischer Uebungen schon Manchen Geschichte treiben gelehrt hat: sie werden aber nicht diesen hinreißenden, in treuer Pietät sich bewahrenden Eindruck hinterlassen, wie ihn z. B. die Schüler Niebuhr's unvergänglich in ihrem Gedächtniß haben.

(Nr. II., „Friedrich von Raumer“ enthaltend, in nächster Nummer.)

Ueber die volksthümliche Richtung der bildenden Kunst.

Wer singt heut zu Tage noch von Göttern, Musen und Nymphen, vom Olymp und vom Parnassus, womit die Philologen in früherer Zeit die deutsche Dichtung ausstaffirten? Von dieser ganzen antiken Phantasmagorie, welche nichts weiter als das Skelett einer gereimten Prosa war, sind wir Gott sei Dank schon lange befreit. Unsere Dichter sind in den deutschen Wald gegangen, und in das deutsche Gemüth hinabgestiegen, wo sie den ewig frischen Quell der Poesie erschlossen, und seitdem erst haben wir eine wirklich deutsche Poesie, in welcher der deutsche Geist zu sich selbst gekommen ist. So geschah es in der redenden Kunst.

Unsere bildende Kunst hingegen ist zu einer solchen Selbstbefreiung nur erst theilweise gelangt. Sie liebt noch heute unter Säulenhallen

zu wandeln, im antiken Faltengewand. Sagen wir es unumwunden heraus: dieses antike Gewand — es ist der deutsche Schlafrock, und diese Säulenhallen sind nichts anderes, als das Gestänge einer dürren Verstandesbildung, welche eine lebensvolle Kunst nicht aufkommen läßt. Denn grade die bildende Kunst muß vor allem in der Wirklichkeit des Lebens wurzeln, wenn sie echte Kunst sein soll. Sie bedarf des sinnlichen Materials, und ist folglich an die physischen Bedingungen des Völkerlebens gebunden, und damit ihre sinnlichen Gestalten eine geistige Wirkung üben, müssen sie sich den Formen anpassen, welche das äußere Gepräge unsers eignen Lebens sind.

Was bedeuten Säulenhallen im schneereichen Norden und für eine Architektur, welche nicht mit Marmor, sondern mit Backsteinen arbeitet? Das ist kein Boden und kein Material für hellenische Kunst. Und doch kann dieser Norden mit diesem Material die erhabensten Werke hervorbringen, wenn er nur den Muth hat, sich selbst getreu zu sein.

Man erzählt sich von dem seligen Schinkel, der bekanntlich ein begeisterter Verehrer der Antike war, daß er von einer staunenden Bewunderung ergriffen wurde, als er zum ersten Mal das Marienburger Schloß sah. Es war ihm mehr als die Akropolis. Und in der That, wer hat je dieses Schloß gesehen, oder wer hat die Bauwerke Danzigs gesehen, ohne einen tiefen Eindruck davon zurückzutragen?

Unser Leben ist nicht nach Außen hingewandt, wie das der klassischen Völker, sondern nach Innen, weil es seinen Schwerpunkt im Privatleben hat. Wir wollen uns also häuslich fühlen, selbst in den öffentlichen Gebäuden. Dem entsprach die Gothik mit ihren anheimelnden Formen, welche in den zartesten und tiefsten Empfindungen des Beschauers ein tausendfaches Echo wachrufen, und unser ganzes Innere dergestalt einnehmen, daß man oft eine wahrhaft persönliche Liebe für ein gothisches Bauwerk gewinnt, deren sich die modern-antiken Werke niemals rühmen können. Wohl mag ihre Harmonie einen gebildeten Geschmack entzücken, aber sie bleiben uns immer ein fremdes Wesen, das nicht in unsern Lebenskreis eintritt, und ihre abgemessene Schönheit hat noch niemals die Sage oder Dichtung zu fesseln vermocht, welche die alten Münster so reich umranken.

Sie lassen das Gefühl des Volkes kalt, wie sie seinem Verständniß unzugänglich bleiben. Und geschieht dies etwa deshalb, weil ihre Idee für das Volk zu hoch wäre? Ich meine, sie ist nicht hoch genug, denn grade das Höchste wirkt ja am allgemeinsten. Gott im Himmel ist für alle Welt. Und fragt man nach der Erhabenheit des Gedankens, oder nach der Fülle des Geistes, oder nach dem Schwung der Phantasie, — immer trägt die Gothik den Preis davon.

So geschah es denn bekanntermaßen gerade in dem Zeitalter der Verflachung, daß die Gothik als roh und barbarisch geächtet wurde. Es war das Urtheil der Aufklärung, welche den Vollgenuß ihres er-

leuchteten Geschmackes feierte, indem sie inmitten wohlbeschnittener Baumalleen ihre geometrischen Kunstwerke errichtete, und weil die Schönheit der geraden Linie sich hinterher doch allzu nüchtern erwies, dieselbe mit dem Zopf aufputzte. Man wüthete förmlich gegen die Gothik, und wenn es uns heut zu Tage vielleicht unglaublich vorkommt, so ist es darum nicht minder wahr, daß zur Zeit der Franzosenherrschaft zu Köln am Rhein ganz ernstlich der Vorschlag gemacht wurde, den Dom abzubrechen und den Platz in eine Promenade zu verwandeln, was, wie man meinte, zur besonderen Verschönerung dieser Stadt gereichen würde.

Diese Zeit ist für immer vorüber, und über den inneren Werth der gothischen Architektur ist jetzt bei allen Leuten von Geist kein Zweifel mehr, aber das theoretische Verständniß hat auf die Praxis nur erst wenig eingewirkt, und die Kluft, welche unsere heutige Architektur von der Gothik trennt, ist noch nicht ausgefüllt. Es liegen Jahrhunderte dazwischen mit ihrem veränderten Geschmack und mit ihrem Ungeschmack.

Auf die Gothik folgte die Renaissance, welche durch den Palaststyl charakterisirt wird, und auf die Paläste folgten die Kasernen und Fabrikgebäude. Alle ästhetischen Motive sind damit in die Nützlichkeit aufgegangen. Seitdem schwankt die Architektur, wo sie sich irgendwie zu höheren Conceptionen erheben will, unstät umher, und Styllosigkeit ist ihr heutiger Charakter. Ein Spiegel der modernen Gesellschaft. Und wie es in dieser modernen Gesellschaft keine großen und mächtigen Ideen giebt, welche die Individuen zu einer höheren Einheit zusammenzufassen vermöchten, so ist auch eine neue organische Kunstform jetzt nicht zu erhoffen, weil die großen Bauwerke niemals aus individuellen, sondern nur aus socialen Motiven hervorgehen können. Die Kathedralen und die Paläste haben ihre Zeit gehabt, wie die Tempel, die Theater und Hallen des Alterthums. Niemand vermag zu sagen, was die Zukunft bringen wird. Einstweilen ist daher die Architektur an die Schule gewiesen, um nicht in Ungeschmack zu verfallen, und Reproductionen sind in gewissem Sinne unvermeidlich.

Nun meint man wohl, an die Gothik könne man nicht wieder anknüpfen, weil sie uns schon zu fern liege. Aber liegt nicht die Antike noch viel ferner? Und ist nicht die Gothik den physischen Bedingungen unseres Klimas, wie unseres Materials viel entsprechender? und sind nicht die Sitten und Lebensanschauungen, welche einst die Blüthe der Gothik hervorriefen, in ihren tiefsten Grundlagen doch unserem heutigen Leben noch viel verwandter, als die antike Welt? Es wäre ein Irrthum, zu glauben, die Gothik eigne sich nur für Kathedralen und Klöster. Nein, im Gegentheil, sie ist bildsamer wie die Antike und läßt sich den Bedürfnissen unseres heutigen Lebens sehr wohl anpassen. Sie ist so entwickelungsfähig wie die deutsche Sprache, welche allen Bedürfnissen des Gedankenausdruckes zu genügen vermag, wenn man sich nur die Mühe giebt, sie danach auszubilden. Aber es scheint wohl, man

scheut die Mühe und man hält sich an die Antike aus Bequemlichkeit. Denn die antike Architektur läßt sich in ein System von Regeln bringen, während die Gothik gewissermaßen regellos ist, in dem Sinne nämlich, daß ihre Werke immer nur aus ihrer eigenthümlichen Idee begriffen werden können, die sich nur einem verwandten Geiste erschließt. Sie erfordert darum nicht minder Verstand und Gelehrsamkeit als die Antike, aber es gehört außerdem noch Poesie dazu. Hier liegt die eigentliche Schwierigkeit für ein prosaisches Geschlecht, und hier bedarf es der Hülfe.

Freilich kann man keine Dichter heranbilden, wo die ursprüngliche Gabe dazu fehlt, aber wo die Gabe dazu vorhanden, sind doch Unterricht und Studium sehr wirksam. Darum meinen wir, daß unsere Akademieen allerdings viel zur Wiederbelebung der Gothik beitragen könnten, wenn sie derselben nur eine gleiche Theilnahme widmen wollten als der Antike. Aber Studium würde dazu gehören, und zwar ein Studium, welches wegen der so eben bezeichneten Regellosigkeit der Gothik seine besonderen Schwierigkeiten hat, weil man jedes gothische Werk für sich studiren muß.

Vor Allem würde es dabei auf eine engere Verbindung der Kunst mit dem Bauhandwerke ankommen, durch welche sie allein in das Leben übergehen kann. Nun aber wird Beides auseinandergerissen, indem die Akademieen nur die ideale Seite der Kunst, die Handwerksschulen hingegen nur die technische Seite zu behandeln pflegen. Der Architekt, der Maurer und der Steinmetz werden so zu verschiedenen Personen, nur durch ein Blatt Papier mit einander verbunden, und während die Kunst doch an und für sich selbst ein gesteigertes Handwerk sein sollte, wie Göthe sagt, blickt sie vornehm auf dasselbe herab.

Es kann nicht anders sein, so lange sich unsere Architektur an die antiken Formen anlehnt, d. h. an Formen einer entschwundenen Welt, deren Verständniß eine gelehrte Bildung erheischt und folglich dem Handwerker ewig verschlossen bleibt. Darum hat seit der Renaissance das Handwerk seine Würde und die Architektur ihre Poesie verloren. Abstracte Gedanken und eine öde Fabrik-Arbeit laufen seitdem neben einander her. Anders war es in der gothischen Kunst. Man sieht es ihren Werken an, wie der Steinmetz dem Steine Leben gab, weil er freithätig mitwirkte, nicht blos als eine Maschine des Architekten. Daher die Innigkeit und Vertraulichkeit, mit der uns diese Werke ansprechen, daher ihr volksthümlicher Charakter. Sie repräsentiren den Triumph der Handwerke, dahingegen unsere modernen Bauten nur den Architekten verherrlichen. Wie aus dem Stein herausgewachsen erscheinen uns die Ornamente der Gothik, aber betrachten wir die Façaden unserer modernen Häuser, so sehen sie oft wie Galanterie-Arbeiten aus, wie Pappwaaren, die man mit Borden und Knöpfchen beklebt, und während die wahre Kunst niemals ihr Material verstecken soll, so besteht unsere heu-

tige Kunst oft gerade nur in dem Ueberkleistern und Uebertünchen, wie wenn es auf eine Maskerade hinausliefe.

Wo immer eine volksthümliche Kunstentwickelung hervortrat, da hat sie auf dem Handwerk geruht, wie in Deutschland in Nürnberg, in Augsburg und Köln. Und die Kunst wurde durch die Hand des Handwerkers keineswegs erniedrigt. Im Gegentheil, noch heute erhebt sich unser Geist und erfrischt sich unser Gemüth an dem Anblick der kostbaren Monumente, welche jene handwerkliche Kunst hinterlassen hat. Wer kennt nicht die Werke eines Peter Vischer und Veit Stoß? St. Sebaldus und St. Lorenz sind zu lebendigen National-Museen geworden, und aus dem schönen Brunnen sprudelt noch heute der Quell einer volksthümlichen Kunst.

Es ist wahr, ihre Gestalten haben nicht die vollendete Form der Antike. Es sind keine Götter und Heroen, sondern es sind ehrsame Bürger, muthige Ritter oder fromme Priester, welche aus dem Stein herausschauen. Aber sie wollen uns auch nicht durch ihre Form einnehmen, sondern durch die Seele, welche daraus hervorleuchtet, und wir meinen, es ist ein falsches Ziel, wenn die moderne Skulptur der Idealität der Antike nachstreben will. Bleibt doch unser Denken und Fühlen ewig von dem Antiken verschieden, weil es seiner tiefsten Grundlage nach auf einer anderen Religion beruht. Für den Hellenen ging das Göttliche in die Erscheinung auf, für uns geht es über alle Erscheinung hinaus, und darum wirkt der moderne Künstler mehr durch das, was er ahnen und fühlen läßt, als durch das, was er zeigt, und will er es dem antiken Künstler gleichthun, so läßt er uns kalt.

Sprechen wir ohne Rückhalt: es ist der materialistische Sinn, welcher unsere Skulptur verleitet das Wesen der Sache in der vollendeten Form zu suchen, und es ist die Zuneigung zum Heidenthume, die wir in der Poesie schon längst überwunden, die aber in der bildenden Kunst vorherrscht. Darum müht man sich immer noch ab, Götter oder Nymphen oder Amazonen aus Marmor und Erz zu bilden, doch bald wird die Zeit kommen, wo man daran so wenig Gefallen findet, als an den ehemaligen antikisirenden Gedichten, und wir unsrerseits tragen kein Bedenken, jene Skulpturen für eben so werthlos zu halten als diese Gedichte.

Immerhin wird die Antike für den bildenden Künstler ein unentbehrliches Studium werden, wie sie es auch für den Dichter ist, aber sie soll nicht sein Hauptstudium sein, und noch weniger soll sie ihn zur Nachahmung verleiten. So lange dies aber noch geschieht, bleibt die Kluft zwischen der Kunst und dem Handwerk, und was man auch von antiken Mustern in das Handwerk einzuführen sucht, bleibt eine Treibhauspflanze. Was ist eine Muse, eine Lyra oder eine Sphinx u. s. w. für den Töpfer, oder für den Steinmetz? Sie geht ihm niemals aus

den Fingern hervor, sondern aus dem gegebenen Modell, und er fühlt bald, daß er am Zweckmäßigsten nach der Schablone arbeitet.

Anders mag es noch in Italien sein, wo die großen Monumente noch in die Gegenwart hineinragen, und wo die lebhafte Sinnlichkeit des Volkes noch heute dem antiken Wesen näher steht, aber wir Nordländer haben nicht jenen natürlichen Formensinn und wir haben keine anderen Monumente als die gothischen. Allein von diesen haben wir so vortreffliche und so viele, daß keine einzige deutsche Landschaft ganz arm daran ist, wenn man sie nur aufsuchen und würdigen will, und nicht etwa auf den Gedanken verfällt, die Kunst in der Residenz zu centralisiren.

Nun meinen wir, das eben wäre die Aufgabe einer Akademie, aus den überall noch leibhaftig vorhandenen, aber zerstreuten Traditionen unserer alten Kunst, eine lebendige Totalanschauung zu entwickeln, und auf Grund dieser Anschauung durch Lehre und Uebung eine Kraft zu bilden, welche im Geiste jener Kunst freithätig zu wirken vermag.

Wir sehen die Aufgabe einer solchen Akademie nicht blos in dem Verhältniß von Lehrern zu Schülern, sondern in dem Verhältniß zur Nation, als einem Brennpunkt für das gesammte Nationalleben nach seiner ästhetischen Seite. Sie soll also nicht blos Künstler bilden, sondern ihr Augenmerk auf Alles richten, was zur Verschönerung des menschlichen Daseins im privaten wie im öffentlichen Leben dient.

Dieser Gedanke eröffnet eine Perspective, welche über die Grenzen eines Journalartikels hinausreicht. Eins aber wollen wir schließlich noch hervorheben, was, wie wir glauben, im hohen Grade die Aufmerksamkeit einer Akademie verdienen würde.

Wir meinen die mechanischen Vervielfältigungen und Nachbildungen, die es allein möglich machen, die Kunst bis in die Wohnung des Bürgers und Landmannes einzuführen. Und bis dahin muß sie dringen, wenn sie zur Volksthümlichkeit gelangen soll. Denn wir wiederholen, der Schwerpunkt unseres Lebens liegt nicht in einer großartigen Oeffentlichkeit, sondern am häuslichen Heerde. So kann man vielleicht behaupten, daß die vielen kleinen Bildwerke, womit wir unsere Wohnungen ausschmücken, eine tiefere Wirkung ausüben, als die seltenen Monumente großstädtischer Plätze. Dazu hat grade unsere moderne Technik so mannigfaltige Mittel der Nachbildung erfunden und Nachbildungen so wohlfeil gemacht, daß man kaum noch eine Hütte findet, deren Wände nicht mit einigen Bildchen verziert wären.

Es fragt sich nur, ob man diesem decorativen Trieb unserer Zeit nicht eine edlere Nahrung geben, und dadurch zugleich auf die Entwicklung der Kunst zurückwirken könnte? Wir haben dabei nur die Malerei im Auge, und wir glauben, sie könnte davon Nutzen ziehen.

Unsere heutige Malerei gipfelt in der Historienmalerei, welche zugleich diejenige Gattung ist, die am meisten Bedeutung für das National-

leben gewinnen kann. Aber ihre Wirkung ist doch noch sehr beschränkt, so lange die großen historischen Bilder sich nur in Museen oder in fürstlichen Palästen finden, und nirgends anders finden können, weil sie immer Tausende kosten; hier käme es also auf mechanische Vervielfältigung an, und zwar nicht in Kupferstich, sondern in natürlicher Größe und in natürlichen Farben.

Wir glauben, daß unsere technischen Hülfsmittel dies unter Umständen allerdings ermöglichen, und zwar um so eher, je größere Dimensionen die Gestalten auf der Leinwand haben, und wenn sie gewissermaßen wie Fresken gemalt sind. Dann wird man sie auf Tapeten nachbilden können, und als Tapete gelangen sie dann in die Wohnungen wohlhabender Bürger, wie in die Rathhaussäle des Volkes.

Der Künstler erhält dadurch ein Publicum an der ganzen Nation. Er wird zugleich zu neuen und vielfältigen Compositionen angeregt, weil es zu diesem Zwecke nicht auf eine jahrelange Arbeit erfordernde Ausführung ankommt, sondern vornehmlich auf einen genialen Entwurf. Der Nation wird die vaterländische Geschichte vor Augen gestellt, und ihr Schönheitssinn nicht nur belebt, sondern zugleich auf höhere Gegenstände gerichtet. Auf beiden Seiten erscheint der Gewinn gleich groß.

Allein es ist selbstredend, daß solcher Gewinn nur dann zu hoffen steht, wenn das Ganze in würdigem Geiste geleitet wird. Es dürfte nicht zu einem bloßen Industrie-Unternehmen herabsinken, welches unter Umständen vielleicht grade auf den schlechten Geschmack des Publicums und auf die frivolen Tendenzen des Künstlers speculiren könnte, und dadurch den Künstler wie das Publicum verderben würde. Im Gegentheil, es müßten nur Werke von anerkanntem Werthe nachgebildet werden, und der Künstler müßte seine Ehre darin suchen, seine Werke dessen gewürdigt zu sehen. Hier liegt also eine Aufgabe vor, welche der Unterstützung einer Akademie eben so bedürftig als würdig erscheint, und wir glauben, für die Beförderung einer volksthümlichen Malerei ließe sich kaum ein wirksameres Mittel erdenken.

Westfälische Dichter.

Levin Schücking. — Annette von Droste-Hülshoff.

Die conservative Richtung der neueren Zeit in Staat und Kirche und Wissenschaft ist nicht bei Ermittelung der gültigen conservativen Principien und ihrer Darlegung stehen geblieben, sondern sie hat nach den Stützen und Trägern sich umgesehen, ihre Existenz in der Gegenwart nachgewiesen, ihre Wirksamkeit festgestellt und die Frage aufgeworfen, ob diese Stützen und Träger des conservativen Princips über

Nacht aufgeschossen oder althistorischer Abkunft sein? Niemand hat diese Frage in ansprechenderer und allgemein gültigerer Weise, so wie in anziehenderer Form zu beantworten gesucht, als Riehl in seiner Naturgeschichte des Volkes. Kein Wunder, wenn von allen Seiten mit mehr oder minderem Glücke Nachahmer auftreten, welche für einzelne Landschaften oder Stämme in demselben Sinne Untersuchungen zu Tage fördern! Will man aber das neue Thema in irgend einer Weise erschöpfen, so sind für dasselbe noch ganz neue Gebiete anzubauen. Riehl hat die allgemeinen Grundlagen in seinen Büchern über Land und Leute, bürgerliche Gesellschaft und Familie gelegt, und eben so geistreich als mit gründlicher Einsicht das Dauerhafte von dem Vorübergehenden, das Starke von dem Schwachen gesondert, und mit scharfem Griffel die Elemente geschildert, welche die Keime zum Verderben des Bestehenden in sich tragen. Die Anlage seines Werkes bedingte aber, daß er vorzugsweise auf die Lage, das Wesen und die Zustände des Volkes, wie sie geworden und noch vorhanden sind, einging; allein auf die Frage, in welcher Beziehung steht denn die religiöse und die philosophische Wissenschaft, die Staatswissenschaft, die Literatur, insbesondere die schöne Literatur, die Kunst 2c. zu dem Bestehenden, sind sie ächte und würdige Träger desselben, sind sie ihren Grundlagen nach conservativ, hat er nur nebenher und andeutungsweise eingehen können. Allerdings würde auch eine Gelehrsamkeit ohne Gleichen, eine Darstellungskunst von einer Klarheit, die noch nicht da gewesen ist, nothwendig sein, um nach diesen Richtungen hin auch nur annäherungsweise das zu erreichen, was Riehl in Erledigung seiner Aufgabe erreicht hat. Der kritische Standpunkt würde hier der fast ausschließlich berechtigte sein.

Religion, Wissenschaft und Literatur sind aber die eigentliche Sprache des Volksbewußtseins, aus ihnen heraus ist es allein möglich, die Dauerhaftigkeit der bestehenden Gesellschaft zu beurtheilen. In ihren Anschauungen, Erkenntnissen und Ueberlieferungen erwächst das kommende Geschlecht, sie allein machen einen gültigen Schluß auf das, was nach uns kommen wird, möglich. Man hat sich gewöhnt, auf die wachsenden Bevölkerungen, den zunehmenden Pauperismus, die steigenden Bedürfnisse und eine Masse anderer materieller Uebel als die Signale der Zukunft hinzuweisen. Der Untergang der bürgerlichen Gesellschaft droht indeß lediglich nur durch Entsittlichung, und jene drei Factoren sind es, welche als die unmittelbaren, in das Leben tretenden Emanationen des Sittlichen für den Menschen die Erkenntniß vermitteln, in wie weit das Gute über das Böse, das Gesunde über das Kranke in einem Volke die Herrschaft behauptet und Aussicht auf endlichen Sieg gewährt.

Die sogenannte schöne Literatur, zu deren Interessenten nicht bloß die eigentlichen Gebildeten gehören, welche vielmehr in ihren Gesammt-Erscheinungen mit dem ganzen Volke in nächstem Zusammenhange steht,

ist in ihrer heutigen Richtung von den Literaturhistorikern, so weit wie dieselben eben nicht eine Tendenz verfolgen, als noch ungeschichtlich, wenigstens einer geschichtlichen Ansicht unzugänglich, entweder nur kurz behandelt worden, oder gänzlich übergangen. Den Tendenz-Schriftstellern ist es aber weniger um eine unparteiische Darstellung als vielmehr um die Realisirung eines von ihnen von vorn herein aufgestellten Gesichtspunktes zu thun. Daher kommen auch nur einzelne literarische Richtungen zur Besprechung, und Erscheinungen, welche eine unbedingte Bedeutung für sich der Natur der Sache nach beanspruchen müßten, werden vollständig bei Seite geschoben, sobald sie mit jener bestimmten Richtung in Widerspruch stehen. Julian Schmidt's Werk über die neueste Literatur und auch Gottschall's Literatur-Geschichte lassen sich mit Recht einer solchen einseitigen Richtung beizählen. Wenn aber die Frage aufgeworfen werden soll, welcher Weltanschauung die schöne Literatur in diesem Augenblicke vorzugsweise huldigt, ob sich dieselbe als Trägerin einer allgemeinen Grundansicht offenbart, und endlich in welcher Beziehung diese Weltanschauung zu dem Bestehenden steht, so ist allerdings ebenfalls ein bestimmtes Princip der Untersuchung zu Grunde gelegt; dieselbe unterscheidet sich aber von jener tendenziösen Richtung wesentlich dadurch, daß sie nicht einen aufgestellten Grundsatz beweisen, sondern denselben erst finden will.

Indem hiermit eine Aufgabe angedeutet ist, welche unseres Erachtens die conservative Partei noch zu lösen hat, und speciell die schöne Literatur in's Auge gefaßt wurde, sind wir weit entfernt davon, die Erledigung dieser Aufgabe in naher Zukunft vorauszusehen. Aber würde es sich nicht empfehlen, aus der Zahl der lebenden Dichter, welche bereits eines begründeten Namens sich erfreuen, einen oder den andern herauszugreifen und nach vorheriger Kritik die Frage aufzuwerfen: können wir ihn zu den Unsrigen zählen? Wir zweifeln allerdings nicht daran, daß man dieses Verfahren eine politische Inquisition der Poesie, eine einseitige Prüfung der patriotischen Gewissen, einen in der künstlerischen Kritik durchaus unberechtigten Gesichtspunkt nennen wird. Nichtsdestoweniger hoffen wir Nachfolger zu finden, wenn wir erst bewiesen haben, wie bei einer derartigen Kritik das eigentlich poetische Element seine vollständige Berechtigung finden wird. Um möglichst auf bekanntem Grund und Boden zu bleiben, wollen wir mit unserer Heimath beginnen.

Von den Provinzen unseres Vaterlandes ist in neuester Zeit Westfalen häufig Gegenstand der Besprechung geworden. Man hat nachgewiesen, welche uralten historischen Elemente sich dort erhalten haben, welch ein tüchtiger conservativer Kern in Land und Leuten vorhanden ist, der nur der Pflege und Entwicklung bedarf. Wir haben über den einsamen Bauernhof, die Haiden, Kirchspiele und Bauerschaften so viel Interessantes und Gutes gehört, daß es in der That an der

Zeit ist, zu fragen, was spricht denn dieses Volk, wie denkt es, welches sind die Dichter und Schriftsteller, die in seiner Sprache reden und schreiben, und ist deren Richtung übereinstimmend mit denjenigen geschichtlichen Eigenthümlichkeiten und conservativen Anschauungen, welche man in Westfalen vorgefunden hat, oder doch vorzufinden glaubte. Die beiden namhaftesten westfälischen Dichter der Gegenwart sind: die Freiin Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking. Wählen wir dieselben daher zunächst zum Gegenstande unserer Besprechung.

Schücking ist 1814 geboren. Als Schriftsteller ist er seit 1840 etwa thätig gewesen, denn so lange mag es sein, daß sein erstes namhafteres Werk: „Das malerische und romantische Westfalen", erschien. Mit westfälischem Realismustriebe stellte er sich sogleich also auf den festen Boden der Heimath, der ihm auch später so oft noch die Scenerien und Stoffe liefern sollte zu den gelungensten Schilderungen und jenen Darstellungen von Landschaftsbildern, alten Schlössern, Naturleben u. s. w., die wir in seinen Romanen finden. Im Uebrigen aber war das „malerische und romantische Westfalen" ein Werk einer noch jugendlich gährenden Einbildungskraft. Es war mitunter schwülstig; durch das Ganze wehte ein Geist der Hyperbole, der freilich in der lyrisch erregten Zeit von 1840 nicht so auffallen konnte, wie in der nüchternen heutigen. Die Dame Poesie ritt wie in den Mährchen der Romantiker durch diesen „Tann", und der Zelter, den sie ritt, war das ächteste romantische Vollblut. Im Verfasser zeigte sich dabei eine Natur, die ihrem ganzen Wesen nach, nach ihrer eigensten Geistesrichtung, der historischen Weltanschauung angehörte. In diesem jungen Poetenherzen pochte rein christlich-germanisches Blut. Er war conservativ bis zur Schwärmerei, was sich auch aussprach in einer kleinen in derselben Zeit entstandenen Schrift: Der Dom zu Köln und seine Vollendung, und in den meisten seiner „Gedichte", die etwas später bei Cotta erschienen. — Schücking verließ nun Westfalen. Er lebte am Bodensee, in Baiern, in Augsburg und längere Zeit in Köln.

Es war, als ob mit der Trennung von dem Boden der Heimath in charakteristischer Weise auch die conservative westfälische Natur von ihm gewichen sei, denn wir begegnen in den Romanen, welche er nun zunächst edirte, besonders den vielgelesenen Ritterbürtigen, vielfach den liberalen Ideen von vor 1848. Das letztgenannte Buch zeigt, so sehr es seiner Zeit von der liberalen Kritik auch gelobt worden ist, doch eine gleich große Flüchtigkeit in der Form wie dem Gehalte nach. Allerdings ist die Fabel spannend, das ganze Sittengemälde ist pikant in hohem Grade; aber die Composition ist unkünstlerisch; es fehlt der Erzählung Stätigkeit und Ruhe, es fehlt der ganzen Behandlung Gleichmäßigkeit. Und ganz eben so tritt uns eine große Flüchtigkeit und Jugendlichkeit in der Auffassung der politischen und socialen Fragen ent-

gegen, welche dieser Roman anregt. Er wurzelt im Boden ständischer Verhältnisse, aber wir sehen nirgends, daß der Verfasser sich den Gedanken der ständischen Gliederung klar gemacht, daß er ihn nur halbwegs begriffen hat. Er stößt in's große Horn des Liberalismus und ist doch nicht aufrichtig liberal. Er coquettirt damit, ohne aufzuhören, von Haus aus ein Aristokrat zu sein. Darum haben seine Ideen etwas Halbschlächtiges, Unpraktisches. Die Gesundheit einer realistischen praktischen Natur verrathen sie nicht!

Dagegen müssen wir einräumen, daß die Natur unseres Autors etwas charakteristisch Westfälisches hat in der Weise, wie er sich nicht rasch und genial, aber mit stetigem, ruhigem Fortschritt weiter entwickelte. Seine Form wird immer abgeklärter, die künstlerische Gestaltung des Stoffes und die Composition werden besser, die Auffassung der Charaktere wird ernster, tiefer und wahrer; die ethische und philosophische Seite dichterischer Thätigkeit tritt reicher hervor. Dieser Fortschritt legt sich unverkennbar immer mehr in den den Ritterbürtigen folgenden Romanen zu Tage. Und hier, in dieser still sich vorwärts arbeitenden zähen Nachhaltigkeit scheint uns etwas zu liegen, was für den Volksstamm, dem Schücking angehört, charakteristisch, was westfälisches Race-Eigenthum ist. Damit in Verbindung steht auch, daß während bei so vielen Autoren die Thätigkeit der Phantasie, das Vermögen der Fiction aufhört, bei Schücking das Umgekehrte der Fall ist — er wird mit den Jahren fruchtbarer.

Den nächsten großen Fortschritt nach den Ritterbürtigen wies der Roman „der Bauernfürst“ auf, wenn auch hauptsächlich nur einen formellen Fortschritt. Die Hand, welche hier malte, war weit sicherer, fester geworden; die Composition war besser arrangirt, die Charaktere waren plastischer ausgearbeitet, das Ganze war gleichmäßiger angelegt. Der unbestimmte Liberalismus der Ritterbürtigen ist bereits in den Hintergrund gedrängt von einem anderen Gedanken, der poetischen Begeisterung für die deutsche Frage. Sie drückt sich aus in den Schilderungen der Verhältnisse des deutschen Ordens in seiner letzten Phase, in der Erhebung der Spessartbauern gegen die französische Armee unter Jourdan, der freien Jäger u. s. w. in dem Geheimbunde.

Der kurz nachher erscheinende Roman „die Königin der Nacht“ war ein sehr spannender Feuilleton-Roman, der eine bemerkenswerthe Technik in der Anlage zeigte.

Der Roman „ein Staatsgeheimniß“ war dann das erste Buch, welches von unserem Autor erschien, nachdem er in seine Heimath zurückgekehrt war, wo er jetzt lebt. Dies Buch zeigt wieder eine entschiedene Weiterbildung des künstlerischen Bewußtseins. Er ist das Beste, was Schücking geschrieben hat, und er ist entschieden der Markstein einer Rückkehr zu gesunden conservativen Ueberzeugungen. Unser Poet hat, wie Antäus die Erde, seinen mütterlichen Boden wieder gefunden.

Seitdem hat Schücking herausgegeben ein Drama in Versen: Ein Redekampf in Florenz, ferner noch Geneanomische Briefe, eine Art Philosophie der Genealogie, wenn man Philosophie nennen will, was doch nie zu einem Systeme ausgebildet werden kann. Das Buch enthält zumeist Beobachtungen über die Erblichkeit intellectueller und moralischer Eigenschaften und ist reich an frappanten Thatsachen, die von einer großen Belesenheit zeugen.

Die neuesten Erzählungen Schücking's behandeln historische Charaktere, wie der Sohn eines berühmten Mannes (Johann von Werth's) und Günther von Schwarzburg. Oder sie haben einen ethischen Kern, wie der Held der Zukunft, in welchem der Conflict zweier sich widersprechender Naturen und ihrer philosophischen Anschauungen dargestellt wird, nämlich der strebsam thätigen, arbeitdurstigen und der ruhig beschaulichen Natur; jener diagonal entgegengesetzten Richtungen des Lebens, welche ihren Ausdruck in der Kunst durch die befriedet in sich selbst ruhende Byzantinik und die aufstrebende Gothik gefunden haben. Oder wie die Sphinx. Dieser letztere Roman ist in Bezug auf das Künstlerische der beste von Schücking's Romanen. Der Stoff ist sehr zweckmäßig vertheilt. Der Leser wird in steter Spannung erhalten, und dabei ist die Sprache und vor Allem der Dialog besser, als wir denselben in neuerer Zeit bei irgend einem Literaten gefunden. Die Probleme, die angeregt werden, sind geistvoll behandelt, und wir freuen uns, über die Literatur des Soll und Habens einmal wieder in die ächte Welt der Poesie gelangt zu sein.

Sehen wir nun auf den allgemeinen Charakter des Schriftstellers, so zeigt sich uns eine Physiognomie, die wir wohl als einen Ausdruck wesentlich conservativer Race-Eigenschaften ansprechen dürfen. Wir sehen zuerst eine realistische Richtung. Was S. anbaut, ist nicht der roman intime, nicht die Analyse der Empfindung und der Entwicklung raffinirten Gefühlslebens. Er ist zunächst Erzähler, er giebt Thatsachen, Ereignisse, Charaktere weit mehr als psychologische Analysen, als Entwicklungen des Gemüthslebens; er ist Schilderer, er stellt seine Fictionen auf einen bestimmten, historisch gegebenen Boden. Er ist plastisch, nicht musikalisch; er verfällt nirgends in Zerflossenheit, und das Leben erscheint ihm von seiner gesunden Seite, nicht von seiner zwiespaltigen krankhaften. Er hat nie mit Weltschmerz coquettirt und er stellt in den meisten Fällen das Gefühlsleben seiner Charaktere als von jener keuschen Verschlossenheit, oft von jener hartschaligen, herben Zurückhaltung dar, welche dem nordisch-sächsischen Stamme eigenthümlich. Dann hat er entschieden einen starken Antheil an jenem historischen Triebe, der, wesentlich conservativer Natur, unter zehn Westfalen, die als Schriftsteller aufgetreten sind, sicherlich neun dem Gebiete der Geschichtswissenschaft zuführt. Darin liegt eben am meisten das Bewußtsein der historisch

gewordenen Zustände beurkundet, welches in dem Stamme mit zäher Lebenskraft fortdauernd mächtig bleibt.

Eine in der Tendenz viel stärker gefärbte literarische Physiognomie weist die Dichterin auf, welche in jüngster Zeit in Westfalen zu Ruhm und Ehren gekommen ist. Wir meinen Annette von Droste-Hülshoff. Sie hat sich nicht, wie Schücking, allmählich entwickelt, sondern wir finden sie von vorn herein bestimmt und immer sich selber gleich; ihre Form hat in dem ersten wie in dem letzten ihrer Gedichte denselben üppigen Reichthum der Bilder und dieselbe unklare Dichtigkeit; ihr Gefühl hat dieselbe Tiefe, die Sphäre, worin ihre Anschauungen sich bewegen, hat denselben Charakter von ihrem ersten Auftreten an. Jugend und reiferes Alter machen da keinen Unterschied. Es ist, als wäre die Dichterin nie jung gewesen, sondern hätte mit in's Leben gebracht diesen ernsten Sinn, diesen scharfen, den Räthseln des Daseins keck in's Antlitz schauenden Blick, diese Neigung für die Nachtseiten der Natur. Ihr seltner Vorzug besteht in der Verbindung eines überaus tiefen und immer energisch sich ausdrückenden ächt lyrischen Gefühls, einer Empfindungsfähigkeit von erschütternder Gewalt mit dem klaren realistischen Charakter der Anschauung. Wäre ihre Form lichtvoller, durchsichtiger und geglätteter, so würde ihre Gabe der Beschreibung und Darstellung ganz unübertrefflich sein. Sie malt mit frappanter Wahrheit, sie erblickt an den Dingen ihre kleinsten Details und Züge; für das Leben der Natur hat sie ein mikroskopisches Auge; kein Engländer, kein Boz kann in diesem realistischen Thatsachensinn, in dem Treffen des Localtons mehr leisten; und dabei ist ihr lyrisches Gefühl so stark, die Sehnsucht nach dem Ideal so mächtig, wie es nur in dem schwärmerisch-idealistischen Poeten der Fall sein kann. Dies giebt ihrem Talent sein eigenthümliches Gepräge. Wir brauchen nicht zu sagen, wohin ein stark ausgebildeter Sinn für den Realismus, verbunden mit tiefem Gefühl, führen muß — er kann sich, um den Erscheinungen gegenüber seine Ruhe zu finden, nur zum Humor ausbilden, und die Saiten des Humors finden wir denn auch bei der Droste stark angeschlagen. Merkwürdig ist nun aber bei ihrem Idealismus die besondre Richtung, welche er genommen hat. Er besteht nicht aus einer schwärmerischen Anbetung einer unbestimmten Idee des Schönen, noch aus dem Cultus irgend einer Epoche, eines Volkes, eines Landes, wo das Schöne in die Erscheinung getreten ist, nicht aus dem Cultus großer Namen, welche seine Träger, großer Meister, welche seine Darsteller geworden. Ihr Ideal ist ein ganz eigenthümlich umschränktes. Es ist der Gedanke der Vergangenheit. Es ist die gute alte Zeit, in sofern sie an Frömmigkeit, Pflicht-Erfüllung, Heilighaltung der Familie, an ethischer Harmonie mit einem Wort, der unsren überlegen war: das Schöne stellt sich ihr immer unmittelbar nicht als ein sinnlich in die Erscheinung Tretendes, sondern als ein Ethisches dar.

Mit dem Gesagten haben wir nun eine Menge Züge bereits angedeutet, welche wesentlich und specifisch westfälische Natur verrathen, ja ein prägnanter Ausdruck derselben sind. Es gehört dahin zuerst die Unbehülflichkeit der Form. Die Form ist bei der Droste oft von auffallender Unklarheit, von stockiger Unbehülflichkeit, die theils aus dem Bestreben entsteht, einen zu großen Gedanken- und Bilderreichthum in den Vers bringen zu wollen, zum Theil aber auch aus einer eigenthümlichen Weise, die Gegenstände anzuschauen, und aus den ganz absonderlichen Eindrücken, welche die Gegenstände auf die reiche Phantasie der Dichterin hervorbringen. Formlosigkeit und Mangel an Glätte dürfen wir nun aber als allgemeine Eigenschaft der westfälischen Race wohl ansprechen, und in der Dichterin am Ende nur den besonderen Ausdruck der generellen Erscheinung sehen.

In dem Blick für das Detail, in der scharfen Auffassung des Gegebenen tritt uns sodann die Richtung auf nüchtern praktische Behandlung der Dinge, auf die ruhig besonnene Auffassung der Lebensaufgaben entgegen, welche ebenfalls nationell ist. In der besondern Art aber, wie das Ideal bei der Droste auftritt, sehen wir gerade nicht allein das Vorwalten des historischen Triebes, sondern geradezu den ausgesprochensten Conservatismus. In dieser Beziehung ist die Droste in jeder Zeile die Vorkämpferin des alten Bestandes der Dinge; die Ideen und das Leben der Vorzeit, mit ihren starken Banden der Blutsgenossenschaft, des Herrn- und Dienerthums, mit ihrer unerschütterlichen Glaubensfestigkeit bilden geradezu das, was wir ihr Ideal genannt haben; und der wehmüthige Ton, der durch so viele ihrer Gedichte wiederklingt, ist aus einer tiefen und innigen Herzenstrauer entsprungen um die Vergänglichkeit, d. h. um den Untergang alles dessen, was das innere Band der alten Gesellschaft bildete — Pietät, Glauben, Unterwerfung und Hingabe, Treue gegen Gott und die religiös sanctionirten Lebensgewalten.

Ein Pariser Arbeiter-Café.

Daß in Frankreich das Eigenthum eine neue Gestalt zu gewinnen beginnt und bereits auf einzelnen Punkten des gesellschaftlichen Lebens ein eigenthümliches Gemeinschafts-Eigenthum, oder ein durch den Staat besorgter Ersatz des Eigenthums bemerkt werden kann, haben wir in unsern letzten Heften ausführlich nachgewiesen. Wir geben heut aus dem eben erschienenen Buche Th. Mundt's: „Paris und Louis Napoleon" (Berlin 1858. O. Janke), ein Bild zur Erläuterung dieser neuen Zustände Frankreichs. Er führt uns in das Café du dix-neuvième siècle:

„Die vier Billardspieler, welche dort unter dem strahlenden Lustre so eben ihre Partie begonnen haben, scheinen freilich mit ihren eigenen Per-

sonen noch als die entschiedensten Gegner alles Luxus dazustehen. Es sind vier Handwerksgesellen, die, ihrem Aufzuge nach zu schließen, wahrscheinlich eben eine Mußestunde in ihrer Werkstatt erlangt haben und aus derselben in aller Eile, in Hemdsärmeln und mit dem noch vorgebundenen Schurzfell, durch welche sie sich als Sattler oder Wagenmacher zu signalisiren scheinen, aufgebrochen sind. Zwei derselben haben noch im Fluge, wie es scheint, die schwarze Cravatte umgeknüpft, um doch einigermaßen anständig zu erscheinen, aber das Hemd ist schmutzig von der Woche und von der Arbeit und kann durch die darauf fallenden Strahlen des großen Kronleuchters nicht rein gewaschen werden. Doch haben die halb heraufgestreiften Hemdsärmel einen muskelstarken, gewaltigen Arm entblößt, der das Heroenthum der Arbeit auf eine fast feierliche Weise verkündigt, wenn er auch jetzt nur den Billardstock in geschickter Berechnung abstößt. Diese interessante Gruppe athmet eine ursprüngliche Naturkraft, die der Verweichlichung nicht sobald fähig zu sein scheint.

„Das Billard, an dem diese Herren spielen, steht in der Nähe einer großen Marmorgruppe, die an der Rückwand des Saales sich erhebt und, mit Blumen und Lichtern geschmückt, und von einem leise rauschenden Springborn belebt, eine Pandora mit dem Füllhorn darstellt. Die Pandora hat sich mit einem zu ihr aufblickenden Knaben gruppirt, der den Sohn des neunzehnten Jahrhunderts vorstellig zu machen scheint, und darum mit so sicherer und frecher Begehrlichkeit auf alle die Schätze und Genüsse harrt, welche Mutter Pandora aus ihrer berühmten Büchse ausschütten wird. Wahrscheinlich wird auch für den Sohn des neunzehnten Jahrhunderts, für den sich der Arbeiterstand bald ausschließlich, und als das einzig ächte Kind, ausgeben zu wollen scheint, nichts als die Hoffnung auf dem Grunde der entleerten Büchse übrig bleiben. Der Hoffnungstraum des französischen Arbeiters besteht allerdings darin, einst die Herrschaft zu haben, und den übrigen Klassen der Gesellschaft, mit denen er bereits auf jede Art zu rivalisiren angefangen, das Geheimniß ihrer Vorzüge und Rechte abzugewinnen. Diese Hoffnung wird wahrscheinlich als Rest in der Büchse der Lebensgüter dieses Jahrhunderts stecken bleiben, nachdem der Arbeiter alle anderen Gaben, welche ihm die Pandora des neunzehnten Siècle geboten, verkneipt und in leerer Genußsucht verzettelt hat. In dieser Beziehung kann es charakteristisch erscheinen, daß gegenüber von dieser Pandora, auf der Gegenwand des Saales, die große Tafel aufgehängt ist, auf welcher der Preis-Courant der in diesem Café verabreichten Getränke verzeichnet steht.

„Dieser Preis-Courant kann sowohl durch die außerordentliche Fülle der besten und schönsten Sachen, die er umfaßt, als auch durch die dabei angesetzten billigen Preise, die in diesen großen Cafés der unteren Klassen bei Weitem niedriger stehen, als in den Cafés der eleganten Gesellschaft, einiges Erstaunen erregen.

„Der Arbeiter weiß sehr gut, daß er dieses Wohlbehagen ohne Gleichen, welches ihn in dem zweiten napoleonischen Kaiserreich umfließt, nur den persönlichen Absichten Napoleon's III. verdankt. Der Kaiser ist es, der ihm diesen neuen Preis-Courant gemacht, der Kaiser ist es, der zu ihm spricht: Hier, mein Freund, ist Limonade und Orangeade, hier ist Eau de Seltz und Sirops de Gomme, Bavaroise, Chocolat und Grog au vin, auch Grog americain; hier ist Punch romaine le Bol, auch Bichof und Kirch le Bol; auch den Bol à l'eau de vie kann ich Euch empfehlen, wenn auch zu verschiedenen Preisen, zu 4 und 2 Sous, ich habe dies nicht anders machen können!

„Hier ist auch, spricht der Kaiser ferner, Chablis und Marquise, hier ist Baierisches Bier und Malaga, hier ist Chartreuse und Curaçao und Vermont, hier ist Déjeûner à la Crême, hier ist der beste Macon, und was Ihr sonst nur immer trinken mögt, kommt heran, kommt heran, denn das Kaiserreich soll Euch ernähren, wie Ihr noch nie ernährt worden seid! — —

„Schon nach diesem Preis-Courant, über welchem die lockende Stimme des Kaisers schwebt, kann man schließen, daß der französische Arbeiter ein Mann des Genusses geworden ist, der auch die feineren Reize des Gaumens auf eine Weise kennt und befriedigt, wie sie namentlich dem deutschen Arbeiter ein noch unenthülltes Mysterium geblieben ist."

Aus der Hauptstadt.

Der König — Der Prinz von Preußen — Altpreußische Politik — Ministerveränderungsgerüchte — Graf Alvensleben — Herr von Bodelschwingh — Vorbereitungen zu den Wahlen — Constitutionelle und Demokraten.

So wenig man im Publicum von dem Befinden Sr. Maj. des Königs hört, so werden doch in Kreisen, welche dem Hofe näher stehen, die günstigsten Nachrichten über den Verlauf der Besserung des hohen Herrn mitgetheilt. Es wird die Vermuthung ausgesprochen, der Frühling werde diese Besserung unterstützen, und es sei darum wohl möglich, daß Se. Majestät der König spätestens im Herbste die Regierung wieder übernehme. Bemerkt muß freilich dazu werden, daß grade unter den innigsten Verehrern des Königs sich solche befinden, welche mit Besorgniß der Wiederübernahme der Regierungsgeschäfte durch den Monarchen entgegensehen. Eine verdoppelte Anstrengung der Kräfte wird sich in diesem Falle als nöthig erweisen, und wer will es wagen, sie einem Reconvalescenten, der die Höhe des Lebens bereits überschritten hat, zuzumuthen. Se. Maj. der König sind dreiundsechszig Jahre alt.

Se. Königl. Hoheit der Prinz von Preußen hat einen schweren Winter vollendet und wird in nicht ferner Zeit in einem Bade eine kurze Erholung von der Last der Geschäfte, die auf ihm ruhen, suchen. Es giebt im ganzen Lande nur eine Stimme über die maßhaltende würdige Art, in welcher der Prinz seine Stellung als Stellvertreter des Königs wahrgenommen hat. Wie Spreu verflogen gleich im Anfang seiner Regentschaft die hochtönenden Gerüchte der Unzufriedenen und auf die Zukunft Angewiesenen: jeder Gedanke einer Parteiregierung ward fern gehalten, und grade darin fand man überall im Lande eine Beruhigung und schöpfte daraus neuen Trost für unsre Zukunft. Die monarchische Regierung Preußens hat niemals mit einer Partei, mit einem Bruchtheil des Volks gegen den andern etwas gewirkt, etwas erreichen gewollt. Sie führt Scepter und Schwert als Vertreterin des ganzen Volkes, und wo sie sich einen Augenblick durch eine Tagesmeinung zu stark einnehmen ließ, mußte sie sehr schnell die üblen Folgen erblicken. Der Gegensatz gegen das Parteiregiment von 1807 bis 1811 bedingt die Unerquicklichkeit unserer heutigen Zustände. Es war damals nicht sowohl das Königthum, das der Vergangenheit neue Reiser aufpfropfte, sondern vielmehr

eine Doctrin, welche sich an die Stelle des Königthums zu drängen versuchte.

Ueberall im Volke ist es bekannt, daß der Prinz von Preußen in herzlichster und offenster Theilnahme dem altpreußischen Geiste und der altpreußischen Ueberlieferung anhängt, und wenn seine gegenwärtige Stellvertretung bisher diesem Geiste mehr durch negative Anordnungen gerecht ward, so lag das in dem eigenthümlichen Charakter des Provisoriums, und in dem innigen Verhältnisse des Prinzen zu Sr. Maj. dem König, dem der Prinz definitive und positive Maßregeln in diesem Sinne vorbehalten hat. Solche Maßregeln werden jedenfalls nicht zu lange mehr ausbleiben können. Unsere gesammte Lage — wir sprechen uns darüber in unserem heutigen Leitartikel aus — verlangt dringend darnach. Daß Se. königl. Hoh. der Prinz von Preußen solch einer Anschauung nicht fern steht, will das Gerücht wissen und es deutete unter Anderm dadurch darauf hin, daß es verbreitete, dem Grafen Alvensleben, einem Preußen von altem Schrot und Korn, dem letzten Finanzminister des hochseligen Königs, sei ein hoher Posten, vielleicht der höchste Beamtenposten im Königreich zugedacht gewesen. Ministerkrisen wurden freilich in den letzten Monaten mehrfach angekündigt; es scheint diesen Ankündigungen aber an einer thatsächlichen Unterlage gefehlt zu haben; am häufigsten wurde das Portefeuille des Herrn Finanzministers von Bodelschwingh für erledigt erklärt, und allerdings war dieser Minister durch die Debatten des Rübensteuergesetzes in eine bedenkliche Lage gekommen.

Man gab sich auch bisher der Vermuthung hin, daß eine Veränderung im Ministerium in Bezug auf die bevorstehenden Wahlen eine bestimmte Wirkung ausüben könnte, da wir ja nicht so tief in das constitutionelle Wesen eingetaucht wären, um für eine Ergänzung oder Veränderung des Ministeriums zuerst der Abstimmungen der Häuser benöthigt zu sein. Es scheint indessen doch, als wäre man in hohen Kreisen der Ansicht, daß dem Urtheil der nächsten Landesvertretung ein Antheil an der weiteren Gestaltung unserer öffentlichen Verhältnisse nicht vorzuenthalten sei. Die Vorbereitungen zu den Wahlen sind im Gange; die constitutionelle Partei und die Demokratie soll sehr rüstig arbeiten. Alte Parteinamen werden wieder hervorgesucht, v. Vincke, Simson, Baumstark werden wieder ihre Banner entfalten; die Demokratie möchte ebenfalls nicht abgeneigt sein, ihre Führer neu in Vorschlag zu bringen, und wir glauben nicht, daß Männer, wie Waldeck, v. Kirchmann, Schulze-Delitzsch, definitiv vom politischen Schauplatze zurückgetreten sind. Sie warten ihrer Zeit, — welcher? das wissen unsere Leser; wir sind auch nicht verblendet genug, behaupten zu wollen, sie hätten kein Terrain mehr in Preußen. Nein! die Frage, welche Harkort in der letzten Session an Wagener richtete: „Wo sind denn jetzt die Demokraten in Preußen?" wird, wie wir überzeugt sind, in nicht ferner Zeit eine thatsächliche Beantwortung erhalten.

Allerdings ist die demokratische Partei in Preußen nicht organisirt, allerdings ist sie eine trübe Mischung der verschiedensten Ansichten, und außerdem hat eine ganz ansichtslose Verbitterung in ihr auch eine große Reihe von Plätzen inne; aber für die ersten Schritte der Action werden doch diese Fractionen vereinigt bleiben, und zunächst bei den Wahlen wird es ihnen nur darauf ankommen, möglichst eifrige Oppositionelle in den Landtag zu senden.

Von der Insel Rügen.

— Das Streichelbier oder Erntefest auf Rügen. —

Im ersten Hefte des dreizehnten Bandes wird von der „Revue" der Wunsch ausgesprochen, auch die Erntefeste anderer Landestheile als der westfälischen kennen zu lernen, um die mehr und mehr abkommenden alten Gebräuche wieder in das Gedächtniß der Welt zurückzurufen und ihnen neue Theilnahme zuzuwenden. Diesem Wunsche entsprechend, theilen wir auch einige Züge zur Kenntniß der auf Rügen üblichen Gebräuche bei der Ernte und dem Erntefeste mit.

Die Ernte gewährt auch hier ein freundliches Bild der Thätigkeit; die Binderinnen, besonders die Mädchen, zeichnen sich aus durch reinliche, weiße Schürzen und Mieder, so wie durch bunte Bänder auf den besseren als den gewöhnlichen Hüten, und unverkennbare Lust und Theilnahme spricht sich in der möglichsten Erhaltung dieser Reinlichkeit bis zum Schlusse der Ernte, so wie auf ihrem Gesichte und in dem Gesange, welcher oft bei der Heimkehr von der Arbeit angestimmt wird, endlich aber in der Eilfertigkeit aus, mit welcher ein Arbeiter den anderen treibt oder ihm mit gutem Beispiele voraufgeht.

Zeigen sich Mitglieder der herrschaftlichen Familie oder deren Gäste beim Binden, so werden sie von der Vorbinderin, und zwar vom Dienstherrn abwärts bis zum kleinsten, noch auf dem Arme getragenen Kinde gebunden, d. h. es wird ihnen ein gleiches Band, mit welchem die Garben gebunden werden, um den Arm geschlungen und befestigt, und muß diese Aufmerksamkeit durch eine kleine Geldspende gelöset werden. Diese Gaben, imgleichen diejenigen, welche die Mäher erhielten, wenn sie, wie solches noch vor wenigen Jahren Gebrauch war, an der Landstraße arbeitend, dem Vorüberreisenden aufstrichen, indem alle zu gleicher Zeit mit dem Streichholze ihre Sensen schärften, werden demnächst zur Ausschmückung des Erntekranzes oder der Erntekrone verwendet.

Die älteren Drescher beginnen ihre Arbeit mit der Sense, der Harke oder der Heugabel noch oft mit dem Spruche: „Help de leewe Gott", und selten zieht ein Einheimischer den Ernte-Arbeitern ohne den Zuruf „Gott help" vorüber.

Wenn das Getreide aufgebunden ist, erhalten die Leute die sogenannte Bindelgrütze, d. h. eine aus Graupen mit besonders schöner Milch bereitete Zuspeise, und wird ihnen die Erlaubniß ertheilt, bis Mitternacht tanzen zu dürfen. Das eigentliche Streichelbier oder Erntefest erfolgt indessen erst später, je nachdem es der Herrschaft in ihrem Wirthschaftsverkehr geeignet erscheint.

Am Abende vor dem dazu bestimmten Tage sieht man die Mägde des Hofes beschäftigt, den Erntekranz oder die Krone, reich mit bunten Bändern und Blumen verziert, anzufertigen, imgleichen das zum Feste bestimmte Local mit Laubgewinden auszuschmücken. Das Fest selbst, zu welchem alle Arbeiter in der Ernte mit ihren Familien, selbst den kleinsten, noch auf dem Arme getragenen Kindern, so wie die, das Jahr hindurch auf dem Hofe beschäftigt gewesenen Handwerker geladen werden, beginnt in der Regel des Nachmittags 2 Uhr mit der Erntemahlzeit, zu welcher die Tische und besonders die auf denselben befindlichen Teller mit Butter und Käse reich mit Blumen geschmückt sind. Zuvor jedoch begiebt sich die Vorbinderin in Begleitung aller Mädchen und Frauen, denen sich die

anwesenden Kinder anschließen, zur Herrschaft und überreicht derselben unter nachfolgender Anrede den Erntekranz:

Guten Tag, ihr Herrschaften, alle insgesammt! Hier bringe ich unserer hochwohlgeborenen Herrschaft einen Ehrenkranz — sie mögen es mir nicht übel nehmen, eine gebratene Gans und ein gebratenes Huhn, kann auch was thun — ein Glas mit Wein soll auch wohl sein. Eine Tonne mit zwölf Bändern, damit haben wir unsere Ernte vollendet. Wir haben gebunden wohl durch die Gründe, wohl über die Berge, wir haben gebunden, daß der Sand gestäubt, wir haben gebunden Distel und Dorn', das künftige Jahr bescheer' der liebe Gott uns nur reines Korn; so manches Horn, so manches Korn, so manche Quast, so manche Last, so mancher Stern am Himmel ist, so manchen blanken Thaler wünsch' ich unserer hochwohlgeborenen Herrschaft in ihre Kist'! Noch wünsch' ich unserer hochwohlgeborenen Herrschaft einen vergoldeten Tisch, auf allen vier Enden ein gebraten Gericht, und in der Mitte eine Kanne mit Wein, dabei sollen unsere hochwohlgeborenen Herrschaften heut' Abend recht lustig und vergnügt sein. Nun hab' ich noch eins zu bedingen, heut' Abend recht lustig herum zu springen.

Der Kranz oder die Krone werden demnächst auf dem Hausflur des Herrenhauses oder in dem Tanzlocal der Leute aufgehängt und bleiben in der Regel daselbst so lange aufbewahrt, bis sie durch neue ersetzt werden.

Auf einem Gute — es ist aber, so viel bekannt, nur allein auf diesem Gebrauch — marschiren die sämmtlichen Mäher vor Ueberreichung des Erntekranzes mit ihren Sensen vor der Hausthüre des Herrenhauses auf und streichen dreimal; der Herr tritt heraus, um einige belobende Worte über die vollbrachte Erntearbeit zu reden und dem Vormäher eine gutgefüllte Flasche mit Branntwein zu übergeben und zur frohen Feier aufzufordern, worauf die Mäher auf ihren Sensen reitend sich entfernen.

Die nun folgende Mahlzeit besteht aus Reis und Milch, mit Zucker und Zimmet bestreut, bei dessen Zubereitung nach einem alten Brauche mehrere blanke Thalerstücke in den Kessel gethan werden, damit die Speise nicht verbrenne — sowie aus Braten mit Backobst und Klößen; dieselbe nimmt in der Regel längere Zeit in Anspruch, da die verschiedenen Gänge von der Köchin und den ihr zur Hülfe gegebenen Frauen mit einem gewissen Ceremoniell — sie läßt die einzelnen Schüsseln zuvor beschauen — unter Musik, welche die ganze Tischzeit hindurch spielt, aufgetragen werden. Die Zwischenzeit wird dann auch von den älteren Männern benutzt, ein Pfeifchen zu rauchen, zu welchem von der Herrschaft der Taback geliefert wird.

Während der Mahlzeit erscheint der Herr, um unter belobender Anerkennung ihres Fleißes und Verhaltens während der Ernte die Gesundheit seiner Leute zu trinken, was dann auch mit großem Jubel aufgenommen wird; auf einem Gute ließ der seit mehreren Jahren verstorbene Dienstherr, der Sprosse eines altadeligen Geschlechts, es sich nicht nehmen, mit seinen Leuten gemeinschaftlich die Erntemahlzeit zu halten und die ganze Tischzeit an ihrer Tafel auszuharren.

Vor dem Schlusse des Essens wird für die Köchin gesammelt, und fallen bei gut gerathener Küche, und wenn sie das Jahr hindurch ihrem Dienste mit Geschick vorgestanden, die Spenden für sie oft sehr reichhaltig aus.

Nach dem Essen beginnt der Tanz, an welchem sich der Herr und die Frau, indem Ersterer mit der Ausgeberin, der Vorbinderin, auch mit

der Köchin, Letztere mit dem Statthalter und dem Großknechte und Beide mit dem Erntekranze geschmückt, betheiligen, und es mischen sich nun die jüngeren Personen der herrschaftlichen Gesellschaft mit unter die Tänzer, deren Unterhaltung in der Regel noch dadurch erhöht wird, daß einzelne Leute als Masken erscheinen. Von dieser Freiheit machen besonders gern Dienstboten der benachbarten Höfe Gebrauch, welche oft unerkannt kommen und sich auch so wieder hinwegbegeben. Starkes Bier und Branntwein, so wie Obst für die Kinder, sind die Erfrischungen während des Tanzes, bis um Mitternacht die Tische zu einer zweiten Mahlzeit gedeckt werden; bis hierher halten sämmtliche Leute, die ältesten wie die jüngsten, aus, und vertreiben sich erstere die Zeit durch Betheiligung an dem Tanze, durch Unterhaltung und Kartenspiel, während letztere in der Mehrzahl gar bald in süßen Schlummer versunken sind und von den Eltern aus allen Ecken zur Theilnahme an dem Essen hervorgesucht werden müssen. Nach Beendigung dieser zweiten Mahlzeit behaupten die Tänzer allein das Feld, während die übrigen Leute mit reichlicher Speise für die wegen Krankheit oder sonstiger Behinderungen heimgebliebenen Familienglieder sich zu Hause begeben.

Harmlose Fröhlichkeit herrscht auf solchem Feste, und es gehört eine Störung des Vergnügens zu den größten Seltenheiten, da, wenn wirklich Einer oder der Andere des Guten zu viel gethan haben sollte, er von den Anwesenden in der Stille bei Seite und zur Ruhe gebracht wird.

Im Jahre 1853 geruhten Se. Majestät der König auf einem Gute des Wirklichen Geheimen Raths v. Usedom Excellenz, woselbst alle Leute der weitläuftigen Besitzungen desselben im Ernteschmucke geordnet versammelt waren, die Ceremonie der Ueberreichung der Erntekrone entgegenzunehmen und Sich wohlgefällig über die Unbefangenheit der hübschen Vorbinderin, welche mit einem reichlichen Geschenke entlassen wurde, zu äußern.

Bei dieser Gelegenheit dürfte noch anzuführen sein, daß auf dem Hofe, wo der Sensenritt der Mäher gebräuchlich, die Mädchen, nachdem sie die Lieblingskuh mit Blumen geschmückt haben, der Dienstherrin an dem Tage, an welchem im Frühjahre zuerst die Kühe auf die Weide getrieben werden, einen Blumenstrauß mit folgendem Spruche überreichen: „Ich will Ihnen bringen — Von lieblichen Dingen, — Von köstlichen Sachen, — Viel Complimente weiß ich nicht zu machen, — In diesem Jahr' ist er zwar schlicht und klein, — Im nächsten soll er größer und besser sein."

Diese sonst ziemlich allgemeine Sitte hat sich jedoch nur noch allein auf dem bemerkten Hofe erhalten.

Endlich sei auch noch des Hochzeitbitters, wie solcher auf der zu Rügen gehörigen Halbinsel Wittow noch jetzt im Gebrauch ist, erwähnt. Derselbe, reich mit Bändern geschmückt, auf einem gleich gezierten Pferde überbringt in Versen den Hochzeitsgästen seine Einladung, die allerdings schon sehr modern klingt und eher das Product eines reimenden Schulmeisters als des Volkes zu sein scheint.

Nach Entgegennahme eines kleinen „Schenks" (Geschenks) spricht er zum Schluß: „Nun sag' ich noch Dank geziemendermaßen Und reite dann weiter meiner Straßen!"

Gestatten die Mittel des Brautpaars einen berittenen Hochzeitbitter nicht, so werden nach den ersten beiden Strophen folgende Zeilen dazwischengeschoben: „Weit komme ich hergeschritten, Hätt' ich ein Pferd, so wär' ich geritten.

Man schreibt der „Köln. Z." aus Witten a. d. Ruhr, 20. Mai: „In unserer Gegend kommt es häufig vor, daß der Handwerker im gewöhnlichen Verkehr mit seinen Waaren-Lieferanten Wechsel auf sich ziehen läßt und acceptirt. Kommt der Zahltag heran, so ist zur Einlösung selten Geld genug vorhanden und erfolgt dann der Protest. Was aber ein Wechsel-Protest an Orten, wo keine Notare wohnen, auf sich hat, davon wissen die Städte Witten, Blankenstein, Wattenscheid und viele Dorfschaften der Umgegend zu erzählen, wo die Kosten-Liquidation für Extrapost, Diäten, Gebühren 2c. häufig größer sind, als der ganze Wechselbetrag, und bei den kleinsten Beträgen 5 bis 6 Thlr. erreichen. Solche Fälle kommen bei den Handwerkern um so häufiger vor, als dieselben leider erst mit dem neuen Jahre ihre Rechnungen ausschreiben können und dann noch bis Februar, März mit der Bezahlung warten müssen." Man sollte meinen, der Briefsteller werde hieraus die Verderblichkeit der Wechselfähigkeit der Handwerker folgern, aber nein, er schließt mit den Worten: „Die Handelskammer des Kreises Bochum hat deshalb zu unserer Freude bei dem Herrn Handels-Minister die Anstellung eines Notars für Witten, eine Stadt von 7000 Seelen, in Anregung gebracht."

Johanniter-Orden.

Die Herren Mitglieder des Vereins der Johanniter-Ritter der Provinz Brandenburg und der Altmark werden ergebenst eingeladen, sich den 2. Juni d. J., Vormittags um 11 Uhr, im Ständehause zu Berlin, Spandauerstraße Nr. 59, zu versammeln.

Schloß Stülpe, den 17. Mai 1858.

Der Commendator des Johanniter-Ordens
A. v. Rochow.

Das nächste Kapitel des Johanniter-Ordens wird am 23. Juni c. stattfinden und am folgenden Tage in der Kapelle des königlichen Schlosses hierselbst ein Ritterschlag abgehalten werden.

Druck von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.

Bedenken gegen die bestehende Verfassung.

Wir sind der Theilnahme aller einsichtigen und thatkräftigen Preußen gewiß, wenn wir uns durch Nichts hindern lassen, ohne Aufhören die merkwürdige Lage der Dinge in Preußen zu besprechen und nach den Gründen der starken Mißstimmung und des weit verbreiteten Mißbehagens zu suchen, welches wir im Lande finden. Es ist ein schlagendes Wort, das ein geschätzter Mitarbeiter der „Revue" heut in einem ihrer Artikel ausspricht, daß wir in einer Zeit trüber Verworrenheit leben, welche an die eigentlichen Staatsfragen niemals herantreten will, sondern dieselben zu verzerren, zu verhüllen oder zu umgehen sucht und alle Gegensätze versöhnt zu haben glaubt, wenn sie ihr clair obscur darüber gießt. Wir wollen uns dieser Verworrenheit, für die weniger der Kopf als das Herz bei gewissen Leuten in Verantwortlichkeit zu ziehen ist, nicht schuldig machen; wir wollen der hohen Pflicht, welche gerade die gutgesinnte Presse in einer Zeit des Uebergangs und der Dämmerungen hat, mit Anstrengung aller unsrer Kräfte zu genügen suchen, wir wollen nach bestem Willen den heut bereits im ganzen Lande und von den verschiedensten Parteien gepredigten Text: „Es kann nicht länger so bleiben" zu erklären und auszulegen versuchen.

Zur Mitarbeit an diesem Werke sind uns alle wirklichen Patrioten, alle Preußen, denen die Phrase nicht zum Gott geworden ist, willkommen, und wir veröffentlichen schon heut in unserm Blatte einen Artikel, dessen Ehrlichkeit, Schärfe und schlagende Wendungen in den weitesten Kreisen sogleich den bewährten Verfasser erkennen lassen werden, einen Artikel, mit dessen Einzelheiten wir keineswegs übereinstimmen, der aber das große Verdienst hat, eine Betrachtung der öffentlichen Dinge anzubahnen, die ohne mattherzige Verlegenheit und ohne schielende Nebenabsichten ist, sondern es wagt, den Zuständen grade ins Gesicht zu sehen und sie bei ihrem rechten Namen zu nennen.

Wir stimmen außerdem mit dem Herrn Verfasser des Artikels darin durchaus überein, daß die Mißstände der preußischen Politik ganz besonders aus den Rücksichten auf die Westprovinzen, resp. aus dem immerwährenden Wechsel zwischen einer Rücksichtnahme auf die Rheinprovinz und einer solchen auf die östlichen Provinzen zu erklären sind.

Aber nicht ganz können wir mit ihm in demjenigen, was er über den unausgleichbaren Gegensatz zwischen den Westprovinzen und den Ostprovinzen des Reichs sagt, übereinstimmen. Wenn es auch zugegeben werden muß, daß ein Theil des am Rhein gelegenen preußischen

Gebietes durch eine weite Kluft von uns in Lebens- und Arbeitssitte und in Denkungsart getrennt ist, so gilt dasselbe doch nicht von der gesammten Bevölkerung der Westprovinzen; im Gegentheil, ist ein sehr allmählicher und sanfter Uebergang von der preußischen Provinz Sachsen nach Westfalen und ein eben so sanfter Uebergang von Westfalen über den Niederrhein in's Jülicher Land und andererseits über Lippe und Ruhr nach dem rheinischen Ufergelände zu erkennen. Das sächsische Stammes-Element bildet auch in dem bei weitem größten Theil der Westprovinzen die Grundlage, und es ist dies dasselbe Element, welches die slawischen Ebenen, von denen das hohenzollernsche Reich ausgegangen ist, befruchtet, ihnen von Westen her deutsche Sitte, deutsches Recht, deutsche Einrichtungen, das Christenthum gebracht hat. Das soll man niemals vergessen. Diese sächsisch-deutsche Art, welche seit so vielen Jahrhunderten durch das gesammte Norddeutschland herrscht, läßt eine gemeinsame Behandlung der staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse aus einem Mittelpunkte auch für das weiteste Gebiet zwischen Riemen und Rhein nach unserm Erachten wohl zu, aber freilich ist sie der geradeste und unversöhnlichste Feind aller Uniformitäts-Neigungen. Die preußische Regierung hat **1808** und **1811** und **1815** diese Feindschaft zu wenig oder gar nicht berücksichtigt, und, statt in den preußischen Rheinlanden die alten Gebietstrennungen zu belassen und die alte eigenthümliche Verfassung wieder herzustellen, zwängte sie den breiten, sächsischen Schlag des ackerbautreibenden Volkes am Niederrhein und den westfälisch gearteten Siegländer mit dem leichtblütigen fränkischen Winzer und dem allemannischen Parcellenwirth unter eine Regierung, in eine Provinz zusammen. Das ward ein Unglück für ganz Preußen, und man muß dahin arbeiten, daß solche unerträglichen Zustände aufhören.

Und wie wir den Westprovinzen keinen eigenthümlichen, von dem der Ostprovinzen unterschiedenen Geist zuerkennen können, so können wir sie auch nicht für das Aufkommen constitutionell-parlamentarischer Ideen ausschließlich verantwortlich machen: Diese Ideen sind denn doch wohl das Product einer in weiterem Kreise seit Alters betriebenen Entwickelung, einer Entwickelung, zu welcher die Staatenbildung der neueren Zeit, die alle Rechtsbildungen im Staate auflöste und nur eine Masse gleicher Staatsbürger übrig ließ, hindrängte. Am Rhein ist diese Auflösung, Dank der Herrschaft des Krummstabes, Dank der französischen Revolution und der Präfectenwirthschaft, noch stärker gewesen, als bei uns: es ist darum begreiflich, warum die constitutionelle Theorie, die heut in ganz Europa und auch in Preußen verurtheilt ist, dort mehr Theilnahme als bei uns fand.

Aber alle diese unsre Einwendungen verlieren dem Artikel gegenüber, der ihnen hier auf dem Fuße folgt, ihr Gewicht. Die Leser werden sehen, warum?

Die preußischen Westprovinzen.

Die Zerrissenheit des preußischen Territoriums in eine große östliche und in eine kleinere westliche Hälfte, welche nicht nur räumlich von einander getrennt, sondern auch ihrer inneren Natur nach sehr verschieden sind, hat neben den handgreiflichen strategischen Nachtheilen die noch viel schlimmere Wirkung gehabt, der gesammten auswärtigen Politik wie der inneren Entwickelung Preußens eine gewisse Unsicherheit und Zwiespältigkeit zu geben. Es ist unsere Absicht, zuvörderst die Thatsachen darzulegen, worin sich diese Wirkung ausspricht, und uns dann die Frage zu stellen, wie dieses Uebel zu beseitigen sein dürfte.

Wir beginnen jetzt mit den auswärtigen Verhältnissen, die uns bald wie von selbst zu den inneren überleiten werden.

Alle politischen Erfolge sind durch zwei Elemente bedingt, das ist durch die diplomatische Geschicklichkeit und durch die reelle Macht, welche derselben Nachdruck giebt, und ohne welche selbst das größte politische Genie nur wenig erreichen kann. Nun gehören aber zur Machtentwickelung materielle Stützpunkte, wodurch dieselbe an geographische Bedingungen geknüpft wird, und hier ist es, wo die Zerrissenheit unseres Territoriums Unklarheit und Schwäche hervorrief.

Bei seinen verhältnißmäßig geringen Mitteln kann Preußen nur durch eine erhöhte Concentration seiner Kräfte auf Erfolg rechnen, und um überhaupt eine active Politik zu führen, muß es sich auf ein bestimmtes Gebiet beschränken. Dieses Gebiet ist offenbar durch die Basis der preußischen Macht bezeichnet, darüber kann kein Zweifel sein. Allein das Territorium unseres Staates ist zerrissen, und so wurde man über die Basis seiner Macht unklar.

Unsere Westprovinzen bilden ihrem Flächen-Inhalt nach zwar nur $1/_6$ der ganzen Monarchie, doch ihrer Bevölkerung nach schon $1/_4$, und sind dabei ohne Frage der schönere und verhältnißmäßig reichere Theil, also jedenfalls viel zu bedeutend, um ganz außer Rechnung bleiben zu können. Aber wir meinen, sie sind doch nicht bedeutend genug, um zu einer Machtbasis zu dienen, zumal gerade das militairische Element, welches für eine Wirkung nach Außen am meisten in Betracht kommt, dort weit schwächer ist als in unseren östlichen Provinzen. Gleichwohl glaubte man in diesen Westprovinzen eine Machtbasis zu besitzen, wodurch also die preußische Macht zwei Basen erhielt, eine westliche und eine östliche, und indem man zugleich am Rhein und an der Oder auftreten wollte, entstand die Folge daraus, daß man in höherem Betracht fast Nichts erreichte. Die Ereignisse liegen vor.

So konnte Preußen den nach der Julirevolution vorzugsweise durch französischen Einfluß unterstützten Abfall Belgiens von Holland nicht verhindern, obgleich dabei deutsches Bundesgebiet verletzt wurde. Und

wie es vor der Revolution keinen irgendwie erheblichen Einfluß auf Holland besaß (welches bekanntlich sogar die Rheinschifffahrt hemmte und erst durch die europäischen Mächte zur Raison zu bringen war), so hat es nachher den französischen Einfluß in Belgien nicht zu beseitigen vermocht. So erfolglos blieb unsere Westpolitik. Nicht besser ging es auf der östlichen Seite. Rußland führte eine hermetische Grenzsperre ein und hob die Verfassung des Königreichs Polen auf, um dieses Land allmählich ganz dem russischen Reiche zu incorporiren — Beides in Widerspruch mit den Verträgen, wie zum offenbarsten Nachtheil Preußens, welches gleichwohl Beides nicht verhindern konnte. Noch weniger vermochte es dem zunehmenden Einfluß Rußlands auf Schweden und Dänemark entgegen zu treten. Wie an der Weichsel, so dominirte Rußland auf dem baltischen Meere und in den scandinavischen Reichen, und wie einflußlos hingegen Preußen auf diesem Gebiet geblieben ist, davon hat der traurige Ausgang der schleswig-holsteinschen Frage den augenfälligsten Beweis geliefert.

In allen diesen Beziehungen, welche für die europäische Machtstellung so wichtig sind, wurde also Nichts erreicht. Noch mehr, Preußen hörte allmählich überhaupt fast ganz auf, als europäische Macht zu wirken. Es sah sich je mehr und mehr auf die deutschen Angelegenheiten reducirt. Allein gerade auf diesem Gebiete traten die nachtheiligen Folgen seiner zwiespältigen Machtbasis nur um so auffallender hervor.

Der Besitz der Westprovinzen führte auf die Idee, in denselben einen Stützpunkt für die Begründung einer Hegemonie im westlichen und südlichen Deutschland zu suchen. Aus dieser Idee entsprang im Jahre 1848 das sogenannte Aufgehen in Deutschland, und bald darauf das Unionsproject, welches ein so unglückliches Ende nahm, und bis diesen Tag noch so manche schädliche Nachwirkungen hinterlassen hat. Es bedarf wohl keines Beweises, wie diese Richtung durch den Zollverein vorbereitet wurde, der von vornherein mit politischen Motiven geschwängert war, die dann endlich rein hervortraten, so daß man sagen kann, die Union war nichts anderes als der politische Ausdruck des Zollvereins, über welchen wir daher noch einige Worte zu sagen haben.

Nun zeigt sich leicht, wenn wir den Zollverein lediglich unter mercantilem Gesichtspunkt betrachten, wie derselbe ganz und gar nicht durch die Interessen der östlichen Provinzen, sondern lediglich durch die Interessen der Westprovinzen hervorgerufen wurde, denn er ging ja bekanntlich vom Süden aus. Zuerst trat Hessen-Darmstadt bei, dann Kurhessen, dann Baiern und Württemberg, dann Sachsen, Thüringen, Baden und Nassau. Offenbar war nur der Beitritt von Sachsen und Thüringen von einem wirklichen Werth für unsere östlichen Provinzen, welche mit jenen Ländern benachbart und durch natürliche Communicationswege verbunden sind. Das südliche Deutschland hingegen ist für

unsere östlichen Provinzen ein Handelsgebiet wie jedes andere. Sie handeln eben so leicht nach England oder Amerika als nach dem südlichen Deutschland, und gewiß mit größerem Vortheil, weil sie überwiegend auf die See angewiesen sind, während ihr Binnenverkehr seine Hauptkanäle an der Weichsel, Oder und Elbe besitzt, die mit dem südlichen Deutschland in keiner Verbindung stehen. Wichtig für unsere östlichen Provinzen wäre vielmehr der Beitritt Hannovers, Mecklenburgs und der Hansestädte gewesen, allein Hannover trat bekanntlich erst im Jahre 1853 bei, während Mecklenburg und die Hansestädte noch jetzt außerhalb des Zollvereins stehen, der wie gesagt wesentlich vom Süden ausging. Er wurde also lediglich den Westprovinzen zu Liebe gestiftet, welche selbst in das südliche Deutschland hineinragen und durch ihre natürlichen Wasserstraßen darauf hingewiesen sind. Hier also war das Interesse augenfällig. Dazu legte man einen großen Werth darauf, die Westprovinzen in einen unmittelbaren Verkehr mit den östlichen zu bringen, was nur durch einen Zollverein zu erreichen war. So verlor man sich in ein System, welches für Preußen die Folge gehabt hat, den Schwerpunkt seiner ökonomischen Entwickelung gegen die Natur der Dinge nach Westen zu verschieben. Es mußte dies für die große östliche Hälfte von vielfachem Nachtheil sein, wie es insbesondere die Entwickelung unserer maritimen Interessen gelähmt hat und dieselben noch bis diesen Tag in der Lähmung erhält.

Man übersah dabei die großen Differenzen zwischen unseren westlichen und östlichen Provinzen und ging vielmehr von der Ansicht aus, daß diese beiden Ländercomplexe ein eigenes und homogenes Ganze bildeten. Oder insoweit dies nicht der Fall wäre, müßte doch die Einheit allmählich erstrebt werden. Wir meinen aber, was man damit erstrebte, ist eine Unmöglichkeit, so lange zwischen diesen beiden Landestheilen noch selbstständige Staaten von eigener Individualität eine Scheidewand bilden, wodurch die Wirkung von Berlin aus auf den Rhein ewig nur eine Wirkung par distance bleibt, die niemals einem unmittelbaren Contact gleichkommt, so viel künstliche Hülfsmittel man auch dabei anwenden mag. Hannover und Hessen machen also die Assimilirung schlechterdings unmöglich, und so wird es bleiben, so lange es noch ein Hessen und Hannover giebt. Da liegt die Perspective.

Wir wollen damit keineswegs gesagt haben, daß wir die heutigen Territorialverhältnisse Deutschlands für unveränderlich halten, vielmehr scheint es uns sehr wahrscheinlich, daß große europäische Conflicte in Zukunft noch erhebliche Veränderungen darin hervorrufen werden. Aber wir meinen eben, daß selbst bei einem totalen Umschwung der Dinge in Deutschland gerade Hessen und Hannover nicht absorbirt, sondern als selbstständige Staaten bestehen bleiben werden, so lange es überhaupt noch eine Vielheit deutscher Staaten giebt, was gewiß niemals aufhören wird. Dafür sprechen alle Gründe der Wahrscheinlichkeit.

Diese beiden Staaten haben an dem Weser-Gebiete einen natürlichen Stützpunkt, und sie hegen eine Bevölkerung, die zu den kräftigsten deutschen Stämmen gehört, kriegstüchtig, von ausgeprägter Individualität, und von einer alten Geschichte, — wie könnten sie jemals untergehen, so lange überhaupt noch deutsche Individualitäten bestehen? Und müßte es uns nicht naturwidrig erscheinen, wenn Preußen, welches ursprünglich ein Ausläufer aus dem alten sächsischen Herzogthum war, von wo aus die Stiftung der Nordmark ausging, welche die Wiege des preußischen Staates wurde, — wäre es nicht naturwidrig, wenn eben dieses Preußen hinterher den großen sächsischen Stamm absorbirte? Es wird dies ganz gewiß niemals, und gerade eben so wenig geschehen, als Oesterreich je den baierschen Stamm absorbiren wird, dem es in ähnlicher Weise seinen Ursprung verdankt. Zwei Mal hat es nach dem Besitz von Baiern gestrebt und ist beide Mal gescheitert. Gerade wie Preußen, dessen versuchte Occupation Hannovers zu seiner Zeit so unheilvolle Folgen hatte, die wir sogar noch heute büßen müssen. Was aber Hessen anbetrifft, so sind die Katten noch zäher als die Hannoveraner, und vielleicht der allerzäheste Stamm in ganz Deutschland. Da sind also keinerlei Aussichten für Preußen, sondern wenn wir überhaupt noch territoriale Veränderungen und respective Verbesserungen zu erwarten haben, so glauben wir, daß dieselben lediglich die östliche Hälfte der Monarchie betreffen werden, und sollte es je zu einem allgemeinen Umschwung in Deutschland kommen, so wird Preußen in Folge dessen nicht etwa Hannover und Hessen erwerben, sondern wohl eher seine West-Provinzen abtreten, um sich dafür auf seiner östlichen Hälfte zu arrondiren und aus seinem embryonischen Zustande, in welchem es sich bis diesen Tag noch befindet, zu einem vollen Staatskörper auszuwachsen.

Wie dem nun auch sei, und lassen wir die Möglichkeiten der Zukunft ganz bei Seite, um uns lediglich an die gegenwärtige Wirklichkeit zu halten, so ist jedenfalls klar, daß die räumliche Trennung der beiden Hälften der preußischen Monarchie und das Dazwischenliegen fremder Staaten eine wirkliche Assimilirung unmöglich macht. Also schon um deswillen muß die scheinbare Staats-Einheit ewig ein halbes Wesen bleiben. Noch viel illusorischer wird sie uns erscheinen, wenn wir jetzt die inneren Unterschiede beider Landestheile in's Auge fassen, die wir sogleich darlegen wollen. Diese Betrachtung wird uns zu dem Schluß führen, daß die West-Provinzen ihrer inneren Natur nach niemals einen wirklich homogenen Staatskörper mit den östlichen bilden können, daher sie auch nicht als ein integrirender Theil des preußischen Staates, sondern als ein preußisches Nebenland zu behandeln und mit einer eignen Verfassung und Verwaltung unter einen Statthalter oder Vicekönig zu stellen wären.

Wir sprechen diesen Gedanken schon hier mit voller Unumwundenheit aus, um den geneigten Leser dadurch aufzufordern, die Richtigkeit

des nachfolgenden Raisonnements um so sorgfältiger Schritt für Schritt zu prüfen, weil wir sehr wohl wissen, daß dieser Gedanke Vielen als eine Extravaganz erscheinen wird.

Es kann nicht anders sein inmitten einer trüben Verworrenheit, welche an die eigentlichen Staatsfragen niemals herantritt, sondern dieselben zu verzerren, zu verhüllen oder zu umgehen sucht, und alle Gegensätze versöhnt zu haben glaubt, wenn sie ihr clairobscur darüber gießt. Wir hingegen möchten den Dingen die Nebelkappe abziehen, um ihnen klar in's Angesicht zu schauen, und wir hoffen, man wird dies nicht mißdeuten. Weil aber in unserer reizbaren Zeit fast alle Fragen einer leidenschaftlichen Beurtheilung verfallen, wollen wir uns noch ausdrücklich dagegen verwahren, als ob wir irgendwie beabsichtigten, die Westprovinzen herabzusetzen, wenn wir den eigentlich preußischen Charakter nur in den Ostprovinzen finden, obwohl diese gerade den weniger schönen, wie den weniger reichen und cultivirten Theil bilden, sondern wir wollen nur die realen Verhältnisse darlegen, die weder einen Tadel, noch ein Lob impliciren, aber jedenfalls den Maßstab enthalten, wonach die Zweckmäßigkeit der öffentlichen Institutionen zu bemessen ist. Wir werden daher zeigen, wie groß in der That die Verschiedenheit der östlichen und westlichen Hälfte unserer Monarchie ist, und zwar nach allen Elementen, welche für den Zusammenhalt eines Staatskörpers in Betracht kommen, vom ganz Materiellen bis zum rein Geistigen.

Es ist zuvörderst schon die geographische Lage und Landesnatur, welche einen beträchtlichen Unterschied bildet. Unsere Westprovinzen gehören, ein geringer Theil abgerechnet, dem Rheingebiet an, und graviтiren entschieden nach dem Rhein, wodurch ihre Handels-Interessen sehr wesentlich bedingt sind. Zugleich wird durch das Vorherrschen von Berg- und Hügelland eine größere Individualisirung des Lebens bedingt und die industrielle Richtung begünstigt. Unsere Ostprovinzen hingegen gehören einem anderen Wassersystem an, welches von der Elbe bis zum Niemen so eng in einander greift, daß die Kunst leicht einen continuirlichen Zusammenhang herstellen konnte, wodurch eine Ausdehnung und Lebhaftigkeit des Wassertransportes entsteht, wie sie im übrigen Deutschland unbekannt ist. Aus diesem ganzen Stromgebiet gelangen die Fahrzeuge und Flöße nach Berlin, wo man grobe Producte viel leichter aus Polen und Litthauen, als aus Westfalen bezieht; denn westlich von der Elbe brechen die Wasserverbindungen ab. Dieses ganze Gebiet bildet also von Natur ein eben so innig verbundenes commercielles Ganze, als es andererseits von dem westlichen Deutschland von Natur getrennt ist. Dabei begründet das Vorherrschen des Flachlandes eine viel größere Gleichförmigkeit des Lebens. Es giebt der Staatenbildung größere Dimensionen und befördert mehr den Ackerbau und Handel, als die Industrie.

Eben so verschieden ist das Naturell der Menschen. Unsere Rhein-

lande werden von dem fränkischen Stamme bewohnt, der selbst noch in die Provinz Westfalen hineinreicht und seiner Volkszahl wie seiner inneren Bedeutung nach jedenfalls den Ausschlag giebt, da die Westprovinzen überhaupt nach dem Rhein gravitiren. Eine Eigenthümlichkeit der Sitten und der socialen Verhältnisse ist damit gegeben, weil dem fränkischen Stamme die Zertheilung des Grundbesitzes von jeher eigen war. Unsere östlichen Provinzen hingegen sind zum Theil von dem sächsischen Stamme, der Hauptsache nach aber von einem Mischvolke bewohnt, welches insbesondere auch slavische Elemente enthält. An der Oder findet man darum andere Lebensverhältnisse als am Rhein. Es wäre sehr thöricht, etwa die einen loben und die anderen tadeln zu wollen, noch thörichter aber, den Unterschied zu übersehen, der oft so empfindlich bemerkt wird, zumal an den Beamten, welche aus den östlichen Provinzen an den Rhein versetzt werden und dort im Allgemeinen nicht beliebt sind, weil sie sich nur selten in das rheinische Wesen zu finden wissen.

Die Unterschiede der Sitten werden durch ökonomische Verhältnisse gesteigert. In den Westprovinzen bildet die Industrie das charakteristische Element, Kleinwirthschaften herrschen vor, adeliger Grundbesitz ist unbedeutend. Dazu ist der Unterschied zwischen Stadt und Land am Rhein ganz verwischt, und auch in Westfalen, so weit sich überhaupt zusammenhängende Dörfer finden, viel geringer als z. B. in der Mark Brandenburg. In den östlichen Provinzen hingegen liegt das charakteristische Element vor Allem im Ackerbau, demnächst in Handel und Schifffahrt. Groß- und Mittelwirthschaften herrschen vor, so daß neben den Bauerschaften überall Rittergüter und Domänen eine besondere Rolle spielen. Der Unterschied zwischen Stadt und Land ist noch sehr deutlich. So erhält das ganze Leben ein gewisses ständisch-aristokratisches Gepräge, welches den Rheinlanden fremd ist.

Nicht minder verschieden ist die Geschichte beider Landestheile. Unsere Westprovinzen gehören dem alten kaiserlichen Deutschland an, dessen Schwerpunkt eben am Rhein lag, und die großen Traditionen aus der Kaiserzeit klingen in den Seelen der Menschen noch heute an, selbst ohne daß sie daran denken. Anders in den Ostprovinzen, deren Entwickelung in eine viel spätere Zeit fällt, wo der Glanz des Kaiserthums schon verblichen und die Territorialherrschaft festgestellt war. Da hört die Jugend in den Schulen wohl auch von Karl dem Großen und seinen großen Nachfolgern, aber an diese Namen knüpfen sich für sie keine lebensvollen Erinnerungen, wie sie hingegen die Namen des großen Kurfürsten und des großen Friedrich erwecken. Am Rhein ist es umgekehrt.

Endlich kommen selbst die religiösen Differenzen hinzu. Die Ostprovinzen sind entschieden protestantisch, in dem Sinne, daß die daselbst vorhandenen katholischen Elemente keine politische Bedeutung haben, weil sich ihre Eigenthümlichkeit nur in ihrem Cultus und Glauben aus-

drückt, nicht aber in ihren politischen oder socialen Bestrebungen. In den Westprovinzen herrscht der Katholicismus vor, eben so nach der Anzahl seiner Bekenner, wie nach seiner inneren Bedeutung. „Denn dort residirten die großen geistlichen Churfürsten, wie die Bischöfe von Münster und Paderborn, und der Katholicismus drang in alle Poren des bürgerlichen Lebens ein, wo er noch bis diesen Tag fortwirkt.

Jetzt überblicke man die Reihe dieser Unterschiede, erwäge ihre Bedeutung, und rechne schließlich noch die Folgen der räumlichen Trennung hinzu, um sich dann die Frage zu stellen, ob es wohl noch einen praktischen Sinn hat, so differente und so getrennte Elemente wie ein homogenes Ganze zu behandeln? Oder, wenn man die Gegensätze nicht läugnen kann, — welches denn die Kraft wäre, wodurch dieselben überwunden und in eine Einheit aufgelöst werden sollen?

Im vorigen Jahrhundert herrschten gewiß sehr mechanische Staatsansichten, aber man hatte sich in die Gleichmacherei doch noch nicht so weit verrannt, als nach der Revolution. Die provinziellen Eigenthümlichkeiten blieben anerkannt und erhielten in Preußen selbst an höchster Stelle ihren Ausdruck durch die Provinzial-Minister. Erst nach der Katastrophe von Jena wurde das heutige gleichförmig centralisirte Verwaltungs-System eingeführt, und gewiß ganz mit Recht, insofern es sich damals nur um den östlichen Theil der Monarchie handelte, welcher nach dem Tilsiter Frieden allein geblieben war. Dieser Ländercomplex eignete sich für solche Einrichtungen, weil er in der That eine hinlänglich homogene Masse bildete. Wir müssen es aber für einen Mißgriff halten, wenn man dann hinterher dasselbe Centralisations-System auf die Westprovinzen übertrug, welche mit den Ostprovinzen in der That kein homogenes Ganze bilden.

Man hat dadurch die in der räumlichen Trennung wie in der inneren Verschiedenheit beider Landestheile begründeten Schwierigkeiten nicht etwa überwunden, sondern neue Schwierigkeiten hervorgerufen. Die preußische Herrschaft wurde dadurch unpopulär, zumal bei den Rheinländern. Sie wollten sich nicht borussifiziren lassen, und klammerten sich eben deshalb um so fester an ihr französisches Recht. Hätte man ihnen eine eigene Verfassung und Verwaltung gegeben, so würden sie die Schmach dieses fremdländischen Rechtes wohl selbst abgeworfen haben. Statt dessen suchten sie vielmehr darin eine Waffe gegen das andringende Preußenthum. Bald riefen sie dann auch noch die Religion zu Hülfe. Man erinnere sich nur an die Kölner Wirren, und man wird nicht verkennen, wie dieselben niemals eine so tiefgreifende Wirkung geäußert haben würden, wenn nicht der allgemeine Widerspruch gegen das Preußenthum hinzugekommen wäre.

Das waren die schlimmen Folgen, die wir in den Westprovinzen selbst erlebten. Bald sollten dieselben auch eine Rückwirkung auf die Ostprovinzen äußern. Es war dies ganz natürlich. Hatte man doch

die Westprovinzen den östlichen homogen machen wollen, nun kehrte sich das Verhältniß um, und die Ideen der westlichen Provinzen drangen in die östlichen ein.

Wir bemerkten schon, wie uns von dort aus die Schutzzöllnerei und die deutschthümliche Politik gekommen ist, mit dem Aufgehen Preußens in Deutschland, woran in Berlin wohl kein Mensch gedacht haben würde, wenn die östlichen Provinzen einen eigenen Staatskörper gebildet hätten. An der Spree und Havel wären die Kaiserideen gewiß nicht auf die Bahn gebracht, weil sie dort nicht den geringsten Anhalt fanden. Die alten Kaisersitze liegen am Rhein. Von dort aus kam dann die Tricolore, und dort war sie ein wirklich volksthümliches Symbol, so gewiß, als sie an der Oder eine wüste Farce war. Von dort aus kamen die Angriffe gegen das ständische System, welches in der That am Rhein keine Basis findet; von dort aus kamen die constitutionellen Ideen, von dort aus kamen die Herren Hansemann, Kamphausen u. s. w. mit ihrem Verfassungs-Entwurf nach belgischem Muster, der in der That für die Westprovinzen recht gut gepaßt hätte und eben deswegen für die Ostprovinzen nicht paßte. Man hat ihn hinterher nach Kräften amendirt und revidirt, aber die Grundformen derselben sind doch geblieben, und haben schließlich zu einer Verfassung geführt, die weder leben noch sterben kann. Halb ständisch und halb unständisch, halb constitutionell und halb bureaukratisch, etwas englisch, etwas belgisch, etwas französisch, etwas preußisch, etwas utopisch, — ein ganz unnennbares Wesen.

Wer immer die Zustände unsrer östlichen Provinzen mit einiger Unbefangenheit betrachtet, wird leicht zu der Ueberzeugung kommen, daß das ständische Princip dort noch heute die einzig brauchbare Grundlage einer Landes-Repräsentation bildet. Allein man kann eben so wenig verkennen, wie dieses Princip für die Westprovinzen in der That nicht paßt, und so lange am Rhein der „Code Napoleon“ gilt, welcher die Idee des Standes durch und durch negirt, muß eine Ständeverfassung am Rhein, geradezu als eine Abenteuerlichkeit erscheinen. Von dort aus wird man also immer Widerspruch dagegen erheben, welcher die weitere Folge hat, daß das ständische Princip dann auch in den östlichen Provinzen angezweifelt wird. Anstatt nun diese Thatsache anzuerkennen und weil es unmöglich ist, für die westlichen und östlichen Provinzen ein gemeinsames Princip durchzuführen, diesen beiden Landestheilen besondere Verfassungen zu verleihen, machte man Concessionen, suchte eine Vermittelung und verwandelte die Stände in Steuerklassen, welche doch weder eine historische noch eine moralische Berechtigung haben, und nicht einmal auf sichtbaren Unterschieden beruhen. Es ging daraus nur ein halbes Wesen hervor, ohne Saft und Kraft, welches, allem Vermuthen nach, in einer nicht fernen Zukunft den Angriffen der Demokratie erliegen wird, welche in diesem Falle vollkommen berechtigt sind. Denn

in einem Lande, wo allgemeine Wehr- und Schulpflichtigkeit besteht, und wo die Bürger in den Städten durch die alte Städte-Ordnung seit einem Menschenalter an Gleichberechtigung gewöhnt waren, darf man wahrlich nicht erwarten, daß sich die Steuerklassen in Respect setzen werden. Und in alle dies Irrsal sind wir nun gerathen, lediglich um der beliebten Staatseinheit willen, die doch nur eine politische Fiction ist.

Es hat eine Zeit gegeben, wo man einen Staat eingerichtet zu haben glaubte, wenn man irgend einen Länder-Complex mit dem Netz einer gleichförmigen Verfassung umspannte, und danach waren denn auch die differenten Elemente des preußischen Staates sehr leicht zu einem Ganzen umzubilden. Man brauchte nur überall Provinzen, Regierungs-Bezirke und Kreise einzurichten, und die Staatseinheit war fertig. Jetzt glaubt man die Sache viel tiefsinniger zu verstehen, wenn man an die Stelle dieses bureaukratischen Schematismus einen repräsentativen setzt, woraus nicht nur eine Staatseinheit, sondern zugleich ein volksthümlicher Staat hervorgehen soll. Aber was will man denn repräsentiren, wo die Elemente an und für sich different sind? Man wird ja nur die Differenzen zu um so deutlicherer Erscheinung bringen.

Repräsentativ-Verfassungen erfordern mancherlei Bedingungen, eine der wesentlichsten ist aber eine gewisse Homogenität der Bevölkerung, nach ihren Interessen, ihren gesellschaftlichen Zuständen, ihren Sitten, Traditionen und Lebensanschauungen. Wo solche Homogenität nicht besteht, muß die Folge sein, daß entweder die Minorität unterdrückt, oder daß alle tieferen Staatsfragen verschoben, verdunkelt und umgangen werden, oder daß das Ganze eine hohle Form bleibt. Für die Wahrheit dieser Behauptungen hat die Geschichte schon hinlängliche Beläge geliefert, und auch wir haben deren aufzuweisen.

Die erste Wirkung unsrer Repräsentativ-Verfassung war, daß dadurch das für die östlichen Provinzen, d. h. für den eigentlichen Stamm der Monarchie, so wichtige ständische Princip untergraben worden ist. Demnächst fiel die Städteordnung, die sich seit 40 Jahren in unsere Bürgerschaften eingelebt hatte und womit dieselben sehr wohl zufrieden waren. Desgleichen wurden die so wichtigen Kreis-Corporationen durch die Wahlkreise durchschnitten, die Verfassung begann also mit der Zerstörung.

Jetzt spielt nun die legislative Maschinerie. Man ging damit an die Landgemeinde-Ordnung, und es fand sich hinterher, daß die östlichen Provinzen ihre besondere Ordnung haben müßten, wie die westlichen auch. Die Pommern halfen also den Rheinländern ihre Gemeinde-Ordnung machen, wie die Rheinländer den Pommern, obgleich doch die Einen von den Zuständen und Bedürfnissen der Anderen durchaus keine Erfahrung besitzen. Es ist wahr, der repräsentative Schematismus und die fingirte Staatseinheit bringen das so mit sich, aber man frage sich doch, ob es denn irgend welchen Sinn hat? Und muß

sich nicht Aehnliches fortwährend wiederholen, und zwar um so mehr, je mehr die Gesetzgebung an das eigentlich Praktische herantritt, wo es sich allemal sofort zeigen wird, daß man an der Oder anderer Einrichtungen bedarf als am Rhein, weil die Zustände anders sind. Und wenn also in allen praktischen Fragen die Unterschiede hervortreten, was bleibt dann noch von der Einbildung eines homogenen Staatskörpers? Nichts als die Theorie, aus welcher die Rheinländer einstweilen die sogenannte Grundsteuer-Ausgleichung deduciren. Und warum nicht? Es wäre eben nur eine praktische Nutzanwendung der officiell anerkannten Gleichmacherei.

Was aber die allerernstesten Bedenken erregen muß, sind die Folgen der confessionellen Differenzen, die bereits eine katholische Partei hervorgerufen haben. Wir meinen damit nicht etwa eine aus Katholiken bestehende Partei zur Wahrung ihrer religiösen Freiheit, die ja schon bundesgesetzlich garantirt und niemals angetastet worden ist, sondern wir meinen eine katholische Partei im politischen Sinne, d. h. eine Partei, welche katholische Ansichten in die preußische Gesetzgebung und Politik einführen will, und deren bisher errungene Erfolge als eben so viele Einschnitte in den Lebensbaum des preußischen Staates anzusehen sind.

Wir zeigten schon, wie dieser politische Katholicismus lediglich in den Westprovinzen eine reale Basis hat. Je mehr man aber diese Provinzen mit den östlichen amalgamiren will, so folgt es ganz natürlich, daß sich nun auch die katholischen Elemente der letzteren, die bisher nur eine Religionspartei bildeten, mit jenem vom Westen gekommenen politischen Katholicismus amalgamiren. Daraus bildet sich allmählich eine ultramontane Partei, welche durch das religiöse Element einen viel festeren Zusammenhang erhält, als alle anderen Parteien, und dadurch in den parlamentarischen Transactionen leicht den Ausschlag geben kann.

So wird der protestantische Charakter des preußischen Staates untergraben. Nicht minder wird gleichzeitig sein militairischer Charakter untergraben, weil derselbe ebenfalls nur in den alten östlichen Provinzen wurzelt. Sollen aber diese beiden Charakterzüge verschwinden, dann weiß Gott, was noch vom preußischen Staate übrig bleibt.

Das sind die Folgen einer erkünstelten und erzwungenen Staats-Einheit.

Man sagt wohl, Einheit macht stark, wo aber der Gegensatz zum Grunde liegt, da macht die Vereinigung nicht stark, sondern schwach, und man wird stärker durch eine Trennung, welche jedem Elemente nach Innen hin seine eigene naturgemäße Ausbildung gewährt, und nur nach Außen hin ein Zusammenwirken fordert, worauf es für die preußische Macht allein ankommt.

Gerade in dieser Beziehung verliert man gar nichts, wenn die Westprovinzen ihre besondere Verfassung und Verwaltung erhalten, im Gegentheil, man gewinnt. Denn diese Provinzen werden sich dann

unter mehr naturgemäßen Einrichtungen um so kräftiger entwickeln, und daher vorkommenden Falls eine um so größere Summe von Kräften zur Verfügung stellen können. Auch wird dabei ihre Anhänglichkeit an Preußen, und resp. an das preußische Königshaus, nicht etwa abnehmen, sondern vielmehr zunehmen, weil sie sich gewiß lieber von einem Statthalter oder Vice-König am Rhein regieren lassen, als von Berlin aus, und weil dann alle die bisher unvermeidlichen Reibungen zwischen dem rheinischen und dem altpreußischen Wesen in Wegfall kommen. Und je rückhaltloser man die Trennung durchführt bis zur reinen Personal-Union, um so größer wird der Gewinn sein. Preußen träte dann vermöge seiner Westprovinzen in die Reihe der deutschen Mittelstaaten, denen jene Landschaften nach ihrer inneren Natur, wie nach ihrer äußeren Bedeutung und früheren Geschichte, durchaus homogen, und mit deren Entwickelung sie so vielfältig verflochten sind, was hingegen von dem östlichen Theil der Monarchie durchaus nicht gesagt werden kann. Dieser findet seinen Schwerpunkt an der Oder, und wird daher zu dem südlichen und westlichen Deutschland niemals in einem innigen Verhältniß stehen. Wir halten es daher für einen ganz richtigen Gedanken Hardenbergs, der auf dem Wiener Congreß den Vorschlag machte, daß nur der westliche Theil der Monarchie zum deutschen Bunde gehören solle, denn wenn man diesem Bund irgend welchen bundesstaatlichen Charakter geben will, so ist es selbstverständlich, daß unsere Ostprovinzen daran weder Theil nehmen können noch dürfen. Diesem Gedanken würde man also jetzt näher treten können, und würde dadurch die Schwierigkeiten der zukünftigen deutschen Entwickelung außerordentlich vermindern.

Wir halten es für unbestreitbar, daß die europäische Bedeutung Preußens lediglich auf seinen Ostprovinzen beruht, die schon wegen ihrer geographischen Lage eine europäische Bedeutung haben, und von welchen allein die Thaten ausgingen, die uns ein Ansehen in Europa verschafften. Durch die beabsichtigte Trennung würde also Preußen einerseits die Bedeutung eines deutschen Mittelstaates erhalten, ohne andererseits irgendwie die Basis seiner europäischen Machtstellung zu schwächen. Im Gegentheil, sich selbst zurückgegeben, werden die Ostprovinzen sich ihren realen Verhältnissen wie ihrem geschichtlichen Charakter nach frei entwickeln können, in protestantischem wie in militairischem Geiste, und dann eine viel höhere Kraft entfalten, als gegenwärtig das ganze preußische Ländergebiet mit seiner erkünstelten Einheit. Hat sich doch die preußische Politik seit einer Reihe von Jahren immer erfolgloser erwiesen, und wir meinen, es konnte nicht anders sein, weil Klarheit und Entschiedenheit, welche die Grundbedingungen jedes erfolgreichen Wirkens sind, dem preußischen Staate bei seiner heutigen Organisation immer mehr abhanden kommen müssen.

Nach allen Seiten darf man sich also von der proponirten Tren-

nung der Westprovinzen so erhebliche Vortheile versprechen, daß die Mühe und Sorge, welche die Ausführung dieses Planes veranlassen würde, gar nicht dagegen in Betracht kommt. Gleichwohl geben wir uns keineswegs der Hoffnung hin, mit dieser Idee entschiedenen Beifall zu finden, weil wir sehr wohl wissen, wie sich bei uns schon seit einer Reihe von Jahren eine fast unüberwindliche Scheu vor allen durchgreifenden Maßregeln eingenistet hat. Allein wir glauben doch auch, daß die Zeit der Unklarheiten und Täuschungen, des Gehenlassens und der Palliative endlich einmal aus sein muß, wenn Preußen in Zukunft noch Preußen bleiben soll. Und wenn wir uns im Jahre 1848 durch die Gewalt der Umstände zu einer durchgreifenden Verfassungsänderung drängen ließen, die sich hinterher so unersprießlich erwiesen hat, so werden wir uns nun dazu ermannen müssen, um auch einmal aus freiem Muthe und der gesunden Vernunft zu Liebe etwas Durchgreifendes zu unternehmen.

Die Berliner Universität.

Erinnerungen aus dem jüngsten Wintersemester.

II. Friedrich von Raumer.

In demselben Hörsaale wie Ranke liest Friedrich v. Raumer. Er hat ein noch besuchteres Colleg als Leopold Ranke. Wir mußten unwillkürlich bei uns lachen, als wir uns beim Herausgehen aus dieser Vorlesung an den Wunsch erinnerten, mit dem wir Ranke verließen — nämlich die Geschichte etwas weniger vornehm und diplomatisch vorgetragen zu hören. Hier war unser Wunsch schon erfüllt, und doch, so ist der Mensch, hier waren wir noch weniger zufrieden. Bei Ranke hat der Zuhörer auf zwei Dinge zu passen: einmal, die Schlaglichter, die das stets lebendige und blitzende Genie des Lehrers auf das weite Gebiet der Geschichte wirft (unter dessen bunten und mannichfachen Erscheinungen der Anfänger so oft wie ein Kind gaffend dasteht, oder gar ein leises Bangen und Grauen fühlt, wie er durch diese Wildniß sich winden soll) mit eben so schlagfertigem Verständniß zu erfassen; und zweitens, die Resultate neuer und neuester Forschung, wie sie jede Vorlesung bringt, sich nicht entgehen zu lassen. Die Zuhörer deshalb, die Ranke treu bleiben und sich nicht durch den, auf den ersten Blick nachlässigen, schlechten und abstoßenden Vortrag schrecken lassen, sind auch fast ohne Ausnahme solche, die etwas lernen wollen. Nicht Alle, die Raumer hören, scheinen in derselben Absicht sich einzufinden. Die Zuhörerschaft ist zahlreicher, aber, wir möchten sagen, auch einen Grad weniger „distinguirt." Einmal fehlen die Nicht-Studenten; und unter der großen Zahl der wirklichen Studenten sitzen viele, denen man es auf den

glatten, lächelnden und ziemlich oberflächlich blickenden Gesichtern liest, daß sie sich höchstens unterhalten lassen wollen. Freilich giebt es fleißige „Füchse" und „alte Häuser", die auch aus diesem Colleg gern etwas schwarz auf weiß zu Hause tragen möchten; im Allgemeinen aber gleicht die Versammlung jenen leidigen wissenschaftlichen Vereinen, an denen die Gegenwart solchen Ueberfluß besitzt, in denen Einer vorträgt und die Anderen zuhören, um Alles recht bald wieder zu vergessen, oder höchstens, um dies oder jenes Pikante sich zu merken, das sich an passender Stelle wieder anbringen läßt. Wenn wir die Vorlesung gehört haben, werden wir uns vielleicht sagen können, inwiefern der Vortragende selbst Grund giebt, daß sein Publicum diesen Charakter trägt.

Mit einem oder zwei höflichen Dienern tritt ein alter, würdiger Herr ein und besteigt den Katheder. Die Lampe (das Colleg fällt in die Abendstunde) beleuchtet das stark geröthete, aber sonst nicht durch besondere Eigenthümlichkeiten charakterisirte Gesicht, die schmale Stirn und das weiße nach vorn gestrichene Haar. Ein Heft kommt nicht zum Vorschein, wohl aber ein gedrucktes Buch, wir vermuthen einer von den 7 Theilen der Geschichte Europa's, denn die Vorlesung hat das 18. und 19. Jahrhundert zum Gegenstand. Der Vortrag ist frei, das Buch aber wird viel geblättert, wie es scheint, immer eine ziemlich starke Seitenzahl umgeschlagen und daraus das Interessanteste zum Vorlesen ausgewählt. — Hören wir zu.

Es handelt sich um die Geschichte Peters des Großen und Karls des Zwölften, die durch Voltaire's Roman, der für Geschichte gelten soll, bis auf den heutigen Tag so verkehrt in der Vorstellung unserer gebildeten Welt lebt. Der Grundgedanke des Vortrags ist unzweifelhaft ein richtiger; es soll uns gezeigt werden, wie die abenteuerliche, eigensinnige Laune eines der Kriegsführung unkundigen aber persönlich verwegenen Despoten ein Reich zu Grunde richtet, das bisher eine europäische Großmacht war, und wie ihm gegenüber die rohe aber gewaltige Naturkraft eines eisernen Charakters und eines entschieden organisatorischen Talentes eine neue Großmacht aufbaut. Dieser Gedanke ist eine so klare Ueberschrift, von den Begebenheiten sich selber gesetzt, daß kein Historiker ihn anders fassen kann. Wir erinnern uns, daß er von zwei Männern gleichfalls so durchgeführt ist. Trefflich in Schlosser's Geschichte des 18. Jahrhunderts. Der alte Herr, so mürrisch und verdrießlich er ist, so sehr er auch mit seiner Neigung einer verschollenen rationalistischen Weltansicht angehört, hat eine treffliche Art, Dinge und Personen nach ihrer sittlichen Seite zu schätzen, in gut erforschten, oft nur zu sehr gehäuften Einzelnheiten ein Bild der Zeit zu geben, alte Weibergeschichten und schmutzige Klätschereien aber barsch abzufertigen. „Wer dergleichen Dinge liebt, der kann es da und da selber nachlesen," heißt es dann wohl. Trefflich auch haben wir denselben Gedanken in einer Vorlesung Leo's ausgeführt gehört: er stellte mit meisterhafter

Plastik die organisirende Centralisation Peters des Großen gegen die desorganisirende und ertödtende Ludwigs XIV. — Möglich nun, daß in den Blättern, die Herr v. Raumer in seinem Lehrbuche umschlug (wir haben es nicht zur Hand, um nachzulesen) auf die innern Verhältnisse beider Staaten, ihre gegenseitigen Bezüge zu einander u. s. w. tiefer eingegangen ist; in dem Vortrage war es nicht der Fall. Es sind die interessanten, fast anekdotenhaften Züge, die in den Vordergrund treten: wie schwedische Edelleute vom englischen Gesandten sich Jeder mit einem Rock, einer Weste und einer Hose bestechen lassen, um die Geheimnisse des Reichsraths ihm zu hinterbringen; wie Peter der Große den Zuschnitt der neuen Kleiderordnung über jedem Thore Moskaus aufhängen ließ, wie die Bärte gestutzt würden, und nun die Frauen ihre Männer nicht mehr leiden mochten; die barbarische Rohheit der Feste Peters bis in die kleineren, nicht sehr erbaulichen Details: das Alles ist nicht uninteressant zu hören, und der Studio amüsirt sich gut dabei. Ein Anflug von Berlins Dialect steht einem solchen Vortrage nicht übel, wir wüßten kaum, in welcher andern Zunge es gut laut würde, wenn erzählt wird, wie höflich die Türken gegen Carl, und welch ein „janzer Jrobian" er gegen sie gewesen.

Doch, es liegt uns nicht daran, Revanche zu üben für die ins Anekdotenhafte gezogene Geschichte, indem wir etwa unserer Seits das Lachen gegen einen Mann aufriefen, der außer der Würde des Alters noch seine unstreitigen Verdienste um die deutsche Geschichtbeschreibung für sich hat. Friedrich v. Raumer, frühzeitig in seinem Talent von Hardenberg erkannt und hervorgezogen, hatte in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts vielleicht eine glänzende und bedeutende staatsmännische Laufbahn vor sich, wenn er in dem Fache der höheren Administration hätte fort arbeiten wollen. Aber die Liebe zu seiner Wissenschaft wog vor, und so entsagte er der politischen Wirksamkeit, seiner gelehrten Muße zu Liebe. Die Frucht dieser Muße, größerer wissenschaftlicher Reisen und langjähriger, aber unterbrochener Studien war die Geschichte der Hohenstaufen, die 1823—25 erschien. Ein bedeutendes Werk, was auch die strengere Wissenschaft daran auszusetzen gefunden hat. Das deutsche Volk hatte sich in den Jahren der Schande und der Noth mit Sehnsucht und besonderer Liebe jener Zeiten zugewandt, da noch, wie Schenkendorf in seinem gewaltigen Liede den alten Vater Rhein sprechen läßt:

In Herrlichkeit
Mein Deutschland vor mir lag:
Da auf und ab am Ufer wallten
Die stolzen adligen Gestalten,
Die Helden weit und breit geehrt
Durch ihre Tugend und ihr Schwert.

Nur leider, daß, wenige deutsche Alterthumsforscher ausgenommen, Niemand ein anderes als confuses Bild vom deutschen Mittelalter vor

Augen hatte: wer ein solches sehen will, muß Heinrich von Kleist's (poetisch sonst recht werthvolles) Stück, „das Käthchen von Heilbronn" lesen. Da trat ein Werk wahrhaft historischer Forschung in Raumers Hohenstaufen der Nation vor Augen, das in strenger Objectivität die große Glanzzeit deutscher Geschichte darstellte, ohne den poetischen Reiz, der um dieselbe spielt, durch Trockenheit oder pedantische Darstellung zu verscheuchen: im Gegentheil, frisch und reich, wie der Gegenstand, war auch die Behandlung. Wie sie in das Volk einschlug, zeigen eine Masse dramatischer Versuche, die ihr auf dem Fuße folgten; kaum ein Dichterling, der sich nicht einmal an Conradin's tragischem Geschick versündigt hätte.

Zudem war Raumer's Werk der Erstling einer Reihe trefflicher Werke über die deutsche Kaiserzeit; es folgte z. B. ihm fast auf dem Fuße das freilich noch gründlichere und bedeutendere Werk Stenzel's über die fränkischen Kaiser. Der Weg war gebrochen, die Sympathie unseres Volkes auch für Geschichtschreibung dieser Zeit gewonnen: und noch ganz neuerdings hat der Erfolg, den Giesebrecht's Kaisergeschichte findet, gezeigt, daß diese Theilnahme nicht im Erkalten ist. — Raumern gebührt die Ehre, vorangegangen zu sein, und zwar auf einem schwierigen Wege, dem damals die Pertz'schen Monumente noch keine so sichere Unterlage gebaut hatten, wie sie die Forscher der Gegenwart finden. — Freilich war eine Hohenstaufen-Geschichte eine Aufgabe, an die ein Mann seines ganzen Lebens Arbeit zu setzen nicht für zu viel gehalten haben sollte. Was Raumer darnach unternahm, eine Geschichte Europa's in den letzten drei Jahrhunderten zu schreiben, war abermals eine solche Aufgabe. Was Wunder, daß wenn Ein Mann sie beide vollendet, und dabei noch Zeit behielt zu manchen anderen kleinen Schriften, zu der Herausgabe des historischen Taschenbuchs und für die liberalistischen Tendenzen, die es oft nur allzu deutlich verfolgte — daß solch eine Vielthätigkeit zuletzt auf Kosten der Gründlichkeit wie des ernsten historischen Charakters geschehen mußte.

An das historische Taschenbuch dachten wir auch, als wir die Vorlesung hörten. Auch jenes hat seinen Kreis um sich, wie der Katheder des Herrn Professors: einen Kreis von Leuten, die in der Geschichte weniger die Gedanken und Gerichte Gottes lesen wollen, als solche, die pikante und interessante Einzelnheiten, historische Details, mehr zum Genuß als zu männlicher Durchbildung suchen. Wir aber verließen mit dem Gefühl den Hörsaal, daß das nicht deutscher Charakter des Geschichtsvortrages ist, und daß aus ihm unsere Jugend schwerlich die weisen Lehren ziehen wird, die die Geschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts jedem predigt, der sie rein und würdig vernimmt und Ohren hat zu hören.

Graf Albrecht von Alvensleben

war geboren zu Halberstadt am 23. März 1794 als ältester Sohn des nachmaligen Herzoglich braunschweigischen Ministers Grafen August Ernst von Alvensleben. Seine Schulbildung empfing er auf dem Pädagogium zum Kloster Unserer Lieben Frauen in Magdeburg, das er im Jahre 1811 verließ, um die neu begründete Universität in Berlin zu beziehen. Nach dem Ausbruche der Befreiungskriege trat er als Freiwilliger bei der Garde-Cavallerie ein, und machte den Feldzug von 1815 als Seconde-Lieutenant bei dem neumärkischen Dragoner-Regimente mit. Nachdem er am 31. Mai 1816 den gesuchten Abschied aus dem Militairdienst erhalten und seine unterbrochenen Studien beendet hatte, ward er im Mai 1817 zum Auscultator bei dem Stadtgericht zu Berlin, im Jahre 1819 zum Referendarius bei dem Kammergericht, im Juni 1822 zum Assessor bei diesem Collegium, im Juni 1826 aber zum Kammergerichts-Rath ernannt. Er arbeitete dann eine Zeit lang bei dem Geheimen Ober-Tribunal, rückte in den Criminal-Senat des Kammergerichts ein, und wurde zugleich Mitglied des Revisions-Collegiums zur Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse für die Provinz Brandenburg. Nach dem im Jahre 1827 erfolgten Tode seines Vaters übernahm er in der Theilung mit seinem, nachher durch einen frühen Tod abberufenen einzigen Bruder die väterlichen Güter, ward von den ständischen Deputirten der Magdeburgischen Land-Feuer-Societät zum General-Director gewählt und erhielt mit dem 1. April 1828 die erbetene Entlassung aus dem Königlichen Dienste. Aber schon im November 1833 ward er durch seine Ernennung zum Geheimen Justizrathe und zum Mitgliede des Staatsrathes wieder zu amtlicher Thätigkeit berufen. Bald darauf ward er als der zweite preußische Abgeordnete zu den Wiener Conferenzen des Jahres 1834 abgesandt, deren wesentlichste Aufgabe in der Berathung der Mittel und Wege zur Sicherstellung der innern Ruhe in den deutschen Bundesstaaten, namentlich in Collisionsfällen zwischen den Ständen und den Staatsregierungen bestand. Acht Monate nach seiner Rückkehr von Wien ward ihm nach dem Ableben des Finanzministers Maaßen die Verwaltung des Finanzministeriums übertragen, indem er am 12. Januar 1835 zum Chef desselben und zum Wirkl. Geheimen Rathe mit Sitz und Stimme im Staatsministerium erhoben wurde. Die Ernennung zum Geh. Staats- und Finanzminister erfolgte im October 1836. Bei der Thronbesteigung Sr. Majestät des jetzigen Königs ward dem Grafen von Alvensleben die Erbtruchseßwürde des Fürstenthums Halberstadt, die seine Vorfahren Jahrhunderte lang bei den Bischöfen von Halberstadt inne gehabt hatten, verliehen. Im Mai 1842 wurde er auf seinen Wunsch von der Leitung des Finanzministeriums entbunden, jedoch mit einem Theile der unmittelbaren Vorträge in allgemeinen Landes-Angelegenheiten betraut, und blieb in der nächsten Umgebung des Königs bis zum Juni 1844, wo er wiederum in den Ruhestand ohne Pension zurücktrat. Er lebte seitdem in seinem Schlosse zu Erxleben, wurde aber nach dem Jahre 1848 noch einige Male mit außerordentlichen Aufträgen und diplomatischen Sendungen von Sr. Maj. dem Könige beehrt, im Jahre 1854 zum Mitgliede des Herrenhauses aus besonderem Vertrauen berufen, und vor zwei Jahren mit dem höchsten preußischen Orden, dem Schwarzen Adler-Orden, decorirt.

Im Jahre 1855 war er bereits lebensgefährlich an der Grippe erkrankt, und vor einigen Monaten zeigten sich bei ihm Spuren der Gicht im Unterleibe. Er erholte sich zwar anscheinend von diesem Anfalle, aber am 27. April, bald nach seiner Rückkehr von einem Ausfluge nach Braunschweig, erkrankte er in Berlin von Neuem, wahrscheinlich in Folge einer leichten Erkältung, und nach wenigen Tagen schon trat eine Lungenlähmung ein. Am 2. d. Mts. kurz vor 3 Uhr Nachmittags verschied er nach leichtem Todeskampfe.

Nach dieser kurzen Darstellung seines äußern Lebensganges müssen wir in flüchtigen Umrissen das Bild seines innern Lebens und seines Wirkens zu entwerfen versuchen.

Goethe hat einmal gesagt:

> „wie viele glückliche Umstände müssen doch zusammentreffen, um einen reich begabten Menschen zu einem ausgezeichneten tüchtigen Menschen zu machen!"

Diese Worte finden in vollem Maße Anwendung auf den Grafen A. v. Alvensleben. Nicht bloß der helle durchdringende Verstand, mit dem ihn Gott ausgestattet hatte, und die sorgsame Erziehung im elterlichen Hause, auch die gesammten Standes- und Familien-Verhältnisse, in denen er geboren war, die zu rechter Zeit erlangte Unabhängigkeit, der große Güterbesitz mit den reichen materiellen Hülfsquellen, und die weise umsichtige Benutzung dieser günstigen Vorbedingungen, dies Alles zusammen hat ihn geleitet zu der einheitlichen Gediegenheit und Sicherheit seines Wesens, zu der bedeutenden Stellung, die er im öffentlichen Leben einnahm, zu dem überwiegenden Einfluß, den er nach vielen Richtungen hin ausübte.

Von seiner Kindheit an zeichnete ihn eine große Lernbegierde aus und er hatte sich frühe gewöhnt, dem Gegenstande, mit dem er sich eben beschäftigte, seine Aufmerksamkeit ganz und ungetheilt zuzuwenden. Mit großer Vorliebe trieb er Geographie und Geschichte, ohne dabei das Studium der alten Sprachen irgendwie zu vernachlässigen, und ein entschiedenes Talent zeigte er schon als Knabe für die Rechenkunst. Eine seltene Fertigkeit hatte er im Kopfrechnen erlangt, die sich ihm unerwartet in späteren Jahren, als ihm die Leitung der Finanz-Verwaltung unseres Staates anvertraut ward, besonders nützlich und fruchtbringend erwies. Noch im höhern Alter vermochte er die verwickeltsten Exempel ohne Hülfe von Papier und Feder mit überraschender Leichtigkeit und Schnelligkeit zu lösen. Mit einer gediegenen vielseitigen Schulbildung ausgerüstet, widmete er sich als 17jähriger Jüngling mit Eifer dem Studium der Rechtswissenschaft, das ihm reiche Gelegenheit darbot, seinen natürlichen Scharfsinn zu üben. Als er im Jahre 1817 in den Justizdienst eintrat, zog er bald durch die Kürze und praktische Brauchbarkeit seiner schriftlichen Arbeiten und durch sein scharfes, fast immer sicher treffendes Urtheil die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf sich. Nachdem er die vorbereitenden Stadien des höhern Staatsdienstes rasch durchlaufen hatte, ward ihm die erste Auszeichnung durch seine Beschäftigung als Hülfsarbeiter im Ober-Tribunal zu Theil. Man erzählt sich, daß der damalige Präsident dieses Collegiums auf die vor ihm erhobene Klage, wie doch der junge Graf Alvensleben gar oft in Erxleben zu verweilen pflege, trocken geantwortet habe:

> „O ja! dafür erhalte ich aber auch von ihm Arbeiten, die kein Anderer ihm nachmacht."

Vom Jahre 1828 an lebte er, wie oben erwähnt, bis zum Jahre 1833 ohne Amt der Verwaltung seiner Güter. Aber er blieb daneben in fortgesetzter Verbindung mit den Kreisen des geselligen und des amtlichen Lebens in Berlin und arbeitete unablässig an seiner geistigen Fortbildung. Man darf sagen, daß ihm in ländlicher Ruhe die Ordnung seines eigenen Vermögens, die Leitung der ständischen Feuer-Societäts-Angelegenheiten, die Theilnahme an den Geschäften der Altmärkischen Communal-Landtage und des Sächsischen Provinzial-Landtages, so wie die umfassende Lectüre, der er sich in einsamen Stunden hingab, die rechte eigentliche Vorbereitung geworden ist für das hohe Amt, zu dem er bald darauf berufen werden sollte.

Was Alvensleben einmal lernen und betreiben wollte, das bemühete er sich mit großer, ja fast peinlicher Gründlichkeit und Genauigkeit zu erlernen und zu betreiben, und er dehnte diese Gründlichkeit aus auf die alltäglichsten und gewöhnlichsten Beschäftigungen, selbst auf Karten- und andere Gesellschaftsspiele; aber er lernte nicht blos aus Büchern und Schriften, sondern mehr noch aus dem Leben selbst durch den Umgang mit Menschen der verschiedensten Berufsklassen und Bildungsstufen, durch den Verkehr in höheren geselligen Kreisen, durch Reisen und geschäftliche Missionen im In- und Auslande. Dabei war er von der Natur mit einer äußerst feinen Beobachtungsgabe ausgestattet, und es war ihm eigen, daß er in der Gesellschaft Anderer oft theilnahmlos, ja indolent erscheinen konnte, während er sich nichts von dem, was um ihn her vorging, auch nicht das Kleinste, entgehen ließ und mit gespannter Aufmerksamkeit dem Gespräche folgte. Wie er frühe schon von dem hochgestellten lebens- und geschäftserfahrenen Vater mit lebendigem Interesse für das öffentliche Leben erfüllt und in den Grundsätzen wahrer Staats-Weisheit unterwiesen worden war, so ward er auch darin vom Geschick begünstigt, daß die ersten Jahre seines Jünglingsalters in die Zeit der Erhebung des preußischen Vaterlandes fielen. Diese Zeit regte die jugendlichen Geister mächtig an, und Alvensleben fand unter den Altersgenossen seines Standes und seiner Bekanntschaft Viele, die später gleich ihm zu bedeutenden glänzenden Männern gediehen sind. Die Theilnahme an dem Befreiungskampfe, in dem er einmal, leicht verwundet, nur durch seine Geistesgegenwart und Entschlossenheit dem Tode entging, führte ihn mit diesen Jugendgenossen noch enger zusammen, und schon im jugendlichen Mannesalter trat er in nahe Beziehung zu älteren Männern, die die höchsten und einflußreichsten Stellungen bekleideten. Er verhehlte es nicht, wie viel er durch den Verkehr mit dem ihm besonders gewogenen Fürsten Wittgenstein in Berlin und mit dem Fürsten Metternich in Wien an praktischer Lebensweisheit und an der Kunst, Menschen zu beurtheilen und zu behandeln, gewonnen habe.

Die erste größere Mission, mit der er nach seinem Wiedereintritt in den Staatsdienst betrauet ward, die Vertretung Preußens bei den Wiener Conferenzen des Jahres 1834, ist folgenreich geworden für sein ganzes amtliches und öffentliches Leben. Die anerkennenden Urtheile der ausgezeichnetsten Vertreter auswärtiger deutscher Staaten über die Klarheit, tactvolle Umsicht und maßvolle Sicherheit, die Alvensleben bei jenen Verhandlungen bewährte, sollen ein wesentlicher Bestimmungsgrund für den König Friedrich Wilhelm III. geworden sein, ihm die Leitung des Finanz-Ministeriums zu übertragen. Von Vielen ward dies damals nicht unbedenklich gefunden. Die Einen meinten, er sei dazu noch zu

zung, die Anderen, er habe keine Abhandlungen über Volks- und Finanz-Wirthschaft verfaßt, noch Andere, er sei überhaupt nicht in Verwaltungsgeschäften geübt. Aber Alvensleben entwickelte hier ein überraschendes, selbst von seinen Freunden in solchem Maße kaum erwartetes Talent, sich leicht und schnell mit einem ihm allerdings ganz fremden Geschäftsgebiet vertraut zu machen. Nach wenigen Monaten schon erstaunten die alten und erfahrenen Räthe seines Ministeriums über den hellen praktischen Blick, mit dem er die schwierigsten finanziellen Fragen auffaßte und beurtheilte. Eine eigenhändige Beischrift zu dem Haupt-Finanz-Bericht für das Jahr 1833, in der er abweichend von den gewöhnlichen Geschäftsformen nach Art eines guten Hausvaters die Lage der preußischen Finanzen kurz und übersichtlich darstellte, erwarb ihm die belobigende Anerkennung und das fast unbedingte Vertrauen des schon alternden Königs. Dies Vertrauen blieb ihm ungeschmälert erhalten bis zum letzten Athemzuge des edlen Monarchen, und er hat es von seiner Seite mit der treuesten Hingebung und Verehrung erwidert. Sieben Jahre lang stand er an der Spitze der preußischen Finanz-Verwaltung. Das, was seine Thätigkeit als Fachminister besonders charakterisirt und auszeichnet, war die Einfachheit und Uebersichtlichkeit, die strenge Ordnung und Sparsamkeit, die er in allen Zweigen des Staatshaushalts zu erhalten und zu befördern wußte. Aber fast noch höher möchte seine Wirksamkeit im Rathe der Krone, in den damaligen höchsten Instanzen der Legislation und in der Immediat-Commission für die ständischen Angelegenheiten anzuschlagen sein.

Er hatte von Anfang an die Aufgabe eines preußischen Ministers: nicht zu idealisiren, sondern nur das Mögliche, das Erreichbare zu erstreben, klar und richtig erfaßt. So ernst und gründlich er selbst die Staatswissenschaften theoretisch studirt hatte, so war und blieb er doch ein Feind aller leeren Theorien. Immer neue Projecte zu ersinnen, neue Ideen auf die Bahn zu bringen oder mit den unfruchtbaren Producten anderer Projectenmacher die Zeit zu zersplittern, war seine Sache nicht. Alles, was er begann und that, war auf das Praktische gerichtet. Weniger im Schaffen neuer Einrichtungen als darin, beruhte seine große Wirksamkeit im Ministerium, daß er es meisterhaft verstand, Ungehöriges zu beseitigen, Schädliches zu verhindern, schroffe Gegensätze auszugleichen. Er war — um mit einem Schlagworte unserer Tage zu reden — kein Mann der Partei, noch viel weniger Mann der Coterie, er wies alle Principienreiterei von sich. Mit nie getrübtem völlig objectivem Urtheile drang er, hinweggehend über persönliche Ansichten und Wünsche und über vorgefaßte Meinungen, in den Kern und in das Wesen der Sache ein. Instinctmäßig wußte er meist das Rechte, das Zuträglichste herauszufinden. Alvensleben blieb sich dabei unter allen wechselnden Verhältnissen seines äußeren Lebens völlig gleich in seiner Art zu sein und sich zu benehmen. Als er Minister geworden, änderte er Nichts in seiner gewohnten Lebensweise. Der Vormittag war der Arbeit am Schreibtisch, den Besprechungen mit seinen Räthen, den Conferenzen und Sitzungen gewidmet. Aber am späten Mittag überließ er sich gern den Freuden der Tafel, besuchte am Abend das Casino und die Salons, spielte seine Partie, ritt und jagte, wie es die Zeit eben gestattete und mit sich brachte. In den einsamen Stunden der Nacht durchdachte er die wichtigsten Staatsgeschäfte und arbeitete dann nicht selten eigenhändig mit der Feder. Er schrieb kurz und nicht elegant, aber was er schrieb, drückte scharf und bestimmt seinen Gedanken aus und traf den Nagel auf den Kopf. Die

aufgehende Sonne hat ihn oft noch am Arbeitstische gefunden. In seinen kräftigen Jahren bedurfte er höchstens fünf bis sechs Stunden Schlaf, aber diese Zeit der Ruhe versagte er sich auch nicht in den bewegtesten Tagen.

Eben deshalb, weil er ihnen nicht jeden Tag und jede Stunde widmete, erhielt er sich den großen freien Ueberblick über die Geschäfte, er verlor sich nie in Kleinigkeiten und verstand daneben meisterlich die Kunst, Andere für sich arbeiten zu lassen. Er controlirte und bekrittelte nie kleinlich die amtliche Thätigkeit seiner Untergebenen, aber er begnügte sich nicht mit mittelmäßigen, sondern verlangte ausgezeichnete Leistungen; solche würdigte er immer richtig und belohnte sie nicht mit schmeichelhaften Lobsprüchen oder Gunstbezeigungen, sondern mit seinem Vertrauen, das er Keinem leicht entzog, der es einmal verdient hatte. Er war kein eben sehr verbindlicher, aber ein streng gerechter Vorgesetzter. Jede Art von Günstlingswirthschaft war ihm zuwider, noch verhaßter der kriechende und schmeichelnde Servilismus in jeglicher Gestalt. Seine Untergebenen wußten, daß sie nur durch freimüthige bündige Aeußerung selbstständiger Meinungen seine Zuneigung gewinnen konnten. Seinen Scharfblick in dem Erkennen der Tüchtigkeit und Brauchbarkeit der Beamten bewährte er bei jeder Stellenbesetzung, über die er mit zu rathen oder selbstständig zu verfügen hatte. In den Sitzungen seines Ministeriums, im Minister- und im Staatsrathe und bei den Vorträgen an Allerhöchster Stelle pflegte er kein Wort mehr zu sprechen, als eben nöthig war, und sein Rath galt darum so viel, weil er immer sicher wußte, was er wollte, und weil er seine Ansicht mit den einfachsten praktischen — wie er es selbst nannte — hausbackensten Argumenten klar zu stellen und zu begründen verstand. Manchem war es auffallend, daß Graf Alvensleben während seines Lebens in Berlin in den Salons der Geselligkeit so allgemein beliebt war, und selbst der Gunst der Frauen sich erfreute, denn er vermied beinahe absichtlich alle Aeußerlichkeiten, womit man in diesen Kreisen Glück zu machen und Gunst zu gewinnen pflegt, er wandte nicht den geringsten Fleiß auf seine persönliche Erscheinung und trieb die Bequemlichkeit in seinem Anzuge oft bis zur Vernachlässigung. Aber es war eben die ungezwungene Natürlichkeit, die Durchsichtigkeit und Offenheit seines Wesens, die Anziehungskraft seiner einfachen und doch meist geistvollen Unterhaltung, es war der feine Tact, mit dem er auch die gewöhnlichen Lebensverhältnisse ohne zu verletzen beurtheilte, und mit dem er sich selbst in dem Ideen- und Gefühlskreise der Frauenwelt bewegte, wodurch er überall Achtung und Zuneigung ungesucht errang.

Es wäre der Mühe nicht unwerth, die Wirksamkeit des Grafen Alvensleben als Minister und Staatsmann ausführlicher zu beleuchten, als es hier geschehen, denn seine Thätigkeit hat eingegriffen in wichtige Ereignisse unseres Vaterlandes und gehört jetzt der Geschichte an. Aber dazu ist hier nicht der Raum und wir müssen dies Anderen überlassen, denen die zu einer solchen Schilderung unentbehrlichen Quellen und eine größere Darstellungsgabe zu Gebote stehen.

Mit seinem zweiten Austritt aus dem Dienste war seine öffentliche Wirksamkeit keineswegs beendigt. Ihm blieb das Vertrauen Sr. Maj. des jetzt regierenden Königs, dem er persönlich von Herzen ergeben war und dessen hohe Eigenschaften er aufrichtig schätzte und anerkannte, sowie das Wohlwollen seiner von ihm hochverehrten Königin. Er brachte fast regelmäßig einige Wintermonate in Berlin zu, blieb in steter Verbin-

dung mit dem Prinzen von Preußen und mit den höchsten Räthen des Königs, und man hörte seine Ansicht bei vielen wichtigen Fragen. Er gewann in dieser Zeit vermöge seiner Vorzüge und seiner äußern Unabhängigkeit eine Stellung, wie sie nicht leicht ein preußischer Staatsmann vor ihm gehabt hat oder nach ihm wieder haben wird, er durfte mit Freimuth selbst an höchster Stelle aussprechen, was Andere zurückhalten mußten, und sein Freimuth ward so wenig als sein gewichtiger Einfluß gemißdeutet und beneidet, weil man wußte, daß Graf Alvensleben für sich selbst Nichts suchte, weder Titel noch Orden, noch andere Vortheile.

Das Jahr 1848 kam heran. Graf Alvensleben hatte es längst klarer als viele Andere vorhergesehen, daß gewaltsame Erschütterungen bald kommen müßten; darum blieb er ruhig in der Stunde der Gefahr. Das war überhaupt eine seiner hervorstechendsten Eigenschaften, daß er immer weit hinausblickte in die Zukunft, ohne deshalb die Gegenwart und ihre Anforderungen zu übersehen, daß er sich stets die innere und äußere Ruhe bewahrte, ohne sich jemals in sorgloser Sicherheit zu wiegen. Er bewährte diese Ruhe an dem verhängnißvollen 18. März, wo er sich in der unmittelbarsten Nähe des Königs befand, und es wird erzählt, daß er an dem Entschlusse des Königs, das Commando der Truppen in Berlin dem thatkräftigen entschlossenen General von Prittwitz zu übertragen, nicht ohne Antheil gewesen sei. Im Sommer 1848 hatte er sich lebhaft betheiligt an den auf Herstellung der Ordnung gerichteten Bestrebungen der dem Könige treu gebliebenen Männer seiner heimathlichen Gegend, er hatte dabei nicht unbedeutende Opfer an Zeit und Geld gebracht und ward im Januar 1849, obwohl großer Grundbesitzer und Aristokrat, fast einstimmig zum Mitgliede der provisorischen Ersten Kammer erwählt. Gleich beim Beginn der Kammerberathungen und noch mehr in der langen Sitzungsperiode vom 7. August 1849 bis zum Februar 1850 entfaltete er eine große Thätigkeit. Als da zuerst die politischen Parteien in Preußen sich schärfer aussonderten und gegen einander rückten, bildete er eine besondere Fraction der Ersten Kammer, die seinen Namen trug und die bald genug durch ihr numerisches Uebergewicht bei den Abstimmungen in vielen Fällen den Sieg des Conservatismus entschied. Er erkannte auch hierbei schnell, worauf es ankam. Seine fest begründeten conservativen Ansichten waren nicht das zufällige Product der jüngsten Ereignisse und der Zeitungslectüre, sondern erwachsen aus seinen gesammten Antecedentien, die Frucht reicher Erfahrung und emsigen Studiums. Unpraktische Ideen fand er nie conservativ. Die Phrasenmacherei und das hohle Theoretisiren der modern Constitutionellen war ihm in der Seele zuwider, aber er billigte es auch auf der andern Seite nicht, wenn man in jener Zeit die conservativen Principien und Theorien in provocirender Weise immer und immer wieder aussprach, bloß um des Princips, bloß um der Theorie willen. Ihm galt es damals zunächst, die octroyirte Verfassungsurkunde und die Entwürfe der Gemeinde-Ordnung und anderer Gesetze durch Beseitigung der liberalen und demokratisch-radicalen Zuthaten so zu gestalten, daß es möglich werde, damit wenigstens vorläufig im preußischen Sinne zu regieren. Zu diesem Zwecke wollte er sich die Majorität bei den Abstimmungen sichern und deshalb suchte er auch solche Männer für seine Fraction zu gewinnen, die anderen Lebenskreisen angehörten und, genau besehen, andere politische Richtungen verfolgten, als er und seine nächsten Freunde. Alvensleben hat darüber von einzelnen Männern des Extrems herben Tadel erfahren müssen, aber sein Thun nützte der

Sache des Königs und des Vaterlandes, der Erfolg war für ihn und dieser Erfolg beruhte wesentlich in seiner Persönlichkeit. Er war Aristokrat wie von Geburt, so von Gesinnung, vom Kopf bis zur Zehe, es lebten in ihm alle Traditionen des alten altmärkischen Edelmanns. Aber er erkannte die Rechte, die Vorzüge und Tugenden der andern Stände stets bereitwillig und ohne Vorbehalt an, ehrte sie und begegnete ihnen mit aufrichtiger Achtung. Er verlangte nie unverständig, daß Menschen, in andern Lebenskreisen und anderen Bestrebungen erwachsen, sich unbedingt und in allen Stücken zu seinen Lebensanschauungen, seinen Sympathien und Grundsätzen bekennen sollten. Ihm genügte, sich mit solchen über die eben vorliegende Frage zu verständigen, und sie nur in dieser Beziehung von der Richtigkeit seiner Ansicht überzeugt zu haben. Darum traf der Adelshaß, wie er in gewissen Schichten unserer Gesellschaft hier und da berechtigt und unberechtigt sich regt, ihn nicht. Er sprach sich unverhohlen und offen über die klar erkannten Ziele aus, die er mit ruhiger Beharrlichkeit verfolgte. Alle wußten und bekannten, er habe nie einen Hintergedanken. Wahrhaftigkeit und Klarheit trat als der Grundzug seines Wesens auch hier überall hervor. Wie jede Excentricität, so lagen ihm auch alle Extreme fern. Wenn er sprach, von der Tribüne herab oder in den Commissionen, sprach er kurz nur zur Sache, und seine Reden provocirten und verletzten nie seine Gegner. So gewann er still und unvermerkt einen Einfluß in der Kammerversammlung, wie dessen sich kaum ein anderes Mitglied erfreute. Der letzte Grund dieses Einflusses aber war doch kein anderer, als daß so Viele in ihm den höhern Menschen erkannten, vor dem sie sich unwillkürlich beugen mußten.

Als die Zerwürfnisse mit Oesterreich im Herbste des Jahres 1850 zum offenen Bruch zu führen drohten, gehörte er zu denen, welche solchen Bruch, wenn irgend möglich, abgewendet wissen wollten. Ihm war es ein längst erfaßtes politisches Axiom, daß Preußen nicht ohne Oesterreich, Oesterreich nicht ohne Preußen in Deutschland stark sein könne, daß beide nur vereint Deutschland die ihm gebührende Stellung den anderen europäischen Großmächten gegenüber sichern könnten. Im December 1850 ging er als preußischer Bevollmächtigter nach Dresden zu den Conferenzen über die Reorganisation des deutschen Bundes, und daß er dabei Preußen in würdiger Weise vertreten, daß ihm auch dort in und außer den Berathungen die verdiente Anerkennung und ein gewichtiger Einfluß zu Theil geworden, das haben viele Mitglieder jener Conferenzen bezeugt. Er fand noch einmal Gelegenheit, für die Verständigung Preußens mit Oesterreich thätig zu sein, als er im Jahre 1854 wieder mit einer Sendung nach Wien beauftragt ward. Im Winter 1851—52 hatte er an der letzten Session der damaligen Ersten Kammer wieder Theil genommen, in den beiden letzten Jahren vor seinem Ende wohnte er abwechselnd den Berathungen des Herrenhauses bei.

In der Zeit, die ihm neben diesen Geschäften frei blieb, lebte er von 1844 bis zu seinem Tode auf der väterlichen Besitzung, und nur durch den jährlichen Besuch von Karlsbad und einige Male durch Reisen nach England, Frankreich und der Schweiz ward dieser ländliche Aufenthalt unterbrochen. Hier erschien er bei manchen Eigenthümlichkeiten und Sonderbarkeiten wahrhaft liebenswerth als Privatmann. Im vollen Gefühle seiner Rechte und Pflichten als Grundherr und Patron forderte er streng von seinen Leuten, was er zu fordern berechtigt war, aber er versagte und beschränkte ihnen auch nie ihre Rechte. Er verstand

es im hohen Maße, mit dem gewöhnlichen Landmann zu verkehren, und ohne viele Worte zu reden und ungesucht genoß er eine seltene Popularität unter den Bauern und Landwirthen der weiten Umgegend. Bei den Wahlen der Abgeordneten gebot er fast unbedingt über die Stimmen der Wahlmänner seines Wahlbezirkes. Er war wahrhaft religiös und fromm und, wie ihm sein Ortsgeistlicher noch im Sarge bezeugt hat, ein fleißiger Hörer des Worts. Aber er war zurückhaltend mit seinen religiösen Anschauungen, und wie jede Ostentation mit Frömmigkeit, so lag ihm auch jede Parteinahme in den kirchlich-confessionellen Streitigkeiten und Verwirrungen der Gegenwart fern.

Zu den Vorzügen seines Besitzthums gehörte auch der einer sehr angenehmen und ausgedehnten Nachbarschaft. Alvensleben liebte die Geselligkeit des Landlebens, er besuchte fleißig die Jagden auf den Besitzungen seiner Bekannten in der Nähe und Ferne, und im heiteren Verein mit seinen Jagdgenossen waren ihm selbst die Ausbrüche ausgelassenster Fröhlichkeit nicht unwillkommen. Bei der größten Einfachheit seiner äußeren Erscheinung, seiner Equipage und alles zu seinem persönlichen Gebrauche Bestimmten übte er doch in seinem Hause eine glänzende Gastfreiheit. Es war fast allwöchentlich der Sammelplatz seiner Verwandten, Freunde und Bekannten, die sich alle in ungezwungener Behaglichkeit gern in den wohnlichen weiten Räumen des alten Schlosses bewegten. Im Kreise seiner Bekannten bei Tische, beim Thee und Kaffee und bei der Cigarre sprach er gern und viel, und in diesen Gesprächen zeigte sich seine Ueberlegenheit an Kenntnissen, Einsichten und Erfahrungen, aber diese Ueberlegenheit ward für andere, selbst für solche, die ihm geistig weit nachstanden, nie empfindlich. Die Gespräche betrafen oft die Angelegenheiten seines Kreises und der Provinz, besonders in ständischen Beziehungen. Bereitwillig und unwillkürlich sahen seine Standesgenossen auf ihn als ihren Führer hin, und er benutzte diese Stellung, um auf sie nach vielen Richtungen hin anregend und beschwichtigend zu wirken, zum Maßhalten in allen politischen Aeußerungen und Bestrebungen zu ermahnen, unfruchtbare Unternehmungen zu verhüten, wahrhaft gemeinnützige zu befördern.

Weshalb Graf Alvensleben nicht dazu gekommen, eine eigene Familie zu begründen, das ist für die große Mehrzahl seiner Freunde unerklärt geblieben. Was er an Liebe besaß, übertrug er auf seine Schwestern, die ihm bis auf eine im Tode vorangegangen sind, und auf deren Kinder. Seine Schwäger waren seine vertrauten Freunde. Mit äußeren Liebes- und Freundschafts-Bezeigungen war er äußerst karg, seine Correspondenzen selbst mit Verwandten und genauen Freunden waren nur sachlichen Inhalts, meist kurz und trocken. Was man Sentimentalität zu nennen pflegt, war seinem Wesen fremd. Aber er war doch ein treuer Freund voll warmer Theilnahme bei Freud und Leid. Seinen Verwandten zeigte er sich in ernsten Fällen bereit zur Hülfe mit Rath und That, selbst mit Opfern aus seinem mit geschickter Sparsamkeit und mit dem günstigsten Erfolge verwalteten Vermögen.

Wir haben bis hierher fast nur die Lichtseiten in dem Charakterbilde des Grafen Alvensleben betrachtet und dürfen nun am Schlusse auch die Schattenseite nicht ganz mit Stillschweigen übergehen. Viele hätten zu wünschen gehabt, daß er in manchen Beziehungen seinen natürlichen Hang zur Bequemlichkeit und persönliche Antipathien höheren Rücksichten bereitwilliger zum Opfer gebracht, daß er insbesondere dem Rufe seines Königs und Herrn folgend seine reiche Kraft, namentlich während

der Jahre der Bewegung, anhaltender in amtlicher Thätigkeit verwendet hätte. Aber seine menschlichen Schwächen waren unzertrennbar von seinen Vorzügen und Tugenden. Sein ganzes Sein und Wesen war, wie es nur wenigen Sterblichen verliehen ist, bei scheinbaren Gegensätzen ein einiges Ganzes. Er selbst verhehlte sich und Andern seine Mängel und Schwächen nicht, und die Frucht dieser Erkenntniß war seine Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit. Jetzt im Tode muß er sich dem Richterspruch der Geschichte unterwerfen, und wie es Männern von seiner Bedeutung zu geschehen pflegt, werden auch schiefe und mißbilligende Urtheile über ihn laut werden. Die aber, die ihn gekannt und geliebt haben im Leben, rufen ihm voll Wehmuth nach:

„Ehre Deinem Andenken,
Friede Deiner Asche!"

Stimmen aus Rußland.

Die öffentliche Meinung in Rußland, so weit dort dergleichen zu finden ist, entwickelt sich in anderen Progressionen, als die in Deutschland. Die schrittmäßige, allmähliche Entwickelung ist dort unbekannt, die Laune der Geister wird dort weniger als irgendwo durch den Widerstand altgeschichtlicher Einrichtungen gezügelt, und man kann nur eine solcher Einrichtungen in Rußland nachweisen, das Czarenthum. Ob es in dieser Einsamkeit mitten im Flusse der Bewegung und des Neuen eine besondere Sicherheit findet, muß die Geschichte lehren. Die Czaren wollten es aber so, denn die alte Verfassung Rußlands, auf Grund deren das jetzt regierende Haus Romanoff 1613, 21. Februar, zu Moskau von dem Bojarenhause (douma boiarska) und dem Hause der Gemeinen (douma zemskaia) zum Herrscher über Rußland gewählt ward, stützte sich auf eine Fülle alter Einrichtungen im Lande, freilich wohl auch alter und tiefer Trennungen im Lande. Der Freiheit des Landes waren sie jedenfalls wohlthätig. Das Haus der Bojaren bestand aus Edelleuten und einer gewissen Anzahl von Beamten, die der Czar wählte; das Haus der Gemeinen aus Abgeordneten der Geistlichkeit, des Adels und der Städte. Ohne die vorherige Zustimmung beider Häuser durfte der Czar kein Todesurtheil unterzeichnen, keine neuen Steuern auferlegen, keinen Krieg erklären, keinen Frieden schließen. Bis auf Peter den Ersten trugen daher alle Ukase an ihrer Spitze die Worte: Zar oukazall, i boiaré prigovorili (der Czar hat befohlen und die Bojaren haben beschlossen). Peter der Große schaffte die Häuser ab, und kein russisches Buch hat seitdem gewagt, ihrer Erwähnung zu thun. Mit ihnen aber sanken die alten Einrichtungen Rußlands und verflüchtigten sich mehr und mehr die Reste altdeutscher Rechtsanschauung, die selbst in den traurigsten Tagen des Mittelalters sich in dem von Normannenfürsten (Rurik 862—879) aufgeschlossenen und organisirten Rußland erhalten hatten. Je mehr sich aber das Slawenthum vom Germanenthum und seinen alten Traditionen entfernte, desto schneller mußte es, stets in der Lage fremden Geist mit unnachahmlicher Geschicklichkeit sich anzueignen, dem anderen Pole der civilisirten Menschheit, dem

Romanenthum, der französischen Geistesrichtung zugleiten. Dem Germanenthum ging es ja zu gleicher Zeit kaum besser.

Der Staat zog sich in Rußland, ganz nach römisch-französischem Muster, in einen Mittelpunkt zusammen, der alle Macht der Staatstheile auf sich übertrug, der alle Weisheit, Fähigkeit und Beruf dieser einzelnen Theile nun auch besitzen und anwenden sollte, der das ganze Volk, sein Denken und Fühlen und Wollen, zur Domäne machte. Das Volk, aus seiner natürlichen, am Ergehen des Staates stark mitverantwortlichen Stellung herausgeworfen, gab sich mit Lust den altslawischen Impulsen hin und fröhnte einer Vorliebe für das Launenhafte und Willkürliche, das ihm außerdem von Oben her mit vollen Händen geboten wurde: Heute Reformen, Bibel-Gesellschaften, Codificationen, Tugendpreise, morgen Rekruten-Jagden, sibirische Expeditionen, Bart-Reglements, Seelen-Versteigerungen.

Der gewissenhafteste, der edelste Monarch, in solch eine Staatsgesellschaft gestellt, hat erst lange nach einem Ausgangspunkt zu suchen, ehe er einen Weg, der sich wirklich stetig verfolgen läßt, eröffnet. Ob dies Alexander dem Zweiten gelungen, ist noch die Frage. Daß er bereits große Aenderungen in den Stimmungen, wie in den Zuständen hervorgebracht hat, ist gewiß. Ein neues Zeugniß davon liegt uns in der Vorrede eines eben bei Hoffmann u. Campe in Hamburg erschienenen Buches: „Jarolasch. Episoden aus dem Leben in Rußland von D. R. Wendt" vor. Der Verfasser stellt ein Bild aus der Zeit des Todes Kaiser Nikolaus neben den heutigen Tag. Er schreibt:

„Als am 18. Februar (2. März) 1855 die Kunde von dem Tode Nikolai's I. Pawlowitsch durch Petersburg flog, da war nur eine Klage, nur ein Schrei des Schmerzes zu hören. Wäre der Kaiser in gewöhnlichen Zeiten gestorben, so hätte sein Tod schon den tiefsten Eindruck machen müssen. Denn dreißig Jahre hatte er die Zügel der Herrschaft mit starker Hand geführt. Von dem Tage an, wo er vor dem Thurme der Admiralität zu dem Grafen von Dörnberg gesagt hatte, die Rebellion verblendeter Garderegimenter sei eine Familiensache, in welche Europa sich nicht zu mischen habe — von diesem Tage an hatte er die Czarische Majestät in mächtiger, würdevoller Weise repräsentirt; man blickte mit ehrfurchtsvollem Staunen zu ihm empor; man fühlte in seinem Stolze sich stolz. Die Begeisterung für ihn war in den letzten Jahren seines Lebens neu belebt worden durch seine energische, dictatorische Haltung in den Wirren Europas. Es war ein mächtiger Eindruck, den er damals ausübte, wenn er öffentlich erschien. Bei der Frühlingsparade 1849, kurz vor dem Abmarsche der Garden nach Litthauen, sah ich ihn. Die Regimenter standen auf dem Marsfelde, umringt von einer dichtgedrängten Volksmasse auf den Straßen. In den umgebenden Häusern waren die Balkone, die Fenster garnirt mit einem glänzenden Damenkreise. Der Großfürst Michail Pawlowitsch, damals Commandirender der Garde — er starb wenige Wochen darauf in Warschau — hatte eben die Musterung der Truppen beendet, und hielt jetzt mit seiner Suite an der Brücke neben dem alten Michailowschen Palais. Aller Blicke waren dorthin gerichtet, und Schlag Ein Uhr erschien Nikolai auf dem hohen Bogen der Brücke, allen weithin sichtbar, und ein brausendes Hurrah brach los aus allen Kehlen und machte der Begeisterung eines Jeden Luft. Es war nicht der anbefohlene Schrei des Heeres — in diesen Ausbruch der Bewunderung stimmte der Muschik im rothen Hemde eben so freudig ein,

wie die Führer der Aristokratie, die vor der Kaserne des Pawlowschen Regimentes Platz genommen hatten. — Ich sah ihn ein andermal, im Herbste 1850, kurz vor seiner Abreise nach Warschau. Es war gegen Abend; ich trat aus einer Seitenstraße in den Newski-Prospect, als die freudige Bewegung unter dem Volke mich aufhielt. „Gossudar, Gossudar!" (der Herr, der Herr!) erschallte es von allen Seiten, und die Köpfe wendeten sich mit strahlendem Ausdrucke nach der Seite der Admiralität, von wo der Kaiser kommen sollte. In einer kleinen, einspännigen Droschke fuhr er vorüber, mit ernstem Gruße die Huldigungen des Volkes entgegennehmend, und wo er vorüber war, blickte man ihm lange nach, und auf allen Gesichtern lag das stolze Gefühl — „Der ist unser Gossudar." — Acht Tage später begegnete ich ihm auf der „Neuen Welt" in Warschau. Er kam von Lazienka, und hatte den Feldmarschall Paskiewitsch neben sich. Wenn sonst der Fürst-Statthalter durch die Straßen fuhr, so sprengte ein Kosaken-Offizier und drei Kosaken hinter seinem Wagen her, und die Häupter entblößten sich unwillig, weil der Gruß anbefohlen war, und der Nichtgruß strenge Strafen zur Folge hatte. Aber der Wagen des Kaisers rollte ohne Begleitung durch die Straßen, und die Ehrerbietung, die sich vor dem Czaren in dem eroberten Warschau zeigte, war eine ungezwungene und aufrichtige. —

Nun starb jedoch der Kaiser in ungewöhnlicher Zeit, und sein Tod veranlaßte Schrecken und Entsetzen. Wer wird jetzt die Würde Rußlands aufrecht erhalten — so dachte man — jetzt, wo Feinde gegen sie ankämpfen! Wer wird jetzt den Opfereifer des Volks beleben, den Nikolai durch seine ehrfurchtgebietende Festigkeit, seine Geradheit, seinen Ernst hervorgerufen, erhalten und geleitet hat! Er war der Gewaltige in Europa; so lange Er stand, wagten weder die anzugreifen, die er verpflichtet hatte, noch die gegen ihn aufzustehen, denen er als Herrscher-Ideal erschienen war! — So dachte man damals, und wenn man bis dahin auf einen siegreichen Ausgang des orientalischen Krieges vertraut hatte, so tauchte jetzt die Muthlosigkeit auf, und verdumpfte den Schmerz über den plötzlichen Verlust des „Herrn". Viele haben wohl nachmals gesagt, es sei im Augenblicke der Todeskunde ihnen gewesen, als sei der Alp von ihrer Brust gewichen, der eine lange Zeit auf ihnen gelegen — das ist eine Lüge, die nachmals niedrige Schmeichelei erfunden hat. — Aber allerdings machten sich langsam und allmählich andere Gefühle geltend. Zuerst erweckten die Maßnahmen des jungen Monarchen Vertrauen; er versprach ja, Rußlands Integrität und Machtstellung bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Alsdann flößte seine weichere und sanftere Persönlichkeit Sympathie ein. Nikolai war der Coloß gewesen, stark genug, um die schwerste Last zu tragen; Alexander konnte darunter erliegen, und nahm sie doch pflichteifrig auf sich. Nun machte sich die Meinung geltend — die bis dahin in Rußland noch nicht aufgekommen war — daß Nikolai den Krieg hervorgerufen habe, und daß es ein Unrecht wäre, von seinem Nachfolger die Verantwortung für eine That zu fordern, deren Urheber er nicht gewesen war. Man vergaß dabei die Solidarität der Monarchie, man übersah absichtlich, daß Alexander erklärt hatte, im Geiste des „Nievergessenen" fortzuregieren. Es dauerte nicht lange, so erweckten einzelne Veränderungen in der obersten Leitung der Angelegenheiten neue Hoffnungen, und wirkten natürlich auf das Urtheil über Nikolai, seine Zeit und sein System zurück. Als endlich Kleinmichel, in Folge eines telegraphischen Befehls vom Kaiser während seiner Krim-

reise, den Abschied einreichen mußte, da ward diese Ungnade zum Signal einer vollkommenen Wendung der öffentlichen Meinung — wenn man die Stimmung in den Salons der russischen Aristokratie so nennen darf. Der Zorn über den Verlust von Sebastopol, den man noch kurz vorher für unmöglich gehalten hatte, wenn Nikolai am Leben geblieben wäre, verkehrte sich in Zorn über die unwürdigen, jetzt in Ungnade gefallenen „Mitarbeiter" Nikolai's, die an allem Unheil schuld sein sollten; und binnen Kurzem schob man von diesen starren, ungefügen Werkzeugen der Macht die Anklage über den unglücklichen Ausgang des Kampfes auf den unbeweglichen, durch seine eigene Größe verblendeten Sinn des Todten. Von da an war nur noch ein Schritt — und der Ruf „es muß anders werden" knüpfte sich an den ausgesprochenen Willen des jungen Kaisers, „durch den Frieden wieder zu ersetzen, was man im Kriege verloren; durch Hebung der innern Kraft das gesunkene äußere Ansehen wieder zu sichern." Jetzt trieb man bewußt und unbewußt in die unabsehbare Gasse der Reform, und so eifrig that man plötzlich, daß man gern Alles umgestürzt hätte — im Wahne, daß Aenderung Besserung sei — wenn man nur gleich gewußt hätte, wo anfangen!

Wie weit war man am Ende des Jahres 1855 von dem Schmerze entfernt, der sich am 18. Februar desselben Jahres in allgemeinster, aufrichtigster Trauer um den bewunderten Nikolai Luft gemacht hatte! —

Seit jener Zeit drang Rußlands Ruf nach Reform in das übrige Europa, und hier ward man der Ansicht, die Reformen hätten schon begonnen, und der Pariser Friede habe dem Colosse auf thönernen Füßen rechtzeitig Gelegenheit gegeben, sich auf solidere Beine zu stellen.

Und seither geschah mancherlei in Rußland, was als Reform ausposaunt wurde.

Freilich für denjenigen, welcher Rußland kennt, klingt es manchmal komisch, wenn alte Gesetze, die bei Gelegenheit in Erinnerung gebracht wurden, neu genannt werden; wenn allen Ernstes wohlunterrichtet-seinwollende Correspondenten verkünden, daß die Aufhebung der Leibeigenschaft vorgenommen werden solle, unter Bedingungen, welche gerade die Basis der Leibeigenschaft sind; wenn Personen als Verbesserer gerühmt werden, welche die Säulen Nikolaischer Disciplin waren.

In Bezug auf die leitenden Personen bleibt mir eine Anecdote unvergeßlich. Im November 1852 war ich im Vorzimmer eines kaiserlichen Prinzen, und wartete auf Audienz. Neben mir stand ein General, der eine der wichtigsten Unterrichts-Anstalten dirigirte und noch heute dirigirt. Er war im vergangenen Sommer in Deutschland gewesen, und hatte mehrere Universitäten besucht. „Nun", sagte er, „ich habe die deutschen Studenten kennen gelernt! Sind das Menschen? Ist das die Hoffnung Deutschlands? Sie brüllen auf den Straßen; sie laufen herum in bunten Anzügen, farbige Mützen auf dem Kopfe, Rock und wo möglich noch die Weste geöffnet, ohne Halstuch, die Cigarre im Munde. Kein Inspector, kein Pedell bekümmert sich um sie. Ist es ein Wunder, wenn solche zuchtlosen Zöglinge zu Demokraten aufwachsen! Und solche Leute sollen wir in das Land lassen, um unsere Jugend zu verführen und zu verderben! — Nein, der Geist der Empörung ist durch Fremde allein bei uns eingeführt, und da ist es ein Glück, daß jetzt die Grenze gegen sie abgesperrt ist! Gott sei Dank, daß wir auch heute so weit sind, um unsere Kinder durch Männer, die wir gebildet haben, erziehen lassen zu können." — In der ersten Woche des Jahres 1856 traf ich diesen General wie-

der. Auch damals hatte er im vorhergehenden Sommer eine Reise durch Deutschland gemacht. „Ja“, hieß es jetzt, „mit uns mußte es so kommen. Wir haben keine Eisenbahnen — und was wollen die Paar hundert Werst Chausseen in dem großen Reiche sagen! Wir haben kein Volk, statt dessen eine Horde willenloser Menschen; wir haben keine Beamte, nur gefügige Vollstrecker eingeflößter Befehle; wir haben keine Richter, denn kann man diese Maschinen, die nach Gunst und Laune aburtheilen, so nennen? Unsere Generäle verstehen nichts, als geschlagen zu werden; unsere Offiziere lassen sich bewußtlos zur Schlachtbank führen. Und warum ist Alles so bei uns? Weil wir nichts kannten, als Dressur, Disciplin, Subordination! Mußten nicht meine Jungens militairisch antreten, wenn sie zum Theetrinken gingen? War nicht jeder ihrer Schritte vorgeschrieben, unselbständig, bewacht? Wo blieb da das Denken? Wie konnte sich da das Urtheil bilden? Ja! in Deutschland, da ist eine andere Erziehung. Z. B. die deutschen Studenten. Sie müssen nicht in das Colleg gehen; aber sie wissen, daß wenn sie nichts lernen, sie allein die Schuld tragen; und darum lernen sie. Sie haben Interesse an der Wissenschaft, weil kein Zwang sie dazu treibt; sie lieben ihre Professoren, weil sie keine Zuchtmeister sind, sondern Führer in dem Bereiche des Gedankens! Da können wir uns ein Beispiel nehmen; solchen Geist müssen wir unter uns pflegen, um sicher zu sein, daß wir Menschen heranbilden und keine Automaten. Selbst unsere Offiziere müssen wir so bilden, statt in diesen einregimentirten Cadettenschulen. Das bischen Taktik, was ein Offizier braucht, lernt jeder gebildete Mensch in ein Paar Tagen.“ —

Aehnliche Wendungen haben viele der heutigen Staatsmänner Rußlands gemacht. Diese Herren — und es sind gerade die einflußreichsten — berauschen sich mit Phrasen, und schrecken doch vor der Handlung zurück; sie schwindeln sich in einen Liberalismus hinein, der sie im Momente der That im Stiche läßt und der traditionellen Gewohnheit ihr Recht einräumt; sie halten sich selbstgeblendet für Neugeborne, und sind doch weiter nichts, als die alten Hebel der Macht. Aber die Phrase steckt an; der Schwindel wirkt betäubend auf Andere; die eigene Verblendung läßt sie in falschem Lichte erscheinen. Der Traum, daß man reformire, hat allmählich immer weiter um sich gegriffen, und im Traume hat man allerdings einzelne Gesetze gegeben, einzelne Verordnungen erlassen, die auf Reformen hinzielen — in Wahrheit ist direct nichts Wesentliches geschehen, wenn auch Manches vorbereitet und in Angriff genommen ist.

Indirect ist desto mehr erreicht. Die Phrase hat die Disciplin gelockert und die Apathie der Masse erschüttert.

Wohin die nächste Zukunft Rußlands treibt — wer kann das wissen! Die Bewegung des einmal gegebenen Anstoßes kann binnen Kurzem so stark sein, daß die Regierung sie nicht mehr zügeln kann, und daß sie der sich selbst betrügenden Reformrhetoren ebenso spottet, wie der entgegenstrebenden Männer der früheren Zeit. —“

[Das sammtene Buch von Rußland.] Der Adel Rußlands ist keine Corporation, welche die Festigkeit und Regelmäßigkeit des germanischen hätte; das Heidenthum dringt unvermittelt in ihn hinein, und fürstliche Gunst entstellt dann seinen in der Unabhängigkeit begründe-

ten Charakter noch weiter. Das Abendland weiß vom russischen Adel wenig, und mit desto größerem Danke empfangen wir darum ein Buch, das eben in der Buchhandlung von Ferd. Schneider (Lennéstraße 3) erschienen ist und den Titel führt: „**Notice sur les principales familles de la Russie par le prince Pierre Dolgorouky. (Nouvelle édition.)**“ Der Verfasser, der selbst einer der erlauchtesten und ältesten Familien Rußlands angehört, theilt sein französisch geschriebenes Buch in acht Capitel. Cap. I. Fürstliche Häuser Rußlands. II. Häuser mit der Abstammung von Rurik, deren Ahnen den Titel Fürst abgelegt haben. III. Gräfliche Häuser Rußlands. IV. Familien, die in das sammtene Buch eingeschrieben sind. V. Familien von Bojaren des 17. Jahrhunderts, welche ihre Eintragung ins sammtene Buch nicht durchsetzen konnten. VI. Fürstliche Häuser Polens und Lithauens. VII. Fürstliche Häuser von fremdem erlauchten Ursprung, die im Gebiet des Reiches angesessen sind, ohne mit der russischen Fürstenwürde bekleidet zu sein. VIII. Fürstliche und Gräfliche Häuser Rußlands, welche im Mannesstamme erloschen sind.

Eine kurze historische Einleitung eröffnet das interessante Buch. Das Gesetz vom 12. Januar 1682 stellte fest, daß alle russischen Edelleute ohne Ansehen ihres Titels und Ursprungs gleiche Rechte hätten. Dessenungeachtet unterscheidet die officielle Heroldstafel Rußlands in Bezug auf die äußere Ehrenform fünf Stufen, deren letzte die nach Peter dem Großen Geadelten einnehmen.

Der Verfasser bringt, wie schon angedeutet, im ersten Capitel die „**Liste hiérarchique**“ der fürstlichen Häuser Rußlands, und zwar zunächst derjenigen, welche „in männlicher, directer und legitimer Linie, nach dem Rechte der Erstgeburt von Rurik, dem ersten normannischer Souverain Rußlands, abstammen (also vollständig den betreffenden germanischen Kategorien genügen). Es sind die Fürsten Odoievsky, Kolstow-Massalsky, Gortchakow, Eletsky, Zvénigorodsky, Bariatinsky, Obolensky, Dolgorouky, Stcherbatow, Swiatopolk-Tschetwertinsky, Swiatopolk-Mirski, Droucki, Babitschéw, Putiatine, Droucki-Sokolinsky, Droucki-Lubecki, Viasemsky, Stchétinine, Zassékine, Souzow, Sontsew-Zasséki, Shahovskoy, Mortkine, Shéhonsky, Lvow, Prozorovsky, Doulow, Krapotkine, Kozlovsky, Stchépine von Rostow, Kassatkine von Rostow, Lobanow von Rostow, Bélosselsky von Bélozersk, Vadbolsky, Schéléschpansky, Oukhtomsky, Schonisky, Gagarine, Hilkow, Volkonsky, Répnine-Volkonsky. Daran schließen sich die Abkömmlinge Guédimine's, des Gründers der litthauischen Dynastie (der Jagellonen). Es sind die Fürsten Havansky, Galitsyne, Kourakine, Troubetskoy. Auf fast gleich höchster Adelsstufe stehen die russischen Fürsten ausländischen Ursprungs, welche mit der fürstlichen Würde Rußlands bekleidet sind. Es sind die Fürsten Voronecki, Czartorysky, Koriatowitsch-Kourzewitsch, Sangousko, Bagratione, Dadianow, Metchersky, Ouroussow, Tcherkasky, Tsitsianow, Youssoupow. Weit ab von diesen stehen die seit Peter dem Großen mit der fürstlichen Würde Bekleideten. Es sind die Fürsten Menschikow (1707), Romodanosky-Ladyjensky, Lapoukhine (1799), d'Ithalie, Comtes Souvorow von Rymnik (1799), Argoutinsky-Dolgorouky (1800), Saltykow (1814), Barclay de Tolly (1815), von Lieven (1826), von Warschau, Grafen Paskévitsch von Erivan (1831), Kotchoubey (1831), Wassiltschikow (1839), Czernyschew (1841), Woronzow (1845), Tarkovsky (1849), Tschingis (1853), Orloff (1856).

Der Verf. giebt zu jedem Familiennamen eine kurze historische Notiz, die oft sehr pikant ist, denn der Stammbaum manches dieser Fürsten führt

auf heidnische oder mohamedanische Abstammung, anderseits auf Gräuel und Niedrigkeiten, auf welche der Verf. mehrmals mit Entrüstung hindeutet, zurück.

Im zweiten Capitel folgen die wenigen Familien, welche von Rurik in männlicher, directer und legitimer Linie abstammen, deren Ahnen aber den ihnen seit ältester Zeit gebührenden Fürstentitel abgelegt haben, „weil sie diesen Titel für unerträglich erachteten mit der Lage moskowitischer Bojaren, auf welche sie nach dem Verluste ihrer Fürstenthümer zurückgebracht waren. Diese stolzen Ehrenmänner sind die Tatistschew, Derapkine, Rjevsky, Tolbouzine und Liapounow. Zwei Tatistschew haben den Grafentitel von Kaiser Alexander I. und von Nikolaus angenommen; Dmitry Tatistschew, früher russischer Gesandter in Wien, jetzt Ober-Kammerherr und Mitglied des Reichsrathes, hat den Grafentitel ausgeschlagen. Aus der zweiten Familie ist der General Peter Derapkine bekannt, der 1805 starb. Er schlug ebenfalls den ihm von Catharine der Großen angebotenen Grafentitel aus.

Der Grafen- und Baronentitel waren in Rußland bis auf Peter den Großen ganz unbekannt. Der (deutsche) österreichische Kaiser gab das Signal zu den willkürlichen Titelverleihungen. Die ersten Russen, welche den Grafentitel durch Peter den Großen erhielten, hatten vorher von Kaiser Leopold den Titel von Grafen des heiligen römischen Reichs erhalten. Es waren Menschikow und Admiral Golowin. Dem Ersteren verlieh derselbe Kaiser drei Jahre darauf auch die Würde eines deutschen Reichsfürsten, und Peter der Große verlieh ihm darauf, als dem Ersten, auch die russische Fürstenwürde.

Der erste russische Baron war der Vice-Kanzler Schafirow (1710), dem seine Würde 1723 wieder genommen und 1726 zurückgegeben wurde. „Der Titel eines Barons hat in Rußland gar keine gesellschaftliche Bedeutung und der Name baron russe hat sogar etwas Lächerliches, was aus der Gewohnheit kommt, ihn den Hof-Banquiers zu übertragen, und das in einem Lande, wo die industrielle Klasse gar kein Ansehen genießt. Selbst ein Hofzwerg erhielt 1726 diesen Titel. Als russische Barone führt der Verfasser auf: Soloview (holl. Banquiers), Tscherkassow (Privat-Secretair Peter des Großen), Fredericks (Hof-Banquier), Meßmacher (Privat-Agent Catharina's), Meller-Zakomelsky (General unter Catharina II.), Velho und Rall (beides Hof-Banquiers Pauls), Stieglitz (Louis Stieglitz, Hof-Banquier von Nikolaus, erhielt den Titel 24. August 1826), Bode (1840), Fränkel (Warschauer Banquier).

Das sammtene Buch (barhatnaja kniga) ist 1682 geschlossen worden, es enthält eine freilich unter vieler Willkür entstandene Aufzeichnung aller der zum russischen Adel gehörigen Personen. Die Czaren, welche durch eine Reihe von Maßregeln den alten ihnen ebenbürtigen Adel in den Rang der gewöhnlichen Bojaren herabgedrückt hatten, schlossen endlich, als sie ihr Ziel ereicht hatten, mit diesem Buche den Kreis des Adels. Alle Versuche Späterer, ihren Namen in dies Buch hineinzudrängen, waren vergeblich, selbst die der Naryschkine, welche doch dem Kaiserhause verwandt wurden.

Druck von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.

Zu den Wahlen.

Je näher die Zeit der Wahlen rückt, desto dringender wird die Pflicht der Wähler, sich über ihre Haltung und Stimmgebung zu verständigen. Es ist diese Verständigung in Wirklichkeit leichter, dem Anschein nach schwieriger, als bei früheren Gelegenheiten derselben Art; schwieriger dem Anscheine nach, weil die alten Parteigliederungen im offensten Verfall begriffen sind und das Schlagwort: „constitutionell" eben so sehr seinen Klang als das andere: „conservativ" seine eigentliche Bedeutung verloren hat. Was kann man auch jetzt mit dem letzteren Worte meinen, was möchte man „erhalten" wollen von Zuständen, wie die jetzigen? Und diejenige Wendung, welche das Wort vor Jahren auf einen Augenblick hier und da nehmen zu wollen schien, daß es auf die Erhaltung von Thron und Altar anspielen sollte, kommt natürlich bei Vorgängen, wie Wahlen und überhaupt Kundgebungen einzelner Volkskreise es sind, nicht in Betracht: Königthum und Christenthum müssen denn doch dafür danken, durch gnädige und gut gelaunte Wähler „erhalten" zu werden. Nichts schadete übrigens in der letzten Zeit einer ganzen Partei mehr, als daß sie durch den Doctrinarismus und die Wortfülle einzelner ihrer Führer beim Lande in das Ansehen kam, als bilde sie sich ein, die höchsten Güter in Preußen gerettet und vor dem übrigen Volke gerettet zu haben.

Das Schlagwort „constitutionell" hat eben so sehr seinen Klang, als das vorher genannte seinen Sinn verloren. Die Schwärmerei für die beste der Verfassungen und die Zeit der Klopffechter für dies oder jenes Veto und für diese oder jene Parlaments-Formation ist in Preußen für immer vorüber; abgesehen von allen anderen Meinungen, hat sich doch bei allen verständigen Männern im Vaterlande die Ueberzeugung festgestellt, daß eine wirkliche Herrschaft des Parlamentes in Preußen nicht möglich, und daß der Schein-Constitutionalismus nicht thunlich sei, weil beide Arten des Regimes das Königthum gefährdeten, die erstere Art zu Gunsten der Parlaments-Cliquen, die andere Art zu Gunsten eines allmächtig werdenden Ministeriums, einer unpopulär werdenden Bureaukratie, welche leicht in Polizei-Willkür umschlägt und ausmündet.

Mit dem Hervortreten solcher Einheit der Haupt- und Grundansichten aller Wähler ist der alten Parteiorganisation ihre Basis genommen, und wenn in Folge dessen die Verständigung zwischen den Wählern über ihre Haltung und Stimmgebung schwieriger geworden

zu sein scheint, so ist sie in Wirklichkeit leichter geworden. Die verwirrenden Einflüsse eines Parteitreibens, das sich doch auf keine wirklichen Parteien des Landes stützte, fallen mehr und mehr fort; es handelt sich für die Wähler mehr darum, Männer zu wählen, deren Gesammtcharakter ihnen bekannt ist und über deren Stellung zur Vergangenheit sie sich ein genaues Urtheil bilden können, als Männer, deren politisches Programm in dem oder jenem Paragraphen etwa von der Doctrin der „conservativen“ oder „constitutionellen“ Katheder abweicht.

Worauf es ankommt, ist, daß in die nächste Kammer Männer eintreten, welche von der Nothwendigkeit eines starken Königthums in Preußen auf das Festeste durchdrungen sind, welche zweitens fest glauben, daß dies Königthum seine Stärke nur aus der freien Unterstützung des Volkes erhalten kann, welche drittens darum aller Willkür und auch aller vormundlichen Herrschaft der Polizei und des Bureau's feind sind, und diese Feindschaft durch die Art ihres offenen Urtheils über die letzten zehn Jahre documentiren, welche viertens das Volk, „das preußische Volk“, weder als eine durcheinanderfluthende Masse, noch als einen Stand auffassen, sondern im Begriffe „Volk“ alle lebenskräftigen Elemente desselben in Stadt und Land zusammenfassen und den Beruf zum Selfgovernment — den Beruf, für sich Recht zu finden und Recht zu sprechen und Recht zu üben und zu verwalten — in allen geordneten und wirklich befestigten Volkskreisen offen und herzlich anerkennen. Die Offenheit und Herzlichkeit dieser Anerkennung muß schließlich daraus hervorgehen, daß die zu wählenden Abgeordneten einen ernsten Willen zeigen, auch die schwierige Frage der preußischen Städtepolitik fest ins Auge zu fassen und den Städten größere Selbstständigkeit, aber auch größere Festigkeit ihrer inneren Ordnung und größere Verantwortlichkeit zu gewähren. Die Festigkeit dieser inneren Ordnung ist für uns aber nicht bloß in mittelalterlichen Vorbildern beschlossen; wir fanden dafür auch in manchen heutigen Städten Preußens Boden und Verhältnisse vorbereitet genug.

Es gereicht uns zur Freude, bemerken zu dürfen, daß unsere Haltung zu den schwebenden Dingen der preußischen Politik bei dem großen wahrhaft königlich gesinnten Theile der Nation einen Anklang findet, auf den wir Angesichts der Thatsache, daß die „Berliner Revue“ von den weiteren Kreisen des Publicums in den ersten Jahren ihres Bestehens in eine Art von Bann gethan worden war, kaum zu rechnen wagten. Aber man muß es endlich herausfühlen, daß es sich in diesen Blättern um kein Sonderinteresse, um keinen Privilegienschutz handelt, daß hier Grundsätze zu Gunsten des ganzen Volkes und mit der vollen Ueberzeugung, daß ohne ihre Beherzigung kein Fortschritt zur Freiheit möglich, vertreten werden. Dennoch wollten wir niemals an das Ziel der Freiheit durch gegenfreiheitliche Maßregeln kommen und uns gern

bescheiden, diesem ersehnten Ziele fern zu bleiben, könnte ein Weg dahin nach unserem Sinne nur durch mechanische und rohe Mittel gebahnt werden. Dadurch geben wir uns mehr, als unsere Gegner es dachten, in die Hand der allgemeinen Entwickelung, deren Einflüssen sich übrigens diejenigen am wenigsten zu entziehen wissen, welche meinen, sie mit vollendeter Feindschaft zu bekämpfen. Nomina sunt.

Aber so angenehm uns jede einzelne Anerkennung ist, so kann dies uns doch nicht bestimmen, die Aussöhnung zwischen den Gegensätzen, um die es sich zunächst im preußischen Vaterlande handelt, als leichter zu behandeln, als sie in der Wirklichkeit ist, und die „Kölnische Zeitung" z. B. hat schwer Unrecht, wenn sie uns wegen des Abdrucks und der Empfehlung unseres neulichen Artikels: „Die preußischen Westprovinzen" tadelt. Sie schreibt:

„Nur wünschen wir doch, daß mehr und mehr alle Ueberzeugungen sich auf dem Boden der bestehenden Verfassung halten mögen, und weder Republikaner, welche das Königthum nicht anerkennen, noch „wolfsäugige" Ultra-Uckermärker, welche nur von einem „Preußen bis zur Elbe" wissen wollen, möchten wir gewählt sehen! Die „Berliner Revue" geht über das erlaubte Maß der patriotisch-möglichen Meinungs-Verschiedenheit hinaus, wenn sie heute in einem folgenden Artikel den landesverrätherischen Gelüsten der letzteren in ihren Spalten Raum und fast Beifall schenkt. Die preußischen Westprovinzen sind so gut preußisch wie die östlichen und fühlen sich empört durch solches Gerede von „künstlicher Staatseinheit"" u. s. w.

Mit dieser Zurückweisung der „Kölnischen Zeitung" ist so gut als nichts gethan, und ihr Epitheton ornans für die Ultra-Uckermärker dient auch schwerlich dazu, die Versöhnung, welche so nothwendig ist, zu beschleunigen. Es herrscht nun einmal ein tiefer Gegensatz zwischen dem Kern der preußischen Monarchie und dem Rheinlande, und mögen die Rheinländer Gazellen- oder Tauben-Augen haben und unsere Wolfs-Augen noch so häßlich finden, dennoch steht das fest, daß Preußens Geschicke auf die Augen dieser östlichen Stämme gestellt sind, und daß eine Verschmelzung derselben mit anderen Stämmen, welche der preußischen Monarchie nützen soll, nur sehr vorsichtig und nach Anhörung aller Gegensätze und vor Allem nur dann ermöglicht werden kann, wenn das neu hinzutretende Glied sich dankbar und bescheiden zeigt. Und am Letzteren ließ man es doch, wie tausend Thatsachen lehren, am Rhein in den letzten vierzig Jahren oft fehlen. Wir wünschen aus den schönen Landen keineswegs eine „Fichtenschonung" gemacht, noch sie durch einen Vice-Consul regiert zu sehen; wir wünschen, daß ihnen deutsches Recht, städtische Selbstständigkeit und eine eben so freie als feste Ackerverfassung werde, und wir glauben, daß solch eine freie locale und provinzielle Ordnung die rechte und einzig rechte Basis für eine innere Verknüpfung mit den alten Provinzen abgeben kann. Aber die Rheinländer dürfen kein Anrecht auf besondere Bevorzugung in der Monarchie proclamiren.

Ueber die Nothwendigkeit corporativer Credit-Anstalten.

Gar viel ist seit einer Reihe von Jahren über die Belebung und Kräftigung des Corporationswesens geredet und geschrieben. Man kann sagen, es ist ein Lieblingsthema der sogenannten conservativen Partei geworden, aber man sucht vergeblich nach den Thaten, welche solchen Worten entsprächen. Selbst wo diese conservative Partei in den Ständeversammlungen zur Majorität gelangte und folglich in der Lage war, einen wesentlichen Einfluß auf die Gesetzgebung und Verwaltung auszuüben, ist in diesem Sinne so viel als Nichts geschehen. Die Corporationen haben weder an rechtlichen Befugnissen, noch an effectiver Macht gewonnen, im Gegentheil, ihre reale Bedeutung ist im Verhältniß zu anderen Lebensmächten im Abnehmen.

Wir sehen auf der einen Seite eine sich immer mehr ausdehnende Staatsgewalt, auf der anderen Seite eine sich immer mehr in ihre Elemente sich auflösende Gesellschaft, die sich lediglich in der Steigerung der Individualkräfte gefällt, indessen die Corporationen, welche zwischen diesen beiden Extremen in der Mitte liegen, immer mehr in ihrer Wirkungssphäre eingeengt, wie in ihren Machtmitteln geschwächt werden.

Es ist wahr, es giebt außer den Corporationen noch etwas Anderes, was auch zwischen Staat und Individuum in der Mitte liegt und vielleicht als Ersatz für die absterbenden Corporationen dienen soll, wir meinen die A s s o c i a t i o n e n, die sich in unserer Zeit auf allen Gebieten des Lebens entwickelt haben. Hier richten sie sich auf religiöse oder wohlthätige Zwecke, dort auf Künste und Wissenschaften, dort auf geselligen Lebensgenuß, am meisten aber auf materielle Unternehmungen der verschiedensten Art, durch zahllose Actiengesellschaften. Sie schreiten mit Dampf fort und zeigen uns die Eisenbahnen als ihre glänzendsten Resultate. Die lucrativsten Resultate aber gewähren ihnen die Actienbanken und Mobiliar-Credite, mit dem Speculationsschwindel und der Handelskrisis im Gefolge. Das ist die Rückseite der Medaille.

Trotzdem wollen wir die Bedeutung dieser Association keineswegs herabsetzen. Ihre rapide Entwickelung beweist, daß sie jedenfalls einem Bedürfniß der Zeit entsprechen, und daß sie die gegebenen Verhältnisse wohl zu benutzen verstehen, wie dies die Corporationen leider nicht zu verstehen scheinen. Auch bilden sie offenbar ein Gegengewicht gegen den Individualismus, so daß schon manche denkende Köpfe, welche eben diesen Individualismus für verwerflich halten, das ganze Heil der Zukunft in der Association erblickt haben. Wir unsererseits halten dies für einen verhängnißvollen Irrthum.

Die Associationen bilden allerdings wohl eine Reaction gegen den Individualismus, allein sie stehen selbst noch auf dem Boden desselben. Nach individuellem Belieben tritt man in die Association ein oder aus;

die Mitgliedschaft ist etwas eben so Zufälliges als Aeußerliches und Veränderliches, was weder mit der Persönlichkeit, noch mit der Lebensstellung der Mitglieder verschmilzt. Die Associationen selbst stützen sich auf keine realen oder bleibenden Elemente und besitzen in sich selbst keine Stabilität. Auch ist ihre Tendenz nicht auf eine gesellschaftliche Organisation gerichtet, im Gegentheil, sie durchziehen und durchsetzen alle positiven Organisationen localer oder ständischer Art, und reichen oft selbst weit über die Grenzen der Staaten und Nationen hinaus. Eben daraus entspringt freilich das Freie, Schwungvolle und Großartige ihrer Wirkungen, aber es folgt daraus zugleich, daß sie niemals zu einer wirklichen Organisation der Gesellschaft führen, also niemals zu einem Unterbau des Staates dienen und niemals die Corporationen ersetzen können.

Wie sonderbar ist es nun, wenn dieselbe Staatsgewalt, welche die Corporationen mit so eifersüchtigem Blick betrachtet, und dieselben fortwährend einzuengen sucht, die Associationen hingegen um so freigebiger ausstattet, und dieselben sogar mit ihren Regalien belehnt! Wie sonderbar ist es, daß man Bankgesellschaften mit dem Münz-Regal begnadigt, während man gleichzeitig den Communen die ihnen nach natürlichem wie historischem Rechte zukommende Local-Polizei entzieht! Wer löst uns diesen Widerspruch? Denn Widerspruch ist es durch und durch.

Man hat die politischen Consequenzen des Individualismus als destructiv anerkannt und abgelehnt, aber auf dem ökonomischen Gebiet florirt dieser Individualismus nach wie vor und wird durch die Bank- und Credit-Gesellschaften nicht etwa überwunden, sondern findet gerade darin den wirksamsten Dünger, aus welchem er am üppigsten hervorwuchert.

Es ist schon viel von der Ausbeutung der Arbeit durch das Capital gesprochen, aber wo ist diese Ausbeutung je schamloser betrieben worden, als bei der Gründung der seit einigen Jahren so zahllos emporgeschossenen Bank- und Credit-Gesellschaften? Denn wer hat je so scandalöse Gewinne gemacht, als die Gründer dieser Gesellschaften, und woher werden schließlich diese Gewinne entnommen, als von den Erträgnissen der Arbeit? Und welches waren die Resultate dieser Stiftungen? Ein rasendes Speculations-Fieber verbreitete sich nach allen Seiten, gleich gefährlich für den moralischen Charakter der Menschen, wie für die Solidität der Geschäfte. Es erfolgte eine allgemeine Ueberspannung des Credits und bald darauf die Handels-Krisis mit ihren Bankerotten und mit ihrem Ruin.

Solche Associationen also, welche so weit reichende und so verderbliche Wirkungen auszuüben vermögen, werden von der Staatsgewalt als etwas Ungefährliches angesehen und sogar ausdrücklich privilegirt, während man gleichzeitig die leisesten Regungen der Communal-Freiheit mit Mißtrauen betrachtet. Noch einmal, wer löst diesen Widerspruch? Denn Widerspruch ist es unläugbar. Oder wie kann man auf politischem Gebiete conservativ sein wollen, während man auf dem ökonomischen Gebiete die großartigste Destruction gestattet.

Man sieht, wie wenig noch der Zusammenhang zwischen den politischen und ökonomischen Verhältnissen erkannt und anerkannt worden ist. Diese Behauptung gilt für das ganze Gebiet der Oekonomie, am meisten aber für das Gebiet des Verkehrs, und auf diesem Verkehrsgebiet wieder am meisten für das Creditwesen. Und doch bildet gerade das Creditwesen den Knotenpunkt der ganzen modernen Oekonomie. Hier oder nirgends wird daher der ökonomische Individualismus zu überwinden sein. Und hier gerade bietet er uns die Möglichkeit dar, ihn mit seinen eigenen Waffen zu schlagen.

Der Credit führt die Individualkräfte zu ihrer höchsten Entfaltung, aber er untergräbt zugleich ihre isolirte Selbstherrlichkeit. Er zeigt ihnen ihre Abhängigkeit und nöthigt sie, selbst gegen ihren Willen, sich wieder als Glieder eines gesellschaftlichen Zusammenhangs zu fühlen. Zu ihrem Culminationspunkt gelangt, schlägt also die individualistische Richtung in ihr Gegentheil um und muß selbst zur Begründung eines neuen Systems dienen.

Die mittelalterliche Naturalwirthschaft band die Menschen zusammen, aber durch das Band der Unfreiheit. Die moderne Geldwirthschaft löſ'te die Unfreiheit, aber isolirte die Menschen. Die Creditwirthschaft hingegen wird neue Verbindungen herstellen auf der Basis der Freiheit. Sie umfaßt daher die Keime der Zukunft. Und wenn seit Einführung der Geldwirthschaft alle Existenzen unsicher geworden und das ganze sociale Gefüge einem Zersetzungsproceß verfallen ist, aus welchem die politischen Explosionen wie die Gewitter aus dem gestörten Gleichgewicht der Atmosphäre entspringen, so wird man demnach schließen müssen, daß eine wirkliche Erneuerung der Gesellschaft nur durch ein neues Wirthschafts-System zu erreichen ist, welches den zersetzenden Geist der Geldwirthschaft überwindet. Ein solches System ist, wie wir sogleich zeigen werden, in der Creditwirthschaft zu suchen. Darum sind alle Einrichtungen auf dem Gebiete des Credits von der weitreichendsten Wirkung, und was die Gesetzgebung und die Verwaltung auf diesem Gebiete erreicht oder verfehlt, davon werden die nachkommenden Geschlechter im Guten oder im Bösen die Folgen empfinden.

Schon der Name „Credit", d. h. Vertrauen, deutet nicht auf eine egoistische Selbstherrlichkeit, sondern auf ein Verhältniß der Gegenseitigkeit. Das Geld isolirt den Menschen und stellt ihn auf sich selbst, weil man für Geld Alles haben kann, und nur der Geldlose wird von dem Geldbesitzer abhängig, der Credit hingegen begründet eine allseitige Abhängigkeit durch allseitiges Vertrauen. Das ist der Charakter des Credits, wie er deutlich genug hervortritt, wenn wir nur einen Blick auf die Praxis werfen.

Hans leiht dem Peter, weil er ihm zutraut, er werde zahlen wollen und auch die Mittel besitzen, um zur festgestellten Zeit zahlen zu können, und weil er dies Vertrauen in Peter's Zahlungsfähigkeit

setzt, so sieht er seine Forderung an Peter wie ein disponibles Capital an, und borgt auf Grund dessen selbst von Michel, der es hinterher wieder ebenso macht, und so geht es fort. Durch Credit-Nehmen und Credit-Geben entsteht bald eine Kette, welche den Ersten, der Credit nahm, mit dem Letzten, der Credit gab, in einen unsichtbaren Zusammenhang bringt, und vielleicht gar zu dessen Gläubiger macht. Auf diesem allseitigen Creditiren beruht der heutige Verkehr und die Circulation der Capitalien, die den Lebenssaft der modernen Gesellschaft bilden. Und welchen Ausartungen diese Circulation auch unterliegen mag, — der allerschlimmsten, wenn das circulirende Capital kein wirklich existirendes, sondern ein bloß mögliches, und vielleicht gar fingirtes ist, — das Princip ist nichtsdestoweniger wahr und heilsam, denn es besagt nichts Anderes, als daß alle Dinge, welche einen materiellen Werth haben, zu welchem sie zu kaufen oder zu verkaufen sein würden, auch sofort circulationsfähig werden, ohne bereits verkauft zu sein, und selbst ohne je verkauft zu werden. In Folge dieses Princips wird also die Macht des baaren Geldes in dem Verkehr so viel als möglich reducirt, um dafür diejenigen Güter an die Stelle zu setzen, welche einen wirklichen Gebrauchswerth haben, während das Geld doch nur einen Tauschwerth hat. Wir werden dadurch gewissermaßen zu der ursprünglichen Form des menschlichen Verkehrs zurückgeführt, d. h. zum Tausch. Man kann sagen, der Creditverkehr ist der durch die Kunst wiedergeborene und potenzirte Tauschverkehr.

Nun ist aber klar, daß diese Creditwirthschaft, je mehr sie sich entwickelt, um so mehr einer Menge eigenthümlicher Institute bedarf, ohne welche sie gar nicht existiren kann, und eben so klar ist, wie umgekehrt diese Institute einen entschiedenen Einfluß auf den Verkehr ausüben, und daß dieser Einfluß wachsen muß, je vielseitiger sich der Credit entwickelt, weil er in demselben Maße um so mehr künstlicher Vermittelungen bedarf. Solche Institute sind dreierlei Art. Nämlich 1) die Rechtsinstitute, welche für alle Formen des Darlehns die rechtliche Sicherheit gewähren, 2) die Transportanstalten, welche den materiellen Umsatz der Güter ermöglichen, 3) die Banken, d. h. diejenigen Anstalten, welche allen materiellen Gütern die Circulationsfähigkeit des Geldes verleihen sollen.

Von diesen drei Arten von Instituten sind die letzten diejenigen, welche am tiefsten in den Verlauf des Credits eingreifen können und auch bereits eingegriffen haben, welche aber bisher noch am wenigsten systematisch ausgebildet worden sind, dessen sie doch so sehr bedürften. Allein man hat sich wenig darum bekümmert.

Nach den Grundsätzen des liberalen Oekonomiesystems, welches in dem Gehenlassen die höchste Staatsweisheit erblickt, hat man die Creditanstalten der Privatspeculation anheimgegeben, und so hat sich das Creditwesen ohne irgend welche planvolle Leitung aus dem privaten Be-

lieben herausentwickelt, wie es dem lieben Gott, oder vielleicht dem Teufel, gefallen mochte. Nach diesen Grundsätzen, welche seit zwei Menschenaltern mit geringen Variationen tagtäglich aufgetischt wurden, so daß man sich wundern muß, wie es noch Leute giebt, welche dieselbe ohne Ekel immer und ewig wiederzukäuen vermögen, — nach diesen Grundsätzen ist die Sache freilich sehr einfach. Es macht sich ja alles ganz von selbst. Denn wie es niemals an Bäcker- und Fleischerläden fehlen wird, wenn man den Leuten nur nicht das Backen und Schlachten verbietet, so werden sich auch Leute finden, welche einen Geldladen, d. h. eine Bank einrichten. Ihr eignes Interesse wird ihnen dabei das rechte Verfahren lehren, und machen sie etwa exorbitante Gewinne, so werden sie schon Concurrenten finden, welche den Gewinn auf den naturgemäßen Satz herabdrücken. Also allgemeine Bankfreiheit, welche ja nur ein Zweig der allgemeinen Gewerbefreiheit ist, und damit Punktum. Nichts einfacher und nichts klarer als dies.

Dieses Princip ist, wenngleich mit einigen Einschränkungen, so doch der Hauptsache nach, in Nord-Amerika zur Geltung gekommen, welche Früchte es aber daselbst getragen, darüber kann nach der bekannten Botschaft des Präsidenten, in Folge der jüngsten Handelskrisis, kein Zweifel mehr sein. Herr Buchanan, der doch wohl in der Lage sein muß, die Zustände der Union übersehen zu können, und der gleichzeitig das dringendste Interesse besitzt, es mit den dort so mächtigen Banken nicht zu verderben, klagt diese Banken öffentlich an als die Hauptursachen des allgemeinen Schwindels und des allgemeinen Bankerotts, und er thut dies in seiner Botschaft an den Congreß, d. h. in der feierlichsten Form, welche die Vereinigten Staaten kennen. Ein solches Wort wiegt Folianten auf, und man kann sagen, die Bankfreiheit ist damit vom praktischen Standpunkte aus gerichtet. Denn wenn sie nicht einmal für Amerika paßt, wo sich doch die Speculationswuth in den unermeßlichen und noch unbesetzten Räumen immerhin einigermaßen austoben kann, wie sollte sie für das alte Europa passen, welches für seine socialen Krankheitsstoffe keine Abzugs-Bassins mehr besitzt?

Gleichzeitig ist vom theoretischen Standpunkte aus Herr Robert v. Mohl aufgetreten, um nicht nur den Bank-Excessen, sondern schlechtweg dem Bankwesen jeder Art den Krieg zu erklären, indem er nur die privaten Banquier-Geschäfte gelten lassen will. Wir halten die Beweisführung für diese Ansicht keinesweges für concludent, allein wenn ein so namhafter Staatsgelehrter, wie Mohl, mit solchen Behauptungen auftreten kann, so scheint uns darin doch ein Anzeichen zu liegen, daß die Lehre vom Credit wohl noch sehr wenig aufgeklärt sein muß, und eben darum noch sehr verschiedene Ansichten zuläßt. Die Praxis bestätigt dies nur zu sehr, da sie überall ein unsicheres Schwanken verräth, das weder Maß noch Richtung erkennen läßt.

In ganz Europa unterliegt das Bankwesen sehr erheblichen Beschränkungen, ohne daß man principielle Gründe für diese oder jene Beschränkung angeben könnte. Es ist ein unsicheres Umhertappen. Ueberall aber beruhen die Banken auf Associationen oder Actien, in sofern sie nicht reine Giro-Banken sind, wie die alte Hamburger Bank.

Das ist es nun eben, wogegen sich diese Zeilen richten sollen.

Man hat die Banken bisher überall nach den individualistischen Formen der Geldwirthschaft behandelt. Irgendwelche Capitalisten treten demnach zu ihrer Gründung zusammen, die Staatsgewalt ertheilt unter gewissen Beschränkungen die Concession, und übt hinterher eine mehr oder weniger tiefeingreifende Controle. So entstehen unsere Banken, und so stehen sie ganz außerhalb des politischen und socialen Organismus, auf den sie daher selbst zerstörend einwirken müssen.

Das ist aber so geschehen, und geschieht noch heute so, weil man das Wesen des Credits noch nicht erkannt hat, indem man denselben nur für einen Zweig der Geldwirthschaft hält, während er doch dazu bestimmt ist, sich zu einer neuen, viel edleren und höheren Wirthschaftsform zu entwickeln, deren Grundcharakter nicht individualistisch, sondern social ist. Die Formen der Geldwirthschaft kleben ihm inzwischen nur noch wie die Saamenblättchen an, die nicht zum Wachsen, sondern zum Abfallen bestimmt sind, und sobald als möglich abzustreifen wären.

Schon jetzt hat der Credit ein weit reichendes Netz durch die ganze Gesellschaft gewoben, dessen Bedeutung uns leider nur momentan zum Bewußtsein zu kommen scheint, nämlich wenn der Credit stockt, d. h. in Handelskrisen. Da zeigen sich die Fäden des Zusammenhangs, indem sie abzureißen drohen, und vielfach wirklich reißen. Aber das Netz ist vorhanden, es ist aus lebensvollen Fibern gebildet und trägt die Zukunft in sich. Was wird erst daraus werden, wenn man den Credit von den individualistischen Elementen befreit, die ihn bisher nicht sowohl ernähren als vielmehr ausbeuten, und nicht sowohl organisiren als vielmehr verwirren, und anstatt ihn auf die großen socialen Bedürfnisse der Zeit hinzuleiten, ihn vielmehr auf die breit getretenen Wege des liberalen Egoismus hindrängen.

Den Banken ist in dieser Beziehung eine große Macht gegeben. Sie bilden die Concentrationspunkte des Credits, die Hebel seiner Entwickelung, und sind daher von größtem Einfluß auf seine Richtung, im Guten wie im Schlimmen. Leider sind bisher die schlimmen Einflüsse bei weitem am meisten hervorgetreten. Ueberall begünstigen die Banken mehr die Speculation als den eigentlichen Handel, den Handel mehr als die Fabrikation, die Fabrikation mehr als den Ackerbau, d. h. sie kehren die Rangfolge, welche diesen Geschäften nach ihrem socialen Werth zukommt, gradezu um. Desgleichen begünstigen sie das große Capital vor dem kleinen, und befördern die Centralisation der Capitalien in den großen Städten. Endlich erleiden sie fast überall gewisse Coterie-Einflüsse, wodurch sie oft nur zum Werkzeug der hohen Finanz werden.

Erwägt man die aus dem Allen entspringenden Folgen, so wird ein unbefangenes Urtheil zugestehen müssen, daß die Banken bisher überwiegend schädlich gewirkt haben. Auch wird es immer so sein, so lange die Banken selbst Speculationsunternehmungen bleiben, während sie vielmehr als Anstalten der öffentlichen Wohlfahrt verwaltet werden müßten, die selbst keinen Gewinn beabsichtigen, sondern für ihre Dienstleistungen nur den Betrag der Selbstkosten einzuziehen haben.

Ist der Credit seiner inneren Natur nach ein sociales Wesen, und sollen die Banken dazu dienen den Credit dieser seiner Natur nach zu entwickeln, d. h. zum Besten aller Elemente der Gesellschaft, so müssen sie selbst sociale Institute sein. Da ferner der Credit die Wirkung hat, daß er einen großen Kreis von Menschen mit einem Netz von tausendfältigen Verbindungen umspannt, wodurch Alle in Mitleidenschaft gezogen werden, selbst diejenigen, welche selbst keine Creditgeschäfte machen, wie andrerseits auch Alle die Segnungen des Credits mit genießen, und da also kurz gesagt, der Credit seiner Natur nach in solidum wirkt und wirken soll, so müssen Creditanstalten immer unter solidarischer Garantie des ganzen Bezirkes stehen, der ihre natürliche Wirkungssphäre bildet.

Diesem Principe gemäß, müßte es in den großen Städten Stadtbanken geben, d. h. Banken, welche für die Creditgeschäfte der gesammten Bürgerschaft bestimmt sind, und darum auch von der gesammten Bürgerschaft zu garantiren, wie andrerseits von den Repräsentanten der Bürgerschaft zu verwalten wären. Eben so müßte es Kreisbanken geben für alle Kreis-Insassen und unter solidarischer Haftung derselben von den Kreiscorporationen geleitet. Ueber beiden würden sich die Provinzialbanken erheben, für Creditgeschäfte mehr allgemeiner Natur bestimmt, und endlich über diese wieder die allgemeine Landesbank als Staats-Institut. Nur diese Letztere dürfte Noten ausgeben, während alle andern Banken ihre Noten von der Staatsbank zu entnehmen hätten.

Dies sind die Grundlinien eines Creditsystems, wie es unseren Ideen nach sich gestalten müßte.

Wir kehren damit zu dem Ausgangspunkt unserer Betrachtung zurück, das ist zu den Corporationen, indem wir jetzt noch zeigen wollen, wie sehr dieselben durch ein solches Creditsystem an innerem Zusammenhalt wie an effectiver Macht gewinnen würden. Es bedarf dazu nur weniger Worte, die Sache spricht für sich selbst.

Bildet doch das Creditwesen den Knotenpunkt aller ökonomischen Verhältnisse der Gegenwart, die ihrerseits wiederum die Basis der ganzen socialen Entwickelung bilden. Und wenn die Banken, welche bisher nur einer kleinen begünstigten Minorität dienten, doch schon eine so große Macht besitzen, welchen Aufschwung müssen sie erst gewinnen, wenn sie als Corporations-Banken mit allen Mitgliedern der Corpora-

tion in Verbindung treten, und welche Macht muß daraus für die Corporationen selbst erwachsen! Und zwar eben so eine Macht nach Außen hin wie nach Innen hin, indem der Credit zu einer Bindekraft wird, welche alle Glieder der Corporation zu einem compacten Körper vereinigt. Jeder Bürger fühlt dann tagtäglich, daß er die Wohlthat des Credits nicht als Individuum, sondern als Corporationsglied genießt. Er wird der Corporation durch neue Rechte und Pflichten verbunden.

Der Credit, welcher seiner inneren Natur nach auf Solidarität beruht und auf Solidarität gerichtet ist, wird also den Corporationen wieder einen soliden Zusammenhalt geben, er wird sogar organisirend wirken. In den großen Städten werden sich die noch bestehenden gewerklichen Genossenschaften neu beleben durch den Credit und um des Credits willen, weil man Mittelglieder bedarf, um allen Bürgern die Benutzung der Stadtbank zu ermöglichen. An die Stadtbank werden sich also genossenschaftliche Filialbanken anschließen, Innungsbanken, von einer ganzen Innung als solcher garantirt, und ein mächtiges Mittel, um in allen Innungsgenossen das Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit und Gemeinschaft zu kräftigen. Desgleichen werden die Kreisbanken ein System von Filialbanken in den einzelnen Gemeinden hervorrufen. So werden die Landgemeinden, welche seit der Theilung der Gemeinden fast gar kein materielles Band der Gemeinschaft mehr besitzen, wieder ein neues Bindemittel gewinnen.

Der Credit durchzieht belebend die ganze Gliederung der Gesellschaft. Seine Macht wächst, je mehr er sich in Corporationen und Genossenschaften individualisirt, wie umgekehrt diese Corporationen und Genossenschaften um so mehr erstarken werden, je mehr sie ihre Credit-Anstalten ausbilden. Je mehr sich aber diese Credit-Anstalten den engeren Kreisen des Lebens anpassen, um so mehr kann dann die moralische Seite des Credits hervortreten. Denn nur in engeren Kreisen bildet sich der Regel nach ein Urtheil über den persönlichen Werth eines Mannes, über seine Rechtlichkeit, seine Geschicklichkeit, wie seine Wirthschaftlichkeit, und diese moralischen Eigenschaften des Creditnehmers bilden dann für den Creditgeber ein sehr wesentliches Element, wonach er den Umfang des zu bewilligenden Credits ermißt. Um so mehr also werden dann die Menschen um ihres Credites willen auf ihren guten Namen halten.

In dieser Weise wirkt das corporative Creditwesen eben so organisirend als moralisirend, und muß darum als eine der wichtigsten Hebel einer wahren gesellschaftlichen Reform angesehen werden. Wenn man nun in der Erstarkung des corporativen Lebens in Gemeinden, Kreisen und Provinzen nicht etwa eine Gefahr für den Staat, sondern vielmehr die allerwichtigste Stütze der Staatsgewalt erblickt, so ist die politische Wichtigkeit dieses Principes nicht minder einleuchtend. Nur wollen wir schließlich noch hervorheben, wie sehr auch der Staatscredit selbst dabei zu gewinnen hätte.

Die Macht der Börsen, der Actienbanken und der großen Banquiers, welche jetzt den Geldmarkt beherrschen und dem Staate selbst Gesetze vorschreiben, wird gebrochen, sobald sich ein organisches Creditsystem entwickelt, welches eine wohlgeordnete Circulation der Capitalien in dem ganzen Staatskörper erhält, und so zu sagen ein Canalsystem bildet, dessen Schleusen sich öffnen und schließen, — nicht nach den Launen und Interessen der hohen Finanz, welche jetzt auf die Hausse und jetzt auf die Baisse speculirt, sondern nach den Rücksichten des Gemeinwohls, und unter den Händen der Repräsentanten der Staatsgesellschaft selbst nach ihrer natürlichen Gliederung. Die zerstreuten Capitalkräfte des Landes fließen in tausend kleinen Rinnen und Bächen dem gemeinsamen Canalsystem zu, aus welchem sie eben wieder so zurückfließen. Sie bilden dadurch ein lebendiges Ganze, eine finanzielle Collectivmacht, vor welcher die Capitalien der Herren Rothschild, Baring, Fould rc., so groß sie immer sein mögen, doch zur verschwindenden Größe herabsinken. Diese Fürsten der Börse, welche jetzt der Staatsgewalt Schach bieten, werden wieder in die gebührende Unterthänigkeit herabgedrückt, über welche sie sich bei einer etwas weiseren Finanzpolitik unserer Regierungen niemals hätten erheben dürfen.

Tritt dann einmal ein großes Staatsbedürfniß hervor, insbesondere ein Kriegsfall, so wird der Finanzminister nicht nöthig haben, bei einem Börsenfürsten zu antichambriren, um die erforderlichen Geldmittel gegen Wucherzinsen herbeizuschaffen, sondern das corporative Banksystem, welches das ganze Land durchzieht, wird seine Schleusen öffnen, um seine Vorräthe in die Staatskassen zu ergießen. Und wie dann die Armee ihre Reserve in der Landwehr findet, so wird man in den Kreis- und Gemeindebanken eine Creditreserve finden, welche gewissermaßen unerschöpflich ist, so lange nämlich das Land noch irgendwelche Mittel besitzt. Man wird sich schlagen können bis auf den letzten Mann und bis auf den letzten Thaler, und die Thaler werden sich eben so ersetzen wie die Mannschaften.

Darum wird sich dieses corporative Creditwesen gerade für Preußen am wichtigsten erweisen. Und gerade Preußen wird am ehesten fähig sein, ein solches Creditwesen einzurichten, weil es schon einen Anknüpfungspunkt dazu besitzt, nämlich in den ritterschaftlichen Credit-Anstalten aus der Zeit des großen Friedrich. Das war damals ein genialer Griff, den man leider hinterher nicht zu würdigen verstand. Jene Anstalten wurden darum nicht weitergebildet, und noch weniger wurde das darin liegende Princip nach seiner Allgemeingültigkeit anerkannt. Jetzt wird es aber an der Zeit sein, da wieder anzuknüpfen, wo der große Friedrich schloß.

Die Berliner Universität.

Erinnerungen aus dem jüngsten Wintersemester.

III.

Noch zwei Männer von europäischer Berühmtheit haben wir aufzusuchen, ehe wir das historische Fach bis zu Ende durchwandert haben. Der Eine ist Lepsius, der Andere Ritter — Letzterer als der Vertreter der Geographie, der Schwester der Geschichte. Wir begeben uns zuerst in eine Vorlesung von

Lepsius,

und da der verehrte Leser wohl so viel wie wir selber von der ägyptischen Sprache verstehen wird — wir sprechen nämlich, wie Casca in Shakspeare's Julius Cäsar: but for my own part, it is Greek to me — so gehen wir an den Vorlesungen über ägyptische Grammatik vorüber und besuchen lieber das einstündige Publicum über ägyptische Geschichte. Wir hatten geglaubt, daß wir nur einige Zuhörer, solche etwa, die eine ganz besondere Vorliebe für Antiquitäten hätten, finden würden; wie waren wir erstaunt, als wir das zwar sehr düstere und schmale, aber doch nicht ganz kleine Auditorium fast von den harrenden Zuhörern überfüllt fanden. Wir schämten uns nun fast, daß wir dem wissenschaftlichen Sinn der Studenten so wenig zugetraut hatten; freilich, wenn irgendwo eine große Zahl Nichtstudirender unter den Zuhörern sich befand, so war es hier. Und das ist in der Ordnung. Nicht bloß die andern Universitäten, sondern die anderen Nationen sämmtlich können die Berliner Facultät um einen Mann wie Lepsius beneiden. Und was die Studirenden anbetrifft, so wird kaum ein anderer Ort, wenn man London mit seinen riesenhaften wissenschaftlichen Hülfsmitteln ausnimmt, so treffliche Gelegenheit bieten, die Eigenthümlichkeit dieses so wunderbaren Volkes kennen zu lernen, das lange Zeit, wie eine Sphinx, vor dem Thore der Geschichte ruhte, bis die Gegenwart anfängt, ihr Räthsel zu lösen. In dem Lesezimmer der königl. Bibliothek stehen die prächtigen Lepsius'schen Tafeln, die die Denkmale Aegyptens mit ihrer Hieroglyphenschrift, wie mit den mannichfachen Abbildungen, in denen das ägyptische Treiben wie im Krieg so in den kleinsten Beschäftigungen des Friedens sich abspiegelt, enthalten — für Jeden zugänglich, den solche Dinge interessiren. Und in den prachtvollen Räumen des neuen Museums thun sich die ägyptischen Säle auf, und versetzen uns plötzlich die Jahrtausende zurück mitten in das geheimnißvolle, ahnungsreiche Leben des „weisesten aller Völker", wie der alte Herodot es nennt.

Rings um das Atrium über den Säulencapitälern jenes Museums hat Lepsius in der Sprache, wie in der Zeichenschrift des Volkes, dessen Erinnerung sie geweiht sind, die Inschrift aufgestellt, die den Ruhm unseres kunstliebenden königlichen Monarchen verkündet, der diese „Gebäude, Ko-

losse, Statuen, Bilder und Bildwerke, Säulen und Särge, und vieles Gute, was hergebracht ist aus Aegypten und dem Mohrenlande", hier hat aufstellen lassen. Wo wären also reichere Hülfsmittel zum Studium des ägyptischen Alterthums als hier? Und, sind sie anderswo vielleicht reicher, wo wären sie schöner und übersichtlicher geordnet? — Wir würden es deshalb ganz besonders dem Philologen und dem Theologen verdenken, wenn er sich die Gelegenheit entgehen ließe, aus Lepsius' eigenem Munde einen kurzen, aber inhaltsreichen und gründlichen Abriß der ägyptischen Geschichte zu erhalten. Das Volk des Alten Bundes gleicherweise wie das feine, geistreiche Hellenenvolk knüpft mit seinen ältesten historischen Erinnerungen an die Geschichte Aegyptens — und es that uns deshalb recht leid, so wenig Theologen in der Vorlesung zu finden. Meint etwa die Theologie studirende Jugend, man brauche nur vor der Wissenschaft auszuweichen, so habe man auch schon seine Rechnung mit ihr geschlossen? — Und glaubt sie, man könne die Wissenschaft ignoriren, ohne zur Vergeltung dafür von ihr selbst ignorirt zu werden? —

Lepsius ist ein stattlicher, fast ritterlich aussehender Mann, mit Schnurrbart und kräftigen, männlichen Zügen: man liest auf ihnen, wo er seine Studien gemacht, daß sie ihn durch England, Frankreich, Italien, bis zu dem Wüstensande geführt haben. Und es ist doch eine Ehre für die deutsche Wissenschaft, wenn er einfach und schmucklos erzählt, wie er in Aix und Livorno in reichen Privatbibliotheken Papyrusrollen durchforscht, und wie auf seine Empfehlung das britische Museum sie angekauft und in prächtiger Ausstattung herausgegeben habe. — Lepsius' Vortrag hat keinen rhetorischen Reiz und verschmäht die geistreichen Zierrathen: es ist eine klare, scharfe, fast trockene Weise, wie er, ohne vom Heft aufzusehen und ohne dem Eindrucke nachzufragen, den seine Worte auf die Zuhörer machen, ruhig und einförmig weiter spricht. Desto mehr wissen die Zuhörer zu würdigen, was ihnen geboten wird, und nicht leicht hat eine andere Vorlesung so den Eindruck deutschen Fleißes und deutscher Gründlichkeit, sowohl seitens des Lehrenden als des Lernenden, bei uns hinterlassen, als diese.

Russische Studien.

Die Aufmerksamkeit des gesammten civilisirten Europa richtet sich seit dem Regierungsantritt Kaiser Alexander II. auf das Land hinter der Weichsel mit ganz besonderem Interesse. Rußland ist in einer Lage, deren Seltenheit nur von ihrer Bedenklichkeit übertroffen wird. Ein europäisches Großreich, an allen Schicksalen der europäischen Politik betheiligt, nach allen Schätzen europäischer Cultur verlangend, scheinbar

bei allen unsern Fortschritten interessirt, findet sich mitten im neunzehnten Jahrhundert ohne eine gesellschaftliche Organisation, und je höher besonders in Deutschland und England die Gesellschaftswissenschaft steigt, und je mehr sie den innigsten Zusammenhang von Staat und Gesellschaft urgirt, desto verlegener blickt Rußland und blicken alle seine Freunde auf einen Staatskörper, dem seine entsprechende Unterlage so arg verkümmert ist. Die russische Leibeigenschaft bezeichnet die Verkümmerung der russischen Gesellschaft. Es ist kein innerer, kein wirklicher Fortschritt in einem Lande möglich, dessen Mehrheit ohne ein Anrecht an die politischen und socialen Angelegenheiten bleiben muß. Nicht bloß die Macht, der Bestand Rußlands ist von einer Aenderung dieser Lage abhängig. Seine oberen Stände mußten bisher als Coulissen dienen, hinter denen die Volksmasse sich verbarg; diese Rolle wird beiden unerträglich und dem Staate alle Tage bedenklicher.

Der Charakter der ländlichen Bevölkerung in Rußland ist schwer mit wenigen Worten zu schildern. Am besten thut man, wenn man sich dazu der Form der Novelle, der erzählenden Skizze bedient. Wir haben solch eine Skizze, gegen deren Treue sich nichts einwenden läßt, vor uns, und wir legen aus ihr den Lesern eine Stelle vor. Der Verfasser führt uns in das eigentliche Großrußland, in das Gouvernement Nowgorod, auf das Gut eines alten russischen Generals, der an eine deutsche Patriciertochter verheirathet ist, und, rauhen und verdrossenen Temperamentes, dennoch ein gutes Herz im Busen trägt. Er läßt gerade bauen, aus Holz, das seine Bauern ihm aus dem „Kronswalde" (also vom Eigenthum des Kaisers) herangefahren haben — sein eigenes Holz ist längst niedergeschlagen und zur Deckung der Schulden seines Sohnes, der Offizier war, verwandt. Der Verfasser erzählt nun weiter:

„Der alte General saß auf der Treppe, und blickte auf die Arbeiter. Jefim Timofeïtsch, der den jungen Herrn nach der Eisenbahn gefahren hatte, stand neben der Treppe, die Mütze verlegen in der Hand drehend.

„Du sagst, sie sind noch nicht ruhig in Lipkowa?"

„Nein, Ew. Excellenz, sie sind nicht ruhig. Habe den Umweg gemacht, als ich von der Eisenbahn kam, und bin dort durchgefahren. Hielt ein wenig an beim Dessätski (Zehntmann, ein Gemeindevorstand). Dachte, Nikolay Alexandrowitsch würde es nicht böse nehmen, wenn ich hinhorchte, was die Nachbarn machen."

Der General nickte mit dem Kopfe und brummte eine Art Bejahung.

„Da hat mir denn der Dessätski — kenne ihn, er hat eine aus unserem Dorfe geheirathet — erzählt, daß die in Nowgorod entschieden hätten, die Leute sollten wegen Widersetzlichkeit Ruthen kriegen, und daß alle Tage der Ispravnik (Gerichts-Commissär) kommen könne, um

das Urthel zu vollziehen. Nun wollen sie, sagte der Dessätski, zum Kaiser gehen und sich bei ihm beklagen."

„Hm," brummte der Alte, „was wird das Ende sein? Er ist Senator, man wird ihm nicht viel thun; die Bauern haben ihre Prügel, und damit Basta."

„Nein, Ew. Excellenz! Der Kaiser ist gerecht! Ruthen wird's jetzt geben, das ist gewiß. Aber Petersburg ist nicht weit, und voriges Jahr, als die Kürassiere bei Lipkowa standen — Ihr wißt, Nikolay Alexandrowitsch, man hatte die Pferde auf die Weide herausgeschickt — da haben die Herren Offiziere auch gesagt, sie wollten sich der Bauern annehmen, und in ganz Petersburg erzählen, was der Herr Senator an seinen Bauern verbrochen hat."

„Und Du glaubst, Jefim, so ein Offizierchen denkt noch daran, wenn er nach Petersburg kommt, was er auf dem Lande versprochen hat? Da hat er Anderes im Kopfe!"

Jefim kraute sich in den Haaren, sah bald nach den Bauern hinüber, schielte bald nach dem General hin; er kämpfte augenscheinlich mit einem Entschlusse. Der General sah zwar griesgrämig aus, aber seine Laune war doch nicht gerade böse. Es mußte gewagt werden.

„Ew. Excellenz, Nikolay Alexandrowitsch!" hob er stockend an, „wenn Sie nach Petersburg schrieben, und für die Bauern redeten, es würde helfen! 'S ist doch gar zu schlimm, wie's denen in Lipkowa geht. Um Gottes willen, Nikolay Alexandrowitsch! da hat der Senator erst 120 Bauern an die Eisenbahn vermiethet; hatten da nichts zu essen, schliefen Nachts unter freiem Himmel, auf feuchtem Boden, und mußten am Tage schwere Arbeit verrichten; erkrankten beinahe alle, und starben 75 am hitzigen Fieber. Die zurückkamen — da hatte einer nur noch vier Finger; der andere hatte das Bein gebrochen, und geht sein Lebelang lahm; dem dritten war ein Wagen über den Leib gegangen, und er kann nie mehr arbeiten. 'S ist 'ne Sünde, Nikolay Alexandrowitsch," fuhr er eifriger werdend fort, „daß die Leute noch Obrok (Geldzins statt Frohnden) zahlen sollten; konnten's bei Gott nicht, und verlangte der Senator, daß sie für die Todten mitzahlen sollten. Nun brannte Sitkowa ab, und sie mußten alle zusammen nach Lipkowa ziehen, weil der Senator nicht Holz zum Bau geben wollte. Hatte kein's, das ist wahr, denn 's ist alles an die Eisenbahn verkauft worden. Aber der Kronswald ist weit, und konnten sie nichts holen, weil sie keine Pferde hatten. Gingen nach der Stadt, und baten um Hülfe; gab's da statt Geld Ruthen, und wurde der Obrok immer verlangt. Sie beschwerten sich beim Kreisgericht — und kriegten Ruthen. Sie beschwerten sich in Nowgorod — und da giebt's nun wieder Ruthen. Müssen jetzt zum Väterchen Kaiser gehen, haben aber keinen, der für sie spricht. Ew. Excellenz, da hat mich nun der Dessätski gebeten, ich sollte es Euch sagen; Ihr könntet helfen; sie würden's Euch

nie vergessen, sie würden für Euch Gott bitten und Eure Seele würde Ruhe haben im himmlischen Reiche, wenn Ihr die Wohlthat thätet. Ihr seid doch der einzige gute Herr, Nikolay Alexandrowitsch! habt uns nicht, wie die anderen, an die Eisenbahn geschickt, um uns den Tod zu holen. Haben's zwar auch schwer, aber doch besser, als viele, und wenn einer von uns Ruthen kriegt, so hat er sie verdient. Schreibt nach Petersburg, Nikolay Alexandrowitsch!"

Jesim war warm geworden; er küßte dem Generale die Hand, trotz des Abwehrens, richtete sich dann auf, wischte mit dem Hemdsärmel den Schweiß von der Stirne, und blickte um sich her, als suche er Bewunderer seines Muthes. Dann sah er wieder auf den General und erwartete die Antwort.

Nikolay Alexandrowitsch schwieg noch immer. Während Jesims Rede, die ihm schmeichelte, hatte er starr nach dem Bau hinübergesehen, zuweilen den Mund bewegt, als ob er kaue, ein kurzes „Hm!" oder „Ja!" ausgestoßen, mehr mit der Nase, als mit dem Munde —

Jetzt stand er auf, und nach dem Zimmer gehend, sagte er kurz: „Wollen sehen, was sich thun läßt, Jesim!" —

Jesim Timofeïtsch eilte hinüber zu den Bauern, die den Ausgang des Gesprächs sehnsüchtig erwarteten. Sie hielten inne mit der Arbeit, und traten zusammen.

„Nun, schreibt er, oder nicht, Jesim Timofeïtsch?"

„Er wird schreiben, Kinder! Und ist er doch der Beste von Allen!"

Der alte General schreibt dann auch nach St. Petersburg, und sein Sohn, ein Adjutant des Kaisers, wird Fürsprecher der Bauern. Der Kaiser hört sie und gewährt ihnen Recht.

Was uns veranlaßte, die obige Episode mitzutheilen, sind besonders zwei hervorstechende Züge, in denen sich die Art des russischen Leibeignen im Guten wie im Schlimmen zeigt. Er ist schlau, gewunden und gebuckt, aber ein gewisser Muth und ein Bewußtsein der Solidarität der Interessen aller Leibeigenen fehlt ihm nicht. Von allen Seiten werden diese beiden Züge bestätigt.

Kaiser Alexander II. hat jetzt begonnen, mit kühner Hand die Reform dieser Verhältnisse einzuleiten. Er will einen freien Bauernstand an die Stelle des alten verkommenen, in dessen Lücke die Leibeigenen hineinwuchsen, setzen, und in Petersburg und in Moskau zeigen sich bereits Centralpunkte der Agitation für und gegen die kaiserlichen Plane. In Moskau regt sich besonders sichtbar ein bemerkenswerther Widerstand, und wenn in dem dortigen „Bauern-Comité" auch kürzlich ein Antrag, die Erörterung der Emancipation nach bekannter parlamentarischer Sitte durch sechsmonatliche Vertagung zu beseitigen, gescheitert ist, so zeigt sich doch an diesem Antrag schon die Stärke der Feinde genugsam.

Die „Berliner Revue" hat schon früher in zwei Artikeln über die Leibeigenschaft, welche den Inhalt des Memoires eines hochbedeutenden

deutschen Staatsmannes an Kaiser Alexander II. wiedergaben, sich über die Lage der gesammten Angelegenheit verbreitet und die einzig mögliche Lösung derselben angedeutet.

Dem Verfasser jener unter dem Titel: „Die Leibeigenschaft in Rußland und deren projectirte Aufhebung“ in diesen Blättern erschienenen Artikel*) gereicht es zur Genugthuung, darauf hinweisen zu können, daß die in jenen Aufsätzen skizzirten principiellen Gesichtspunkte, welche bei der Begründung eines selbstständigen Bauernstandes und der dasselbe bedeutenden Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland geschichtlich und rechtlich in Betracht kommen, auch bereits thatsächlich in Anwendung gebracht sind. In den litthauischen Gouvernements zuerst, dann im St. Petersburger, Nowgoroder und in anderen Gouvernements sind bekanntlich die einleitenden Schritte zur Emancipation der dortigen Bauern geschehen, und die bezüglichen officiellen Documente, von denen die wichtigsten dem Wortlaute nach bekannt geworden, zeigen deutlich, wie sehr die Grundlage jener Maßregeln in Uebereinstimmung ist mit den Ideen, welche wir über diese großartige Zeitfrage zu entwickeln versuchten. Wir beriefen uns auf die Anschauung des altrussischen Staatsrechtes von dem Anspruch eines jeden Russen auf Rußlands Boden, und zeigten, wie die Ernährung der Hörigen Verpflichtung der Herren, daher gleichsam Servitut des Bodens geworden, während anderseits auch die Herren ein Recht haben auf die bestimmten gesetzlichen Arbeiten und Leistungen der Bauern, so daß, sollten dieselben in Wegfall kommen, die Herren dafür entschädigt werden müssen. Erhielten die Bauern so viel Grund und Boden vom Eigen des Herrn abgetreten, wie sie zu ihrer Ernährung, welche zu fordern sie berechtigt, bedürfen, so sei, aber erst alsdann — zeigten wir — der Rest des Gutes freies Eigenthum des Herrn. Den Leibeigenen aber ohne Weiteres die Freiheit, also dann eine Vogelfreiheit, verleihen, durch welche sie heimath- und rechtlos werden, hieße nicht nur, entwickelten wir weiter, eine unerhörte Rechtsverletzung und Spoliation an den Gutsbesitzern begehen, sondern überhaupt von dem Wege der nothwendig gewordenen Evolution in die abschüssige Bahn der dann unabwendbar gewordenen Revolution einlenken.

Nun sind bekanntlich eben diese Rechtsprincipien zu Grunde gelegt in den kaiserlichen Erlassen an den Adel der Gouvernements Wilna, Grodno und Kowno vom 2. December, so wie an den Adel des Gouvernements St. Petersburg vom 17. December, eröffnet durch die Organe der betreffenden Gouverneure, nebst den vom Minister des Innern gegebenen Ausführungsbestimmungen. In den kaiserlichen Erlassen ist nämlich ausdrücklich ausgesprochen: „Der Grundbesitzer behält sein Eigenthumsrecht auf sein ganzes Gut, aber die Bauern behalten die Umzäunung ihrer Wohnungen, zu deren Erwerbung als vollständiges Eigen-

*) Bd. XI. 4. Quartal 1857, 1. Heft.

thum durch Ankauf, zahlbar in bestimmter Frist, sie das Recht haben sollen; sie sollen ferner die Benutzung der Fläche Landes haben, welche nöthig ist, um ihren Lebensunterhalt zu sichern und ihnen das Mittel zu bieten, ihren Verpflichtungen gegen den Staat und den Grundbesitzer nachkommen zu können. Als Gegenleistung für diese Benutzung sollen die Bauern gehalten sein, entweder dem Grundbesitzer eine Geldentschädigung zu zahlen, oder für ihn zu arbeiten." Weiter ist in der Ministerial-Instruction über die Ausführung der kaiserlichen Absichten hervorgehoben: daß die Abschaffung der Leibeigenschaft nicht mit einem Schlag, sondern fortschreitend erfolgen müsse. Die Bauern müßten sich Anfangs in einem transitorischen Stande befinden, d. h. mehr oder weniger noch an die Scholle gebunden und erst dann ganz freie Leute sein, wenn der Gouverneur ihnen unter gewissen Bedingungen gestatte, ihren Wohnsitz aus einem Orte in einen andern zu verlegen. Für die Dauer dieses transitorischen Zustandes müsse ein fester Termin bestimmt werden, der zwölf Jahre nicht überschreiten dürfe. Das Haus mit seiner Umzäunung, das jedem Leibeigenen zu lassen ist und dessen wirklicher Besitzer er durch Kauf werden kann, besteht aus dem Hause mit Hof und Zubehör, dem Küchengarten und dem ganzen Grund und Boden, der eingezäunt ist. Der dafür von den Leibeigenen zu zahlende Preis darf den natürlichen Werth nicht überschreiten und kann in Geld bezahlt oder abverdient werden. Das Ackerland wird in zwei Theilen dem Gutsherrn und den Bauern gehören. Auch den Werth des Landes haben die Bauern an den Gutsherrn abzuzahlen. Das Land der Bauern darf nicht wieder mit dem Gutslande vereinigt werden. In jedem Falle muß je nach den Ortsverhältnissen jeder Familie so viel Land bewilligt werden, daß sie bestehen kann, doch soll darauf gesehen werden, daß der Familienbesitz nicht zu häufig einer neuen Theilung unterworfen wird. — In der Ausführungsordre für das Petersburger Gouvernement ist außerdem noch gesagt: Wo die Bauern die Zahlung für ihre eingefriedigten Wohnstätten nebst den dazu gehörigen Wirthschaftsgebäuden dem Gutsbesitze gemeindeweis leisten, verbleiben diese Höfe ausschließliches und ständiges Eigenthum für die Mitglieder der betreffenden Gemeinden (sonst der betreffenden Familien) ... Die Bauern müssen in Gemeinden eingetheilt werden. Die Verwaltung der Angelegenheiten der Gemeinde und die Communal-Gerechtigkeitspflege werden den Communal-Versammlungen oder einem Dorfgericht vorbehalten, das aus Bauern unter der Ueberwachung und nach der Bestätigung des Gutsherrn zusammengesetzt ist.

Daß nun mit der ihr eigenthümlichen klugen Vorsicht die russische Regierung dem Adel die Initiative überlassen zu wollen scheint bei einer Angelegenheit, welche allerdings ihn zunächst betrifft, ändert nichts Wesentliches an der von uns geschilderten Sachlage, da die Regierung die Ausführungsmaßregeln nicht nur überwacht, sondern auch vorschreibt.

Aber abgesehen von den Details der Ausführung, in deren Stadium die Angelegenheit erst eben eingetreten, dürfte darin etwas von unseren Anschauungen Abweichendes zu finden sein, daß, so weit wenigstens die betreffenden Actenstücke an die Oeffentlichkeit gekommen, nicht klar zu erkennen ist, ob auch in jedem einzelnen Emancipationsfalle streng nach denselben Rechtsprincipien Seitens des Emancipanten verfahren wird, oder in wieweit der einzelnen Persönlichkeit und dem einzelnen Falle ein gewisser freier Spielraum eingeräumt wird. Viel, sehr viel, vielleicht der Erfolg der hochwichtigen Angelegenheit hängt davon ab, daß allseitig klar werde, man wolle nur auf dem regelmäßigen, gesetzlich vorgezeichneten, organischen Wege vorwärts gehen. Gewiß ist die Aufhebung der Leibeigenschaft für Rußland eine Lebensfrage, an der seine Zukunft hängt, aber eine Lebensfrage für Rußland ist ferner sicherlich nicht minder, daß bei der Behandlung und Lösung dieser Angelegenheit jeder Anschein von Willkür vermieden und es unmöglich gemacht werde, dabei an eine Revolution von oben zu denken, was stets die Befürchtung einer Revolution von unten, einer Jacquerie, nahelegt.

Was dagegen seit dem vorbereitenden Stadium, in welchem sich die Emancipationsfrage jetzt befindet, geeignet, die freudigsten Hoffnungen zu wecken, das sind die Hinweisungen auf die Begründung einer Ruralverfassung, welche sich in der Ausführungsordre für das Petersburger Gouvernement befinden. Wir haben das Wesentliche über diesen Punkt schon oben daraus angeführt. In Großrußland besteht nämlich noch der Unterschied zwischen seßhaften und wandernden Dorfgemeinden, in Polen und Litthauen nicht, weshalb auch in den für diese Gouvernements erlassenen Bestimmungen von einer Gemeindeverfassung nicht die Rede. Wir haben früher gezeigt, wie vor Boris Gudunof ganze Gemeinden ein Pachtverhältniß eingingen, ohne sich darum seßhaft zu machen. Als die Bauern Knechte der Scholle wurden, brachte dies in den Verhältnissen der Landgemeinden doch nur äußerlich eine Aenderung zuwege; und bei der Wanderlust des Großrussen, bei seiner geringen Anhänglichkeit an die Scholle wäre zu fürchten, daß der freigewordene Bauer häufig ein temporäres Pachtverhältniß einer Ansässigmachung auf erkauftem Grund und Boden vorzöge. Dem kann nur eine tüchtige Communal-Ordnung vorbeugen. Man wird dahin wirken müssen — und dies geschieht auch, haben wir anders jene Bestimmungen richtig verstanden — die bisherigen Gemeinden aus dem Verhältniß eines bloßen Aggregats von Individuen zu Corporationen mit autonomischen Rechten zu erheben, und der Uebergang dazu wird dadurch gewonnen, daß, wie früher in Niedersachsen und Westfalen, eine Art von gemeiner Mark gebildet wird. Die gemeinschaftliche Benutzung des Bodens (durch die sog. Tiaglos) hat bei den großrussischen Bauern die Idee des beständigen persönlichen Grundeigenthums so

vollständig verdrängt, daß erst aus diesen vorhandenen Zuständen allmählich eine eigentliche Ruralverfassung herauszubilden sein wird. Dann erst wird Rußland in Wahrheit einen selbstständigen Bauernstand haben.

Helene Louise Elisabeth, Herzogin von Orleans.

Seit Marie Antoinette, die deutsche Kaisertochter, das Blutgerüst von dem mit Lilien geschmückten Throne Frankreichs aus bestiegen, scheint ein düsteres Verhängniß über demselben zu schweben. Wär' es zu bannen gewesen durch Hoheit des Herzens und des Geistes, durch Muth in der Gefahr, durch unerschütterliches Ausharren im Unglück, durch wahrhaft männliche Seelengröße und die weiblichste Güte und Milde, so hätte es die seltene Fürstin ermöglichen müssen, deren sterbliche Hülle man am 22. Mai zu Weybridge in die Gruft des verbannten Königs der Franzosen eingesenkt. Kaum hat ein Frauenherz düstere Schickungen ertragen und lauterer sich dabei bewährt, selten ist ein edleres Herz vom Unglück gebrochen worden, als das, welches im Busen der deutschen Prinzessin schlug, die sich einst der älteste Sohn Ludwig Philipps, Ferdinand Philipp Herzog von Orleans, zur Gemahlin erkor. Nur die ungewöhnliche persönliche Liebenswürdigkeit des Herzogs vermochte die Prinzessin Helene Louise Elisabeth, die einzige Tochter des am 14. Januar 1814 verstorbenen Erbgroßherzogs von Mecklenburg-Schwerin, den Antrag des Erben der französischen Juli-Krone anzunehmen. Jene düsteren Anschauungen über das ob ihr schwebende Geschick waren es, welche die nächsten hohen Verwandten der Prinzessin bewogen, Alles aufzubieten, um die Verbindung zu hintertreiben. Aber jene Innigkeit der Neigung, welche den Charakter der Prinzessin schon in früher Jugend kennzeichnete, und jene Festigkeit des Willens, durch welche sie später den größten Gefahren zu trotzen wußte, ließen sie alle Hindernisse überwinden. Das Bekanntwerden des offenen Widerstandes, den der eigene hohe Bruder der Fürstin, namentlich aber auch ihr Oheim, der Herzog Carl von Mecklenburg, der Heirath entgegensetzten, und die Ueberzeugung, daß die Prinzessin wirklich nur dem Zug ihres Herzens folgte, gewannen ihr schon die Neigung des französischen Volkes, ehe sie den Boden Frankreichs betreten hatte. Zu Fontainebleau, demselben Schlosse, wo auch die Ehe Napoleons mit Josephine die kirchliche Weihe empfangen hatte, wurde die Vermählung am 30. Mai 1837 vollzogen. Als die nunmehrige Herzogin von Orleans am 4. Juni von Neuilly aus in Paris, in der Mitte der königlichen Familie ihren Einzug hielt, da schien es, als wollten die Pariser durch ihren Jubel die Fürstin für die stille und klanglose Weise entschädigen, mit der sie ihr Vaterland verlassen

hatte. Ihre Reise nach Frankreich hatte eher einem Trauer- als einem Triumphzug geglichen. Die Königin Marie Amalie sah man zum ersten Male wieder heiter, und die stille Melancholie ihrer Züge überschwebte ein freudiges Lächeln. Die Anmuth der Prinzessin „im weißen Hut von Paille mit kleinen marabutähnlichen Federn und einem Blondenschleier, in einem lilaseidnen Kleid ohne Shawl, so daß die schöne Taille durch nichts verdeckt wurde," entzückte die Franzosen. Eine besondere, anmuthsvolle Haltung und eine liebenswürdige Freundlichkeit erhöhten den lebendigen Ausdruck der Züge der Prinzessin, und machte sie zu einer überaus einnehmenden Erscheinung, obgleich sie keine Schönheit war, und stets in ihrer einfachen, aber geschmackvollen Toilette alle Pracht vermied. „C'est grand et beau comme la France," sagte sie, als sie den ersten der glänzenden Triumphbogen erreichte, den ihr Paris errichtet hatte, und hinter dem sie die Deputationen, alle hohen Körperschaften, die gesammte Nationalgarde und viele Hunderttausende, die aus allen Enden Frankreichs herbeigeströmt waren, erwartete. Nur die katholische Geistlichkeit fehlte beim Empfang.

„Alle meine Bestrebungen sollen darauf gerichtet sein, den Beifall der Nation zu verdienen und zu erhalten, der uns so glücklich macht, und welcher der Herzogin von Orleans und mir als Ermunterung und Belohnung dienen wird. Wir treten Ihnen entgegen mit vollkommenem Zutrauen in unsere große glorreiche Nation, und mit gänzlicher und aufrichtiger Ergebenheit für Frankreichs Interessen und Freiheiten." So lautete die Antwort des Herzogs auf den Glückwunsch der Deputirtenkammer, und er wie seine Gemahlin haben treu das damals gegebene Versprechen gehalten. Die Liebe der Nation ward aber auch dem Herzog und der Herzogin, die ein Beispiel seltenen Familienlebens boten, im hohen Grad zu Theil; die Freude und das Glück hatten ihren Höhepunkt erreicht, als die Herzogin am 24. August 1838 den Prinzen Louis Philipp Albert, Grafen von Paris, am 9. November 1840 den Prinzen Robert Philipp Ludwig Eugen Ferdinand, Herzog von Chartres, gebar. Umgeben von stattlichen Söhnen, gestützt auf einen Kronprinzen, der die Liebe und Achtung des ganzen Volkes in seltenem Grad besaß, schien der Thron Ludwig Philipp's fester gegründet als je. Da schlossen sich auf einmal zwei Augen und zeigten die ganze Hohlheit und Morschheit des Unterbaues, zugleich aber auch, welchen persönlichen Werth der Herzog von Orleans besaß. Während die Herzogin in Plombières die Bäder gebrauchte und die Söhne in Eu die Landschaft genossen, stürzte bekanntlich der Herzog am 13. Juli 1842, an demselben Tage, wo Louvel's Messer den Herzog von Berry getroffen, im Augenblick, wo er, um nach St. Omer zu gehen, sich in Neuilly verabschieden wollte, so unglücklich aus dem Wagen, daß er nach wenigen Stunden, ohne wieder zur Besinnung zu kommen, starb. „Jetzt weiß ich Alles, er ist todt," sagte die Herzogin dem ihr entgegengeeilten Adjutanten ihres Gemahls,

als sie seiner ansichtig wurde, und setzte still und ohne Klage ihre Reise fort; an der Bahre ihres Gatten, den sie in voller, blühender Gesundheit verlassen, stürzte sie ohnmächtig zu Boden und verfiel in schwere Krankheit. Von jenem Schicksalsschlag hat sich die Fürstin nie wieder erholt, der Kern ihres Lebensmuths war geknickt. Sie lebte fortan nur der Trauer um den Geschiedenen und der Erziehung ihrer Söhne, denen sie den Vater ersetzen mußte. Ein tiefer Ernst, eine noch ruhigere, besonnenere, leidenschaftslosere Auffassung der Dinge als früher ward ihr seit jenem Unglückstag eigenthümlich. Sie war sich der vollen Größe der Aufgabe bewußt, die ihrer harrte. Die Herzogin festigte dadurch das allgemeine Vertrauen, das sie im Volke genoß, in so hohem Grade, daß vieles dafür spricht, der Schlag, der am 24. Februar 1848 die Julidynastie traf, wäre abgewendet worden, wenn nicht der Herzog von Nemours auf des Königs Betreiben zum gesetzmäßigen Regenten im Falle seines eigenen Ablebens ernannt worden wäre. Der Herzog von Nemours stand der Nation so fern, daß an eine Uebernahme der Regierung seinerseits, als das Mißtrauen gegen den König den Thron überfluthete, nicht gedacht werden konnte; aber als der König später zu Gunsten des Grafen von Paris unter der Regentschaft der Herzogin von Orleans auf den Thron verzichtete, da stand jenes Gesetz zwischen dem Entschluß und der Annahme desselben durch die erwählten Vertreter der Nation. Vergeblich erschien die Herzogin selbst inmitten der Kammer, ihre beiden Söhne an der Hand; vergeblich trotzte sie mit kühnem Muth der augenscheinlichen persönlichen Gefahr, die sie bedrohte; vergeblich sprach sich die Majorität der Kammer für sie aus, und stand zu ihr. Die Kammer, als Vertreterin einer gesetzlichen Verwaltung, konnte ohne weitläuftige Verhandlung dem Antrag Ludwig Philipp's nicht sofort ihre Zustimmung geben. Es fehlte so Jemand, der die von Ludwig Philipp unbesonnen aufgegebenen Zügel der Regierung mit dem vollen Bewußtsein des gesetzlichen Rechtes und der Zustimmung der Nation ergreifen konnte, und so fiel die Executive der provisorischen Regierung anheim — einer Regierung, die, rasch in der leidenschaftlichsten Bewegung erwählt, weder den Willen noch die Macht besaß, dem wilden Anstürmen der erregten Massen zu trotzen.

Gebrochen, aber nicht gebeugt, zog sich die Herzogin, von wenigen Treuen umgeben, nach Eisenach zurück, wo die engere Heimath ihrer Mutter, einer Tochter Karl Augusts von Weimar, gewesen, und lebte dort ausschließlich der Erziehung ihrer Söhne, bis der Graf von Paris seine Volljährigkeit erreicht hatte, und sie mit ihnen, nach kurzem Aufenthalt in Italien, nach England übersiedelte, wo die übrige Familie des Königs Ludwig Philipp ein Asyl gefunden. Der Erbe der Ansprüche der Orleans auf den Thron war von seiner Mutter streng in jenen politischen Grundsätzen erzogen, die dem Vater des Grafen von Paris die Liebe der Nation gewonnen hatten. Mit unerschütterlicher

Festigkeit hat die Herzogin jeden Versuch abgelehnt, sie und damit ihren Erstgebornen von diesen Grundsätzen abzuwenden. Nur Ansprüche auf eine constitutionelle Krone waren ihrem Sohne überkommen, nur eine solche zu tragen wollte sie ihn vorbereiten. Was sie gewollt, hat sie erreicht: der Graf von Paris ist der lebendige Ausdruck der Grundsätze seiner erhabenen Mutter. Mit der Volljährigkeit ihres Sohnes hatte die Herzogin den größten Theil der ihr gewordenen Aufgabe erfüllt; sie hatte die ihr übertragene Regentschaft des Hauses geführt, bis jener selbst die Leitung desselben in die Hand zu nehmen berufen war. Jenes Pflichtgefühl, welches sie in allen Kämpfen aufrecht erhalten, war befriedigt, ihre Körperkraft erschöpft. Schmerzlos und ruhig ist sie unerwartet hinübergeschlummert, als Gattin, als Mutter und Fürstin ein seltenes Muster. (A. A. Z.)

Die Tochter des Schikari.*)

Es ist bekannt, daß selbst die größten und stärksten Raubthiere eine angeborene Scheu vor dem Menschen haben und nur vom Hunger getrieben es wagen, den Herrn der Schöpfung anzutasten, oder auch vielleicht aus Nothwehr. Doch nicht so allgemein bekannt ist es, daß, wenn sie einmal Menschenfleisch gekostet haben, sie diese köstliche Speise jeder andern vorziehen, von diesem Augenblick an alle frühere Scheu ablegen und ihren Appetit nur mit Menschenfleisch zu stillen suchen. Nur wenn sie dies nicht erlangen können, nehmen sie aus Noth mit anderer Nahrung vorlieb.

Einzelne Wölfe haben sich auf diese Weise oft ganzen Provinzen furchtbar gemacht. In Ländern, wo diese Thiere noch zahlreich sind, rühren die Anfälle derselben auf Menschen, die oft im Umkreise von 30 bis 40 Meilen und meist in kurzen Zeiträumen verübt werden, und die man geneigt ist mehreren zuzuschreiben, in der Regel nur von einem und demselben Wolfe her. Ist dieser zufällig erlegt, so ist auch gewöhnlich eine Zeitlang Ruhe, bis ein anderer an die Stelle des getödteten tritt. Ausnahmen giebt es natürlich von jeder Regel, und Anfälle, die eine hungrige Rotte Wölfe hin und wieder auf Menschen unternimmt, kommen zu jeder Zeit vor. Doch auch in diesem Falle ist der Anführer der Bande gewöhnlich ein Wolf, der bereits Menschenfleisch gekostet hat.

Eben so verhält es sich mit jenen größeren Raubthieren, Löwen, Tigern, Krokodilen 2c., und in Ländern, wo diese einheimisch sind, wenden die Eingeborenen alle Mühe an, um diejenigen Raubthiere auszurotten, welche es gewagt haben, Menschen anzufallen.

Die Malaien Sumatra's, welche, obschon Mahomedaner, noch einige wenige Ueberreste buddhistischer Lehren bewahrt haben, tödten im Allgemeinen weder Tiger noch Krokodil, in der Meinung, daß es vielleicht nahe

---

*) Anm. der Redaction: Die nachfolgende Erzählung rührt von einem Manne her, der lange an den Küsten des indischen Meeres gelebt hat. Sie wird den Leser um so mehr interessiren, als gegenwärtig das gespannteste Interesse des ganzen Europa sich auf jene Gegenden, in denen England mit den Gegensätzen des Christenthums kämpft, richtet.

Anverwandte von ihnen sein könnten. Sie verschmerzen lieber einige getödtete Büffel aus lauter Artigkeit für ihre vermeinten Verwandten. Doch tritt der Fall ein, daß ein Mensch durch eines dieser Thiere umgekommen ist, dann wird mit unerbittlicher Strenge verfahren, der Verbrecher wird gefangen und getödtet. Es möchte vielleicht unmöglich scheinen, in einem Flusse, wo sich viele Krokodile aufhalten, jedesmal gerade das schuldige herauszufinden, wie dies doch stets der Fall ist. Dennoch ist eine Erklärung dieses sonderbar scheinenden Umstandes nicht schwierig. Die meisten Raubthiere nämlich bewohnen bestimmte Gebiete, in denen sie so lange allein herrschen, bis sie wieder durch einen Stärkeren vertrieben werden. Löwen und Tiger dulden keinen Mitregenten in ihren Bezirken, eben so wenig wie der Adler und andere Raubvögel. Dasselbe gilt auch vom Krokodil, ja sogar von den größeren Raubfischen. In Flüssen, wo die Krokodile zahlreich sind, können allerdings die Bezirke, die sie inne haben, nur klein sein, demohnerachtet sind sie da, und werden respectirt, obschon auch gewiß zahlreiche Kämpfe um diese Gebiete geführt werden. Unter diesen Umständen ist es nicht so schwierig, ein Krokodil mittelst einer Angel an derselben Stelle zu fangen, wo es die Kühnheit hatte, einen Menschen anzufallen.

Auf dem Festlande von Ostindien nennt man einen Tiger, der bereits Menschenfleisch gekostet hat, und nun keine andere Nahrung mehr sucht, Menschenfresser. Sonderbarer Weise sind dies aber häufiger Tigerinnen als Tiger, und während sie einerseits alle Scheu vor dem Menschen abgelegt haben, scheinen sie andererseits sich auch ihrer Schuld bewußt zu sein, denn ihre Schlauheit vermehrt sich mit der Anzahl ihrer Opfer. Mit beinahe menschlichem Verstande wissen sie in den meisten Fällen den Nachstellungen auf die listigste Weise zu entgehen.

Vor mehreren Jahren verbreitete eine solche Tigerin in der Umgegend von Canahpur, einem Hindu-Dorfe in Oude, Furcht und Schrecken. Jene Gegend ist nicht reich an Naturschönheiten. Die 140 bis 150 hölzernen Häuser und Bambushütten des Dorfs liegen am linken Ufer eines kleinen Gebirgsstromes. Eine trockne, nur hin und wieder mit einzelnen niederen Gebüschen und Dschungels bewachsene Ebene dehnt sich zu beiden Seiten des Flusses weithin aus, bis an bewaldete Hügelreihen, die in der Entfernung von ½ Meile längs beiden Flußufern sich hinziehen. In dieser eintönigen baumlosen Ebene gewähren die das Dorf umgebenden grünen Reisfelder und die tausend Palmengipfel, unter denen die Hütten der Bewohner verborgen liegen, den einzigen erquickenden Anblick.

An einem Junitage des Jahres 1840 herrschte in einer dieser Hütten große Trauer. Die Bewohnerin derselben, eine arme Wittwe, betrachtete mit thränenvollen Blicken ein blutbeflecktes weißes Tuch, die Kopfbinde ihres einzigen Sohnes, der am Morgen desselben Tages durch jene Tigerin zerrissen worden war. Würden wir durch die übrigen Hütten des Dorfes wandern, so würden wir noch 8 bis 10 Familien finden, die in dem kurzen Zeitraum von einem Jahre auf dieselbe Weise schmerzlich betrübt worden sind. Würden wir die in der Umgegend von Canahpur gelegenen Dörfer besuchen, so wäre des Trauerns kein Ende über alle die Verluste an Menschenleben. Und doch waren es nicht eine Menge Raubthiere, welche die Gegend mit Furcht und Schrecken erfüllten, auch nicht einmal 2 oder 3, sondern nur jene einzige kolossale Tigerin, die unter dem Namen: Menschenfresser von Canahpur, seit einem Jahr allgemein berüchtigt war. Die Landstraße, die am Rande der vererwähn-

ten bewaldeten Bergkette hinführte, wagte Niemand mehr allein zu betreten, und selbst der Postverkehr, der hier durch berittene Boten unterhalten wird, war durch die Bestie einige Mal unterbrochen worden, denn 3 bis 4 Postboten hatten ebenfalls unter ihren Krallen ihr Leben ausgehaucht.

Vergebens hatten die geschicktesten Schikaris (Tiger=Jäger) und Spürer des Bezirks den Menschenfresser verfolgt; das schlaue Raubthier wußte auf die listigste Weise allen Nachstellungen zu entgehen. Es wechselte stets seinen Aufenthalt. Hatte es sich heute in der Nähe irgend eines Dorfs eine Beute geholt, so befand es sich gewöhnlich schon den folgenden Tag in einer, einige Meilen weiter gelegenen Gegend. Die dichten Dschungels der Ebene, die bewaldeten Berge boten ihm sichere Schlupfwinkel in Menge dar. Es gab nur einen Ort, wo die Tigerin sich öfter und bisweilen auch längere Zeit aufhielt; dies war eine auf dem Gebiet von Canahpur gelegene Höhle. Einige Versuche, sie in dieser zu belagern und durch Hunger zu überwältigen, waren mißglückt. Das erste Mal, als man ihre frische Spur bis zur Höhle verfolgt hatte, hatte sie die wenigen Augenblicke, wo die Spürer sich zurückgezogen hatten, um die übrigen Jäger herbeizurufen, benutzt, um sich unbemerkt davonzuschleichen. Man wurde den Irrthum erst nach einigen Tagen gewahr. Während man nämlich den Eingang der Höhle sorgfältig bewachte, trafen plötzlich Nachrichten aus anderen Gegenden ein, wo die Tigerin inzwischen Furcht und Schrecken verbreitete. Das zweite Mal war man mit mehr Vorsicht verfahren; sie befand sich wirklich in der Höhle, und man beschloß, den Eingang zu verrammeln. Wäre dies sogleich geschehen, so hätte sie unbedingt verhungern müssen. Leider aber fehlte es an Holz. Große Bäume befanden sich nicht in der unmittelbaren Nähe der Höhle. Erst den folgenden Tag sollte das nöthige Holz herbeigeschafft werden. Die Jäger begnügten sich unter diesen Umständen, während der Nacht ein großes Feuer vor dem Eingange der Höhle anzuzünden, und die Mehrzahl derselben lagerte sich um dasselbe herum, während nur drei von ihnen Wache hielten. Da sprang zum allgemeinen Schrecken die Tigerin unvermuthet über das Feuer zwischen die schlafende Gesellschaft, warf einen der Wächter zu Boden, verwundete ihn lebensgefährlich und verschwand im nächsten Augenblick im Gebüsch.

Seitdem hatte eine allgemeine und energische Verfolgung des Raubthiers nicht wieder stattgefunden, und zwar hauptsächlich wohl aus dem Grunde, weil die Personen, welche durch die Tigerin bisher getödtet worden waren, meist nur den niedern Kasten angehörten. Man bekümmerte sich um den Verlust solcher Leute nicht viel. Ein anderer wichtiger Umstand, über den die Tigerin sich alle Ursache zu freuen hatte, war der, daß die Schikaris des Bezirks auf die ansehnliche Belohnung, die durch die Regierung auf die Erlegung des Raubthiers gesetzt war, wenig rechneten. Sie wußten, daß diese Summen durch die Hände der Districts- und Dorfhäuptlinge gehen, und dem glücklichen Erleger der Bestie nur wenig davon zu Theil werden würde.

Acht Tage waren verflossen, seit der Sohn jener Wittwe umgekommen war. Die alte Frau arbeitete, um ihr Leben zu fristen, wieder ämsig auf ihrem Webestuhl. Zwar fiel noch manche Thräne auf die Arbeit nieder, namentlich wenn ihre Blicke auf die weiße Kopfbinde des Verunglückten fielen. Auch hatte sie noch andern Kummer; sie sollte binnen wenigen Tagen Grundsteuer entrichten, besaß aber nichts und fürchtete nun,

daß man sich an ihrer Ziege pfänden würde. Mit diesem Gedanken beschäftigt, warf sie eben einen trauernden Blick nach dem vor der Hütte herumlaufenden Thier, als ihre ganze Aufmerksamkeit durch eine andere Erscheinung in Anspruch genommen wurde. Ein sehr wichtige Person, ein Priester, wandelte mit abgemessenen feierlichen Schritten vorüber, um in dem nahen Strome die vorgeschriebenen Abwaschungen und Gebete zu verrichten. Die alte Frau beschloß die Gnade dieses heiligen Mannes anzusprechen, um durch seinen Einfluß vielleicht einige Tage Frist für die zu entrichtende Steuer zu erlangen. In dieser Absicht stand sie von ihrer Arbeit auf, und begab sich nach dem Ausgange des Dorfs, um daselbst die Rückkehr des Braminen abzuwarten. Während sie sich unter einem Palmenbaum niederläßt und die Gebete des frommen Mannes von ferne mit Ehrfurcht betrachtet, wollen wir den Heiligen selbst begleiten.

Er hat eben das Ufer des Stromes erreicht, legt seine weißen Gewänder ab und steigt in das Wasser. Gebete und Abwaschungen folgen. Er ahnet nicht, daß noch ein lebendes Wesen in seiner Nähe weilt. Wer auch würde es wagen ihn hier zu stören? — Demohnerachtet ist es nicht nur die alte Frau, die ihn von fern ehrerbietig beobachtet, sondern ganz in seiner Nähe, wird er von zwei so feurigen und verlangenden Augen angeblickt, daß ihm seine Gebeine erbeben und sein Blut erstarren würde, wenn er diese Blicke gewahrte. Es ist unsere Bekannte, die schlaue Tigerin, die im nahen Gebüsch lauernd die Annäherung des Priesters bemerkt und sich allmählich näher geschlichen hat, und nun hinter einer Cactushecke die kaum 20 Schritte vom Ufer entfernt ist, ihre Beute wohlgefällig und lüstern betrachtet. Näher und näher schleicht sie; der Unterleib berührt fast den Erdboden, die Ohren eingekniffen, setzt sie die Tatzen so leise auf, daß nicht das mindeste Geräusch gehört wird. Jetzt ist sie an der Stelle angelangt, von wo aus sie mit Sicherheit einen Sprung unternehmen kann; sie befindet sich dicht am Ufer hinter einem kleinen Strauch, nur noch 4 bis 5 Fuß von ihrer Beute entfernt. — Wischnu! ruft in diesem Augenblick der Heilige, laß durch einen wohlthätigen Regen meine Felder erquickt werden, laß meine Feinde umkommen, und entziehe ihnen deine Gnade, Wischnu! laß — — —. In diesem Augenblick krümmt sich der Rücken des plattniedergedrückten Raubthiers, der Schweif bewegt sich schnell, das Hintertheil richtet sich auf, und wie ein abgeschossener Pfeil, fliegt es vom Ufer auf den Priester, ihn in den Strom werfend. Man hört ein erstickstes Gurgeln im Wasser, die Knochen knirschen unter dem zermalmenden Gebiß der Tigerin, und 3 Secunden später springt sie mit ihrer Beute im Rachen, ans Ufer, und eilt, erst in gewaltigen Sätzen, dann schnell trabend über die Ebene. Hin und wieder gewahrt man sie noch, wenn sie über offene Flächen hineilt, bis sie endlich im dichten Gebüsch und Gras verschwindet.

Die alte Frau hatte mit Entsetzen und starr vor Schreck diese Scene mit angesehen. Sie stürzte so schnell, als es ihre schwachen Kräfte gestatteten, mit der Schreckensbotschaft nach dem Dorfe. Man denke sich die Bestürzung der Bevölkerung über das unerhörte Ereigniß, daß der Menschenfresser es sogar gewagt, einen Priester des Brama zu rauben, den Zorn und Schrecken der übrigen Braminen des Dorfes, deren heiliger Stand durch diese unerhörte Frechheit angetastet zu sein schien. Sämmtliche Schikaris (Jäger) und Spürer wurden sogleich zu dem Dorf-Oberhaupt entboten. Er schalt sie Feiglinge und nachlässige Burschen, weil sie bereits seit einem Jahr nicht im Stande gewesen wären, die Tigerin zu

erlegen. Es befanden sich kühne und erfahrene Jäger hierbei, die mit Unwillen die ungerechten Anschuldigungen anhörten, jedoch kein Wort zu erwiedern wagten. — „Binnen 3 Tagen," hieß der gemessene Befehl, „binnen 3 Tagen muß die Haut des Menschenfressers vor der Wohnung des getödteten Braminen hängen, — sonst sollte der Zorn Wischnu's sie Alle zerschmettern."

Es waren vier bis fünf Männer, die diese strenge Weisung erhielten, und nun stumm ihre Gewehre schulternd die Wohnung des Dorf-Häuptlings verließen. Einer unter ihnen, ein bereits bejahrter Mann mit greisem Haupthaar und Bart, war der berühmteste Tigerjäger des Bezirks. Seine Bekannten nannten ihn schlechtweg Vater Guru, mehr allgemein aber hieß man ihn Tiger-Guru, denn er hatte während seiner Lebzeit 15 Tiger erlegt, deren Schwanzspitzen als Trophäen in seiner Wohnung hingen. Die Jägerehre des Tiger-Guru war durch die Scheltworte des Häuptlings auf's Empfindlichste verletzt worden. Grimmig drehte er, während er seiner Hütte zuschritt, seinen weißen Schnurrbart, und trat mit finsterer Miene in dieselbe ein, den freundlichen Gruß seiner Tochter, die eben mit der Zubereitung des frugalen Mittagmahles beschäftigt war, kaum beachtend. Einer der Jäger, ein junger Mensch von mehr als gewöhnlicher Schönheit, war ihm allein gefolgt und schien seinen Schmerz und die ungerechte Demüthigung, die ihm zu Theil geworden war, tief mitzufühlen. — „Ich will den Menschenfresser erlegen, und sollte ich ihn in seiner eigenen Höhle aufsuchen, oder es soll wahr sein, daß ich ein Feigling bin," rief der Alte, während er sein Gewehr in Stand setzte, dem jungen Jäger zu, der ebenfalls seine Waffen für die bevorstehende Jagd in Stand setzte. Dieser nickte als Antwort nur ernst und stillschweigend mit dem Kopfe, als wollte er sagen: „Auf meinen Beistand kannst Du zählen; ich begreife und fühle die Größe der Beleidigung, die Dir widerfahren ist." Die Tochter des alten Jägers aber, die schöne Mahdi, heftete beim Anhören dieser Worte theilnehmende und ängstliche Blicke auf Beide. Sie war seit einigen Monaten die Braut Bahrak's, des jungen Schikari, und sie wußte sehr wohl die Gefahr zu beurtheilen, die mit einem Besuch in der Tigerhöhle verbunden war; ein solches Unternehmen war in ihren Augen gewisser Tod. Uebrigens war die schöne Mahdi, oder wie man sie noch häufiger nannte, die schönäugige Mahdi, kein furchtsames, schüchternes Mädchen, die bei dem Knallen eines Gewehrs erbebt hätte. Sie hatte im Gegentheil von Kindheit an viel Liebhaberei für die Jagd gezeigt, und durch ihren Muth einige Male die Schikaris in Erstaunen gesetzt. Hätte es sich mit ihrem Geschlecht vertragen, so wäre sie Tigerjägerin geworden. Oft hatte sie den Vater auf seinen Ausflügen begleitet und wußte die Spur eines Tigers sehr wohl zu verfolgen und sie zu finden, wo manches andere Auge nichts entdeckt haben würde. Sie war mit den Schlichen und Listen dieser Thiere, aus Allem, was sie seit ihrer Kindheit gehört und erfahren hatte, so bekannt wie ein ächter Jäger. Der alte Guru hatte sie ein Gewehr laden gelehrt, und obschon Pulver und Blei kostspielige Dinge waren, manchen Schuß nach der Scheibe thun lassen. Kein Wunder also, daß sie mit vollem Interesse das Gelöbniß ihres Vaters vernahm und die Gefahr seiner Lage erwog.

Die übrigen Schikari's hatten sich inzwischen auch in der Hütte versammelt, und nach einer kurzen Berathung, wo und wie das Raubthier am besten zu erlegen sei, wurde beschlossen, der Spur der Tigerin unverzüglich zu folgen, um wo möglich die Gebeine des Priesters ihr zu entreißen.

Eine halbe Stunde später zogen sämmtliche Schikari's über dieselbe Ebene hin, über welche unlängst das Raubthier mit dem Braminen im Rachen geeilt war. Das Erdreich war trocken, und im Grase und Buschwerk die Auffindung der Spur sehr schwierig. Nur hin und wieder gewahrte man auf einzelnen Sandflächen den Abdruck der Tigertatzen etwas deutlicher. Nachdem man eine Stunde gefolgt, und endlich bis an die bewaldete Hügelkette gelangt war, waren die Jäger unentschieden, wohin sie sich wenden sollten, denn es waren keine Merkmale der Tigertatzen weiter sichtbar. „Ich möchte wetten, daß sie das schwarze Loch aufwärts gezogen ist," meinte der Tiger-Guru. „Jener Boden ist so hart wie Fels, und die schlaue Bestie weiß, daß ihre Tatzen dort keinen Abdruck zurücklassen." Das schwarze Loch war die tiefste der fünf oder sechs Schluchten, die von der Bergkette sich nach der Ebene herabzogen. Sorgfältig jeden Fuß breit Landes untersuchend, zog man jetzt längs dem Ufer eines kleinen Gebirgsstromes die genannte Schlucht aufwärts. „Hier ist sie durch den Bach gegangen," bemerkte der alte Guru, indem er auf ein Büschel niedergetretenes Gras wies, das am Ufer stand, ohne daß sich sonst irgend ein anderes Merkmal an der Stelle zeigte.

„Sieh, Bahrak, ob ich Recht habe, der Boden auf dem Grunde des Wassers ist weich. Der junge Mensch warf seine Kleider ab, tauchte einen Augenblick unter und bestätigte die Vermuthung des Alten. „Hinüber denn Alle!" rief dieser, denn ich vermuthe, daß sie dort in's Gebüsch eingedrungen ist; entweder glückt es uns, sie jetzt nach eben gehaltener Mahlzeit in ihrem Verdauungsschlaf zu überraschen, oder alle unsere Arbeit ist umsonst. Der alte Jäger legte die Finger auf den Mund, zum Zeichen, das Alles schweigen sollte, und man näherte sich behutsam dem Rande des Waldes.

Bald stand man vor einer Stelle, wo ein Gewebe von Dornen und Schlingpflanzen eine undurchdringliche Mauer bildete. In diesem Pflanzen-Chaos bemerkte man eine runde Oeffnung, eine Art Höhle, in welche ein Mensch nur auf allen Vieren kriechend eindringen konnte. „Du bewachst diesen Eingang, Bahrak!" flüsterte der Alte", und Ihr Uebrigen geht nach der andern Seite des Hügels, denn hier oder dort wird sie sich herausschleichen wollen, wenn meine Kugel sie nicht niederstreckt." Die 3 Jäger gingen, den erhaltenen Befehl auszuführen, und bald darauf hörte man den heiseren Schrei des Rhinocerosvogels, — es war das verabredete Zeichen, daß sie auf ihrem Posten angelangt waren. Während Bahrak einen Baum bestieg, von wo aus er einen großen Theil der Dschungels übersehen konnte, führte der alte Schikari den gefährlichsten und schwierigsten Theil des Unternehmens, bis an das Lager der Tigerin heranzuschleichen, selbst aus.

Das Gewehr in der rechten Hand, seinen Dolch vorn im Gürtel, kroch er leise und behutsam in das Labyrinth von Dornen und Schlingpflanzen hinein. Knochen von Menschen und Thieren, auf die er bald stieß, und die, je mehr er sich dem Mittelpunkt des Gebüsches näherte, an Menge zunahmen, überzeugten ihn, daß er hier einen neuen, bisher noch unbekannten Schlupfwinkel der Tigerin entdeckt habe. Das Herz pochte ihm vor Freude, denn nach seiner Erfahrung war er überzeugt, daß sie hier und nirgend anders ihren letzten Raub verzehrt habe, daß sie jetzt nach gehaltener Mahlzeit wahrscheinlich schlief. Gelang es ihm, unbemerkt bis an ihr Lager zu schleichen, so sollte sie offentlich diesmal durch seine Kugel niedergestreckt werden. In der Mitte der Dschungels

standen einige hohe Bäume, und das Gebüsch wurde allmählich, je mehr er sich diesen näherte, lichter. Er hätte sich jetzt wohl aufrichten können, doch er zog es vor, wie eine Katze vorwärts zu schleichen. Seinen Dolch zwischen die Zähne nehmend, prüfte er noch einmal die Schärfe des Gewehrsteines, denn er fühlte instinctmäßig, daß die Tigerin nicht mehr entfernt sein könne. Begierig suchte sein scharfes Auge, durch die kleinen Zwischenräume von Gras und Gebüsch die schwarzgestreifte Haut derselben zu entdecken. Sorgsam suchte er unter den vielen Tigerspuren die frischeste, der er bisher gefolgt war, nicht aus dem Auge zu verlieren. Da hörte das dichte Gebüsch plötzlich auf; er befand sich unter der vorerwähnten Gruppe hoher Bäume, und in demselben Augenblick erblickte er auch im Schatten eines riesigen Waringi-Baumes das schlummernde Raubthier keine 30 Schritte vor sich. Doch der Stamm des Baumes verbarg Kopf und Vordertheil des Thieres; es war nicht möglich, einen sichern Schuß zu thun. Er mußte, um den Kopf zu Gesicht zu bekommen, nothwendig einen Halbkreis um den Baum beschreiben. Vorsichtig und leise schlich er einige Schritte seitwärts. Sich aufzurichten wagte er jetzt in der unmittelbaren Nähe der Tigerin noch weniger, sondern kroch wie eine Schlange auf dem Boden hin. Mehr und mehr wurde ihr Kopf sichtbar; noch 2 Schritte, und er war im Stande, ihr eine Kugel zwischen die Augen zu schießen. Da berührte plötzlich seine linke Hand einen weichen, schlüpfrigen Gegenstand; es war eine Viper der giftigsten Art, die in demselben Augenblick ihren Kopf zornig erhob, als der sonst so muthige Schikari erschrocken in die Höhe sprang und einen Laut des Entsetzens ausstieß. Gehör und Gesicht sind bei allan Katzenarten sehr fein, während ihre Geruchsorgane nur schlecht sind. Die Tigerin hatte den nur leise ausgestoßenen Schreckensruf vernommen; ihr Kopf hob sich eine Secunde, dann sprang sie auf, that einen gewaltigen Satz nach dem nur wenige Schritte entfernten Gebüsch und wand sich wie eine Schlange durch dasselbe hin.

Indische Jäger sind wohl geübt, einen feststehenden Gegenstand zu treffen, doch ein flüchtiges Wild erreicht ihre Kugel nur selten. Die Kugel des alten Schikari, die er mit wutherfülltem Herzen über sein Mißgeschick seinem Todfeinde nachsandte, verfehlte dennoch nicht gänzlich ihr Ziel; sie riß dem Raubthier einen Theil des linken Ohres weg. Ein wildes schnaufendes Knurren der Tigerin beantwortete den Schuß. Einen Augenblick hielt sie an, dann sprang sie mit einem furchtbaren Satz aus dem Gebüsch hervor, kauerte sich nieder, um mit einem zweiten Sprunge den Verwegenen zu erreichen, der es gewagt, sie zu verwunden. Doch die hochaufgerichtete Gestalt des alten Jägers, der feste herausfordernde Blick, mit dem er sie erwartete, und der ihr zu sagen schien: „Komm! wir wollen Beide sterben; Deine Zähne und Klauen werden mich zerreißen, aber mein Dolch wird Dein Herz durchbohren", machte ihren Entschluß wankend. Sie blinzelte vor den fest auf sie gerichteten Blicken des alten Mannes mit den Augen, und verschwand mit einem abermaligen Sprunge, seitwärts im Gebüsch. Hätte der Schikari es mit einem Löwen zu thun gehabt, so wäre er verloren gewesen.

Der Tiger ist trotz seiner colossalen Stärke, die in jeder Beziehung der des Löwen gleichkommt, ein feiges Thier. Er wagt es fast niemals, einen Menschen von vorn anzugreifen, sondern sucht stets sich unbemerkt heranzuschleichen, um ihn im Rücken anzufallen. Springt er bei dieser Gelegenheit fehl, so schleicht er sich davon. Es ist daher nicht so gefährlich, als es scheinen mag, einem Tiger bei Tage zu begegnen; er wird

es nicht leicht wagen, einen offenen Angriff zu unternehmen; wohl aber ist es möglich, daß er den Versuch macht, auf einem Umwege sich im Rücken anzuschleichen, oder vorauseilend, sich ein Versteck wählt, von wo aus er sich auf den sorglos Vorübergehenden, vor dem er noch vor wenigen Augenblicken geflohen ist, stürzt.

Die Tigerin hatte mit einem Ohr weniger ihre Flucht bis an den Rand des Gebüsches, wo die drei Jäger standen, fortgesetzt, brach hier wie der Blitz durch und beantwortete die sie hier wieder umsausenden Kugeln abermals mit drohendem Schnaufen, ohne jedoch sich weiter aufzuhalten. So war es also dem Menschenfresser wieder geglückt, seinen Verfolgern zu entkommen. Der Zorn des alten Schikari über dies Mißgeschick war gewaltig groß. Er schwur, daß sie mit den Schlangen und bösen Geistern ein Bündniß geschlossen habe und von ihnen während ihres Schlafs bewacht werde. Doch es war nicht zu ändern, der Menschenfresser war fort und für diesen Tag keine Verfolgung mehr möglich. Auf den Ruf des alten Schikari waren auch die übrigen Jäger herbeigeeilt. Man untersuchte das Lager der Tigerin gemeinschaftlich, sammelte die noch vorhandenen halbverzehrten Ueberreste des Braminen und kehrte voll Unmuth mit diesen nach Canahpur zurück.

(Schluß folgt in der nächsten Nummer.)

Aus der Hauptstadt.

Zur socialen Physiognomie Berlins.

Die Physiognomie einer Hauptstadt wie Berlin, die dem Umfange und der Art einer Weltstadt immer näher kommt, verlangt, von Zeit zu Zeit näher ins Auge gefaßt zu werden, und wenn sie auch nicht das sorgfältige und ängstlich gespannte Studium verlangt, das z. B. die Minister Louis Philippe's der „guten Stadt" Paris widmeten, so darf der Politiker doch dasjenige, was aus dem Leben und Treiben Berlins besonders hervortritt, nicht ganz ignoriren.

Es ist nicht schwer, den entscheidenden Zug der in rascher Veränderung begriffenen Physiognomie der preußischen Hauptstadt zu erkennen. Die Verkehrskrisis des vorigen Jahres, welche auch hier so große Opfer forderte, äußert erst jetzt in größeren Kreisen, in der ganzen Breite der städtischen Gesellschaft ihre Wirkungen. Die kaufmännischen Schuldner, welche gleich im Anfang der Krisis ihren Concurs erklärt hatten, haben allerdings ihre Accorde mit den armen Gläubigern so schnell und leicht geschlossen, daß man glauben sollte, diese Gläubiger seien so reich mit allen Glücksgütern der Erde gesegnet, daß derartige Verluste ihnen nicht recht bemerklich würden. In Wirklichkeit aber haben sich diese Gläubiger, ein ungezähltes Heer von Gewerbtreibenden aller Arten, vom Banquier bis zum Maurerpolier, vom Weinhändler bis zum Pantoffelmacher, in stummer Resignation entschlossen, die Pfennige, die ihnen im Accorde von ihrem sauer erworbenen Thaler zurückgegeben werden sollten, immerhin anzunehmen, da „bei den bestehenden Verhältnissen" ihnen doch keine Aussicht weder auf eine genügende Entschädigung noch auf eine entsprechende Bestrafung des Bankeruttirers übrig geblieben.

Diese Gläubiger, meist dem eigentlichen N ä h r s t a n d e der Nation angehörig, fleißige, treue Arbeiter, die den Schweiß nicht scheuen und Sparsamkeit von der Väter Zeiten her bewahrt haben, zeigen in diesem Augenblick eine ganz besonders scharfe Abneigung gegen die wüste Leerheit

unsrer socialen Verhältnisse. Ueberall, wo wir sie sprechen hören, begegnen wir dem lebhaften Wunsche, es möge etwas geschehen, um dem herrschenden Schwindel ein Ende zu machen, die soliden und ehrenhaften Kaufleute möchten sich vereinigen und die Niederlassung und den Geschäftsbetrieb neu hinzutretender Mitglieder ihres Standes strenger überwachen: der Gedanke an ein ständisches Ehrengericht, wie es die Vorväter kannten und übten, taucht auf und wird mit Beifall weiter verbreitet; es geht eine tiefe Sehnsucht nach einer Neuordnung unsrer Gesellschaft durch die bürgerlichen Kreise.

Diese Sehnsucht verspricht zu einer förmlichen Bewegung zu werden, denn nicht allein der eigentliche Bürgerstand, sondern auch der lebendigere und ungestümere Arbeiterstand leidet hier Orts schwer unter den Folgen der jüngsten Massen-Bankerutte, und die äußerst beträchtliche Einstellung von Arbeiten, welche in unseren größten Etablissements bereits stattfinden mußte, ist ja nur eine directe Folge der Stockungen in Unternehmungen aller Art, die durch jene Krisis sogleich veranlaßt ward. In der Borsigschen Eisenfabrik feiern eine bedeutende Anzahl von Arbeitern, mehrere der großen Glüh- und Schmelzöfen sollen ihr Feuer gelöscht haben, und von anderen Fabriken wird erzählt, daß ihre Arbeiter, die in besserer Zeit wöchentlich sechs Thaler und noch mehr verdient hätten, es jetzt nur auf drei Thaler brächten. Die Bestellungen, welche sonst von fern und nah nach Berlin zusammentrafen, werden seltener; nicht nur, daß jeder Einzelne sich mehr und mehr einschränkt, auch viele der großen Unternehmungen, welche auf Actien gegründet sind, warten, wie sie selbst eingestehen, einer besseren Zeit, in der sie mit größerer Aussicht auf Erfolg neue Einzahlungen ihrer Actionäre, oder, wo dies nicht mehr nöthig, wenigstens bessere Märkte für den Verkauf ihrer Producte oder für die Benutzung ihrer Einrichtungen erwarten dürfen.

Der Arbeiterstand, auf einmal nach Jahren großer Einnahmen an die Grenze der Noth und der Arbeitslosigkeit gerückt, sucht die Ursachen der jüngsten Krisis nicht in fernen Ereignissen und Combinationen; er bleibt, und es leitet ihn dabei ein gewisser richtiger Instinct, beim Nächsten stehen und betrachtet mit Erstaunen die ungeheueren Summen, welche Einzelne in den letzten Jahren zusammengeschlagen haben. Er rechnet, daß, wenn in jedem größeren Centrum des Handels sich auch nur zwanzig, dreißig solcher jungen Nabobs befänden, ihr Vermögen doch eine Summe ausmachen müßte, die dem ungefähren Gesammtbetrag der Ausfälle und begründeten Bankerutte gleich kommen möchte. Zugleich sieht der Arbeiterstand, daß jene Nabobs weder Fabrikbesitzer, noch Eisenbahn-Unternehmer, weder Bergwerksbesitzer, noch große Handelsherren, sondern daß sie unbefangene Genußmenschen sind, die nur an der Börse arbeiten. So kommt denn auch der Arbeiter bei der Betrachtung der Krisis und ihrer Folgen zu dem Resultate, welches der Bürgersmann sich zog, daß unserer kaufmännischen Welt eine Corporation, eine Ordnung fehle, welche den einzelnen „Kaufmann" unter eine gewisse Controle seiner Standesgenossen stellt und von ihm eine Standesehre fordert, mit deren Verlust auch das Ende seiner Thätigkeit eintreten muß. In den Hansestädten hat solch eine Controle früher Außerordentliches gewirkt, und wenn auch heute für sie die harten Formen und die veralteten Gebräuche nicht wieder würden gewählt werden können, wie vor Jahrhunderten, so kann doch an die Stelle des Geistes, aus dem sie hervorging, nichts Besseres gesetzt werden.

Druck von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.

Eine Verwahrung.

Wir finden in der „Zeit“, einem Blatte, welches zu dem ministeriellen Centralbureau für Preßsachen in engster Beziehung steht, einige Aufsätze, die uns, auch abgesehen von ihrem Ursprunge, schon darum von Interesse sein müssen, weil sie gegen die Haltung eines Theiles der inländischen Presse und auch gegen uns Verdächtigungen der schlimmsten Art zu Tage fördern. —

Das Königreich befindet sich in einer außerordentlichen Lage, in einer Lage, auf deren Bedenklichkeit selbst in der jüngsten vom Minister-Präsidenten vorgetragenen Abschiedsrede an den Landtag hingewiesen wurde: Preußen hat ferner durch feierlich verbürgte Gesetze der Presse Freiheit gewährt: dem Rechte der Preßfreiheit endlich entspricht eine Pflicht, und diese Pflicht wird für das einzelne Preßorgan um so größer, je mehr es in die wirkliche Verfassung des Vaterlandes mitbeschlossen ist, d. h. je mehr es der Vertretung eines wirklichen, greifbaren, beim Wohlergehen des Ganzen lebhaft betheiligten Theiles des Volkes und des Staates dient. Wenn daher in diesen bedenklichen Zeitläuften preußische Zeitungen sich offener und verständlicher, als es in den letzten Jahren der Fall war, über die Lage des Vaterlandes auslassen, so ist das nicht nur natürlich, sondern es ist die Erfüllung einer strengen Pflicht, der sie sich unterziehen. Die „Berliner Revue“ ist sich bewußt, nach dem Maße ihrer Kraft ebenfalls dieser Pflicht nachgekommen zu sein, und ihre Sprache durfte um so offener und freimüthiger sein, je mehr sie überzeugt war, daß nirgends ein Zweifel über ihre Loyalität aufkommen konnte. Leider befindet sich die „Revue“ nun doch in der Lage, auf das Entschiedenste Aeußerungen zurückweisen zu müssen, welche, wenn auch in den untergeordnetsten Kreisen, den Glauben hervorrufen könnten, daß es ein Wohlgefallen an der Opposition, bloß weil es die Opposition, wäre, was dies Blatt zu seiner Haltung in der gegenwärtigen Situation veranlaßt.

Die „Zeit“ schreibt nämlich in ihrem Donnerstagblatte Folgendes:

„Allein der wahre Patriotismus, wie uns bedünken will, darf sich nicht mit leeren Betheuerungen und hochfahrenden Projecten abfinden wollen. Die Vaterlandsliebe hat sich in Thaten zu bewähren und jeden-

falls, wenn der Augenblick an ihre Hingebung keine höhere Anforderung stellt, wenigstens durch Ehrfurcht für den Herrscher und durch Gerechtigkeit gegen die von ihm gewählten Organe. Wenn aber jetzt eine Schule von Politikern sich breit macht, welche sich die Sporen zu verdienen wähnen, indem sie jede Pietät gegen die erlauchte Person des Landesherrn verläugnen und seine höchsten Räthe mit erbitterter Gehässigkeit anfeinden, so ist dies eine eigenthümliche Varietät des Patriotismus, welche wir nicht verstehen oder nicht verstehen wollen. Sie glauben vielleicht mit der Gegenwart gründlich brechen zu müssen, um für die auserwählten Führer der Zukunft zu gelten; doch vergessen sie, daß in der Politik das Gesetz der Continuität eine wichtige Rolle spielt, und daß man deshalb noch kein Mann der Zukunft wird, weil man in der Gegenwart unbrauchbar ist."

Die „Zeit" schuldigt damit einen Theil der preußischen Presse, und allem Anscheine nach auch uns, der **Verläugnung jeder Pietät gegen die erlauchte Person des Landesherrn und der erbitterten Gehässigkeit gegen seine höchsten Räthe** an.

Diese Anschuldigung ist so unerhört, so — gewagt, daß ein Beweis der Wahrheit dafür unumgänglich nothwendig wird, und wir hoffen der Unterstützung der preußischen Presse, gleichviel welches sonst die Parteistellung der einzelnen Blätter ist, sicher zu sein, wenn wir hiermit an die Redaction der „Zeit" die bestimmte Aufforderung stellen, Artikel, welche in der preußischen Presse erschienen sind, oder Stellen aus solchen Artikeln namhaft zu machen, in denen auch nur im Entferntesten solch schwere Vergehen zu erblicken wären, wie die es sind, deren die „Zeit" mit unerhörtem Leichtsinne einen Theil der preußischen Presse bezüchtigt.

„Verläugnung jeder Pietät gegen die erlauchte Person des Landesherrn" — wie soll es uns nicht empören, wenn wir auch nur von fern ahnen, auch auf uns sei jene Anschuldigung gerichtet, auf uns, die wir — und wir theilen damit nur ein Gefühl, das, abgesehen von kaum nennenswerthen Ausnahmen, durch die gesammte preußische Presse geht — aus unserer Begeisterung für den edlen, frommen, geistesstarken König niemals ein Hehl gemacht, die wir jede Kunde von einer Besserung in seinem Befinden mit Freude begrüßt haben, die wir mit Bewunderung auf die Resignation blicken, mit der ein so hoher, wahrhaft königlicher Geist den Schmerz seiner Einsamkeit und Unthätigkeit trägt?

Die „Zeit" beschuldigt uns ferner direct in einem andern Artikel „gewohnter Bitterkeit" in der Beurtheilung der preußischen Politik. Wir verlangen also ferner von ihr, daß sie uns irgend ein bitteres Wort nachweise, das wir über die preußische Politik geschrieben haben. Daß letztere unsern Beifall nicht in allen Punkten hat, daß Männer von der umfassendsten politischen Erfahrung, erprobt, sei es in Landtagen, sei es als Publicisten, welche die Ansichten der Revue vertreten, die Bewegungen der preußischen Politik mehrfach verurtheilen, ist aller-

dings richtig; aber es entsprach diesen Ueberzeugungen der Revue stets nur ein gemäßigter, ja behutsamer Ausdruck. Niemals sind von uns die großen Schwierigkeiten verkannt worden, mit denen das Ministerium Manteuffel zu kämpfen hat, aber das Verlangen, wir sollten da Energie und Weisheit entdecken, wo, wie wir deutlich sahen, nur eine Ueberhäufung der Rücksichten und Unentschlossenheit stattfand, mußte natürlich ein vergebliches bleiben. Tadelten wir indeß die Politik Manteuffel, so geschah dies doch stets nur in derjenigen Sprache, die dem Unterthanen eines monarchischen Staates einem hohen Beamten seines Königs gegenüber zukömmt. Bitterkeit lag dabei stets unserm Herzen wie unsern Worten fern. Wir überlassen solche Vermischungen von Gefühl und Verstand und alle übertriebenen und erregten Declamationen denen, welche sich in der Lage befinden, für fremde Interessen zu schreiben; uns, die wir nur aus unserer Ueberzeugung schöpfen und, frei und fest auf dem Boden altpreußischer Traditionen stehend, unser Urtheil bilden, genügt ein schlichter Ausdruck für Gedanken, von deren Ausführung wir nichts für uns, sondern nur das Heil des Vaterlandes erwarten.

Wir sind, so lange wir die Ehre haben, für das Publicum zu schreiben, noch niemals Anschuldigungen solcher Art ausgesetzt gewesen; sie verlassen ganz den Boden, welcher der Oeffentlichkeit zugewiesen ist und wir dispensiren uns nur darum von einer weiteren Verfolgung solcher bis an die Grenze persönlicher Beleidigung gehender Aeußerungen, weil es ihnen auf die Stirn geschrieben ist, daß sie das Erzeugniß eines dienerhaften Eifers, der nur zu leicht über das anbefohlene Ziel herausfährt, sind.

Denn nichts kann den gegenwärtigen „obersten Räthen der Krone" wohl unangenehmer sein, als zu bemerken, wie man sie den obersten Kreisen wie der öffentlichen Meinung des Landes gegenüber dadurch vertheidigt, daß man ihre Sache mit der des Königthums indentificirt und auf diese Ungeheuerlichkeit die zweite häuft, indem man Männer und Organe des ausschließlichsten Preußenthums, weil sie von den obersten Räthen nicht zu viel halten, als Feinde des Königs brandmarkt.

Die obersten Räthe der Krone haben es oft ausgesprochen, daß sie Diener des Königs sind, die nichts zu thun haben, als treu seinen Willen auszuführen, aber nicht seine ausschließlichen Organe, nicht der ausschließliche Ausdruck seiner persönlichen und politischen Bedeutung.

Der König von Preußen steht in einem unmittelbaren Verhältniß zu all seinem Volke, und wehe dem Anmaßlichen, der es wagen wollte, einen „Vorhang des Tempels" zwischen uns und dem Throne zu ziehen und sich zum stellvertretenden Oberpriester zu machen. Schnell würde der Priester zum Opfer werden.

Preußens Marine.*)

„Briefe über die preußische Kriegsmarine" ist der Titel einer so eben erschienenen, circa 10 Bogen starken Broschüre, die in Form von fünf Briefen dem deutschen Leserkreis übergeben wird und im Wesentlichen nichts Neues enthält, indem das künftige Wohl Deutschlands von ihr hauptsächlich an die Bedingung einer preußischen oder vielmehr preußisch-deutschen Marine geknüpft wird. Das Bedürfniß eines solchen Schutzes nicht allein des Handels, sondern der gesammten Interessen Deutschlands gegen fremde Anmaßung wird ziemlich allgemein in Deutschland empfunden, und auch in denjenigen Gegenden Deutschlands, wo wenig oder keine Sympathieen für Preußen zu finden sind, wünscht man wohl, daß Preußen diesen Schutz durch Schaffung einer preußisch-deutschen Kriegsmarine gewähren möge. Diese Wünsche werden durch die anmaßende Haltung Dänemarks in neuester Zeit lebhafter und dringender, und es scheint, daß auch dies einer der vorherrschendsten Gründe ist, die zur Verfassung der Schrift Veranlassung gegeben haben.

Die Broschüre wird daher wohl allgemeinen Beifall finden, um so mehr, da sie in Allem, was das maritime Fach anbelangt, mit großer Sachkenntniß und bündiger Gründlichkeit geschrieben ist, und die politischen Interessen Preußens und Deutschlands, in sofern diese sich an die Bildung einer Marine knüpfen, scharfsinnig entwickelt.

Dagegen scheint der Herr Verfasser über einige Hauptbedingungen, die mit dem Bestehen einer Flotte in genauester Beziehung stehen, sehr leicht hinwegzugehen.

Bekanntlich ist der Dienst beinahe einer jeden Flotte dreifacher Art. Sie soll die Landesküsten vertheidigen, Colonien bewachen und beschirmen, den Seehandel beschützen. Nur wenn sie diese drei Bedingungen vereint erfüllt, entspricht sie vollkommen ihrem Zweck, während sie im andern Fall die Kräfte des Staats bald erschöpfen wird. Diese unumstößliche Wahrheit findet bei einem Staat wie Preußen, dessen Macht und Stärke allein auf seiner Land-Armee beruhet, noch mehr Anwendung. Da nun Preußen weder Colonien noch bedeutenden Seehandel hat, so nimmt der Verfasser als gewiß an, daß, sobald die Flotte vorhanden sein wird, auch Colonien und Seehandel leicht erworben werden können. Wir wünschten wohl, daß der Verfasser, der dies so gewiß voraussetzt, uns mitgetheilt hätte, wo diese zukünftigen Colonien liegen, und ob man sie erobern oder erkaufen soll? — das letztere wäre auch ohne eine große Flotte zu erreichen. — Ferner, auf welche Weise die zukünftige preußische Flotte angewendet werden soll, damit alle Welt mit uns in Handelsverbindungen tritt? — Sollen wir uns Colo-

*) Ausführlicher kommen wir in unserer nächsten Nummer auf den hochwichtigen Gegenstand zurück. D. Red.

nien erobern? den Seehandel erzwingen, indem wir die Pforten aller Märkte mit Gewalt öffnen? — Was in Japan und China geschehen ist durch Amerika und England, ist eben nicht zu wiederholen; jene beiden bisher verschlossenen Länder werden nicht umhin können, ihre Häfen allen Nationen der Erde zu öffnen, und wenn Preußen überhaupt erst Seehandel hat, so werden wir auch ohne Verlust von Pulver und Kugeln jene Häfen besuchen.

Um erobernd und gebietend aufzutreten, würde jedenfalls eine Flotte ersten Ranges erforderlich sein, und auch diese könnte hierbei wohl in Gefahr gerathen gedemüthigt zu werden, noch ehe sie ihre Rittersporen verdient hat; abgesehen davon, daß, um ein solches Riesenwerk plötzlich ins Leben zu rufen, zu dessen Schaffung bei andern Nationen Jahrhunderte erforderlich waren, Preußens Kräfte nicht ausreichen würden; oder Preußen müßte den Entschluß fassen, seine Armee abzudanken, die Größe, die es allein durch seine Armee erlangt hat, den ungewissen Wellen des Meeres anzuvertrauen, mit einem Wort seine ganze geschichtliche Entwickelung plötzlich aufgeben, und dies Alles hauptsächlich, um — Dänemark eine bescheidene Sprache zu lehren, sich die Sympathien Deutschlands hierdurch zu erwerben, oder um, deutlicher zu sprechen, die Kastanien für dasselbe aus dem Feuer zu holen. Eine ganz andere Sache wäre es allerdings, wenn sämmtliche deutsche Fürsten im Einverständniß mit Preußen wirkten, wenn die Errichtung einer preußisch-deutschen Flotte auch ihr Wunsch und nicht nur Wunsch des Volkes wäre, dessen Wünsche und Sympathien allein nicht ausreichen.

Was die Eroberung von Colonien anbelangt, so bietet sich in unserer Zeit hierzu wohl wenig Gelegenheit mehr dar. Die englischen, niederländischen, spanischen und anderen überseeischen Besitzungen sind in einer Zeit erworben, die der jetzigen nicht gleich zu stellen ist, auch sind jene Länder weniger schlechthin erobert, als vielmehr die europäische Herrschaft dort anders begründet ist, Handel und theilweise Ansiedlung ging dort stets dem Schwerte voran. Die Eroberung Mexiko's und Peru's durch die Spanier sind einzelne Ausnahmen; wir haben aber in der Mitte des 19. Jahrhunderts kein Mexiko und Peru mehr, das sich mit Pfeil und Bogen vertheidigt; es hat Alles seinen Herrn gefunden, und diejenigen Länder, die noch unter keiner europäischen Macht stehen, wie Madagascar und einige Küstenstriche Afrika's und Asiens (von dem Innern dieser beiden Welttheile kann hier wohl füglich nicht die Rede sein) werden mit Argusaugen von den übrigen Seemächten bewacht. Das allgemeine Völkerrecht liegt ihnen so am Herzen, daß sie höchstens nur sich selbst eine Verletzung desselben gestatten. Die Eroberung Algiers durch die Franzosen in neuerer Zeit war nur die Folge einer schweren Beleidigung, die Frankreich in der Person seines Gesandten widerfuhr, und doch hat auch die Besitznahme dieses Landes, so sehr sie den Franzosen zur Ehre gereicht, bisher keine anderen Früchte getragen,

als daß sie eine müßige und kampfeslustige Armee beschäftigte, und die Messer der Araber und Kabylen der französischen Regierung behülflich waren, einige Tausend unruhiger Köpfe abzuschneiden. Dieser letztere Grund entspricht allerdings vielleicht einem Bedürfniß unserer Zeit, und es ist uns in der That schon der Wunsch begegnet, daß sich auch für Deutschland eine so praktische Guillotine finden möge.

Doch wenn auch für die Eroberung von Colonien unsere jetzige Zeit sehr wenig geeignet ist, am wenigsten, um zu diesem Zweck eine Flotte zu bauen, so will damit nicht gesagt sein, daß der Erwerb von Länderstrecken auf anderem Wege nicht zu erlangen wäre. Unbewohnte oder nur von wilden Urvölkern bewohnte Länder, wie z. B. Neu-Guinea, und einige andere kleinere Inseln giebt es noch, wo Preußen wohl eben so gut seine Flagge aufpflanzen dürfte, wie dies Frankreich auf erstgenannter Insel in neuester Zeit gethan hat. Preußen hat von seinem Nachbarstaat Holland in dieser Hinsicht eben so wenig Repressalien zu fürchten, als Frankreich; es wird stets im Stande sein, alle auf dem Meere angeregte Fragen zu Lande zu beantworten. Oder wenn man es vorzieht, eine Länderstrecke in Amerika oder Asien zu erwerben, bietet sich denn durchaus keine Gelegenheit zum Ankauf dar? — Wir sind der Meinung, daß uns hierzu sowohl, wie zur Einleitung von Handelsverbindungen nur geschickte Agenten fehlen. Wir meinen nicht geschickte Theoretiker, sondern vielmehr Männer, welche die Verhältnisse überseeischer Länder durch langen Aufenthalt daselbst theoretisch und praktisch kennen gelernt haben. Diese wären das erste und unbedingte Erforderniß, sowohl um Handelsverbindungen anzuknüpfen, als auch, um zum Ankauf von Ländergebieten behülflich zu sein. Wenn solche Männer nicht in Deutschland zu finden sind, so sollte man sie in andern Ländern aufsuchen und in Dienst nehmen. Die preußische Kriegsmarine ist, wenn auch klein, zur Einleitung und Führung solcher Unterhandlungen stark genug; der Name Preußen hat einen so schönen Klang, daß seine Schiffe gewiß sein können, in allen Häfen der Welt zuvorkommend empfangen zu werden, auch wenn sie nicht die Glieder einer großen Flotte bilden.

Nur wenn Preußen Colonien erworben, der Seehandel sich mehr ausgebreitet hat, würde der Zeitpunkt erschienen sein, eine diesem entsprechende Flotte zu errichten. Dies allein wäre, wie uns die Geschichte aller Völker lehrt, der natürliche und sichere, zum gewünschten Ziele führende Weg.

Was nun die Küstenvertheidigung der preußischen Ostseeländer, oder der ganzen deutschen Nordgrenze anbelangt, so erfordert diese allerdings eine stärkere Kriegsmarine, als Preußen in diesem Augenblick besitzt, und wie der Verfasser der maritimen Briefe bemerkt, auch zweckmäßigere nach den neuesten Erfahrungen und Erfindungen eingerichtete Fahrzeuge. Zuvörderst müssen wir aber fragen, gegen welchen Feind

wir die Nordgrenze Deutschlands und Preußens vertheidigen sollen? Der letzte englisch-russische Krieg hat uns gelehrt, daß die russische Flotte nicht im Stande war ihre Küsten zu schützen, wir müßten also eine weit stärkere Flotte besitzen, eine Flotte ersten Ranges, um in allen Fällen gesichert zu sein. Diese Frage beantwortet sich aber aus dem Vorhergehenden, indem der Kostenpunkt nicht im Verhältniß zur Sache steht, wenigstens für Preußen allein nicht. Gegen Rußland, Dänemark und einige andere Staaten würde dagegen eine Flotte zweiten Ranges genügen, und es scheint ja auch, daß Preußen nach diesem Ziele strebt, wie die Erwerbung des Jahde-Busens und andere Maßregeln anzudeuten scheinen. Doch auch in diesem Fall können wir nicht umhin, uns der Meinung des Hrn. v. Gerlach und anderer Staatsbeamten anzuschließen, daß eine Flotte, selbst zweiten Ranges, ohne Seehandel und Colonien ein am Staate saugender Vampyr ist, obschon der Hr. Verfasser diese Meinung sehr mißbilligt. Zugleich wünschen wir aber, daß dieser Fall bei Preußen nicht eintreten möchte, sondern daß man vielmehr vor allen Dingen über Ländererwerb und Seehandel weniger schreiben und sprechen, dagegen auf dem angegebenen praktischen Wege mehr ausführen möchte.

Zum Schluß erlauben wir uns noch gegen die Meinung des Verfassers und vieler Anderen, die einen großen Fehler darin sehen wollen, daß Preußen nicht bereits vor hundert und mehr Jahren Erfolge auf dem Meere erstrebt hat, die Frage aufzuwerfen, ob es so gewiß ist, daß Preußen alsdann seine jetzige Größe erreicht hätte? Uns scheint dies gar nicht so ausgemacht; vielmehr sehr zweifelhaft. Preußen hat seine Größe nur seinen Feldherren und seinen Armeen zu verdanken. Es wendete alle seine Kräfte dem Landheere zu, und es wäre unmöglich gewesen, zugleich eine bedeutende Marine zu unterhalten. Auch lehrt uns die Geschichte, daß die Heere derjenigen Staaten, die zur See mächtig wurden, in demselben Verhältniß an Bedeutung verloren.

O. v. K.

Die Berliner Universität.

Erinnerungen aus dem jüngsten Wintersemester.

IV.

Carl Ritter.

Es ist die Abendstunde und Zwischenpause — unter der Uhr in der schlecht erhellten Vorhalle stehen die Studenten zusammen, den modernen schwarzen Hut etwas in den Nacken gerückt, die Hände in den Taschen des Oberrocks, die Mappe nachlässig unter den Arm geklemmt. Wir bedauern eben in unsern Gedanken, wie der Typus des deutschen

Studenten allmählich sich dem des französischen so annähert, wenigstens auf unseren großstädtischen Universitäten — und sehen in nicht ferner Zeit auch hier die Nivellirung eintreten, der auf die Dauer selbst ein Jena und Greifswald sich nicht wird entziehen können. Da tritt ein hochgewachsener, alter Mann mit schneeweißem Haar, im schweren, blauen Mantel durch die Glasthür. Kaum weiß er sich einen Weg zu bahnen, denn die ihm zunächst stehenden Gruppen der Studenten mit jener Pietätlosigkeit, wie sie der großen Stadt und großen Universität eignet, scheinen den Eintretenden kaum zu kennen, weichen nur langsam aus und geben sich mit dem Gruß nicht sonderliche Mühe. Der ehrwürdige Mann geht mit ruhigem stillen Schritte, der noch fest, wenn auch etwas langsam und vorsichtig ist, hindurch, seines Wegs zum Colleg.

Wir aber, die wir ihn gleich erkannt, haben den Hut recht freudig und tief abgenommen; denn dieser Mann ist Carl Ritter, der große Geograph. Wir folgen ihm ins Colleg.

Hat doch, so denken wir bei uns selbst, dieser Heros der deutschen Wissenschaft bei diesem Geschlechte mehr Pietät verdient — schon nach dem Maße der Gerechtigkeit, die einem Jeden zumißt, nach dem er selbst einst ausgetheilt hat. Keiner hat in den Anfangstagen seines Ruhmes mehr Hingebung und kindliche Dankbarkeit gegen die bewiesen, denen er irgend eine Anregung zu verdanken glaubte, als Carl Ritter, in Keinem hat es sich deutlicher gezeigt, wie Bescheidenheit, Liebe und Pietät, diese Eigenschaften eines ächten Jüngerthums, die ersten Hebel alles Lernens und aller späteren wissenschaftlichen Größe sind. Seine erste Schrift *) ist „dem ehrwürdigen Vater Salzmann, Director der Erziehungs-Anstalt in Schnepfenthal, von seinem dankbaren Sohne" gewidmet; die späteren Früchte rastlosen Fleißes und Denkens **) bringt er Pestalozzi und J. Chr. Gutsmuths, ebenfalls „seinen väterlichen Lehrern und theuren Freunden." Sollte der Mann, der sich in seinem ersten Buche mit stolzer Demuth und Einfachheit, wie Carl Ritter, „Erzieher" nannte, sich nicht etwas vereinsamt fühlen unter einer deutschen Universitätsjugend, die wenig geneigt ist, sich erziehen zu lassen, so nöthig sie's auch noch haben mag, die ihrer Mehrheit nach wenig von wissenschaftlicher Demuth, darum auch wenig von wissenschaftlicher Begeisterung weiß? Sollte er sich unter ihr nicht um so fremder fühlen, wenn er seiner eignen Jugend gedenkt, die der geisterbefruchtende Hauch des vorigen Jahrhunderts durchwehte? Jenes frischen Muthes, der weder ein Schaffen ohne Lernen, noch ein Lernen ohne Schaffen wollte? —

Aber es ist möglich, daß nur eine äußerliche Zufälligkeit uns

---

*) Europa, ein geographisch-historisch-statistisches Gemälde. 2 Bde, 1804.

**) Die ersten 2 Theile seines großen Werkes: Die Erdkunde, im Verhältniß zur Natur und Geschichte des Menschen, oder allgemeine vergleichende Geographie. Berlin bei Reimer, 1817.

täuschte und zu so bittern Reflexionen verlockte. Denn wir treten in's Colleg und finden es so besucht, wie es eines solchen Mannes werth. Es ist freilich eine seiner ersten Vorlesungen in diesem Semester; aber hoffen wir, daß von diesen hundert Köpfen nur die Hälfte treu bleibt, so steht es noch immer tröstlicher, als wir meinten. Der alte Nestor der geographischen Wissenschaft befindet sich schon auf dem Katheder; wir sehen sein sinnig gesenktes Haupt, das uns aus dem bekannten Stich längst nicht mehr fremd war, von oben her durch den hellen Schein der Lampe beleuchtet, und seine Stirn tritt nur um so klarer und edler hervor; wir sehen sein Auge selbst bis zu unserm fernen Winkel blitzen. Es herrscht lautlose Aufmerksamkeit. Und doch besticht der gefeierte Lehrer nicht durch geistreiche Pointen, wohl angebrachte Witze; er frischt nicht mühsam und gezwungen sein würdiges Alter zu falscher, unwürdiger Jugendlichkeit auf — nichts von dem: hier ist wirklich noch deutsche Wissenschaft. Der Vortrag strömt hin, einfach, klar, oft auch formlos, selbst einigemal etwas weitschweifig; aber in der unscheinbaren Hülle birgt er einen köstlichen Kern. Er erinnert wohl hier und da an das „Reimerische Löschpapier", auf dem die ersten Bände von Ritter's berühmtem Werke erschienen, und über welches Platen in der verhängnißvollen Gabel spottet. Aber Carl Ritter bedarf des äußern Schmuckes nicht: er stammt noch aus einer Zeit, wo gute Werke auf schlechtem Papier erschienen — er hat mit der Goldschnitt- und Velinpapier-Literatur nichts gemein. — Der Vortrag hat zum Gegenstande den Erdkreis des Homer und Herodot — ob er jedem Zuhörer in jedem Satze etwas Neues sagt? — Was liegt daran? — Er führt das Thema aus, einfach und gründlich: mehr als sich sagen läßt, will auch er nicht sagen. Der mündliche Vortrag, wie schon bemerkt, erinnert uns an den schriftlichen. Auch dieser ist bei Carl Ritter oft schwer, nicht immer in Einer Uebersicht leicht faßbar; wer aber lesen will, was tiefsinnig ist und mächtig ergreift wie Sprache der Liebe, der lese die Einleitung der ersten Ausgabe seiner vergleichenden Geographie; er wird Gedanken einer ernsten, heiligen und innigen Religiosität finden, nicht zwar in den currenten Schlagwörtern eines Systems, sondern in eigensten Ausdrücken für eigenste Gedanken. — Land und Volk, Erde und Menschen in ihrem geheimnißvollen Zusammenhange — wie ihn die Propheten des alten Testaments in ihrer gewaltigen, bilderreichen Sprache schon gemalt, so sieht ihn Carl Ritter überall und sucht ihn in der nüchternen und ruhigen Sprache der Wissenschaft uns darzustellen. — Und wie hoch erhebt er, der Schranken seiner Wissenschaft sich bewußt, sich in seiner frommen Idealität über jenes wilde Geschlecht des Tages, das, auf den Sandhügeln seiner Empirik stehend, die knabenhafte Faust dem großen, ewigen Gott entgegenballt! —

Von dem Kreis, der hier in stiller Abendstunde um den gefeierten Lehrer sich versammelte, blickten wir im Geist hinaus auf den großen

Schülerkreis, der durch ganz Europa sich zieht und dessen anerkannter Mittelpunkt der alte Meister ist. Hier wenigstens findet und erfährt Carl Ritter reichlichen Entgelt für die Pietät, die er selbst gegen die Lehrer seiner Jugend geübt. Keine geographische Societät von einiger Bedeutung wagt sich aufzuthun — und wär's in Perpignan — ohne sich durch seinen Namen und seine Mitgliedschaft zu autorisiren. Und doch ist er (und durch dies wohl nicht bloß zufällig) nicht so zum Idol geworden, wie Alexander von Humboldt; kein unverschämter Dichterling wird ihm einen beleidigenden Novellen-Titel an den Kopf schmeißen. Aber jeder Lehrer, der in dem bescheidenen Raume seiner Klasse Geographie lehrt und sich bewußt wird, daß die Knaben Freude an dieser Disciplin haben und ihnen die Geographiestunde nicht mehr ein bloßes Gedächtniß-Plage-System ist: der wird gern und dankbar Carl Ritter die Ehre geben, der die Geographie erst zu einer Wissenschaft und zu einer Disciplin gemacht hat.*)

Immer kleiner wird die Schaar der Heroen, die am Anfange unseres Jahrhunderts in schwerer Zeit ein deutsches Kaiserthum der Wissenschaft gegründet, das in der Welt anerkannter dastand, denn je das politische. Noch sind sie bei uns, Carl Ritter, Alexander von Humboldt, die beiden Grimm's, jeder der Entdecker und Eroberer eines Reiches menschlicher Geistes-Bildung. Aber nur Humboldt hat es verstanden, ein literarisch abgerundetes Resultat seines Lebens zu ziehen. Das deutsche Wörterbuch der Grimm's scheint ein Torso zu bleiben, und Ritter's großes Werk der vergleichenden Erdkunde, „von den fernsten Theilen der alten Welt beginnend, Afrika von Süden nach Norden, Asien von Osten nach Westen durchschreitend, und so Europa sich immer mehr nähernd" hat den letzteren vorzüglichsten Welttheil noch immer nicht betreten. Auch darin sind diese Männer deutsch, daß ihre Pläne so auf's Ungeheure und Weite entworfen sind, als gäbe es keine Schranken menschlichen Daseins. Um so mehr dann freilich thun wir Gelübde für ihr theures Leben.

Die Vorlesung ist zu Ende, wie es scheint, nicht ohne einige körperliche Ermattung bei dem edlen Greise; wenigstens mahnte uns die momentan absetzende und rastende Stimme, daß beinahe 80 Jahre über diesem Haupte dahingegangen. Langsamen Schritts verläßt er, als der Letzte, das Colleg. Wir aber, frommer und freudiger, denn Horaz (weil wir für ein edleres und reineres Leben flehen) bitten still bei uns, daß er noch lange so lehre und keine „ocior aura" ihn uns entführe.

*) Hoffentlich wird ein solcher Lehrer nicht diesen Dank abtragen, indem er die Geographie nun so wissenschaftlich lehrt, daß die Schüler, wie der Knabe des ehrenwerthen Götz von Berlichingen, vor lauter Gelehrsamkeit ihren eigenen Vater, in unserm Fall, ihr eigenes Vaterland, nicht kennen. — Auch das soll jetzt öfter in den Schulen vorkommen. Der alte Götz kann da als guter Pädagoge Winke geben.

Russische Studien.

Die russischen Reformen und die russischen Revolutionäre.

Für die Reformen, welche Kaiser Alexander II. gegenwärtig in Rußland betreibt, ist es sehr bezeichnend, daß die entschiedensten und weitgehendsten Feinde Kaiser Nikolaus', zugleich Mitglieder der großen europäischen Revolutionspartei, ihnen mit großen Hoffnungen entgegenkommen und in der That eine neue Epoche von ihnen erwarten, in der auch die Realisirung ihrer übrigen Ideale beginnen wird.

An Revolutionärs und revolutionären Systemen hat Rußland niemals Mangel gehabt; sie wucherten im Geheimen auf den Universitäten, unter den Beamten, in der Armee selbst, aber wenn sie einen literarischen Ausdruck suchten, so mußten sie in's Ausland gehen. Der bekannteste dieser russischen Literaten ist Alexander Herzen, ein Mann aus guter Familie, der in einer der Gärtenvorstädte Londons ein höchst comfortables, ja vornehmes Leben führt.

Es wird am Orte sein, zuerst Einiges über den merkwürdigen Mann zu bemerken. Er hat in Moskau studirt und wurde früh in politische Untersuchungen verwickelt, dann aber zum Beamten gemacht. Doch wußte er sich dem Dienstpragmatismus nicht zu fügen und verließ sein Vaterland in den vierziger Jahren. Sein Geist war in der Hegel'schen Schule erzogen; er zeigte, wie viele Slawen, für den Pantheismus eine wahrhaft fanatische Vorliebe; das Spiel der Geschicke, welche dennoch eine eiserne Nothwendigkeit lenkt, das Fatum, welches hinter der „vernünftigen Entwickelung" steht, die Einheit von Wirklichkeit und Vernünftigkeit — das waren Ideen, die dem germanischen Geiste, der Alles auf die Persönlichkeit und ihr Bewußtsein setzt, durchaus fern liegen, die aber einem Volke der Massen, einem Volke, in dem das Leben der Persönlichkeit keine Geschichte hat, in dem Willkür und Zufall die Zügel der Wirthschaft stets geführt zu haben scheinen, recht sehr behagen können. Alexander Herzen war schnell über seinen Meister Hegel herausgegangen und läugnete mit Feuerbach Gott und zerstörte mit den Socialisten das Eigenthum. Er ging zunächst nach Frankreich, nach Paris, der Wiege der revolutionären Ideen und Thatsachen seit 1789. Aber bald ward ihm auch in Paris die Luft zu schwül. Er sah auch in Frankreich nur Gitter und Fesseln; er fand dort die Maschinerie des Nordens wieder, wenn auch auf anderer Basis stehend, mit andern Farben übertüncht und von andern Werkmeistern geleitet. „Ich sah die Zustände" — in Frankreich — „etwas näher an und erröthete vor meinem Vorurtheile. Jetzt bin ich erbittert auf die Ungerechtigkeit der engherzigen Publicisten, die den Zarismus nur unter dem 59° N. Br. erkennen." „Tod in der Literatur," schrieb er im Herbst 1847 von Paris aus, „Tod im Theater, Tod in der Politik,

Tod auf der Tribüne, diese wandelnde Leiche Guizot einerseits und das kindliche Lallen der silberhaarigen Opposition andrerseits war fürchterlich. Auf seiner Oberfläche stellte Paris einen erloschenen Krater vor, dessen einst glühende Wände sich in Sumpf und Schmutz verwandelt hatten. Frankreich wird vielleicht genesen, aber ich wollte nicht als Krankenwärter an seinem Lager sitzen, ich wollte es nicht in dem Paroxismus seines Wahnsinns, in den schmutzigen und cynischen Händen der Barbiere und Chirurgen sehen."

Im Herbst 1847 reiste er nach Italien. Das Land lag damals schon in den Wehen der Revolution. Herzen sah die letzten Reste der Volkssympathien für Pius IX., sah dann die Wirkungen der Februartage in Rom und Neapel. Im Mai 1848 kam er nach Paris zurück, gerade rechtzeitig, um die Spaltung zwischen Bourgeosie und Demokratie unheilbar werden zu sehen und Zeuge der Junischlacht zu sein.

Bis zum Jahre 1847 hatte er für russische Journale gearbeitet, Correspondenzen und Novellen geschrieben. Seitdem aber passirten seine Beiträge nicht mehr die Petersburger Censur, selbst den novellistischen Arbeiten ward das Imprimatur versagt. Da sagte er, „daß es Zeit sei für die Russen, außerhalb Rußlands zu drucken."

Die ersten Früchte dieser neuen Periode waren die Bücher „Vom andern Ufer" und „Briefe aus Italien und Frankreich", die 1850 bei Hoffmann und Campe gleichzeitig erschienen. Ein bisher unbekannter Autor plädirte hier für die Revolution, für die Republik, für den Socialismus mit großem Talente.

Ein deutscher Demokrat giebt folgende Charakteristik dieser Bücher: „Da waren revolutionäre Ideen, — nicht die unklaren Raisonnements eines Polen, der Aristokrat und Revolutionär, wenn's hoch kam, Demokrat und Katholik zugleich war, — nicht die einseitigen Diatriben eines Franzosen, bei welchem hinter dem „vive la république" das „vive l'empereur" lauerte, oder bei welchem der Socialismus sich mit den Ideen der absoluten Centralisation vermischte, — es waren die revolutionären Gedanken des 19. Jahrhunderts."

Herzen selbst bezeichnet seinen Standpunkt mit fast grauenhaften Worten:

„Derjenige", sagt er, „welcher das geringste Titelchen der christlichen, feudalen oder römischen Welt erhalten will, ist kein Revolutionär, im Gegentheil wird er früh oder spät der Feind der Bewegung werden. Im Grunde seiner Seele schlummert die Reaction, und die Umstände werden ihr unausbleiblich entgegenkommen. Die revolutionäre Idee unserer Zeit ist durchaus unverträglich mit der bestehenden Organisation, beide passen zu einander wie die habeas-corpus-Acte zu Japan oder das preußische Landrecht zum alten Griechenland." „Wie konnten wir etwas Freies schaffen und organisiren, da wir selbst im Innern noch Knechte von alten Vorurtheilen und kindi-

schem Glauben blieben? Die Freiheit wird der Welt nicht eher erstehen, als bis alles Religiöse sich ins Menschliche, Einfache verwandelt und der Kritik und Negation unterwirft."

Aus den vorstehenden Sätzen erhellt es, daß Herzen in der Kritik der Religion bis zu Feuerbach und bis zum Materialismus geht; seine social-politische Anschauung spricht sich in Folgendem bestimmt genug aus: „Die gesellschaftliche Entwickelung ist ohne republikanische Form unmöglich, es ist also immer ein großer Schritt gewonnen, wenn diese erlangt ist. Es ist aber sonderbar, wenn man dann stehen bleibt, eben so sonderbar als hartnäckig am Protestantismus festhalten, nachdem man sich einmal vom Katholicismus losgemacht, oder bei der Geldherrschaft stehen bleiben, nachdem man einmal die feudale Leibeigenschaft abgeschafft hat."

Bis hierher folgte der bornirte deutsche Revolutions-Theoretiker dem verschlagenen Russen mit Beifall und Zustimmung. Aber der Slawe hegt gegen den Deutschen eine tiefe Verachtung, und das endliche Resultat von Herzens Kritik ist: die westliche Welt ist alt, ihr Organismus ist offenbar verbraucht und greisenhaft, es ist höchst zweifelhaft, ob sie noch die Kraft zu einer Wiedergeburt besitzt; im Hintergrunde aber läßt er die Hoffnung aufdämmern, daß die jugendliche slawische Welt die Erbschaft der europäischen antreten werde. „Wenn Europa mit der socialen Umgestaltung nicht zu Stande kommt, so werden sich andere Länder umgestalten; es sind vorbereitete und sich vorbereitende Schauplätze vorhanden. Der eine ist bekannt, ich meine die nordamerikanischen Staaten, den andern, voller Kraft, aber auch voller Wildheit, kennt man nur wenig oder schlecht."

Dem „vom andern Ufer" ist ein Brief an G. Herwegh angehängt, worin Herzen das russische Volk in seiner Weise charakterisirt. Die Ergänzung zu diesem Briefe bildet ein drittes Buch desselben Autors, „Rußlands sociale Zustände", Hoffmann und Campe, 1854, oder wie der bezeichnende Titel der französischen Ausgabe lautet: „Die Entwickelung der revolutionären Ideen in Rußland." Es wird darin erklärt, das russische Volk sei treu und bieder, fromm nur aus Dummheit, ohne Liebe für den Kaiser, und die politische Religion des russischen Bauern sei das Bewußtsein, im eigenen Lande unbesieglich zu sein!

Es hat etwas Auffallendes, daß ein Revolutionär, der mit allen Errungenschaften der Geschichte gebrochen hat, der offen gesteht, daß kein Tittelchen der heutigen christlichen Welt erhalten werden dürfe, daß solch ein Revolutionär gleichwohl noch eine gewisse Nationalität stehen lassen will, daß er ebenso wie der rechtgläubigste Muschik ein „heiliges Rußland" anerkennt, und daß er die Unbesieglichkeit dieser Nationalität nach allen Declamationen über Freiheit, Gottlosigkeit, Revolution als letzten Trumpf ausspielt. Fast kommt man dadurch auf den Gedanken,

als feien ihm seine revolutionären Pläne und Demonstrationen nur Mittel zum Zweck, als betrachte er im Geheimen die Revolutions-Gedanken als bestes Werkzeug, das alte westliche Europa ganz aufzulösen, um dadurch die Herrschaft des östlichen, des Slawismus, desto rascher herbeizuführen. Anerkannt ist ohnehin nicht bloß von Herzen, sondern auch von hochconservativen Forschern, daß für Rußland die modernen, revolutionären Theorien bei Weitem nicht so gefährlich seien, wie für das westliche Europa, weil die Grund-Einrichtungen Rußlands dem socialistischen Weltplane gar nicht so direct widerstrebten. Herzen schwärmt für die „russische Commune", als für eine Einrichtung, in welcher ein communistischer Socialismus seit Uralters festgestellt sei. Die Gleichheit der Republik ist außerdem durch den ganzen Staat angebahnt und der Adel seit Peter dem Großen nivellirt und ein selbstständiges Bürgerthum, wie es im Mittelalter hanseatische Colonisten anstrebten, niemals geduldet worden.

Vielleicht auch, daß A. Herzen und seine zahlreichen Gesinnungsgenossen in Rußland, die meist den oberen Ständen angehören, darum den Kaiser Nikolaus so wüthend angegriffen haben und selbst sein Grab nicht schonen, weil er diesen socialen Seltsamkeiten Rußlands keinen besonderen Geschmack abgewinnen konnte, und darum gegen jede weitere Entwickelung derselben mit einer Energie, die freilich keine Zukunft und keine fruchtbaren Resultate hoffen konnte, auftrat. Kaiser Alexander wird für's Erste von diesen Doctrinärs der slawischen Weltrevolution mit günstigeren Augen betrachtet.

Wenn es uns aber scheinen muß, als verfolgte A. Herzen mit allen seinen Declamationen über innere Politik nur Ziele der äußeren Politik, so werden wir mit doppelter Aufmerksamkeit die Aeußerungen dieses Mannes über letztere betrachten. Vor Kurzem erschien von ihm eine Broschüre, betitelt: „La France ou l'Angleterre? Variations russes sur le thème de l'attentat du 14. janvier. Par Iscander (Al. Herzen)." Er sagt darin:

„Alle wahren Russen segnen den Frieden von Paris." Ein neuer Weg, auf den eine bittere Erfahrung verwies, wird eingeschlagen, und „unendlich ist der Fortschritt, den Rußland in den letzten drei Jahren gemacht hat."

Gegen Frankreich wendet sich Herzen mit wirklich wüthenden Worten. Weshalb? mag der Leser des Folgenden ahnen. Herzen schreibt u. A. Folgendes:

„Frankreich hat die Revolution mit dem Kriege verwechselt, und nachdem es einmal über das Bild der Freiheit den Schleier warf, hat es diesen Schleier nie wieder erhoben." — — „Frankreich hat kein Common law, keine Grundrechte, die ein für allemal feststehen." Statt dieser dauernden Pfeiler der Gesellschaft hat es die wechselnde „Staats-Allmacht, die Ordnung aller Dinge von oben herab." Die franzö-

sische Revolution ist unfruchtbar, „sie fängt jedesmal wieder von vorn an"; das kommt daher, weil die Franzosen eitel sind, und diese Eitelkeit geht aus ihrer Unwissenheit und Gedankenlosigkeit hervor: „So ein Franzose ist überzeugt, daß er in der Vorhut der Menschheit marschirt, und es fällt ihm gar nicht ein, sich selbst zu prüfen; er ist zufrieden mit sich, und wenn er sich verirrt, wenn er rückwärts läuft, so bemerkt er es gar nicht.... Er liebt die Empörung und den Einen untheilbaren Staat, aber es fehlt ihm der gesunde Naturtrieb der Freiheit; er will andern Völkern die Unabhängigkeit bringen, und weiß kein anderes Mittel dazu, als die Tyrannei" u. s. w. u. s. w. Auf diese und ähnliche Sätze gründet sich dann folgerichtig der Zweifel, „ob die Wiedergeburt der Gesellschaft, die in Frankreich zuerst verkündet worden, sich auch in Frankreich verwirklichen werde?" Dieser Zweifel ist natürlich Wasser auf Herzen's bekannte Mühle. Wenn die „alten" Völker vom Schauplatz abtreten, so werden die „jungen" Russen höchst wahrscheinlich die ersten Helden. Herzen schließt so: Die Russen haben bis jetzt noch nichts Gutes geleistet; folglich bleibt ihnen alles Gute, dessen sie fähig sind, für die Zukunft aufgespart. Sie waren bisher in ihren Flegeljahren, und man hat schon oft erlebt, daß die tollsten jungen Bursche die vortrefflichsten Männer geworden sind."

Frankreich soll es nicht wagen, für sich die Führung Europa's zu beanspruchen, das junge Rußland hat dasselbe Anrecht dazu. Ziemlich unerklärlich ist daneben die Apotheose Englands, zu der Herzen sich herbeiläßt und nach welcher er ein Bündniß Rußlands mit England, nicht aber mit Frankreich fordert. Er schreibt:

„Das Bündniß mit Frankreich, das wäre der Bund der Unterdrücker gegen England, das wäre der Krieg, die Rückkehr zur Rohheit, der Gnadenstoß für ganz Europa. Ein verhängnißvoller Sinn liegt in dem unversöhnlichen, unvernünftigen, glücklicher Weise ohnmächtigen Hasse des ersten Napoleon gegen England, das er nicht schöner hätte ehren können. Dem großen Söldnerhäuptling sagte es seine Arglist, daß kein fester Bestand zu hoffen sei für das Cäsarenthum, so lange England von Frankreich unabhängig bleibe.

„Das Bündniß mit England auf der andern Seite ist kein Bund gegen Frankreich. England greift nicht an. Die Tapferkeit der „gewaltigen Jäger vor dem Herrn", von denen die Bibel redet, das Heldenthum der Lanzknechte ist den Engländern fremd. Sie lieben den Frieden, weil der Friede die Muße der Arbeit ist. Sich mit England verbinden, das heißt bekennen, daß Rußland von der Freiheit nichts zu fürchten, daß es mit dem Unfug des Continents nichts zu schaffen hat (qu'elle n'est solidaire de rien sur le continent)!!! ... England ist die einzige Schule, in die wir gehen müssen. Das große Volk mit seinem kleinen Heere und seiner weiten Herrschaft wird uns entwöhnen, an bunten Röcken, Wachparaden, Polizei und Willkür-

regiment Geschmack zu finden. Dies Land ohne Staatsallmacht, ohne Beamtendruck, ohne Präfecten und Gendarmen, ohne Beschränkung der Preßfreiheit und des Vereinsrechtes, ist das entschiedene Gegentheil Frankreichs und Rußlands. Und welch eine erhabene Rolle kommt ihm zu! Nach dem Verfall und dem Verderben des Festlandes steht England allein aufrecht, ruhig, sicher, stolzen Hauptes da, und blickt von seinem Wogensitz auf den Hexensabbath, den Todtentanz der Polizei. Ja, noch ist England, wie der alte Gaunt es nennt, „das Kleinod, in die Silbersee gefaßt!"

Also dem „Unfuge des Continents" gegenüber ein Bündniß Rußlands mit England? Aber mit welchem England? Mit dem England der Lords oder mit dem der Chartisten? Mit dem England, in welchem die „socialistische Commune", von der man jetzt auf der königlichen Insel auch wieder zu schwärmen beginnt, die Commune mit ungetheiltem Acker und voller Selbstverwaltung, eingeführt ist? Herzen bleibt uns darauf noch die Antwort schuldig. Vielleicht aber wäre es unklug, wenn er sie jetzt, wo er einen mehr courfähigen Anstand zu bewahren sucht, gäbe.

Noblesse oblige.

Man ist in Europa lange Zeit gewohnt gewesen, die Staatsverfassung und das ganze politische Leben Englands als ein wahres Ideal zu preisen. Man fand die Formen so vortrefflich, daß man sie eifrig nachzuahmen versuchte und thörichter Weise hoffte, daß dann auch der politische Geist, der jene lebendig macht, sich bei uns entwickeln würde, als ob die todte Form aus sich den lebendigen Geist schaffen könnte. — Die Formen der britischen Staatsverfassung sind mangelhaft genug, aber Ehre dem ethisch-socialen Geiste, der im britischen Volke lebt!

Die wahren Grundlagen der politischen Verfassung Großbritanniens sind nicht diese sogenannten constitutionellen Formen mit ihren ideell sich abwägenden Gewalten, es ist die auf strengen sittlichen Principien beruhende Haus- und Familien-Verfassung und die aus den Volks-, Haus- und Lebens-Sitten und Gewohnheiten hervorgewachsene solide und wohlorganisirte Gemeindeverfassung. In England ist eine große Verwirrung in den Gesetzen, allein im gewöhnlichen Leben herrschen Sitten und Gewohnheiten mit einer Kraft und Anerkennung, daß hierüber niemals Conflicte sich erheben. So glaubt man oft, in England herrsche gesetzlich das Primogenitur-Recht bei Vererbung des Grund-Eigenthums und dies letztere bilde überall Majorats-Fideicommisse. Das ist durchaus irrig. Jeder Engländer hat die freieste Verfügung über sein Grundeigenthum, er kann verkaufen, verschreiben, vermachen

und darüber disponiren, wie er will; allein freilich, worüber er nicht disponirt hat und der Grund und Boden, der an seinem Todestage vorhanden, verfällt seinem ältesten Sohne. Hier aber ist die Sitte so mächtig, daß es Niemand einfällt, seinem ältesten Sohne das Grund-Eigenthum zu entziehen. Der Fabrikant, der ein Gut gekauft, der Kohlengräber, der einen Garten erworben, vererbt diesen Besitz auf seinen ältesten Sohn, das versteht sich ganz von selbst. Durch alle Klassen hindurch wird der älteste Sohn von allen Familiengenossen, von allen seinen Geschwistern mit entschiedener Ehrerbietung behandelt. Das ist kein Gesetz, sondern Sitte und Gewohnheit, und daß diese so mächtig ist, einem scheinbar so ungerechten Verhältnisse die vollste Anerkennung zu verschaffen, ist die Grundlage der Macht und Kraft Englands. Die Unterwerfung unter Autorität und Tradition ist eine große, vielleicht die größte politische und sociale Tugend, und so lange sie unter den Engländern vorhanden ist, wird die Größe der englischen Nation bestehen.

In dieser traditionellen Sitte, als Ausdruck des natürlichen, häuslichen und gesellschaftlichen Gefühls, liegt die Schutzwehr des Grundbesitzes gegen den Industrialismus, während sie hinwieder den Grundbesitz stark genug erhält, unter allen Wandelungen der politischen und socialen Verhältnisse die Basis des nationalen Lebens zu bleiben. Durch dieselbe erhalten sich die Grundeigenthümer in der Lage, nicht nur das Land zu verwalten und Recht zu sprechen, sondern auch die Volkswehrkraft, die Miliz und Yeomanry, anzuführen. So vermehren sie sich noch immer stark genug gegenüber den Auswüchsen des Industrialismus, dem Proletariat der Fabrikarbeiter, obgleich kaum der zehnte Theil der Bevölkerung ein einigermaßen hinreichendes Eigenthum an Grund und Boden, oder Capital für eine unabhängige und gesicherte Existenz hat.

Das Gesagte gilt von dem Grundbesitz im Allgemeinen, nicht bloß für die eigentliche Aristokratie, aber dieses Verhältniß giebt doch der Letzteren vorzugsweise ihren Halt und sichert ihr nicht bloß den tiefgreifenden Einfluß, sondern auch, so sonderbar dies auch scheinen mag, die Popularität, ohne welche eben jener Einfluß nicht möglich wäre. „Die englische Aristokratie“ — bemerkt Montalembert in seinem durch große und bedeutende Anschauungen ausgezeichneten, wenn auch nicht von Einseitigkeiten freien Buch „Ueber die politische Zukunft Englands“ — „hat zu rechter Zeit allen Rechten, allen Gülten und allen Privilegien entsagt, welche das Feudal-Recht während des Mittelalters gerecht und wohlthuend machen konnte, die jedoch diesen doppelten Charakter mit der Umgestaltung der neuern Gesellschaft verloren hatten.“ Die Folge ist die Thatsache, daß seit den großen Aufständen, an deren Spitze im 14. und 15. Jahrhundert Wat Tyler und Jack Cade standen, man in der Geschichte Englands keine Spur einer Auflehnung der unteren gegen die höheren Klassen findet, daß, als England 1½ Jahrhunderte vor Frankreich seine große Revolution hatte, sich nirgends eine

Volksbewegung gegen die Aristokratie, gegen ihr Eigenthum und ihre Rechte zeigte, und daß sie, eine Zeit lang ihrer Vertretung durch die Unterdrückung des Oberhauses beraubt, doch all ihren Einfluß auf das Volk bewahrte. Freilich hat sie auch niemals mit dem Königthum zur Unterdrückung des Volkes sich verbunden. Dafür ist diese Aristokratie fortwährend an der Spitze des Landes, weil der politische Geist fest an den großen Grundbesitz gebunden ist, die kleinen Eigenthümer sich aber demselben anschließen, freiwillig der großen Grundbesitzer thätige und einsichtsvolle Clienten sind. Das herrschende Princip in England und seiner Verfassung war und ist also eine mächtige und wohlorganisirte Land-Aristokratie. Die ländlichen Interessen sind in der Regierung und der innern Politik die vorherrschenden, während doch schon im vorigen Jahrhundert im socialen Leben die industriellen und Handels-Interessen vorwiegend waren. Man sieht hieraus, daß der ganze politische Schwerpunkt der Verfassung sich eigentlich nothwendig nach dem städtischen Princip hinwenden mußte, und wirklich ist nirgendwo in der Welt dieses Princip im Handels-, Gewerbe- und Fabrikwesen so mächtig als eben in England. Allein dennoch sind die Verfassung und deren Organe, Regierung und Verwaltung bis jetzt nicht auf dem städtischen, sondern auf dem ländlichen Princip gegründet. Das Oberhaus repräsentirt lediglich den großen Grundbesitz, die Mitglieder des Unterhauses werden in ihrer großen Mehrzahl ebenfalls unter dessen Einfluß gewählt.

Die Momente, welche diese so eigenthümliche Erscheinung erklären, hat in neuerer Zeit Rud. Gneist in seinem, den Lesern dieser Blätter vorgeführten, bedeutsamen Werke über „das heutige englische Verfassungs- und Verwaltungs-Recht“ beleuchtet. Das aristokratische Prestige ist es im geringsten Maße, worauf der Einfluß des englischen Adels beruht. Eben so wenig, wie derselbe sich abschließt in den vier- oder fünfhundert Familien, deren Häupter im Oberhause sitzen. Vielmehr ist der englische Adel so mächtig, weil er dem Talent und dem Landbesitz seine Reihen öffnet, und andererseits durch seine jüngern Söhne und durch seine Töchter in der innigsten Verbindung mit den übrigen gebildeten Ständen steht. Dieser beständige Ab- und Zufluß, welcher den höchsten Reihen der Aristokratie stets junge und kräftige Elemente zuführt und sie der überflüssigen und unnützen entledigt, welcher eine Art beständiger Strömung zwischen der Nation und der Pairie aufrecht erhält, ist nicht das Werk irgend eines Gesetzgebers, sondern des socialen und politischen Instinctes Englands, weshalb sich auch, weil die Idee der Landessitte fremd, für das Wort „mesalliance“ kein entsprechender Ausdruck in der englischen Sprache findet. Jeder, der sein Vermögen entweder in der Industrie oder im Handel, im Gerichtshofe, als Arzt oder als Künstler erwirbt, — sagt Montalembert — trachtet darnach, Landeigenthümer zu werden; er wird es auch früher oder später, und denkt dann sogleich als ein wahrer Engländer daran, seine

Familie und sein Besitzthum dauernd zu machen. Er wird zu gleicher Zeit Mitglied jener großen Körperschaft, welche das Land verwaltet, überwacht und vertritt, und welche sich ohne Unterbrechung aus allen lebendigen Kräften und aus allen fruchtbaren Quellen des gesellschaftlichen Lebens erzeugt. Am Ende einer Generation wenigstens wird diese neue Familie auf einen Fuß vollkommener Gleichheit mit den ältesten Geschlechtern des Landes zugelassen; denn es ist bekannt, daß die meisten der ältesten Familien, welche ihr Geschlecht bis zur Periode der normännischen Eroberung, oder bis zu den Kreuzzügen zurückführen können, der Pairie angehören, in deren Reihen sich mit vollem Rechte die verdienstvollen Civil- oder Militärbeamten der neuern Zeiten eindrängen. Keine äußere Auszeichnung bezeichnet diese Verschiedenheit des Ursprungs und Alters. Aber auch, und dieses ist das Wesentlichste, der englische Adel oder große Grundbesitz hat niemals die gesetzgebenden, verwaltenden und richterlichen Amtsverrichtungen verschmäht, er hat sich im Gegentheil dieselben beinahe ausschließlich zugetheilt und sich auf solche Art an der Spitze aller Fortschritte der Gesellschaft erhalten. Leute ohne Namen und Vermögen erhalten häufig große politische Stellen, und treten selbst an die Spitze der öffentlichen Geschäfte, wie in den Republiken oder absoluten Monarchien; es wird ihnen jedoch schwerer, in einer Provinz oder in einer großen Stadt etwas zu gelten, wenn sie nicht Landeigenthümer geworden sind. Die Lordlieutenants, die Sherifs und die Friedensrichter, die Mitglieder der großen Jury, die Aufseher der Straßen und öffentlichen Gebäude, alles dies erhält seine Anstellung nicht mit einer das Landes-Budget belastenden Besoldung von einer Regierung, welche heute nicht mehr dieselbe ist wie gestern, und morgen vielleicht nicht mehr wie heute. Alle werden von den Eigenthümern des Grund und Bodens genommen, die, auf ihren Gütern wohnend, das Land ungezwungen, unentgeltlich und gut verwalten. Frei von jeder Hof- oder Cabinets-Intrigue, von jeder Chicane, von jedem niedrigen Interesse, in den Hauptsachen vor der Centralisation und besonders der Bureaukratie bewahrt, lebt, handelt und blüht die einzig dauerhafte und einsichtsvolle Aristokratie Europa's. Sie ist dies durch ihren klugen Gemeinsinn, der sich auch darin bethätigt, daß sie sich stets an der Spitze aller alten und neuen Interessen der Industrie und des wahren geistigen Fortschritts hält, daß sie leitenden Antheil nimmt an allen Bestrebungen für das Wohl der arbeitenden und armen Klassen, nicht bloß mit Geld, sondern mit persönlichen Anstrengungen an allen gemeinnützigen Vereinen sich betheiligt, populäre Vorträge über wissenschaftliche Gegenstände hält u. dergl. mehr. Was der englische Aristokrat als solcher verlangt und auch erreicht, ist allein, daß unter sonst gleichen Verhältnissen der Mann den Vorzug erhalte, welcher den Glanz und die moralische Kraft der Vergangenheit in die Gegenwart mit sich bringt, stets aber auch wird sich an der Spitze von allen Tages-

fragen ein Mann mit einem guten Namen oder einer großen Stellung befinden.

Die gesammte Verwaltung des britischen Weltreichs beansprucht noch nicht ganz ein Achtel des Jahresbudgets. Daß der Grundbesitz in England und Wales allein über 70 Mill. Thaler dazu aufbringt, würde nicht hinreichend sein, diese Thatsache zu erklären. Der Schlüssel des Räthsels liegt eben in jener Opferwilligkeit der Gentry und Nobility, dem Staate zu leisten, was sich nicht nach Geld berechnen läßt, in der den höheren Klassen eigenen Hingabe der Persönlichkeit für den Dienst des Gemeinwesens, ungleich mehr werth, als die gleiche Besteuerung derselben, womit man anderswo Alles gethan glaubt. Diese Opferwilligkeit und Hingabe ist ihrem Geiste nach ein spontaner, nationaler Zug, in dem die Größe des angelsächsischen Wesens ruht. Auf solche Weise entwickelte sich eine Musterverwaltung namentlich in der dem Mißbrauch am meisten ausgesetzten Polizeigewalt, welche zuverlässiger in den Händen des in der Kreisverwaltung geschulten, durch die schwere Nachtarbeit des Parlaments mit praktischer Einsicht in den Staatsdienst ausgestatteten englischen Gentleman ruht, als in denen des continentalen Beamten. Die Gentry und Nobility hat also ihren Einfluß erworben und erhält ihn durch die Leistung großer Opfer an Zeit, Mühe und Geld. Nicht die Geburt allein, nicht auch bloß der Besitz, sondern vorzugsweise seine Stellung in dem corporativen Leben, in dem durch ihn gegründeten, durch ihn möglichen Self-Government des Staates hat den englischen Adel zu dem gemacht, was er ist. Aus der politischen Stellung ergab sich dann von selbst die gesellschaftliche. Dafür gebührt dieser regierenden Klasse auch, und wird ihr darum von Niemand bestritten, die politische und sociale Präcedenz. Sie regiert, weil sie die staatsbürgerlichen Pflichten im weitesten und edelsten Sinne des Wortes in höherem Maße erfüllt, als alle anderen, und darum ist ein solcher Adel mit vollem Rechte der Stolz des Landes, der Schutz der britischen Freiheit, die Zierde des Thrones.

Und doch, das müssen wir festhalten, als ein für sich abgeschlossener Stand ist die englische Aristokratie nicht aufzufassen. Sie scheidet sich in politischer und socialer Hinsicht nur wenig aus unter der großen gebildeten und wohlhabenden Klasse der Gentlemen. Die abgeschlosseneren natürlichen drei Stände: Adel, Bürger, Bauer, existiren in früherer Schärfe kaum mehr in Europa; in einzelnen Ländern wohl noch der Bauernstand, aber auch seine Organisation zerfällt zusehends mehr und mehr. Die modernen Culturverhältnisse kennen nur noch die künstlichen Stände, während das Mittelalter als künstlichen Stand nur einen, den Priesterstand, kannte. Viele natürlichen Standesunterschiede werden absorbirt durch die in alle Klassen eingreifende, wenn auch nur in den Endpunkten festzuhaltende Unterscheidung von Gebildeten und Nichtgebildeten, Armen und Reichen. In England bietet zwar der persönlich

ausgebildete und sich darstellende Charakter des Gentleman eine festere Gestaltung dar, als der mehr verschwimmende Begriff des Gebildeten auf dem Continent, aber auch der Begriff des Gentleman erweitert sich im gesellschaftlichen Leben mehr und mehr über den des Adeligen hinaus, und bei der innigen Wechselbeziehung mit den bürgerlichen Klassen überhaupt ist die Gentry, der ursprünglich niedere Adel, schon mehr zu einem Verbindungsgliede der Nobility mit dem Bürgerstande geworden, während jene als Corporation sich eben nur durch Grundbesitz, noch mehr durch unausgesetzte mühe- und opfervolle politische und geistige Bethätigung erhält. Die Stellung des englischen Adels, seine Existenz ist eine erworbene weit mehr, denn eine angeborene.

Wenn die englische Aristokratie ihre bevorzugte Stellung im Staate nicht durch gesetzliche Bevorzugungen und Rechtsungleichheiten erworben hat und behauptet, sondern durch Leistungen, so wird auch der deutsche Adel, der doch durchgängig noch an der Spitze edler, charaktervoller Bildung steht, seine bevorzugte Stellung retten können, wenn er durch Benutzung aller der ihm gebotenen Mittel, ein Selfgovernment zu begründen, sich einen starken corporativen und politischen Einfluß erringt. Erst aus der Erfüllung von Verpflichtungen können im modernen Staate Vorrechte entstehen.

Es ist nicht zu läugnen, daß der Adel in Deutschland als einer der abgeschlossenen oder natürlichen Stände, wie sie das Mittelalter ausgebildet hatte, schon fast völlig untergegangen ist, und daß nur der Theil seines Charakters, welcher auf seine Lebensweise und seine Stellung auf dem Lande sich gründet, fortdauert und stehen geblieben ist. Hier also wären die Hebel einzusetzen! Auf dem Lande, in den Gemeinden und Kreisen nehme der Adel den seiner Stellung, seiner Bildung, seinem Vermögen gebührenden Einfluß. In der innern, namentlich der communalen Verwaltung kann der Adel das besoldete Beamtenthum, zum Heile dieser Verwaltung und des Staates, durch Uebernahme von Ehrenämtern verdrängen. In Preußen hat der König den Fingerzeig dazu gegeben im Amtmanns-Institute, in der unbesoldeten Theilnahme am Herrenhause, und das Institut der Landräthe bedarf nur noch einer geringen Ausbildung, um bloß Ehrenamt des ländlich angesessenen Adels zu sein. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, an wem, ob an der Regierung, ob am Adel, es liege, daß in Preußen die schöne Idee der Ehrenamtmänner fast gar nicht ins Leben getreten, immerhin aber ist in dieser Richtung der vielleicht einzige Weg zu suchen, auf welchem der deutsche und insbesondere der preußische Adel, den wir hier zunächst im Auge haben, die in ihm noch vorhandenen Elemente zu einer nützlichen lebenskräftigen Aristokratie zum Nutzen des ganzen Gemeinwesens auszubilden vermag; eben so der Weg, auf welchem der Staat dem Adel mittelbar ganz neue materielle Fundamente, und zwar nicht auf Kosten anderer Stände, geben kann. Es kann sich dabei nicht

um eine formelle Begünstigung des Adels als solches handeln. Der Staat kann sich nur darauf beschränken, ihm Gelegenheit zu geben, sich auszuzeichnen. Jedenfalls aber muß man es mit **Max Duncker** (in seinem jüngst zu Tübingen erschienenen gediegenen Vortrag über „Feudalität und Aristokratie") durchaus nicht wünschenswerth finden, „daß der Kampf der Stände in Deutschland ende, wie er in Frankreich geendet, mit der Gleichheit und mit der Unfreiheit, mit der Vernichtung des Adels, mit der bureaukratisch erzwungenen Einheit und Gleichheit der Stände, d. h. mit der gleichen Bevormundung Aller durch den omnipotenten Polizeistaat." Und mit der höchst bedeutungsvollen Mahnung, die dieser Historiker an's Ende seiner Betrachtungen stellt, sei auch für jetzt unsere, wichtige Gegenstände und Fragen mehr anregende als discutirende Besprechung geschlossen: „Vertauscht der große Grundbesitz nicht ernsthaft die **feudale** Stellung mit der **communalen**, so wird ihm kein vorübergehender Erfolg das Schicksal ersparen, bei Seite geschoben zu werden."

Die Tochter des Schikari.

(Schluß.)

Während der eben geschilderten Jagdscene saß die schöne Mahdi in der väterlichen Hütte und gedachte mit schwerem Herzen ihres Vaters und ihres Geliebten, als plötzlich die Gestalt des Dorfhäuptlings in der Thür der kleinen Hütte erschien. Das arme Mädchen erschrak, als wenn sie eine Schlange erblickt hätte, denn dieser Mann hatte bereits bei mehreren Gelegenheiten ihr deutlich zu verstehen gegeben, daß ihre Schönheit ihm nicht gleichgültig sei. Jetzt aber, nachdem er ihren Vater einen Feigling gescholten, war er ihr doppelt verhaßt. Doch das von Kindheit an tief eingeprägte Gefühl der Ehrerbietung vor dem geheiligten Stande eines Braminen siegte bald über die Bitterkeit, mit der ihr Herz erfüllt war. Sie legte ehrfurchtsvoll die gefalteten Hände an die Stirn, kreuzte die Arme über die Brust und erwartete stumm die Befehle des Häuptlings, der ohne viele Umstände auf einer Matte Platz nahm.

„Ich komme, um zu sehen, ob Dein Vater seine Pflicht erfüllt," redete er sie an. „Sind die Jäger Alle ausgezogen, um das verruchte Raubthier zu erlegen?" — „Alle, Herr!" versetzte das Mädchen mit Zagen, und vor den stechenden Blicken des lüsternen Pharisäers die Augen niederschlagend. Es folgte eine Pause. Die schönäugige Mahdi war mit zur Erde geneigtem Haupte und über die Brust gekreuzten Armen auf derselben Stelle ehrerbietig stehen geblieben. „Willst Du die Frau eines Braminen werden, Mahdi?" rief jetzt der Häuptling, plötzlich seine Rolle vergessend und durch das ehrfurchtsvolle Benehmen des Mädchens ermuthigt. — „Ich, die Frau eines Braminen?" versetzte das geängstigte Mädchen. „Ich bin solcher Ehre nicht werth, mein Vater will, daß ich einen Schikari heirathe." — „Nun, und wenn ich Dir diese Ehre gönne, wenn ich Dich als sechste Frau in mein Haus nehme, wirst Du Dich nicht

freuen?" — „Oh Sahib," versetzte Mahdi mehr und mehr bestürzt, „ich habe mein Herz an einen Schikari geschenkt, und ich werde ihm treu bleiben." Das Gesicht des Dorfhäuptlings wurde purpurroth. Es war, als er in die Hütte trat, sein Wille nicht gewesen, einen Heirathsantrag zu machen; ein so schwerer Verstoß gegen alle Etikette war ihm nicht in Sinn gekommen. Es schien, daß die schönen Augen Mahdi's eine so magische Gewalt auf den sonst vorsichtigen Mann ausgeübt hatten, daß er einen Augenblick den großen Abstand vergaß, der zwischen ihm und der Jägerstochter bestand. Denn er hatte ja einen andern Plan entworfen, um die Schöne in seine Gewalt zu bekommen. Jetzt aber, wo diese Dirne es wagte, die ihr gebotene große Ehre auszuschlagen, wo sie seine heilige Person so gering zu achten schien, wurde er mit Zorn erfüllt. Doch diesen unterdrückend und seinem Gesicht einen ernsten und wohlwollenden Ausdruck gebend, rief er, indem er zugleich ein kleines Fläschchen hervorlangte: „Du hast richtig geurtheilt, ich habe nur gescherzt und Deine Eitelkeit und Ehrfurcht prüfen wollen. Nimm dies Geschenk von mir, es ist heiliges Ganges-Wasser, das Dir in Krankheiten und in Unglücksfällen als Talisman dienen wird." Der Glaube an die Wunderkräfte solchen Wassers war bei der schönen Mahdi so groß, daß sie mit dankbarem Herzen und heiliger Ehrfurcht das Geschenk empfing. Sie tröstete sich mit der Kraft des Wunderwassers und beschloß durch Besprengung mit demselben beide Jäger unbesiegbar, ja unverwundbar zu machen.

Es war beinahe Abend, als die Schikaris mit den Gebeinen des Priesters im Dorfe anlangten. Sie brachten sie nach dem Hause des Ober-Braminen. Dieser stellte sich, nachdem er den Bericht über die mißglückte Jagd gehört hatte, sehr erzürnt: „Du bist also zum erstenmal vor einem Tiger geflohen?" redete er den alten Guru an, „und Du steigst aus Feigheit auf einen Baum?" wendete er sich an Bahrak. „Bleibt dann lieber zu Hause; Wischnu's Zorn wird Euch finden, weil Ihr zu feig seid, den Tod seines Braminen zu rächen." — „Ich werde Dir die Haut der Tigerin bringen, oder sie wird mich verzehren," stammelte der alte Jäger, bleich vor Scham und Zorn, indem er, gefolgt von Bahrak, eiligst und gegen alle Etiquette, die Wohnung des Häuptlings verließ.

Fortan gab es für den Tiger-Guru kein Mittel mehr, seine Ehre zu retten, als den Tod des Raubthiers. Ihn, den in der ganzen Gegend wegen seiner Kühnheit berühmten Jäger, dessen sämmtliche Ahnen Schikaris gewesen, dessen Großvater und Vater im Kampf mit Tigern umgekommen waren, hatte man zum zweitenmale einen Feigling gescholten. Die Hülfe der übrigen Schikaris, die sich, um über die weiteren Unternehmungen zu berathschlagen, wieder versammelt hatten, wies er mit den Worten zurück: „Geht Alle, wohin es Euch gut dünkt; — ich allein werde sie tödten, oder sie wird mich zerreißen."

Der Entschluß des alten Jägers, den Menschenfresser in seiner Höhle aufzusuchen, stand jetzt unabänderlich fest, und weder die Thränen seiner Tochter, noch die Bitten und Vorstellungen Bahrak's konnten ihn hiervon abbringen.

Den folgenden Morgen früh, als der Thau noch auf Gras und Blättern lag, als die ersten Sonnenstrahlen eben die Palmgipfel von Canahpur vergoldeten, schritt er mit seinem Gewehr und einigen Lebensmitteln jener Bergkette zu, von wo den Tag vorher die Tigerin entkommen war. Es war sein Wille gewesen, daß ihm Niemand folgen sollte, doch Bahrak hatte sich nicht abweisen lassen. „Deine Schmach ist auch die

meine," erwiederte er dem grimmig blickenden alten Mann. „Willst Du einen Feigling zum Schwiegersohn haben, so will ich bleiben." — So war denn die Absicht des Ober-Braminen theilweise erreicht; beide Männer gingen einem beinahe sicheren Tode entgegen.

Die arme Mahdi blieb trostlos zurück. Sie wußte, daß ein Kampf mit der Tigerin in ihrer Höhle, wo kein Ausweg zur Flucht für dieselbe vorhanden war, daß ein solcher Kampf mit der blanken Waffe auch für den Sieger hoffnungslos sein mußte. Zwar setzte sie noch einige Hoffnung auf die Kraft des heiligen Wassers, mit dem sie die beiden Jäger und auch ihre Waffen reichlich besprengt hatte, doch dieser Glaube war seit jenem Tage, wo der Häuptling ihren Vater einen Feigling gescholten hatte, wankend geworden. Sie fing an, in dem Ober-Braminen einen erbitterten Feind zu erkennen, und blickte nicht ohne Mißtrauen auch auf den verliehenen Talisman. So vergingen mehrere Tage schmerzlicher Spannung, keine Nachricht, weder des Sieges noch des Todes kam ihr zu Ohren. Ihre schönen Augen wurden matt vom Weinen, der Schlaf floh ihr Lager, und ihre sonst frischen Wangen bleichten. Die anderen Schikari's waren jeden Morgen ausgezogen, um den Menschenfresser aufzusuchen, doch stets am Abend wieder heimgekehrt. Keiner wußte etwas von dem alten Tiger-Guru und Bahrak zu berichten.

Beide Jäger waren der Spur der Tigerin von der Stelle im Walde aus, von wo sie den Tag vorher mit einem Ohre weniger entronnen war, gefolgt. Fünf Tage waren sie in der Kreuz und Quer herumgezogen, ohne sie jedoch während dieser ganzen Zeit mehr als einmal zu Gesicht zu bekommen, und auch alsdann noch außer Schußweite. Der alte Schikari folgte dem unerachtet unverdrossen. Er wartete auf den Augenblick, wo sie ihre Höhle betreten würde; und wenn es Monate lang währen sollte, er war entschlossen, ihr unausgesetzt zu folgen. Glückte es ihm, sie außerhalb der Höhle zu Schuß zu bekommen, dann um so besser; genug er wollte ohne ihre Haut nicht nach Canahpur zurückkehren. Lebensmittel konnte er auf den, in der Umgegend gelegenen Dörfern stets bekommen. Endlich am sechsten Tage gegen Mittag, als die Jäger beschäftigt waren in einem hohlen Bambus ihr Mittagsmahl zu kochen, brachte ein Hirte, der in der Nachbarschaft Büffel hütete, die Nachricht, daß der Menschenfresser so eben über die Ebene jener Felsenschlucht zugezogen sei, wo die berüchtigte Höhle sich befand. Sie machten sich sogleich auf den Weg. Durch den Hirten auf die frische Spur gebracht, folgten sie derselben und gelangten nach einem mühsamen Marsch von einer Stunde in die ihnen wohlbekannte Felsenschlucht und endlich an die Höhle selbst. Diese befand sich in dem Felsenspalt einer steilen Granitwand und erstreckte sich 70 bis 80 Schritte weit ins Innere des Berges. Die ganze Umgegend war steinigter Boden und nur mit Schlingpflanzen und Dornengebüschen sparsam bewachsen. Die Jäger hatten der Spur bis an den harten Felsengrund, etwa hundert Schritte von der Höhle folgen können, dann hörte jedes Merkmal auf. Es war aber mit ziemlicher Gewißheit anzunehmen, daß die Tigerin bei ihrer Burg nicht vorbeigezogen sei; auch entdeckten die geübten Augen des alten Jägers in dem schmalen Felsenspalt und auch am Eingange der Höhle selbst einige kaum merkbare Abdrücke der Tigertatzen, so daß jeder Zweifel über ihre Anwesenheit in der Höhle verschwand.

Der Augenblick war also erschienen, wo der alte Schikari, um seine Ehre zu retten, mit seinem Feinde sterben wollte. Vergeblich waren alle

Bemühungen Bahrak's, ihn zu bewegen, den Kampf mit dem Menschenfresser ihm allein zu überlassen; — er wurde ganz entrüstet über solche Zumuthung. Vergebens bat er, ihm wenigstens zu gestatten, an dem Kampfe Theil zu nehmen. „Ich allein will sie tödten," war die entschiedene Antwort. „Bedenke, daß meine Vorfahren im Kampfe mit Tigern umgekommen sind und ich keine Schmach auf ihren Namen bringen darf; — sage dies an Mahdi, lebe für sie und sei ihr ein guter Gatte." — Gehorsam ist dem Indier angeboren und anerzogen; Bahrak wagte nicht mehr zu widersprechen; er nahm feierlich Abschied von dem alten Mann und empfing ehrerbietig die ferneren Befehle desselben in Betreff des bevorstehenden Kampfes. „Bewache den Eingang und sei jeden Augenblick bereit, sie mit Deiner Kugel zu empfangen. Wenn Du ihr Brüllen hörest, so denke, daß mein Dolch ihr Herzblut trinkt; dann laß eine Viertelstunde vorübergehen, ehe Du die Höhle betrittst. Nahe ihr vorsichtig, auch wenn Du sie regungslos liegen siehst, denn ein Tiger hat ein zähes Leben. Gieb ihr erst noch eine Kugel, ehe Du sie zu berühren wagst. — Streife ihr die Haut ab und bringe diese mit meinen Gebeinen dem Oberbraminen. Sei mein Nachfolger als Schikari und schone heute Dein Leben um meiner Tochter willen, denn sie bedarf Deines Schutzes."

Während dieser Rede hatte der alte Guru sich wohlbedächtig aus einer kleinen Tasche eine Dosis Bethel hervorgelangt, denn dem Indier ist der Bethel dasselbe, was einem leidenschaftlichen Raucher der Taback ist, oder vielleicht noch mehr; er kann weit eher Hunger und Durst ertragen, als den Bethel entbehren. Nach großen körperlichen Anstrengungen ist es allein dieses Reizmittel, das ihn erquickt und stärkt. Der Tiger-Guru machte hierin keine Ausnahme. Er war jetzt bereit, seinem Feinde entgegenzutreten, und obgleich er nicht darauf rechnete, sein Leben zu erhalten, so hätte er doch keine Vorsichtsmaßregel versäumt, die ihm bei dem bevorstehenden Kampfe von Nutzen sein konnte. Den linken Arm hatte er mit Tauwerk und einem langen Shawl so dick umwunden, daß er ihm nöthigenfalls als Schild dienen konnte. In derselben Hand hielt er einen haarscharfen, fußlangen Dolch. In der Rechten sein langes Gewehr, an dessen Ende eine kurze Bambusfackel in schräger Richtung, aber horizontal, am Lauf befestigt war. Das Licht der Bambusfackeln ist von ausgezeichneter Helle; man erblickt in den großen Städten Indiens die Equipagen und Cabriolets, die Abends und Nachts die Straßen durcheilen, nur im Lichte solcher Fackeln, welche die hintenaufstehenden Diener halten. Auch die Fußgänger in Städten und Dörfern dürfen, der polizeilichen Ordnung gemäß, sich nach einer bestimmten Stunde des Abends nur mit solcher Leuchte auf der Straße sehen lassen. Mit einem Wort, sie vertritt in Indien die Stelle der Laterne. Bei dem vortrefflichen Licht, welches sie verbreitet, ist sie wohl auch zugleich die billigste aller Arten Fackeln, denn sie besteht aus nichts, als aus einem Bündel trockener Bambusstäbe, ohne jeden andern Zusatz von Harz oder Fett.

Auf die vorerwähnte Weise ausgerüstet, stand der alte Jäger im Eingange der Höhle. Der Zorn, der bisher in seinem Innern verschlossen gewesen war, kam jetzt im Angesicht seines Feindes, vor den Thoren seiner Burg zum völligen Ausbruch. In wilder Aufregung überhäufte er die Tigerin mit allen möglichen Schmäh- und Scheltworten, ihr den Tod verkündigend und ihr ihre Feigheit vorwerfend; fest überzeugt, daß sie diese Reden verstehen müsse. Doch nur das Echo der Felsenwände antwortete aus dem Hintergrunde der Höhle. Kein drohendes Murren der Tigerin, kein

zorniger Laut derselben ließ sich vernehmen. Alles blieb still. Doch in den Augen des alten Jägers war es nicht das Echo, welches seine Schmähungen höhnend erwiderte; es waren die Dämonen, mit denen der Menschenfresser nach seiner Meinung im Bündniß stand. Noch einmal seinem Gefährten die Hand reichend, schritt er jetzt in die Höhle. Nur einige Secunden erhellte die Fackel den vordern Theil derselben und gestattete Bahrak den Anblick des alten Schikari, wie er fest, aber vorsichtig vorwärts schreitend, sorgfältig jeden Winkel durchspähte, um von seinem Feinde nicht überrascht zu werden. Nur wenn es ihm glückte, die Tigerin zuerst zu erblicken, ihr im Lichte der Fackel eine Kugel zwischen die Augen zu schießen, nur in diesem Fall war Hoffnung vorhanden, daß er mit dem Leben davonkommen konnte. Jeder Schuß in einen andern Körpertheil des Raubthiers konnte sie zwar schwer verwunden, doch gewiß nicht kampfunfähig machen. Nur mit um so viel größerer Wuth würde sie sich alsdann auf ihren Gegner gestürzt haben. Die hohe Gestalt des Schikari, die im Lichte der Fackel einige Augenblicke für Bahrak sichtbar gewesen war, verschwand jetzt um die nächste Biegung der Höhle. Mit Spannung harrte er auf den verhängnißvollen Schuß, von dem allein der glückliche oder unglückliche Ausgang des Kampfes abhing. Doch sein Ohr lauschte vergebens; kein Gewehrschuß, keine Töne des Kampfes, kein Brüllen des Tigers ließ sich hören; es blieb Alles still, bis nach einiger Zeit die Schmähworte des alten Mannes plötzlich wieder im vierfachen Echo, aus dem fernsten Hintergrunde der Höhle erschallten, dann verstummten auch diese wieder, es wurde nochmals ganz still. — Jetzt, dachte Bahrak, jetzt stößt er ihr vielleicht den Dolch in's Herz; sie hat sich unvermuthet auf ihn gestürzt; er hat nicht schießen können! — Jetzt, in diesem Augenblick, hat er meine Hülfe nöthig; er windet sich mit ihr im tödtlichen Kampfe umher! — Nicht länger mehr Herr über sich, ergriff er eine zweite Fackel, tauchte sie in das Feuer, das nahe am Eingange brannte, und stürzte, den Dolch zwischen den Zähnen und das Gewehr in der einen, die Fackel in der andern Hand, in die Höhle. Doch in demselben Augenblick trat auch die hohe Gestalt des alten Jägers um die vorderste Biegung der Höhle ihm entgegen. „Die Geister der Hölle, ihre Verbündeten, haben sie von unserer Ankunft benachrichtigt," rief er mit grimmiger Miene. „Die feige Schurkin ist hier gewesen, hat sich aber sogleich wieder aus dem Staube gemacht." Die Tigerin hatte wirklich eine Stunde vorher die Höhle besucht, aber bereits war sie wieder spurlos verschwunden. Die beiden Schikaris, von den Anstrengungen des Tages ermüdet, beschlossen, die Nacht in der Wohnung ihres Todfeindes zuzubringen und den folgenden Morgen mit frischen Kräften der Tigerin zu folgen.

Acht Tage waren verflossen, seit der Tiger-Guru und sein Gefährte ihre Heimath verlassen hatten. Keine Nachricht über ihr Schicksal war nach Canahpur gelangt, auch hatte man über die Tigerin nichts weiter vernommen. Viele der Dorfbewohner, die den Charakter des alten Guru kannten, vermutheten, daß beide Jäger und mit ihnen vielleicht auch die Tigerin umgekommen seien.

Der Oberbramine, der inzwischen mehrere Besuche in der Hütte des Schikari gemacht hatte, angeblich um Erkundigungen über das Schicksal der Jäger einzuziehen, wurde der betrübten alleinigen Bewohnerin derselben nach den schweren Beleidigungen, die er ihrem Vater und ihrem Geliebten zugefügt, mehr und mehr verhaßt, sie betrachtete ihn jetzt als den Mörder ihrer Angehörigen und hatte alle Mühe, die heilige Ehrfurcht zu bewahren, die sie seinem Stande schuldig war.

Eines Morgens trat er wieder mit anscheinend tief niedergeschlagenen Mienen ein. „Ich habe eine Trauerbotschaft empfangen," begann er; es hat Brama gefallen, als Sühne für den gemordeten Priester Deinen Vater und Deinen Geliebten zum Opfer zu nehmen; sie haben zwar den Menschenfresser erlegt, aber sie sind Beide im Kampf mit dem Raubthier umgekommen." Das arme Mädchen wurde durch diese Nachricht wie vom Blitze getroffen; obgleich darauf vorbereitet, hatte sie sich doch noch stets einiger Hoffnung hingegeben. Da brachte ihr jetzt jener tief Verhaßte, der all dies Unglück bereitet, selbst die vernichtende Nachricht. Zur Erde sinkend, wand sich ein langer Schmerzensschrei aus ihrer Brust. Wäre sie bereits Bahrak's Frau gewesen, so hätte sie den Trost gehabt, ihm folgen zu können; sie hätte den Scheiterhaufen bestiegen. Der Gedanke, daß sie dieses Opfer ihrem Geliebten nicht bringen durfte, setzte sie in noch tiefere Trauer. Krampfhaft schluchzend bedeckte sie mit beiden Händen ihr Gesicht. Da legte sich die Hand des lauernden Häuptlings auf ihre Schulter. „Du hast eine Zufluchtsstätte, meine Taube," flüsterte er, „Du wirst in meinem Hause Aufnahme finden. Brama's Wille ist es, daß Dir fortan das Glück zu Theil wird, einem Braminen zu dienen." „Nimmermehr! lieber in der Höhle der Tigerin!" rief sie, wild aufspringend, indem sie zugleich aus der Hütte stürzte und instinctmäßig den Weg einschlug, der nach der bewaldeten Hügelkette führte, von wo aus man nach der Felsenschlucht und der Tigerhöhle gelangte. Sie wollte den Schreckensschauplatz selbst sehen, die zerfleischten Körper ihrer Angehörigen aufsuchen. Mit diesen Gedanken stürzte sie in wilder Eile, halb besinnungslos über die Ebene hin. Es hatte die Nacht und auch am Morgen stark geregnet. Der Strom, den man sonst an den meisten Stellen durchwaten konnte, trat beinahe aus seinen Ufern. Die Wogen brausten in wilder Eile an ihr vorüber und murmelten: „Arme Mahdi! arme Mahdi!" — Da plötzlich blieb sie wie erstarrt stehen; sie erblickte eine frische Tigerspur. Hätte sie nicht eben die Nachricht empfangen, daß der Menschenfresser todt sei, so hätte sie nicht daran gezweifelt, daß diese Spur von ihm herrühre, so aber mußte sie den Gedanken aufgeben. Doch gleichviel, wenn auch ein anderer Tiger, er gehörte ja demselben verhaßten Geschlecht an.

Mit dem bittern Gefühl ihrer Ohnmacht gegen den mächtigen Häuptling war sie aus dem Hause geeilt; jetzt begegnete sie den Fußtritten eines andern Feindes, der nicht weniger furchtbar war, aber den sie ungestraft angreifen durfte, und sie beschloß dies zu thun. Sie fühlte sich ungemein erleichtert bei diesem Gedanken. Sie wünschte sich ja den Tod; konnte sie einen schöneren Tod sterben, als im Kampf mit einem Tiger? Stammte sie nicht aus einer Jägerfamilie ab, war sie nicht eines Schikari's Tochter? Diese Gedanken gaben ihr eine gewisse Ruhe und Festigkeit wieder, sie hatte einen Feind gefunden, den sie ungestraft hassen, verfolgen, tödten konnte, und dies war in ihrer verzweifelten Gemüthsstimmung ein sie beruhigender und stärkender Gedanke. Sie eilte nach der väterlichen Hütte zurück, ergriff ein zweites Gewehr ihres Vaters, versah sich mit Munition und befand sich bald wieder auf der Stelle, wo sie die Spur des Raubthieres zuerst entdeckt hatte. Diese konnte kaum älter als eine Stunde sein, denn es hatte am Morgen stark geregnet; die Spur aber war nicht verwischt; es war augenscheinlich, daß der Tiger erst nach dem Regenguß hier vorübergezogen war. Der Spur über die Ebene folgend, gelangte sie an den Fuß des Gebirges und an den Ausgang einer jener bereits früher erwähnten Schluchten. Diese schritt sie aufwärts und

befand sich endlich auf dem Rücken der bewaldeten Hügelkette. Wieder ging es bergab, durch sandige Strecken, bis sie, nachdem sie bereits über eine Meile zurückgelegt hatte, in eine Gegend gelangte, wo große und kleine Felsenmassen zerstreut umherlagen. Der Boden war hier hart und die Spur nicht mehr sichtbar. Sie war unschlüssig, wohin sie sich wenden sollte. Seit einer Stunde regnete es wieder; das arme Mädchen war ganz durchnäßt und hätte vor Kälte gebebt, wenn ihre fieberhafte Aufregung sie dieselbe hätte fühlen lassen. Ueber das Schloß des Gewehres hatte sie, um es vor Nässe zu schützen, ein breites Bananenblatt gedeckt. Sie umschritt jetzt, um die Spur wieder aufzufinden, die Felsenpartie, die wohl eine halbe Stunde im Umfang hatte, aber auch in dem angrenzenden weicheren Erdreich war kein Merkmal der Tigertatzen sichtbar. Es war ihr jetzt wahrscheinlich, daß das Raubthier das Felsenlabyrinth noch nicht verlassen, daß es hier eine augenblickliche Zuflucht vor dem Regen gesucht hatte, welchen alle Katzenarten von Natur besonders scheuen. Mehr und mehr drang sich ihr die Ueberzeugung auf, daß der Tiger in der Nähe sei, vielleicht in einer Höhlung oder in einem Felsenspalt verborgen. Das Gewehr halb im Anschlage, jeden Augenblick bereit, das Blatt vom Gewehr zu werfen, schlich sie leise zwischen den Felsen umher. Jeden Spalt untersuchte sie aufmerksam; eine Höhle konnte sie nicht entdecken. Der Boden war hart und beinahe kahl, die Tritte ihrer bloßen Füße verursachten nicht das mindeste Geräusch.

Der Regen hatte einen Augenblick nachgelassen; sie warf das Bananenblatt weg, schüttete frisches Pulver auf die Pfanne und rieb auch den Pfanndeckel mit trockenem Pulver ab. Es waren noch einige Felsen übrig, die sie noch nicht umschritten hatte und die etwas abgesondert lagen und eine eigene Gruppe bildeten; dorthin wendete sie sich jetzt. Der mittelste Felsen, von großer kegelförmiger Gestalt, neigte sich nach einer Seite und bedeckte eine Menge kleinerer. Unter dem Schutz dieses Felsendachs war es ganz trocken geblieben. Vorsichtig und leise schlich sie zwischen den kleineren Felsenstücken umher und blickte forschend in den Hintergrund, wo es ziemlich dunkel war. Da plötzlich gewahrte sie zehn Schritte vor sich eine große schwarz und gelb gefärbte Schlange hinter einem Stein hervorragen. Furchtsam wich sie einige Schritte zurück; das Thier regte sich nicht, aber es war ihr unangenehm, es hinderte sie, in den Hintergrund der Wölbung einzudringen, den sie noch nicht untersucht hatte. Behutsam umschritt sie den Stein und näherte sich von der Seite; ihre Augen hatten sich bereits mehr an das Halbdunkel gewöhnt. Da verwandelte sich die Schlange plötzlich in den Schweif eines kolossalen Tigers, der schlummernd hinter dem Steine lag. Mit pochendem Herzen brachte das muthige Mädchen das Gewehr an den Backen, zielte nach dem Hinterkopf des Raubthiers und gab Feuer. Mahdi war nach dem Schuß einige Schritte zurückgesprungen; sie kannte zu wohl das zähe Leben eines Tigers und die Gefahr, ihm zu nahen, wenn er verwundet ist. Doch als der Pulverdampf sich verzogen hatte, erblickte sie den Tiger noch an derselben Stelle, beinahe in derselben Lage; einige convulsivische Windungen waren die letzten Lebenszeichen, die er gab.

Die Kugel war im Genick eingedrungen und hatte den Kopf in seiner ganzen Länge durchbohrt; er war träumend dahingeschieden. Das sonst sanftmüthige und schüchterne Mädchen freute sich, Blut vergossen zu haben. Mit dem Gefühl befriedigter Rache blickte sie auf die letzten Todeszuckungen ihres Feindes. Da gewahrte sie, daß ein Ohr des Tigers

zerrissen war, ihr Blick glitt unwillkürlich abwärts und sie erblickte zu ihrem Erstaunen auch auf dem Rücken des Thieres noch ein anderes ihr sehr auffallendes Zeichen; einen schmalen kahlen Streifen, wahrscheinlich eine alte Schußwunde; ein Zeichen, welches nach der Aussage ihres Vaters nur der Menschenfresser trug. — Sie war ganz erstarrt über diese Entdeckung. „Der Menschenfresser!" flüsterte sie, „der Menschenfresser!" rief sie dann laut, indem sie mit Blicken unbeschreiblichen Hasses und zugleich der Freude ihren Todfeind anstarrte. Wunderbare Gedanken stiegen jetzt in ihr auf; der Oberbramine hatte die Unwahrheit gesagt. Sollte vielleicht auch ihr Vater und Bahrak noch am Leben sein? — Je mehr sie über die Mittheilung des Braminen nachdachte, daß beide Jäger mit der Tigerin gekämpft haben sollten, je mehr drang sich ihr die Ueberzeugung auf, daß dies nicht wahr sein könne, weil das Raubthier in diesem Fall doch wahrscheinlich irgend eine Wunde davon getragen haben würde; und dies war nicht der Fall, die Tigerin war unverletzt. Die Hoffnung, daß ihre Angehörigen noch am Leben sein könnten, kehrte wieder bei ihr ein. In dieser freudigen Regung ihres Herzens zog sie ihr Messer und fing an der Tigerin die Haut abzustreifen, um sie als Trophäe nach der Heimath zu bringen. Während sie hiermit beschäftigt war, bemerkte sie die Annäherung von 2 Personen nicht, die auf den Schuß herbeigeeilt waren. Es waren die beiden Jäger, die ebenfalls der Spur des Menschenfressers bis an die Felsen gefolgt waren, und nun mit Erstaunen und Freude die todte Tigerin erblickten und Mahdi beschäftigt sahen, ihr die Haut abzustreifen. Wer vermöchte die Freude des armen Mädchens zu schildern, als ihre kaum gefaßten Hoffnungen sich so unerwartet schnell erfüllten.

„Also von der Hand eines Mädchens mußtest du sterben!" rief der alte Guru, indem er seinen Todfeind wüthend anspie. „Von der Hand eines Mädchens, aber doch von der Tochter eines Schikari!" — „Doch das war ihr Geschick;" — wendete er sich an Bahrak, „die Geister, die ihr beistanden, konnten sie vor einer Frauenhand nicht schützen; der Zauber war nur gegen uns Männer mächtig."

Am Nachmittage desselben Tages zog der alte Schikari die Tigerhaut über der Schulter in Canahpur ein. Wie ein Lauffeuer erscholl das Gerücht von Hütte zu Hütte: „Der Tiger-Guru hat den Menschenfresser erlegt. Jung und Alt schloß sich dem Zuge an, der mit Siegesjubel sich nach der Wohnung des Ober-Braminen bewegte. Dieser hatte allerdings die Botschaft empfangen, daß der alte Schikari mit der Tigerin gekämpft habe und von ihr getödtet worden sei. Jener Hirte hatte diese Nachricht verbreitet. Der würdige Mann war daher nicht wenig erstaunt, als die beiden Jäger mit der Haut des Menschenfressers anlangten. Mit den Worten: „Hier, gestrenger Herr, ist die Haut Deines und meines Feindes, möge Wischnu wieder versöhnend auf mich niederblicken," legte der alte Jäger die Haut zu den Füßen des Braminen nieder, und indem er die Hand der hinter ihm stehenden Mahdi ergriff, und sie dem betroffenen Braminen vorstellte, fuhr er fort: „Sie ist es, die meine Ehre wieder hergestellt, ihre Hand hat die Tigerin erlegt; denn das verfluchte Thier war verzaubert; es stand mit bösen Geistern und Schlangen im Bündniß, und kein Mann konnte sie tödten; sie konnte nur durch Frauenhand erlegt werden, das war ihr Geschick." Der Bramine zog sich schweigend in sein Gemach zurück. Nur Mahdi kannte den Grund seiner Betroffenheit.

Einige Wochen später fanden in Canahpur zwei Feste ganz verschiedener Art statt. Das erste war die Hochzeit Bahraks mit der schön-

äugigen Mahdi. Der alte Schikari saß auf der Haut seiner Todfeindin und betrachtete, indem er behaglich sich seinen Bethel bereitete, mit freudestrahlendem Gesicht das junge Brautpaar. Das zweite Fest fand 8 Tage später statt, es war ein Todtenfest. Die Gebeine des Ober-Braminen wurden auf einem Scheiterhaufen von kostbarem Holz und Specereien feierlich verbrannt. Man sprach von Gift, welches ihm durch eine seiner Frauen sollte beigebracht worden sein. Doch dies war nur ein Gerücht; in wie fern es begründet war, wurde nicht bekannt: die Rache des Indiers ist kalt und unabwendbar und schweigsam.

Aus der Hauptstadt.

Der Sommer. — Die Straßen. — Das Weißbier und das baierische Bier. — Gesellschaft, Politik und Presse.

Eine schwüle Hitze schwebt über Berlin, aber alltäglich zeigen sich am Horizonte Gewitter, welche unsere Umgegend erquicken. Die mit den Farben Englands angestrichenen Wagen der englischen Wasserleitungs-Compagnie rollen hin und her durch die Straßen und überfluthen sie mit kühlem Wasser, und es fehlen uns jetzt nur noch die kleinen gewandten Straßen-Kaufleute, welche im heißen London um diese Zeit Melonen- und Ananasschnitte, das köstliche Ginger-beer und brandy and water in Eis für Pennies feilbieten. Aber freilich sie würden hier wenig Geschäfte machen, denn Berlin ist viel zu prüde dazu, als daß es einem wohlgebildeten Mann und einer eleganten Dame erlaubt wäre, auf der Straße vor solch einem kleinen offenen flachen Wagen stehen zu bleiben, und ein sprudelndes Glas „Ingwerwasser" zu nehmen.

Das elegante Berlin begnügt sich mit seinen Conditoreien, deren Eisvorräthe in dieser Woche stark zusammengeschmolzen sein sollen, und der ächte Berliner geht in einen der kleinen kühlen Gärten, welche zwischen den Brandmauern der Hintergebäude eingeklemmt, sich zur Freude der Weißbier-Ausschänker und ihres Publicums noch vielfach in dieser immer enger zusammenrückenden Stadt erhalten haben. Dort in der Zurückgezogenheit und Verschwiegenheit einer stillen Ecke, die wo möglich noch von einer hölzernen „Laube" und einem Birnbaum beschattet wird, sitzt der „ächte Berliner", ein von den Eindringlingen auf's Altentheil zurückgedrängter Herr, und scheint neben seiner „kühlen Blonden" einem überlebten Cultus zu dienen, der sich nicht mehr an die offene Straße wagen darf.

Für einen Culturhistoriker, wie H. W. Riehl, muß solch eine Erscheinung, wie das Verschwinden des Weißbiers aus Berlin, von großem Interesse sein, sie wird auf ihn einen tiefen Eindruck machen, und wer da in seinen Pfälzern gelesen hat, wie er aus der Form der Handkäse und den kleinen Dingen der Küche und des Tisches Folgerungen auf den Volkscharakter, seinen Kern und seine Veränderungen zieht, der wird auch begreifen, wie er in diesem Ausgehen einer Berliner Eigenthümlichkeit Spuren eines tiefer liegenden Verfalles entdecken möchte. In der That erkennen auch wir so viel, daß das alte Berlin, die frühere geschlossene Stadt, die noch für einen größeren Theil ihrer Bürger eine wirkliche Heimath war, beseitigt ist, Berlin ist gegenwärtig ein großer Gasthof geworden, in dem die Passagiere unaufhörlich wechseln, die einen treten in ihn

als Vergnügungs-, die andern als Geschäftsreisende; und wer kann es auffällig finden, daß ein Gasthof keine festen Traditionen, keine feststehende Sitte hat? Nur in den unscheinbarsten, ganz bei Seit gelegenen Räumen dieses großen Hotels nistet eine wirklich seßhafte Bevölkerung, man findet sie in der durchaus nicht comfortablen Gegend der Spandauer Straße, der Roßstraße und ihrer Nachbarschaften. Aber auch dieser kleinere ruhende Theil der Berlinischen Bevölkerung gehört nicht zu dem alten eisernen Bestande der Stadt; er kam erst dazu, sich in seine gegenwärtigen Sitze einzudrängen, als von dort die alten charakteristischen Bürgergestalten zum größten Theil verschwunden waren. Juden und Judengenossen, die jetzt dort mit allen möglichen alten und neuen Sachen handeln, sind nach ihren jetzigen Quartieren erst sehr langsam vorgedrungen; in alter Zeit hatten sie seitab in kleinen Straßen, die heut noch zu sehen sind, ihre ausschließliche Herberge.

Die Region des Weißbieres umschreibt zugleich die Reste des alten Berlin. Dies Bier duldet nur ruhige, behäbige und sparsame Leute, die hier und da einen Scherz versuchen, dabei aber einträchtiglich neben einander sitzen. Man kann dies Bier nicht in starken Zügen herabstürzen, der Glas-Cylinder, in dem es schäumt, will bedächtig mit beiden Händen ergriffen sein, man kann davon nur wenig trinken, und man fühlt sich dann doch vollständig gesättigt und erquickt; zudem ist es ein prickelndes, geistreiches Bier, das den Nerven einen kleinen Stachel entgegenführt: kurz es ist ein altväterliches Bier, das gar zu merkwürdig für das alte, zu gleicher Zeit behäbig loyale und doch wieder neckische, kluge, klare Berliner Bürgerthum paßte. Es geht mit diesem Bürgerthum dahin und macht dem modernen Weltbiere, dem sogenannten bairischen, Platz, einem Bier, das gegenwärtig schon in New-York eben so viel und schlecht getrunken wird, wie in Kopenhagen und Berlin und Hamburg und an tausend andern Orten, selbst in Paris schon. (Die belgischen Städte wehren sich merkwürdiger Weise noch am meisten gegen den rüden Fremdling und halten an ihren uns ungenießbaren Bieren, dem Faro und dem Löwener Bier, fest.) Das bairische Bier zeigt dem geschärften Auge des Culturhistorikers sicherlich auch sogleich eine tiefere Verwandtschaft mit dem Charakter der neueren Zeit. Man trinkt es aus leicht beweglichen Krügen, man trinkt es schnell und in Massen; es ist ein stark berauschendes Getränk, es verschafft eine augenblickliche Anspannung, der dann eine üble Mattigkeit folgt, und doch findet dies Bier überall Eingang, und während die Stadtbiere in alter Zeit ausschließlich den Bürgern vorbehalten waren, geht dies Bier gegenwärtig schon durch alle Stände, Damen beginnen sich daran zu gewöhnen, während noch vor zehn und funfzehn Jahren ein gewisses Etwas davon abhielt, sich als einen Freund dieses Genusses auszugeben; in Weinländern macht es sogar dem Wein Concurrenz. Es hat einen kosmopolitischen und nivellirenden Charakter, dies Bier. Und dabei werden alle Anstrengungen gemacht, es zum Getränk des letzten Standes zu machen. Immer billiger wird es bereitet, und eine neue Actienbrauerei zu Tivoli beim Kreuzberge schickt sich an, ein halbes Quart davon für einen Silbergroschen zu verkaufen. So sehen wir in einem kleinen Bilde, was wir neulich bei den Schilderungen der Pariser Arbeiter-Cafés im Großen sahen, daß ein ganz besonderes Streben der Zeit darauf geht, das einmal vorhandene Nivellement der Gesellschaft dahin zu benutzen, daß auch für alle verschiedenen Geldklassen dieselben Genüsse beschafft werden. —

Aus dem Leben der B e r l i n e r G e s e l l s c h a f t ist nichts von Bedeutung zu melden: Die Bäder und die Landgüter entführen uns die in-

teressantesten Elemente unserer Salons, und nur auf kurze Zeit werden in der beginnenden Woche die Herren, welche für das edle Roß und die flockige Wolle des Schafes sich interessiren, zu uns zurückkommen, um auf dem Alexandermarkt das Angebot wollkundiger Tuchscheerer anzuhören und draußen auf den grünen Wiesen von Tempelhof dem Wettlauf der Renner beizuwohnen.

Auch die Politik scheint Ferien gemacht zu haben, und vergeblich bemühen sich einige Heißsporne der Presse, die indeß ihre Rüstung in einem Trödelladen gemiethet zu haben scheinen, anständige Leute warm zu machen. Man thut in dieser heißen Zeit schon genug, wenn man die kühnen Lanzknechte zurückweist und sich — wenn auch nicht den einzelnen wildhaarigen Burschen, doch die Farbe und Livree merkt, in der er zeitweilig steckt, um darnach zu gelegener Stunde an kühlerem Tage nach Gebühr mit der Entgegnung verfahren zu können.

In der Berliner Presse sollen übrigens einige Aenderungen nicht unbedeutender Art bevorstehen, welche indeß schwerlich vor dem Herbste zur Ausführung gebracht werden dürften. Aber dann dürfte, wie vielfach ausgesprochen wird, nicht allein die Presse hier und da eine andere Gestalt gewinnen.

Literarisches.

Statistische Darstellung des Vereinswesens in Oesterreich. Im Auftrage Sr. Excell. des Ministers des Innern nach amtlichen Quellen bearbeitet von Dr. M. von Stubenrauch. Wien, 1857. gr. 8. 367 S.

Das vorliegende Werk verdankt seine Entstehung dem vor einem Jahre in Wien abgehaltenen statistischen Congresse. Die Darstellung ist eine ausgezeichnete; neben vielen Tabellen ist doch nirgends außer Acht gelassen, daß diese allein nichts nützen, sondern daß vor Allem das erklärende Wort hinzutreten muß, um jene dem Leser zugänglich zu machen. Die Zahlen sind mit Gewissenhaftigkeit geprüft und zusammengestellt und beruhen auf amtlichen Daten, die Charakteristik des Wesens der einzelnen Vereine ist scharf und genau. Es hat sich, obgleich das Vereinswesen erst in den letzten Jahrzehenden einen solchen unerwarteten Aufschwung nahm, doch bereits eine überaus große Anzahl von Vereinen gebildet. So zählt v. Stubenrauch in Oesterreich (im Jahre 1856) 6213 Vereine, und deren Anzahl ist sicherlich mehr im Wachsen als in Abnahme begriffen. Aus diesem Gesichtspunkte hat auch die Gesetzgebung aller Länder das Vereinswesen scharf ins Auge gefaßt, und die österreichische ist hierin nicht zurückgeblieben. Da wir nicht näher auf den Inhalt des Stubenrauch'schen Werkes eingehen können, so bemerken wir über denselben nur ganz im Allgemeinen, daß wir darin zunächst eine kurze historische Skizze über die österreichische Vereinsgesetzgebung, dann eine Gesammtübersicht der zu Ende 1856 in Oesterreich bestandenen Vereine finden, worin sich schließlich die specielle Schilderung derselben nach ihren einzelnen Arten und nach Kronländern reiht. Unter all diesen Zahlen fällt die große Menge von religiösen Vereinen in der Lombardie (1926) und Venedig (974), die mehr als $^2/_3$ aller österr. Vereine bilden, besonders auf.

Druck von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.

Ein letztes Wort an die „Zeit“.

Die „Zeit“ findet nun schon seit einigen Wochen ihr Vergnügen daran, sich an der „Berliner Revue“ zu reiben, theils in directen Angriffen, theils in Anspielungen, welche sie ihren Ergüssen über die Zukunftspolitik einstreut. In sofern die letzteren gegen eine vor Kurzem erschienene Schrift gerichtet sind, welche unter Anderem auch die Auflösung des deutschen Bundes verlangt, ist eine solche Ansicht weder von der „Revue“, noch von einem ihrer Mitarbeiter jemals gutgeheißen, vielmehr die unverbrüchliche Erhaltung des deutschen Bundes empfohlen worden. In sofern es sich aber um Pläne zur Verbesserung der deutschen wie der preußischen Machtstellung handelt, und zu dem Ende eine Allianz zwischen Preußen, England und Oesterreich vorgeschlagen wird, so ist dieses Allianzsystem schon vor längerer Zeit von einem Mitarbeiter der „Revue“ dem Publicum vorgelegt worden, der es sich zur Ehre anrechnet, dadurch das Seinige zur Verbreitung dieser Idee beigetragen zu haben, und dafür die Genugthuung hat, dieselbe seitdem so allgemein anerkannt zu sehen, daß sie vielleicht nur noch in dem Redactionsbureau der „Zeit“ ihre Gegner findet.

Die „Zeit“ wußte damals nichts weiter dagegen vorzubringen, als einen wochenlangen Galimathias, der den Mangel an Gedanken durch Ungezogenheiten und persönliche Invectiven zu ersetzen suchte. Es mag sein, daß dergleichen der in den Regionen der „Zeit“ herrschenden Geschmacksbildung vollkommen entsprechend war, wir können aber Niemand zugestehen, die Resultate eines langen Nachdenkens und mancherlei Studien um deswillen für Producte selbstsüchtiger Intentionen zu erklären, weil sie zufällig nicht in den Plan oder in die Planlosigkeit der „Zeit“ hineinpassen. Und wenn die „Zeit“ die tiefsinnige Bemerkung macht, daß man sich mit der Politik der Zukunft nicht befassen könne, weil sich die Zukunft nicht erkennen lasse, so heißt es zu der Impertinenz noch die Inconsequenz hinzufügen, wenn man gleichwohl in das verborgene Innere eines Menschen hineinzuschauen vorgiebt, um dann auf Demonstrationen mit Verdächtigungen antworten zu können. Was nun aber die Zukunft politischer Dinge anbetrifft, so kann man dieselbe in gewissem Sinne allerdings erkennen, in sofern nämlich dieselbe durch die bereits thatsächlich vorliegenden Elemente sehr wesentlich bedingt wird.

So konnte man z. B. schon in Erfurt sehr wohl wissen, daß die Union scheitern müsse, und hätte sich den Gang

nach Olmütz ersparen können. Desgleichen hätte man die Dresdner Conferenzen sparen können, weil man in Olmütz sehr wohl wissen konnte, daß nun nichts mehr übrig blieb als die Rückkehr zum Bundestage. Desgleichen hätte man im Februar 1853 sehr wohl wissen können, daß ein Zollverein zwischen Preußen und Oesterreich nicht nur unausführbar, sondern zugleich unräthlich sein würde, und folglich die Herbeiführung eines solchen Zollvereins nicht zu stipuliren brauchen, um nicht hinterher in die Nothwendigkeit zu gerathen, dagegen auftreten zu müssen. Desgleichen hätte man im Sommer 1857 sehr wohl wissen können, daß die rumänischen Projecte auf Dunst beruhen, und hätte sich die Mühe ersparen können, für die Reinheit der rumänischen Wahlen diplomatische Schritte zu thun. Oder ist dies Alles nur ein eitles Vorgeben der Zukunftspolitiker, und besteht die wahre Staatsweisheit darin, daß man immer nur aus der Hand in den Mund lebt?

Wir haben nie zu persönlichen Verdächtigungen gegriffen, sondern Alles, was wir in der inneren wie in der äußeren Politik Preußens tadeln zu müssen glaubten, lediglich als Ergebniß unrichtiger Ansichten erklärt. Möglich, daß wir dabei selbst unrichtig geurtheilt, und wir haben unsere eigene Ansicht niemals der Kritik entziehen wollen. Glaubt sich aber die „Zeit“ unangreifbar zu machen, indem sie die Ansichten derer, denen sie dienen will, in den königlichen Purpur hüllen möchte, und sich über die Verletzung schuldiger Pietät und Ehrfurcht ereifert, aus der Logik in die Gemüthlichkeit überspringend, so müssen wir rundweg erklären, daß wir ein solches Verfahren, ganz abgesehen von seiner sonstigen Unschicklichkeit, nach der bei uns zu Recht bestehenden Verfassung als unzulässig abweisen.

Wir haben unsererseits keine Sympathie für das constitutionelle System, sondern machen vielmehr kein Hehl daraus, daß wir dasselbe für den preußischen Staat ungeeignet erachten, so lange es aber zu Recht besteht und die daraus hervorgehenden Uebelstände ertragen werden müssen, glauben wir auch das wenige Gute, was damit zusammenhängt, unverkümmert benutzen zu dürfen, nämlich eine rückhaltlose Erörterung aller politischen Fragen innerhalb der Schranken unserer Preßgesetze. Die Invectiven der „Zeit“ können uns darin nicht beirren, vielmehr wollen wir der „Zeit“ hiermit ein für alle Mal erklären, daß uns der Raum zu spärlich bemessen ist, um unsere Seiten noch weiter mit Polemik gegen ein Blatt zu füllen, welches bisher noch nie einen eigenen Gedanken hervorgebracht hat, und von dem wir in Zukunft nicht weiter Notiz nehmen werden.

Verfassung und Verwaltung.

Wenn unsre constitutionellen Einrichtungen bisher so wenig Consistenz gewonnen und eben so wenig Anerkennung in dem allgemeinen Bewußtsein gefunden haben, als ihre praktischen Resultate wenig ersprießlich waren, so glauben wir dies vorzugsweise daraus erklären zu müssen, daß sie sich zu wenig an den bestehenden Verwaltungs-Organismus anschließen. Oder eigentlich gar nicht, sondern sie laufen neben demselben her, grade wie wenn Verfassung und Verwaltung ganz verschiedene Dinge wären, die nicht einmal eine Beziehung zu einander hätten, oder doch nur eine ganz äußerliche, wie etwa ein Dach zu den Wänden, worauf es ruht. Es kann von Ziegeln, von Schiefer, von Zink u. s. w. sein, und die Wände von Holz, Backsteinen oder Quadern, — es ist alles möglich. Grade ebenso hat man es für möglich gehalten, einer bureaukratischen Verwaltung eine parlamentarische Regierung als Dach aufzusetzen. Dann hat man an diesem parlamentarischen Dache seit Jahren herumgeflickt, es stellenweise mit Ziegeln, stellenweise mit Schiefer und Zink bedeckt, auch mit einigen Luken und Wetterfahnen versehen und nun soll das Verfassungsgebäude fertig sein, indessen um die Wände kein Kummer war.

So ist es in der That bei uns geschehen, und welche Folgen daraus entspringen, werden wir sogleich sehen, wenn wir jetzt von dem Gleichniß zur Sache selbst übergehen, indem wir das innere Getriebe des preußischen Staates in's Auge fassen.

Man wird nicht läugnen können, unsre Verfassung laborirt durchaus an den Fehlern des constitutionellen Schematismus, insbesondre an der doctrinären Gewaltentheilung, die zwar von allen namhaften Staatsgelehrten der Gegenwart verlassen und bekämpft worden ist, aber nichtsdestoweniger die Grundlage unsrer Verfassung bildet, welche ihren Ursprung aus dem Liberalismus vulgaris niemals überwinden kann. Die Verwaltung soll demnach ein Ding für sich sein, wie andrerseits die Gesetzgebung, welche durch ein Zusammenwirken der Krone mit der Landesrepräsentation ausgeübt wird, und eben der Schematismus, wonach dieses Zusammenwirken stattfindet, soll die eigentlich so zu nennende Verfassung sein, zu der also der ganze große Verwaltungs-Organismus nicht gehören würde. Auf dieser Voraussetzung beruht die sogenannte preußische Constitution.

Und doch liegt grade das eigenthümliche Wesen des preußischen Staates ganz vorzugsweise in seiner Verwaltung. Das ist so augenfällig, daß in dieser Ansicht alle Schriftsteller übereinstimmen, die sich je über die inneren Verhältnisse Preußens geäußert haben, und Jedermann kann sich leicht genug von der Richtigkeit dieser Ansicht überzeugen. Betrachte man nur die weitschichtigen Apparate, mit welchen die

Verwaltung das ganze Land umspannt, so erscheinen die parlamentarischen Einrichtungen als eine verschwindende Größe dagegen, und man kann keinen Augenblick darüber in Zweifel sein, wo die effective Macht ruht. Auch wird es aus der preußischen Geschichte sehr leicht erklärlich, daß es nicht anders sein kann. Denn in einem so künstlich zusammengebrachten Territorium konnte es nicht wohl anders geschehen, als daß die Regenten von oben her Behörden einrichteten, welche aus den zerstreuten und disparaten Elementen allmählich ein Ganzes machten, und wie sich Preußen nach Außen hin zum Militärstaat entwickelte, so nach Innen hin zum Administrativstaat.

Weit entfernt daher, daß unsre Verfassung und Verwaltung zwei aparte Dinge sein könnten, muß man vielmehr den Organismus unsrer Verwaltungsbehörden für den eigentlichen Kern der Verfassung selbst halten. Dies ist die Grundanschauung, von der man ausgeht, und zu der man immer wieder zurückkehren muß, um zu einer richtigen Würdigung unsrer Zustände zu gelangen. Wenn es sich also um eine Verfassung für Preußen handelt, oder richtiger gesagt um eine Verfassungs-Aenderung, so muß dieselbe nothwendig zugleich die Verwaltungsbehörden treffen, und grade um so mehr, je weitreichendere Folgen man von solcher Verfassungs-Aenderung erwartet. Wie konnte man nur vor zehn Jahren glauben, eine große Verfassungs-Aenderung durchgeführt zu haben, wenn man einen repräsentativen Schematismus über das Land ausspannte, während gleichzeitig der alte Verwaltungs-Organismus unverändert blieb?

Doch mag es immerhin noch erklärlich sein, daß man in einer Zeit der Aufregung in solchen Irrthum verfiel, unerklärlich aber scheint es uns, daß man auch in einer zehnjährigen Muße nicht zur Klarheit darüber gelangte, sondern trotz alles Revidirens im Grunde genommen in derselben Richtung blieb und dadurch nur die Summe der Widersprüche vermehrte. Es ist daraus ein Wirrwarr entstanden, dessen Größe man erst dann recht übersehen kann, wenn man die einzelnen Elemente betrachtet, aus denen unsere heutigen Verfassungs-Zustände zusammengesetzt sind. Man wird dann die Rudimente von drei verschiedenen Verfassungsformen erkennen, die nicht etwa durch eine innere Metamorphose in einander übergegangen und organisch verbunden sind, sondern mosaikartig nebeneinander bestehen, so daß sich unser Staatsleben gleichzeitig in drei verschiedenen Verfassungsformen bewegt. Wir meinen, das ist etwas zu viel.

Jetzt wollen wir diese drei Verfassungsformen darlegen.

Die erste derselben ist die Behörden-Verfassung, gemeinhin Bureaukratie genannt, obwohl diese Benennung nur halb richtig ist, da sie eigentlich ein Verwaltungssystem bezeichnet, welches an die Spitze aller Verwaltungs-Instanzen einzelne Chefs stellt, die nur mit einem Bureau von Subaltern-Beamten schalten und walten, während in dem

preußischen Behördensystem vielmehr das collegialische Princip vorherrscht; indessen hat man jenem Worte auch einen allgemeineren Sinn gegeben, und es kommt uns hier nicht auf Namen an. Indem wir also von der Bureaukratie als von einer eigenen Art von Verfassung sprechen, verstehen wir darunter einen Zustand der Dinge, wo alle auf den Staat bezüglichen Angelegenheiten von einem systematisirten Beamtenthume besorgt werden. Ein solcher Zustand wurde in Preußen seit der Zeit des großen Kurfürsten immer mehr vorherrschend und wurde allmählich so ausgebildet, daß er an seiner letzten vollendeten Form, die er unter dem Ministerium Hardenberg erhielt und die der Hauptsache nach noch jetzt besteht, in der That nicht etwa bloß eine Verwaltungs-Maschine, sondern eine ganz ausgeprägte Verfassung darstellt, wie wir sogleich zeigen werden.

Das Factische als bekannt voraussetzend, weisen wir also zuvörderst darauf hin, wie unsere Bezirks-Regierungen offenbar eine Art von Beamten-Corporationen sind, welche ein Gegengewicht gegen das Staats-Ministerium bilden. Diese Bezirks-Regierungen und das Staats-Ministerium sind die beiden Hauptfactoren des Ganzen. Dazwischen wurden die Ober-Präsidenten eingeschoben, um einerseits der Central-Regierung mehr Nachdruck zu geben, andererseits aber auch die Selbstständigkeit der Provinzen zu wahren, — ein schwieriges Amt der Vermittelung, und gewissermaßen als Balancier dienend. Man sieht, es war die Idee der Gegengewichte, welche dieser Einrichtung zum Grunde lag, also ganz dieselbe Idee, von der bekanntlich auch die constitutionelle Theorie ausgeht und welche nach dieser Theorie durch die Volksrepräsentation realisirt werden soll. Hier wurde sie innerhalb der Staatsbehörden selbst ausgeführt, und weit entfernt, daß die darauf beruhende Beamten-Regierung zu einer Willkür-Herrschaft geführt hätte, war vielmehr Alles gesetzlich geordnet, und das Gesetz im Ganzen genommen mehr geachtet als irgend sonst wo. Man hatte sogar eine Art von Parlament, natürlich innerhalb des Beamtenthums, nämlich in dem Staatsrath. Auch fehlte es nicht an wirksamen Garantien, welche in der rechtlich gesicherten Stellung der Beamten lagen, wie in den vorschriftsmäßigen Prüfungen, von denen der Eintritt in den öffentlichen Dienst abhängig war, und indem dieser Eintritt allen Ständen der Nation gesetzlich offen stand, so war damit die Volksfreiheit, — ich sage nicht realisirt, aber jedenfalls anerkannt.

Das Ganze war also keineswegs eine bloße Maschinerie der sogenannten Executivgewalt, um in der constitutionellen Sprache zu reden, sondern es war ein vollständiges Staatssystem, dessen innerer Werth hier ganz außer Frage bleiben soll, dem man aber jedenfalls einen sehr ausgeprägten Charakter und eine hohe formelle Entwickelung zugestehen muß. Man kann sagen, es war in seiner Art das Beste, was es je gegeben hat, und verschaffte dem preußischen Staate im Auslande den

Ruhm einer musterhaften Verwaltung. Preußen war dabei keine absolute Monarchie, sondern eine durch das Beamtenthum beschränkte Monarchie, oder richtiger gesagt, eine Bureaukratie mit monarchischer Spitze.

Eine Selbstbethätigung der Nation gestattete dieser Zustand nur in Beziehung auf die Gemeindeangelegenheiten, aber nicht auf Staatsangelegenheiten. Denn eben, weil das Ganze eine vollständige Verfassung war, so konnte von einer Mitwirkung anderweitiger Factoren außerhalb des Beamtenthums nicht die Rede sein. Die Staatsbehörden waren ja zu einem sich selbst genügenden Systeme ausgebildet, dessen Sinn und Bedeutung eben darin lag, daß alles dasjenige, was anderer Orten durch repräsentative Körperschaften bezweckt wird, hier durch Beamten-Körperschaften realisirt werden sollte. Wollte man also dieses Behörden-System aufrecht erhalten, so war damit jede Art von Repräsentation ausgeschlossen, und umgekehrt, wollte man irgend eine Art von Repräsentation einführen, so mußte das Behörden-System verändert werden, oder der Versuch mußte mißlingen. Und daß dem wirklich so sei, bewies alsbald die Erfahrung, welche man zuvörderst mit den Ständen machte, wovon wir jetzt zu reden haben.

Durch die in den zwanziger Jahren eingeführte Provinzial- und kreisständische Verfassung sollte dem Beamtenthume ein populärer Factor zur Seite gestellt werden, und zwar, wie man sagte, im Geiste des älteren deutschen Ständewesens, wovon sich überall noch mehr oder weniger bedeutsame Ueberreste fanden. Diese ständische Verfassung hat demnach offenbar viel ältere Wurzeln als die bureaukratische Verfassung, wir führen sie jedoch um deswillen erst in zweiter Linie an, weil sie jetzt, wo sie in restaurirter Gestalt auftrat und die bureaukratische Verfassung als etwas Fertiges vorfand, in der That als das jüngere Element erschien und auch seitdem ihrer reellen Bedeutung nach weit zurückstand. Nun ist aber klar, daß diese restaurirten Stände, wenn sie überhaupt etwas Wirkliches werden wollten, sich den Bedingungen des modernen Staates anpassen mußten. Sie konnten folglich nicht ein für sich abgeschlossenes Leben führen wollen, wie die mittelalterlichen Stände, sondern die proclamirte Analogie mit dem älteren Ständewesen hatte nur dann einen guten Sinn, wenn man damit sagen wollte, daß die neuen Stände nicht bloß provinzielle Gesetze zu begutachten, sondern einen effectiven Antheil an der ganzen Provinzial-Verwaltung haben sollten. Allein wie war dies möglich bei der bestehenden Behörde-Verfassung?

Ein organischer Zusammenhang zwischen Kreisständen und Provinzial-Ständen war so gut wie gar nicht vorhanden, und ein thatsächliches Zusammenwirken konnte nicht entstehen, denn zwischen beiden lagen, wie ein undurchdringlicher Wall, die Bezirks-Regierungen. Diese drückten nach unten hin auf die Kreisstände, deren Thätigkeit sie auf ein Minimum reducirten, während sie nach oben hin jede etwaige Einwirkung

von Seiten der Provinzial-Stände paralysirten. Und wie konnten die Provinzial-Stände überhaupt einen Einfluß auf die Verwaltung ausüben, da es ja fast keine Provinzial-Verwaltung gab, außer nur für einzelne Zweige des öffentlichen Dienstes, während bei Weitem das Meiste von den Bezirks-Regierungen abhing. Gegenüber diesen großen Beamten-Corporationen konnten die Oberpräsidenten, in welchen die Provinzial-Verwaltung, in so weit sie überhaupt bestand, sich concentrirte, keine effective Macht gewinnen, sondern der Schwerpunkt der Verwaltung lag in den Bezirks-Regierungen, wie noch heute, wie ja auch schon ihr bedeutungsvoller Name „Regierung" ausdrückt. Was sollen nun Provinzial-Stände, wenn sie sich nicht an den Schwerpunkt der Verwaltung anschließen? Sie thaten es aber so wenig, daß die ständischen Sprengel nicht einmal überall mit den Provinzen zusammenfielen, wo dann also von einem organischen Zusammenwirken der Stände mit den königlichen Behörden auch nicht entfernt die Rede sein konnte. Von unten her waren sie durch die Bezirks-Regierungen in ihren Lebenswurzeln durchschnitten, von oben her konnten sie keine Lebenssäfte gewinnen, weil sie sich selbst an kein lebensvolles Centrum anschlossen. So sahen sie sich auf die Begutachtung provinzieller Gesetze beschränkt, die nicht viel zu bedeuten hatten, da die Gesetzgebung nach Gleichförmigkeit strebte, und die geringe reale Bedeutung, die sie überhaupt besaßen, lag am Ende in der Verwaltung einiger specieller Institute, die man als ihre eigenthümliche Domäne ansah, wie namentlich provinzielle Feuerkassen. Dazu haben die Stände z. B. in der Provinz Sachsen eine Mitaufsicht über die Irren-Anstalt zu Halle, über Taubstummen-Anstalten und Aehnliches, wobei es unerklärlich bleibt, warum die Regierung, die doch sonst Alles thut, gerade in diesem Falle einer ständischen Mitwirkung bedürfen sollte, oder warum die Stände, wenn sie in diesen speciellen Sachen mitwirken können, nicht überhaupt in allen Angelegenheiten der Provinzial-Verwaltung mitwirken könnten.

Angeblich dem Geiste des älteren deutschen Ständewesens folgend, war man in der That dem Buchstaben gefolgt und hatte dadurch Einrichtungen hervorgerufen, die innerhalb des modernen Staates kein Leben gewinnen konnten und thatsächlich nicht gewannen. Die Macht der Stände blieb vielmehr eine verschwindende Größe im Vergleich zu der Macht der Bureaukratie. Die öffentliche Meinung, welche dem Ständewesen von vorn herein nicht günstig war, wandte sich daher immer mehr von ihm ab und verlangte das constitutionelle System.

Wir erhielten dasselbe im Jahre 1848, geriethen aber dadurch in einen neuen Widerspruch, oder vielmehr derselbe Widerspruch trat nur wieder in anderer Weise hervor. Denn wenn die Bezirks-Regierungen dem ständischen System widersprachen, so widersprechen sie nicht minder dem constitutionellen System. Haben wir doch schon oben gezeigt, wie das preußische Behörden-System grundwesentlich den Sinn hat, in sich

selbst ein Gegengewicht zu bilden, wie andererseits das constitutionelle System durch seine Kammern beabsichtigte. Wurde also dieses Behörden-System beibehalten und das constitutionelle System darauf gepfropft, so sind das in der That zwei besondere Verfassungsformen auf einmal.

Damit noch nicht genug, wurde wenige Jahre darauf zugleich die alte Ständeverfassung reactivirt, und zur größeren Vervollständigung auch noch das alte Beamten-Parlament, will sagen der Staatsrath, womit denn also drei verschiedene Verfassungsformen neben einander functioniren. Das ist unseres Erachtens von Süß und Sauer und Pfeffer und Milch und Oel, welche selbst die allergesundesten Verdauungskräfte zu Grunde richten müßte.

Wir unsererseits sind von jeher der Meinung gewesen, daß alle Staatsverfassungen nur einen relativen Werth haben und immer mit eigenthümlichen Mängeln behaftet sind, die man um des Guten willen mit in den Kauf nehmen muß, aber wir wissen auch, daß jede Verfassung ihre eigenthümlichen Lebensbedingungen und ihre eigenthümliche Mechanik hat, wovon ihr praktischer Erfolg abhängt. Ein Räderwerk, das nicht in einander greift, ist unbrauchbar, und ein Nebeneinanderstellen differenter Verfassungsformen führt zu einer totalen Verwirrung des Staatslebens, die schließlich mit einer allgemeinen Lähmung, wenn nicht gar mit der Auflösung des Staatskörpers endigen müßte. Kann man läugnen, daß die Anzeichen davon schon deutlich bei uns hervortreten? Es muß daher für die allerdringendste Aufgabe gelten, die gestörte Harmonie unserer Institutionen wiederherzustellen, indem wir dabei wiederholen, daß der bisherige Organismus unserer Verwaltungs-Behörden gleich unvereinbar ist mit dem ständischen wie mit dem constitutionellen System. Für welches dieser beiden Systeme man sich also entscheiden mag, — in beiden Fällen bedarf jener Organismus sehr wesentlicher Veränderungen.

Wir überlassen nun den Anhängern des constitutionellen Systems, sich mit dieser Aufgabe von ihrem Standpunkt aus zu beschäftigen, und betrachten dieselbe lediglich vom ständischen Standpunkte aus, weil wir das ständische System für das den eigenthümlichen Verhältnissen Preußens bei Weitem am meisten entsprechende halten, wofür wir nicht unterlassen wollen, in der Kürze unsre Gründe anzuführen.

Dafür spricht nämlich schon das Beispiel des aus dem ständischen System hervorgegangenen Vereinigten Landtags, dem die Zukunft das Zeugniß geben wird, wie er es bereits von dem besonnenen Theile der Gegenwart empfängt, daß er von allen politischen Versammlungen, die wir seitdem in Preußen gesehen, am meisten Würde, wie am meisten praktisches Geschick bewiesen, und zugleich in sich selbst am entwickelungsfähigsten war. Er wurde in ganz Europa mit Achtung betrachtet.

Welche Anerkennung aber die späteren Versammlungen gefunden, davon wollen wir schweigen.

Dafür spricht ferner die große innere Verschiedenheit unserer Provinzen, welche nach dem ständischen System die gebührende Berücksichtigung erhält, während das constitutionelle System ganz unvermeidlich nach einer allgemeinen Nivellirung hindrängt. Dafür sprechen desgleichen die historischen Wurzeln des Ständewesens, welche dem constitutionellen Wesen durchaus fehlen. Dafür spricht endlich der oben angedeutete administrative Charakter des preußischen Staates, welcher nur mit dem ständischen System vereinbar ist, nicht aber mit dem constitutionellen.

Das constitutionelle System verlegt den Schwerpunkt des Staatslebens in die Legislation. Das ist die überall hervortretende und ganz unvermeidliche Folge dieses Systems, aber mit der eigenthümlichen Natur des preußischen Staates ganz unverträglich. Das ständische System hingegen geht von der Administration aus, wie es selbst nur durch administrative Befugnisse ein wirkliches Leben gewinnen kann. Auch steht es bereits in einer realen Verbindung mit dem Behörden-System, wenngleich nur an einem Punkte, allein dieser eine Punkt ist überaus wichtig, und von da aus lassen sich mit Leichtigkeit weitere Verbindungen anknüpfen.

Wir brauchen wohl kaum zu sagen, daß wir mit jenem Punkte das Landraths-Institut meinen, welches unsere praktischen Staatsmänner immer für das allerfruchtbarste gehalten haben, und zwar eben deswegen, weil es nicht zu einem reinen Beamtenthum führt, sondern zugleich einen ständischen Charakter hat, den die von Seiten der Bureaukratie so vielfach dagegen gerichteten Angriffe bis diesen Tag noch nicht zu vernichten vermocht haben. Daran schließen sich die Kreisstände an, deren Reform, nach einem den realen Machtverhältnissen der verschiedenen Stände entsprechenden Stimmverhältniß, wir um so mehr wünschen, je mehr wir gerade von den Kreisständen erwarten, denn wir halten sie für die allein brauchbare Grundlage der ganzen politischen Enwickelung Preußens. Auch glauben wir zu dieser Annahme um so mehr berechtigt zu sein, als die Kreisstände schon jetzt mehr Lebensthätigkeit und mehr Lebensfähigkeit zeigen, als irgend eine andere Corporation. Sie haben eine Mitwirkung bei der Repartition der Steuern wie bei den militärischen Aushebungen und eventuell bei der Mobilmachung und bei der Aufbringung der Kriegslasten. Dazu beschäftigen sie sich mit manchen gemeinnützigen Unternehmungen, bauen Chausseen, machen Meliorationen, errichten Sparkassen und mancherlei Wohlthätigkeits-Anstalten. Endlich könnten und würden sie noch viel mehr thun, wenn auf ihrer Thätigkeit nicht ein Bleigewicht ruhte, nämlich die Bezirksregierungen, in welchen noch heute der Schwerpunkt der Provinzial-Verwaltung ruht.

Es ist wahrlich charakteristisch für das bureaukratische System, daß man gerade die Bezirke, welche doch nur ganz äußerliche Abgrenzungen bilden, ohne innere Concentration und ohne Corporationsrechte, ja im Grunde genommen reine Gedankendinge, deren Existenz in Registraturen und Kanzleien besteht, — es ist charakteristisch, sagen wir, daß gerade diesen Bezirken die Ehre zu Theil geworden ist, die Basis der Verwaltung zu bilden und von einer Behörde repräsentirt zu werden, welche keinen geringeren Titel als den einer „Regierung" führt, während gerade die wirklich lebensvollen und mit Corporationsrechten ausgestatteten Organisationen, d. i. die Kreise und Provinzen, durch diese sogenannten Regierungen lahm gelegt werden und werden müssen. Oder wie könnte es anders geschehen? Denn die Bezirksregierungen können doch nicht umsonst da sein und nicht umsonst ihren hohen Titel führen. Sie haben also das natürliche Streben, die Kreise zu bloßen Unter-Abtheilungen der Bezirke und die Provinz zu einem bloßen Aggregat von Bezirken zu machen, d. h. das selbstständige Leben in Kreisen und Provinzen zu deprimiren und zu tödten. Es ist dies eine naturnothwendige Folge, und die Erfahrung hat gezeigt, wie sehr diese Folge eingetreten ist.

Provinzialstände und Bezirksregierungen bilden einen Widerspruch, den alle Dialektiker der Welt nicht aufzulösen vermögen. Sie schließen sich gegenseitig aus. Sollen nun die Provinzialstände je etwas Wirkliches werden, so müssen sie vor Allem in eine organische Verbindung mit den Kreisständen treten, und folglich die Wälle abgetragen werden, welche die Bezirksregierungen zwischen den Kreis- und Provinzial-Corporationen errichtet haben, als die eigentlichen Festungswerke der Bureaukratie, wodurch die Herrschaft des grünen Tisches verewigt, und die Schreiberei in das Unsägliche angeschwellt wird. An die Stelle der Bezirksregierungen werden dann Provinzialregierungen zu treten haben, welche die so nothwendige und doch so lange gehemmte Communication zwischen den Kreis- und Provinzial-Organen herstellen, und zugleich eine Mitwirkung der Provinzialstände bei der Provinzialverwaltung ermöglichen werden, wie sie in besseren Zeiten beabsichtigt war, bekanntlich schon von dem Freiherrn v. Stein.

In welcher Weise dies zu bewerkstelligen sein wird, ergiebt sich leicht, wenn wir nur erwägen, daß unsere collegialische Verwaltung zur Zeit verschiedene Functionen in sich vereinigt, nämlich neben der eigentlichen Executive die so wichtige Function der Deliberation. Grade nach dieser letzteren und ohne Frage entscheidenden Seite kann eine ständische Mitwirkung stattfinden, ganz einfach so, daß ein ständischer Ausschuß mit den königlichen Räthen zu einem Collegium zusammentritt. Eine solche Mischung würde die königliche Gewalt mit der ständischen Repräsentation in ununterbrochener Harmonie erhalten, und das unglückliche Verhältniß eines Gegensatzes zwischen Regierung und Regierten nie auf-

kommen lassen. Das wäre schon ein unschätzbarer Gewinn. Auch wird man es jedenfalls für unpassend halten müssen, wenn Verwaltungsmaßregeln, wie der Modus ihrer Ausführung, lediglich von Beamten berathen werden, welche zwar den Vorzug besserer Gesetzkenntniß und Geschäftsroutine besitzen, aber nicht die praktische Anschauung derjenigen Lebensverhältnisse, worauf sich doch die fraglichen Maßregeln beziehen sollen. Vielmehr wird grade die Mischung beider Elemente am ehesten eine zweckmäßige Entscheidung verbürgen. Was hingegen die eigentliche Executive in der Provinzialverwaltung anbetrifft, so wird dieselbe der Regel nach nur von eigentlichen Beamten besorgt werden können, wobei dann lediglich die Frage bliebe, ob alle diese Beamte reine Staatsbeamte sein müßten, oder ob nicht mancherlei Geschäfte auf ständische und Corporationsbeamte übergehen dürften.

Das Ganze würde sich demnach folgendermaßen arrangiren. An der Spitze jeder Provinz würde ein Gouverneur oder Statthalter stehen, nicht als bloßer Präsident eines Collegiums, auch nicht in der schwankenden Stellung eines Oberpräsidenten, d. i. eines Obervorsitzenden (ein comparativer Superlativ, bei dem man sich nichts Deutliches denken kann), sondern als effectiver Chef des ganzen öffentlichen Lebens der Provinz, und mit dem Range eines Ministers bekleidet. Unter ihm stehend einerseits ein berathendes Collegium, aus königlichen Räthen und einem ständischen Ausschuß zusammengesetzt, andrerseits die erforderlichen Specialdirectionen für die eigentliche Executive, deren Vorsteher natürlich zugleich mit an den Berathungen Theil nähmen. Dies Ganze würde zusammengenommen die Provinzialregierung bilden, auf welche die bisherigen Geschäfte der Bezirksregierungen ihrem wichtigeren Theil nach übergehen müßten, während die minder wichtigen an die resp. Landrathsämter fielen.

Diese Vorschläge machen durchaus keinen Anspruch auf Neuheit. Im Gegentheil, sie rechnen es sich zur Empfehlung an, daß sie schon längst von besseren Leuten aufgestellt wurden, wie insbesondere von dem verewigten Minister v. Motz, der zu seiner Zeit allgemein für eine Zierde des preußischen Staatsdienstes gegolten hat. Wir wissen nicht, warum sie damals nicht durchdrangen. Wahrscheinlich stießen sie auf Widerstand bei dem Beamtenthum, und es gab damals kein Mittel, um diesen Widerstand zu überwinden. Auch konnte man damals nicht ohne Grund entgegnen, wie die bestehende Behördenverfassung selbst noch so jung sei, daß Veränderungen unräthlich erschienen. Seitdem sind aber 30 Jahre verflossen, und unsere bureaukratische Verfassung hat inzwischen das Gute, was sie überhaupt leisten konnte, vollständig geleistet, während andrerseits ihre schlimmen Folgen jetzt deutlich genug auf der Hand liegen, indem sie insbesondere die Entwickelung einer ständischen Verfassung unmöglich gemacht hat, und dadurch die indirecte Veranlassung einer Katastrophe geworden ist. Dazu haben sich selbst die materiellen

Verhältnisse durch Verbesserung aller Communicationsmittel so sehr verändert, daß es heute viel leichter ist eine Provinz zu bereisen, als damals einen Regierungsbezirk, wodurch die Bezirksregierungen schon an und für sich betrachtet als ein Luxus erscheinen. Nur die Provinz Preußen würde zu groß sein, und müßte wieder in Ost= und Westpreußen getheilt werden, wie es auch ursprünglich der Fall war, und worauf die realen Verhältnisse so unverkennbar hindeuten, daß man sie nie hätte zu einer Provinz machen sollen.

In neuerer Zeit sind ähnliche Vorschläge wiederholt in der Tagespresse aufgetaucht. Auch in Monographien, wie in einer Schrift des Herrn v. Wolzogen*), wo es pag. 110 heißt: „Da der preußische Staat aus so heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzt ist und die Provinzen noch immer die Hauptgliederung desselben ausmachen, ihre socialen Verhältnisse aber so verschieden sind, daß eine zweckmäßige ständische Repräsentation nicht eingerichtet werden kann, ohne sie nach der Natur der einzelnen Provinzen zu modificiren: so folgt daraus die, wie uns dünkt, unabweisbare Nothwendigkeit, den Ständen vor Allem eine administrative Mitwirkung in der Provinzial=Instanz einzuräumen und auf diese Weise die bisher als die Hauptfestungen der Bureaukratie verschrienen Bezirksregierungen zu schleifen. Allerdings ist ihre Bedeutung schon aus dem Grunde eine viel zu hohe geworden, weil sie die bloß auf äußerlichen administrativen Motiven beruhende Eintheilung des Staates in Regierungsbezirke zu einer wesentlichen machten, und dagegen bei der zweifelhaften Stellung des Oberpräsidenten, als alleinigen Ausdrucks der Provinzial=Instanz, die naturgemäße und historisch begründete Gliederung in Provinzen fast vernichteten, dadurch aber das wirksamste Mittel zur Herstellung jener übermäßigen Centralisation wurden, die wir als eine Hauptschattenseite unserer Verwaltung kennen gelernt haben." Dieselben Ideen entwickelt eine Schrift des Herrn v. Tippelskirch**), auf welche wir bei dieser Gelegenheit aufmerksam machen wollen.

Wir stehen mit diesen beiden Autoren auf einem gemeinsamen Standpunkt, wenn wir hier, wie wir bereits anderer Orten gethan, die Ansicht aussprechen, daß es eine Täuschung wäre, die preußische Verfassungsbewegung für beendigt anzusehen. Vielmehr wiederholen wir, daß nichts beendigt ist, noch beendigt werden kann, ohne eine wesentliche Veränderung des bisherigen Behördensystems, indem das Bestehenlassen alter Formen, verbunden mit der Reactivirung zurückgedrängter und der Einführung neuer Formen, nicht etwa eine organische Einheit erzeugt, sondern eine Verrenkung aller Glieder des Staatskörpers und eine so große Confusion veranlaßt hat, daß wir in Gefahr sind, allen Charakter zu verlieren.

Es ist hohe Zeit, uns endlich von der vulgären Ansicht zu eman=

*) Preußens Staatsverwaltung, Berlin 1854.
**) Ueber die nothwendigen Grundlagen der preußischen Verfassung, Stettin 1856.

cipiren, daß Verfassung und Verwaltung zwei aparte Dinge seien, die sich einander nicht kümmern und in separato bearbeitet werden könnten. Verfassungsfragen sind zugleich Fragen des Verwaltungs-Organismus, oder man versteht die Fragen selbst nicht, und in Preußen sind sogar gerade die Fragen der Verwaltungs-Organisation die Verfassungsfragen par excellence. Hohe Zeit ist es, daß wir die hohlen Kategorien von conservativ und liberal, womit seit Jahren ein unsägliches Gerede getrieben, bei Seite werfen, um durch Untersuchung der realen Elemente unseres Staatskörpers zu bestimmten Problemen über eine zweckmäßige und heilsame Gestaltung desselben zu gelangen und uns dadurch zu einem durchgreifenden Plane zu erheben, welcher dem principlosen Gehen- und Geschehenlassen, wodurch zuletzt die heterogensten Dinge neben einander zu stehen kommen, endlich ein Ziel setzt.

Graf Aberdeen.

— Probe aus dem 2. Heft des Wagener'schen Staats- und Gesellschafts-Lexikons.*) —

Aberdeen, Georg Hamilton Gordon, Earl of A., englischer Diplomat (1813—1814) und Minister (1828—1830, 1841—1846, 1852—1855), geboren 1784 zu Edinburgh, aus schottischem Geschlechte, das 1642 den Baronet-Titel erhielt. Er ist der vierte Earl des Namens, der erste Earl, Lordgroßkanzler von Schottland, erhielt die Würde 1682. Seine Familie hat außerdem die Titel eines Viscount Formartine, Baron Haddo, Methlic, Tarves und Kellie. Erzogen zu Harrow und Cambridge (1804 auf dieser Universität magister artium geworden), trat er eine Reise nach den Stätten antiker Cultur, die ihm während seiner Studienjahre theuer geworden war, an, weilte in Kleinasien und längere Zeit in Griechenland und stiftete bei seiner Rückkehr in London die Athenian society für die Freunde und Kenner Athens. Die Eindrücke und Kenntnisse, die er auf diesen Reisen gesammelt, verließen ihn niemals wieder, und er fand neben seinen staatsmännischen Geschäften stets zu Studien über die griechische Kunst erwünschte Muße, deren Früchte mehrere gelehrte und geschmackvolle Schriften (z. B. über die Elgin Marbles, über Homer, über griechische Architektur ꝛc.) geworden sind. Der genau sichtende, strenge und ernst verständige Geist, schottisch durch und durch, der überall in diesen Schriften hervortritt — in Betreff Homer's gehört A. zu den „Chorizonten", welche Ilias und Odyssee verschiedenen Verfassern zuschreiben — begleitet ihn auch in das öffentliche Leben, in das er früh mit einer wichtigen Sendung an den österreichischen Kaiser eintritt. Er geht im Sommer 1813 nach Wien, um

*) Das 2. Heft erscheint am 7. Juli.

das zaudernde Oesterreich auch englischerseits noch mehr zum schleunigen Kampf gegen Napoleon zu drängen. Wir finden ihn bald neben dem Herzog von Cumberland im Hauptquartier der Verbündeten in Böhmen, und nachdem am 9. September zu Töplitz ein bezüglicher Hauptvertrag zwischen Oesterreich und Preußen und Rußland abgeschlossen war, folgte einige Wochen darauf unter Aberdeen's Vermittelung ein Bündniß Oesterreichs mit England. Damals lernte Aberdeen die großen Staatsmänner des Continents kennen und besonders an Fürst Metternich fesselte ihn seitdem eine feste Freundschaft. „Ein Mann richtigen, aber kurzen Blickes," sagt Pertz im Leben Stein's aus jener Zeit von Aberdeen. In Wien war er darauf bemüht, eine Politik der Vermittelungen zwischen den Gegensätzen zu vertheidigen, die freilich weder von den Ereignissen jener Zeit, noch von den Trägern derselben geduldet würde. Selbst König Murat's von Neapel Thron hätte er gern gesichert. April 1814 kehrte A. nach England zurück, nahm, dreißigjährig, den ihm zukommenden Sitz im Hause der Lords ein und schloß seine zweite Heirath mit der verw. Visct. Hamilton († 1833). Seine erste Gemahlin Lady Abercorn war 1812 gestorben.

Früh reif und früh im inneren und äußeren Leben vollendet, kalt und hochdenkend, in Sitte, Ton und Form ein ganzer Edelmann, so diente er fortan unabhängig dem Vaterlande. Er zeigte sich niemals als großer Redner, aber er beherrschte klar und fest Gedanken und Wort. Er war Tory, und Wellington übertrug ihm 1828 das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Wie alle edlen Verstandesmenschen, bei denen die Gerechtigkeitsliebe leicht zur gleichen Zeit Leidenschaft und Unentschiedenheit erzeugt, suchte er auch hier zwischen entgegenstehenden Anschauungen, welche freilich diejenigen verschiedener Epochen waren, zu vermitteln. Er kannte die Dinge der continentalen Politik wohl besser, als irgend ein Mann in England, er wagte es nicht, die Bedenken Metternich's zu verurtheilen, und dabei wagte er doch nicht mit den anders lautenden Traditionen der heimischen Politik zu brechen: er mißbilligte, wie Metternich, die Politik, die Griechenland wiederherstellte, und bedauerte die Schlacht von Navarino, im Parlamente vertheidigte er sie indeß. Es war die Erbschaft Canning's, die er damit übernommen hatte, dieses gewaltsamen und genialen Staatsmannes, der allerdings den Londoner Vertrag vom 6. Juli 1827 zusammen mit Rußland und Frankreich unterzeichnet und dadurch dem Sultan die fernere Kriegsführung gegen Griechenland verboten hatte, der aber nichts desto weniger der größte Feind der russischen Politik gewesen ist. In jenen Tagen war die englische Politik an eine Krisis gelangt: im Parlament, mehr noch in der Presse und der öffentlichen Meinung vollzog sich dieselbe, und besonders die Kritik, der sich bereits der Friedensschluß von Adrianopel (1829) in England ausgesetzt sah, bezeichnet die Richtung dieser Krisis, deren Ausgang den gewaltigen

Krieg der Westmächte gegen Rußland voraussehen ließ. Die Keime dieses Krieges liegen in der englischen Geschichte jener Zeit, die Louis Napoleon auf das Schärfste studirt hatte. — Zwischen Gegensätzen treibt der politische Charakter Aberdeen's auch in anderen Fragen fort: er bemüht sich für Dom Miguel und für Don Carlos, und doch ist er der Erste, der den Fall der legitimen Monarchie in Frankreich acceptirt und Louis Philipp als König der Franzosen anerkennt. Die Volksbewegung zu Gunsten einer Parlamentsreform veranlaßt bald darauf (16. November 1830) das Ministerium Wellington zum Rücktritt, und Aberdeen wendet fortan, in die toryistische Opposition im Oberhause zurückgeführt, seine Aufmerksamkeit auch den großen Fragen der innern Politik mehr zu, welche schon oft vergebens an die Thore von Westminster gepocht hatten. In dem kurzen Toryministerium des Uebergangs, Peel-Wellington (von 1834 bis April 1835) fungirt er als Colonialminister, und erst 1841 tritt er wieder als auswärtiger Minister in das von Peel gebildete Cabinet, das letzte große starke Alttory-Cabinet, zu dem sich Lyndhurst, Stanley, Wellington, Knatchbull, Herzog von Buckingham, Gladstone, Graham vereinigten. Die Aufhebung der Korngesetzgebung, durch Peel beantragt, sprengt es, sprengt zugleich die alte conservative Landespartei. Aberdeen war mit Peel. Das endliche, scheue Nachgeben, das in den wichtigsten Ereignissen Peel's staatlichen Charakter bezeichnet, entsprach den Neigungen Aberdeen's. Während dieses Ministeriums besuchte Kaiser Nikolaus von Rußland England, um über das Schicksal der Türkei, deren Untergang schon damals drohte, für den letzteren Fall mit Englands Staatsmännern Verabredungen zu treffen. Er verständigte sich besonders mit Wellington, Sir Robert Peel und Aberdeen, und es ist das Resultat dieser Berathungen in einer später veröffentlichten „Denkschrift des Grafen Nesselrode an die englische Regierung, gegründet auf Mittheilungen des Kaisers von Rußland nach dem Besuch Sr. Majestät in England im Juni 1844" niedergelegt. Damals wurde zwischen Rußland und England — und es ist dies zur Beurtheilung der späteren Haltung Aberdeen's wichtig — ausgemacht, das türkische Reich so lange als möglich zu halten, „wenn wir aber voraussehen, daß es zusammenbrechen muß, sich im Voraus zu verabreden über Alles, was die Errichtung der neuen Ordnung der Dinge anbetrifft." Die Erhaltung des europäischen Gleichgewichts sollte dabei das Hauptaugenmerk sein. Rußland erklärt seine Politik mit derjenigen Oesterreichs „durch das Princip einer vollkommenen Solidarität eng verbunden", und „Frankreich werde sich in der Nothwendigkeit befinden, dem zwischen St. Petersburg, London und Wien verabredeten Gang sich anzubequemen." In denselben Gedankengang setzte Kaiser Nikolaus 1852 dem Ministerium Aberdeen gegenüber wieder ein, aber die Dinge in England standen bereits anders. Nach dem Austritt des Ministeriums Aberdeen (1846) war das alte Verhältniß der Parteien für immer

vernichtet. Russell's Ministerium folgt, ein kümmerlicher Whigversuch; noch schneller wird das folgende toryistische Cabinet Derby von demselben Schicksal erreicht: mit der alten Regelmäßigkeit der maschinenartig sicher arbeitenden Verfassung, in der geräuschlos eine Partei die andere ablöste und weiter regierte, war es zu Ende, und während die Tories jammerten, England sei am Abgrund angelangt und „es habe ein langsam wirkendes Gift eingenommen", bildete Aberdeen im December 1852 ein neues Ministerium, das „Coalitionsministerium", auch „das aller Talente" genannt, und mit Recht, und doch das unbeholfenste, gefährlichste, das England je gehabt.

Das orientalische Gewitter, welches 1850 von Neuem in einem ersten Wetterleuchten sich angekündigt hatte — 10. Mai 1850 zeigte Stratford seiner Regierung an, daß aus dem bevorstehenden Streit über die heil. Stätten eine große Verwickelung hervorgehen könne —, steigt eben (Ende 1852) am Himmel empor, Rußland sendet die ersten Truppen nach der türkischen Grenze, und die ersten Depeschen, welche das neue englische Ministerium erhält, berichten über Eröffnungen, welche Kaiser Nikolaus dem englischen Gesandten zu Petersburg gemacht hat: „Wir haben einen kranken Mann auf den Armen. Es wäre ein großes Unglück, wenn er uns eines Tages entfallen sollte, ehe alle nöthigen Vorkehrungen getroffen wären." Kaiser Nikolaus versichert am 9. Januar 1853 dem englischen Gesandten zu Petersburg, er vernehme mit Vergnügen, daß das Ministerium Aberdeen definitiv constituirt sei, er glaube, es werde eine lange Dauer haben. „Se. kais. Maj." — heißt es in dem englischen Gesandtschaftsberichte — „wollte ganz besonders, daß ich diese Versicherung dem Grafen von Aberdeen übermache, den er seit ungefähr vierzig Jahren kennt und für den er eben so viel Rücksichten wie Achtung hat. Se. kais. Maj. wollte, daß ich die freundliche Erinnerung Sr. Herrlichkeit (Aberdeen's) an ihn zurückrufe." Das Ministerium Aberdeen, im auswärtigen Amt zuerst auf kurze Zeit durch Lord John Russell, dann durch Lord Clarendon vertreten, schreckt vor der Entschlossenheit, mit der Rußland den Augenblick wählen will, zurück. Die Furcht vor dem wieder constituirten Frankreich tritt als neu bestimmender Factor hinzu, und das Bedenken, „daß eine zwischen Rußland und England geschlossene Uebereinkunft nicht lange Geheimniß bleiben würde" (Dep. Russell's an Seymour vom 9. Februar 1853), tritt neben dem ursprünglichen Bedenken, die Eventualität des Zusammensturzes der Türkei lasse sich ja noch nicht zeitlich festsetzen, immer stärker hervor. Nichts desto weniger befördert Aberdeen eine Politik des Zögerns und Abwartens in dem Conflicte aus allen Kräften und setzt dem Drängen des Kaisers der Franzosen einen Widerstand entgegen, der besserer und tieferer Motive werth gewesen wäre. Zu gleicher Zeit aber erklärt sich die öffentliche Meinung, Anfangs durch die Times gegen Rußland nicht ungünstig gestimmt, immer energischer für einen Krieg

zu Gunsten der Türkei; die Einflüsse Frankreichs auf die bewegenden (wenn auch nicht gesetzlichen) Mächte Englands mehren sich, und das Wort, das Lord Clarendon damals aussprach, „England lasse sich dahintreiben", wird zum entsetzlich wahren Motto der englischen Politik. Es bedurfte nur noch eines Anstoßes, um dieses Dahintreiben in eine reißende Stromschnelle zu verwandeln, und die Schlacht von Sinope, in welcher Rußland die türkische Flotte auf dem Schwarzen Meere vernichtete (30. Nov. 1853), eine der verhängnißvollsten, wenn auch an sich nicht sehr bedeutenden Kriegsthaten der neuesten Zeiten, gab diesen Anstoß. Graf Walewski, damals französischer Gesandter in London, hob in Noten und Unterredungen die moralische Bedeutung des Ereignisses auf das Stärkste hervor, und die englische Presse unterstützte ihn darin mit der ganzen Einseitigkeit des Stolzes, den England als Seemacht besitzt. Bereits am 14. Januar 1854 nennt Lord Clarendon in einer Depesche an Aberdeen diesen Sieg der russischen Flotte ein „ehrverletzendes Ereigniß", die öffentliche Meinung Englands geräth in eine siedende Hitze: der Bruch ist unvermeidlich, und die Pläne des Kaisers der Franzosen sind erfüllt. So muß es geschehen, daß der Freund des Kaisers Nikolaus, der intime Vertraute der Politik der östlichen Cabinette, der „continentalste Engländer von England", der alte kalte Aberdeen (28. März 1854) die königliche Kriegserklärung unterzeichnet. Weiter hinreißen von den Ereignissen und in eine neue Bahn werfen konnte sich dieser Mann allerdings nicht lassen; er war zu kalt, zu selbstständig, zu gerecht dazu, und es machte darum sowohl die Form, in welcher er im Oberhause fortfuhr vom Kaiser Nikolaus und seinem hohen Charakter zu sprechen, als auch die Neigung zum Frieden, welche er wiederholt mitten in der Leidenschaft kriegathmender Debatten offen hervortreten ließ, in England einen empörenden Eindruck. Ganz offen nannte man ihn in Flugblättern und Caricaturen einen „russischen Spion" — „a Russian spy und a old woman" war eine Zeit lang sein stehender Titel in der kleinen Presse —; immer klarer mußte ihm werden, daß unter ihm kein Frieden möglich, daß er sich und seine Stellung erst würde zum Opfer bringen müssen, damit möglicher Weise ein in kriegerischerem Geruche stehender Gegner das Einlenken zu wirkungsvolleren Unterhandlungen versuchen könnte. Zwar hatte das Ministerium aller Talente auf dem Gebiete der inneren Politik eine Reihe von Reformen vorgeschlagen und dadurch einigen Halt in den Mittelklassen erhalten, aber das Parlament konnte es nicht über sich gewinnen, sich in solcher Zeit ernsthaft und nachhaltig solchen Aufgaben zu unterziehen, denn sein Auge war wie das des Volkes auf den Krieg gerichtet, aus dessen Hauptquartieren seit der Mitte des Jahres Berichte (die malerischsten und entsetzlichsten von Will. Russell, Specialcorrespondenten der Times in der Krim) eintrafen, welche die Lage der englischen Soldaten in immer düstereren Farben schilderten und endlich dahin führten, daß Roebuck am 25. Jan.

1855 einen Sonderausschuß des Hauses zur Untersuchung der entsetzlichen Lage der Armee beantragte. In der am 29. erfolgenden Abstimmung stimmten 305 für den Antrag, 148 dagegen; Aberdeen erkannte darin mit Recht ein ganz besonders gegen ihn und seine Politik gerichtetes Mißtrauens-Votum und reichte der Königin seine Entlassung ein. Dem Lord Derby so wenig, als gleich darauf Lord Lansdowne gelang es, das neue Ministerium zu bilden. Lord Palmerston, Mitglied des Ministeriums Aberdeen, löste diese Aufgabe am 4. Februar 1854.

Lord Aberdeen trat seitdem wenig aus dem Mittelgrunde, in dem er als Pair des Oberhauses bei der Verwaltung der öffentlichen Dinge steht, heraus; er betrachtet sein politisches Leben wohl für geschlossen, und seine Haltung in seinem letzten Ministerium schon zeigte, daß er mit Bewußtsein einer vergangenen Epoche angehörte, einer Epoche, welche weniger die Leidenschaften der Völker, als die Vortheile der Cabinette bei den großen Fragen der Politik in Rechnung brachte. Wir halten ihn, wie sehr wir auch von seiner geringen Neigung zum Kriege gegen Rußland überzeugt sind, für einen der Hauptveranlasser dieses Krieges; er hatte den Kaiser Nikolaus zu falschen Annahmen verleitet und sich selbst getäuscht, als er meinte, dem Drängen des Kaisers Napoleon unabhängig die Spitze bieten zu können.

Kein englischer Staatsmann der Gegenwart steht dem englischen Volke ferner, als Aberdeen, und es ist bezeichnend, daß das Gerücht den Prinz-Gemahl für seine Ernennung zum Premier-Minister von England verantwortlich machte. Die Diplomaten sagten von A., er habe zu wenig englische Vorurtheile, um in England populär sein zu können, und merkwürdiger Weise stimmen mit diesem Urtheile die englischen Radicalen, denen die ganze bestehende Verfassung ihres Vaterlandes ein Unding, weil nur ein Privilegium der regierenden Klassen ist, überein. So lesen wir in den Political Portraits by Edw. M. Whitty (London, Trübner 1854) folgende Charakteristik Aberdeen's: „Er ist in England gar nicht bekannt.... er ist der am wenigsten britische der britischen Staatsmänner (the least British of British Statesmen). Der unbritischste, ist er auch der umfassendste Kopf unter unsern Staatsmännern. Wir erinnern uns alle der mit Jubel aufgenommenen Insinuation Lord John Russell's gegen ihn, daß er im Amte nicht bloß der Minister Englands, sondern auch der Minister Oesterreichs und Rußlands und Frankreichs war, und eigentlich ist solch ein Vorwurf von einem solchen Stockbriten ein großes Compliment für Lord Aberdeen, da er beweist, wie weit und erhaben seine politischen Anschauungen sind. Er ist es ja auch, der entdeckt hat, daß es in der politischen Welt Englands keine Parteien giebt, wie wir doch lange annahmen, sondern daß unsere Unterschiede lediglich Unterschiede ohne Gegensätze sind, und auf diese Entdeckung, die ein beschränkter englischer Staatsmann niemals gemacht haben würde, gründete er das Project einer Coalition." H. K.

Maritime Betrachtungen.

Hätten die deutschen Kaiser die deutsche Hansa gehörig unterstützt, sagt Justus Möser, so würde jetzt vielleicht ein deutscher General in Ostindien commandiren. Man mag dies eine patriotische Phantasie nennen, aber die Phantasie dieses Mannes, der mit dem vollsten Rechte den schönen Titel eines Advocatus patriae führte, ruhte auf realen Anschauungen, und neben der warmen Empfindung war ihm die Klarheit des Verstandes nicht minder eigen. Jene Möser'schen Worte sind darum nicht ohne Grund. Auch meinen wir, wir Deutsche dürfen niemals aufhören, uns unserer Vergangenheit zu erinnern, in welche die Periode unserer Größe fällt. Und wenn wir jetzt die maritime Ohnmacht Deutschlands vor Augen sehen und dieselbe in dem Dänenkriege in so empfindlicher Weise erfahren haben, so muß es uns zur Ermuthigung und zum Ansporn dienen, in jene stolze Zeit zurückzublicken, wo deutsche Flotten die Nord- und Ostsee bedeckten und der deutsche Kaufmann den nordischen Reichen Gesetze vorschrieb.

Das deutsche Kaiserthum gewährte der Hansa nicht den erforderlichen Rückhalt. Ein Karl V. trat ihr sogar offen entgegen zu Gunsten seiner Niederländer. Ueberhaupt aber war das Kaiserthum seit den Hohenstaufen das Erbe süddeutscher Fürsten geworden, denen die norddeutschen Interessen wenig am Herzen lagen, wenn nicht gar mißliebig waren. Sie hatten nicht die See vor Augen, sondern die Alpen, und jenseits derselben Italien mit dem ewigen Rom. Was kümmerte sie Lübeck? Die norddeutschen Fürsten aber blickten mit Eifersucht auf die hanseatischen Freiheiten der Bürgerschaften, die sie allmählich unter ihre Botmäßigkeit brachten. Für Handel und Schifffahrt hatten sie auch nur wenig Sinn, denn sie waren vor Allem ritterliche Krieger, gewohnt, mit dem Schwerte zu erwerben. Dazu ging die Bildung der größeren Territorien wesentlich vom Binnenlande aus, und als die Fürsten zu Repräsentanten eines eigentlichen Staats-Interesses wurden, konnten sie wohl nur binnenländische Gedanken haben, weil maritime Projecte sich nur in der Seeluft entwickeln. So verlor das deutsche Seewesen allen Rückhalt, indem es seinen Stützpunkt nur noch in den wenigen Seestädten fand, welche sich als freie Reichsstädte erhielten, und die selbst durch Kriege verarmt waren. Nur Bremen, Hamburg, Lübeck und Danzig erschienen noch auf dem letzten Hansatage im Jahre 1630. Unter den Verwüstungen des 30jährigen Krieges waren auch die letzten Trümmer der deutschen Seemacht untergegangen, und seitdem hat man keine nennenswerthe deutsche Seemacht wieder gesehen. Nur die Handelsschifffahrt hat sich allmählich wieder einigermaßen erholt.

Jetzt aber scheint die Zeit gekommen, daß wir uns auch wieder zur See versuchen, und Preußen, welches seit dem großen Kurfürsten

die alte Kriegstüchtigkeit im nördlichen Deutschland wieder hergestellt, muß auch die deutsche Kriegsflagge wieder zu Ehren bringen und den verschollenen Ruhm der hanseatischen Flagge erneuern, an dem es in älterer Zeit einen so wesentlichen Antheil nahm, dessen wir hier mit einigen Worten gedenken wollen.

Die pommerschen Seestädte gehörten zu dem damals sogenannten wendischen Quartier der Hansa, die preußischen Städte bildeten ein eignes Quartier, welches auch die liefländischen Städte mit umfaßte. Weithin erscholl der Ruhm von Danzig, als der Hauptstadt des preußischen Quartiers, und nächst Lübeck der wichtigsten Bundesstadt am baltischen Meere. Dazu stand der Hochmeister des deutschen Ordens selbst im Bunde mit der Hansa, deren Beschlüsse ihm notificirt wurden, was sonst keinem deutschen Fürsten geschah, und bei Streitigkeiten zwischen den einzelnen Hansestädten wurde er oft zum Schiedsrichter aufgerufen. Die Gemeinschaft der Interessen erhielt ein natürliches Band zwischen der Hansa und dem Orden. Der Hochmeister erkannte die Wichtigkeit des Handels für das Emporkommen der mit dem Schwert erworbenen und noch halb barbarischen Länder, deren Civilisation zumeist auf den neugegründeten deutschen Städten ruhte. Die Hanseaten hingegen fühlten nicht minder den Werth der damals so gewaltigen Ordensmacht, deren wohldisciplinirtes kriegskundiges Heer, von Rittern aus den edelsten Familien Deutschlands angeführt, gleichsam den Hintergrund des Gemäldes bildete, wenn die hanseatischen Flotten die Küsten der nordischen Reiche bestürmten, und ihnen selbst aus der Ferne her einen imponirenden Nachdruck verlieh. Auf der Hansa und auf dem deutschen Orden beruhte damals die Herrschaft des Deutschthums in den baltischen Ländern.

Preußen hat von dem Orden wie von der Hansa geerbt. Es hat ein Recht, die Traditionen jenes Ruhmes mit zu seiner eignen Geschichte zu rechnen, aber es darf auch die Pflichten nicht vergessen, die ihm so große Erinnerungen seiner Ahnen auferlegen. Noblesse oblige. Und nicht umsonst ist es von der Natur mit einer lang gestreckten Küste ausgestattet, mit den Mündungen dreier großer Ströme, welche den Zugang zu einem weiten Hinterland eröffnen, dazu mit drei großen Haffen, mit Buchten, Landzungen und Inseln. Wer wollte behaupten, daß darin keine maritime Basis läge? Und selbst, wenn uns die Natur keinen Hafen mit tiefem Fahrwasser gab, so hat sie uns auch nicht mit Felsenriffen belästigt, sondern nur mit überreichlichem Sand bedacht, den wir an der Küste wegbaggern werden, wie wir ihn in der Mark zu befruchten verstanden.

Man kennt die maritimen Versuche des großen Kurfürsten, die späterhin wieder aufgegeben wurden, weil es die Umstände nöthig machten, daß man alle seine Kräfte auf die Landmacht concentrirte. Allein der große Friedrich meinte doch, wenn er Danzig besäße, so würde er

eine Flottille bauen. Seitdem haben wir nicht nur Danzig, sondern auch die vorpommersche Küste erworben, und unser Hinterland beträchtlich erweitert. Sollten wir gleichwohl immer der See entsagen? Wir müssen es vielmehr für einen Irrthum oder für ein Vorurtheil halten, wenn so manche patriotisch gesinnte Männer noch heute diese Ansicht hegen, weil, wie sie sagen, die Marine unsere ohnehin nur mäßigen Kräfte zersplittern würde.

Es ist wahr, eine Marine erfordert Opfer, die uns schwer fallen, aber dafür hat das Seewesen auch etwas Belebendes, Anregendes. Es kann uns vor der Stagnation bewahren, in welche Staaten, die sich ausschließlich in binnenländischen Interessen bewegen, immer sehr leicht verfallen. Das Meer schärft und erweitert den Blick, stärkt die Nerven und erfüllt die Seele mit Selbstvertrauen. Es ist eine eigne Welt, und wer das Meer nicht kennt, der kennt die Welt nur halb. Das Meer und die Alpen sind die beiden äußersten Pole der deutschen Natur, beide in ihrer Weise gleich großartig. Oesterreich hat seine Alpen, wir sind auf das Meer angewiesen, und nur in der Seeluft können wir uns von der Erschlaffung kuriren, die in einem weiten Flachlande so leicht um sich greift.

Doch werfen wir diese physiologischen und pathologischen Gedankenspähne bei Seite, die vielleicht manchem Politiker nur ein Lächeln abgewinnen. Allein selbst der allernüchternste Politiker kann doch nicht läugnen, daß die ungemeinen Fortschritte, welche die Nautik und der Handel seit der Zeit des großen Friedrich gemacht, auch ihre politischen Folgen haben. Die fernsten Länder communiciren jetzt so oft und so leicht, wie früher kaum zwei wenig von einander entfernte Städte, und die See ist weit mehr ein verbindendes als ein trennendes Element geworden. Die Interessen aller Länder werden dadurch verflochten, es giebt fast keine rein continentalen Angelegenheiten mehr, und die europäische Politik erweitert sich zur Weltpolitik. Nichtseemächtige Staaten können darum in das politische Getriebe unsrer Zeit kaum je entscheidend eingreifen, ihre bloße Landmacht ist schon jetzt nur eine halbe Macht, und wird nach einem Menschenalter vielleicht nur als eine Viertelsmacht gelten. Will also Preußen in Zukunft noch als eine europäische Macht auftreten, so muß seine Macht schwimmen lernen. Es giebt kein anderes Auskunftsmittel.

Darum wollen wir unsrerseits die Anfänge unsrer jungen Marine gewiß nicht mit Mißgunst betrachten, sondern mit Freude begrüßen. Aber eben, weil wir ihr den besten Fortgang wünschen, können wir nicht umhin, die Irrthümer zu beklagen, in die wir unsrer Ansicht nach bei den ersten Schritten unsrer maritimen Entwickelung verfallen sind.

Am wenigsten passend scheint uns das beabsichtigte Etablissement an der Jahde. Was sollen wir mit einem Kriegshafen, den wir nicht von hinten her mit unsrer Landmacht decken, und der also im Fall eines

Seekrieges nur dem Feinde zur leichten Beute dienen wird? Was sollen wir überhaupt mit einem Hafen an der Nordsee, so lange wir unsre maritime Basis nur an der Ostsee haben? Von da aus muß doch unsre maritime Entwickelung jedenfalls ausgehen, wenn sie nicht überhaupt in der Luft schweben soll, und es wird schon ein Menschenalter dazu gehören, ehe wir auf der Ostsee zu einer maritimen Bedeutung gelangen. Sollen wir denn von vorn herein schon zwei Flotten projectiren? Ich fürchte, wir werden um so später eine wirkliche Flotte erhalten. Die maritime Wichtigkeit der Nordsee bleibt dabei außer Frage, obschon das Beispiel Rußlands beweist, daß man auch auf der Ostsee eine respectable Seemacht gründen kann, aber jedenfalls liegt es auf der Hand, daß erst dann, wenn wir eine ansehnliche und ausgebildete Ostseeflotte hätten, ein wirkliches Bedürfniß eintreten könnte, für dieselbe auch eine Station in der Nordsee zu erwerben. So lange hingegen unsre Flotte selbst noch in der Gründung begriffen ist, darf sie sich nicht von ihrem mütterlichen Schooß entfernen, d. h. von unsrer Küste, mit ihrer Küstenbevölkerung und ihrer Handelsschifffahrt.

Hier tritt der Irrthum hervor, der, wie wir glauben, den Anfang unserer Marine charakterisirt. Sie wurde nach binnenländischer Idee projectirt, und ihre Pathen standen wohl nicht an der See, sondern an der Spree. Man betrachtete also die Marine wie ein für sich selbst abgeschlossenes Staatsinstitut, welches die Centralgewalt mit dem nöthigen Gelde und genugsamen Beamtenpersonal aus sich selbst heraus in die Welt setzen könnte, während doch eine Kriegsmarine sich nothwendig an das Littorale anschließen, und aus der Handelsschifffahrt herauswachsen muß, wenn sie nicht eine Treibhauspflanze werden soll, welche für Preußen ein zu kostbarer Luxus wäre.

Um es grade herauszusagen, man würde unsrer Meinung nach am zweckmäßigsten in der Weise begonnen haben, wenn man von Staatswegen die commercielle Dampfschifffahrt unterstützt hätte, durch Begründung einer großen Compagnie nach Art des Triester Lloyd. Für die gewährte Unterstützung hätte das Gouvernement natürlich eine entsprechende Einwirkung auf die Compagnie ausgeübt, und man hätte sich dadurch allmählich mit den eigenthümlichen Erfordernissen des Seewesens vertraut gemacht, wozu die bisherigen Zweige unseres Staatsdienstes selbstredend keine Gelegenheit darboten, am allerwenigsten in Berlin, weil die Marine so zu sagen ein Seethier ist, welches man durchaus in seinem natürlichen Elemente beobachten muß, da es in der Landluft stirbt. Es würden dann Etablissements für Dampfschiffbau entstanden sein, es hätte sich eine Schule gebildet für Schiffbauer wie für die verschiedenen Klassen von Seeleuten und Technikern, deren die Dampfschifffahrt bedarf, wie zugleich eine Schule für Administratoren maritimer Etablissements. War man damit bis zu einem gewissen Resultat gelangt, so war es Zeit, einige Kriegsschiffe zu bauen und successive eine

Flottille zu bilden, immer noch in enger Verbindung mit jenem commerciellen Institut. Erst dann bedurfte man eines Kriegshafens und besonderer Etablissements für die Kriegsmarine, die aber am füglichsten unter eine selbstständige Localverwaltung zu stellen und nicht von Berlin aus zu dirigiren gewesen wären. So hätte es viele Jahre bestehen mögen, und war dann endlich die Marine zu einer gewissen Ausdehnung gelangt, in sich selbst erstarkt und vollständig organisirt — dann erst war es nothwendig, eine Centralverwaltung in Berlin einzurichten, was an und für sich betrachtet immer als ein Nachtheil anzusehen ist, weil eine Binnenstadt immer ungünstig auf die Marineverwaltung einwirkt, wie so viele Erfahrungen beweisen.

Dies war ein zwar langsamer, aber, wir glauben, der allein naturgemäße Weg. Zum Laufen hilft nicht schnell sein, und eine Marine läßt sich nicht improvisiren. Man ist hingegen in umgekehrter Weise verfahren, d. h. anstatt von unserer maritimen Basis auszugehen und unsre maritimen Elemente allmählich zu einem Machtmittel der Centralgewalt auszubilden, ist man umgekehrt von dieser Centralgewalt ausgegangen, die in derselben Weise eine Marine einrichten sollte, wie sie etwa eine Eisenbahn- oder Telegraphenlinie herstellt. So wurde unsre Kriegs-Marine in Berlin geboren, und es wird lange dauern, bis sie den märkischen Sand abstreift, der ihr noch von ihrem Ursprung her anklebt. Vor Allem fehlt ihr das Band mit der Handels-Marine, d. h. es fehlen ihr die natürlichen Wurzeln, und trotz aller Anstrengungen und Opfer wird sie kümmerlich wachsen, wenn man sie nicht in ihren natürlichen Boden verpflanzt.

Die Marine war für uns etwas durchaus Neues, und es geschieht wohl immer, daß man bei neuen Einrichtungen fehlgreift. Was also auch verfehlt sein mag, es ist nicht unsere Absicht, dies weiter zu urgiren, aber wir meinen, es ist um so mehr an der Zeit, nachzuholen, was man versäumt hat, und also das Band mit der Handels-Marine, wovon man hätte ausgehen sollen, wenigstens nachträglich herzustellen.

Wir würden es daher für das Passendste erachten, die Kriegs-Marine einstweilen lediglich in statu quo zu erhalten und die dann noch verfügbaren Mittel zur Beförderung der Handelsschifffahrt zu verwenden, insbesondere der Dampfschifffahrt, worauf die Zukunft der Kriegs-Marine ganz allein beruht. Die Fonds des Marine-Departements werden dadurch ihrem wahren Zwecke nicht entfremdet, im Gegentheil, sie werden gerade am zweckmäßigsten verwandt. Denn die Marine besteht aus zwei Elementen, aus dem nautischen und dem militärischen, und gerade das nautische Element bildet immer und ewig ihre Grundlage, indessen das militärische nur den Ueberbau bildet. Darum kann ein starkes und geübtes nautisches Element schnell zu einer Marine gelangen, die wenigstens zur Defensive tauglich ist, wie die Nordamerikaner seiner Zeit gezeigt haben, aber ein hoch entwickeltes

Militärwesen hilft viel weniger dazu, und am allerwenigsten hilft ein hoch entwickeltes Beamtenthum dazu. Die Handelsschifffahrt befördern heißt den Boden düngen und beackern, worauf die Kriegs-Marine gepflanzt werden soll. Düngen und beackern wir also diesen Boden, wenn wir auf Ernten hoffen wollen, statt daß wir jetzt mit großen Kosten auf einen sterilen Boden säen. Dann hingegen werden wir mit geringen Opfern große Erfolge erzielen.

Eine Million, unmittelbar für die Kriegsmarine verwandt, ist fast nur wie ein Tropfen Wasser auf einen heißen Stein, aber dieselbe Summe, zur Beförderung der commerciellen Dampfschifffahrt verwandt, würde bedeutende Resultate hervorrufen, weil es dabei nicht auf eine Eigenthumserwerbung für den Staat, also auf keine Capitalanlage, sondern nur auf eine Capitalverzinsung ankommt, und nur auf eine theilweise Verzinsung, da die Handelsschifffahrt sich selbst ernährt und schon durch einen geringen Zuschuß einen großen Aufschwung gewinnen kann.

Jetzt nehme man an, daß sich eine Dampfschifffahrts-Compagnie bildete mit einem Capital von 20 Millionen Thaler und mit einer Zinsengarantie von Staatswegen zu 5 pCt. Im allerungünstigsten Falle hätte die Staatskasse dann jährlich eine Million zu zahlen. Allein dieser Fall wird nicht leicht eintreten, und er ist geradezu undenkbar, wenn man mit der gehörigen Umsicht verfährt und, wie es sich von selbst versteht, nur allmählich fortschreitet. Nun würde man mit einem solchen Capital wenigstens 60 große Dampfer in See setzen und in See halten können, Schiffe bester Qualität, für weite Fahrten und insbesondere auch für transatlantische Fahrten geeignet, womit man vielleicht ein Dutzend neue Dampferlinien einrichten könnte, und das will schon etwas sagen. Aber die Wirkung würde noch weiter reichen. Denn diese Dampferlinien würden bald eine Menge neuer Handelsverbindungen hervorrufen, die ohnedies nicht entstehen, oder doch nur sehr langsam entstehen können, weil die Anknüpfungspunkte fehlen, welche hingegen durch neue Dampferlinien, mit zahlreichen Stationen, sehr schnell gewonnen werden. Insbesondere würde unser directer Handel mit den transatlantischen Ländern einen bisher nicht geahnten Aufschwung nehmen. Diese neuen Handelszweige würden die Privatspeculation beleben. Bald würden Privatrheder noch 60 andere Dampfer hinzu bauen, für kleinere Linien oder für unbestimmte Touren. Dazu kommen Hunderte von Segelschiffen in Bewegung, weil für grobe Artikel auf weiten Touren noch immer die Segelschifffahrt vortheilhafter ist. Und alle diese Erfolge wären durch einen Staatszuschuß von allerhöchstens einer Million zu erreichen, der aber im Durchschnitt viel weniger betragen würde, und wollte man in der That eine volle Million darauf verwenden, so ließe sich noch viel mehr erreichen. Man könnte insbesondere die Anlage von Schiffsbauwerften unterstützen und den Schiffsbau prämiiren, und da unsere Ostseeprovinzen wegen der Billigkeit des Materials wie des

Arbeitslohns sich von Natur für den Schiffsbau so wohl eignen, ständen bedeutende Resultate zu erwarten. In einer kurzen Reihe von Jahren würden wir unsere maritimen Kräfte verdoppelt und verdreifacht sehen.

Alle unsere Ostseeplätze würden dadurch gewinnen, und alle hätten ein Recht, von den Wohlthaten des Staates einen Antheil zu beanspruchen. Den Mittelpunkt aller Unternehmungen müßte aber Stettin bilden, weil es von allen unseren Seeplätzen bei weitem die meisten Hülfsmittel darbietet und am ehesten eines großen Aufschwunges fähig ist. Wir läugnen damit keinesweges, daß auch Danzig, Königsberg und Memel wohl noch eine große Zukunft haben, wenn es ihnen gelingt, sich das russische Hinterland zu eröffnen, indessen hängt dies weniger von commerciellen als von politischen Bedingungen ab, und wie die Dinge einmal liegen, hat jetzt nur Stettin ein großes Handelsgebiet, dessen wir vollständig Herr sind. Auf diesem Platze würden sich darum unsere Anstrengungen bei weitem am erfolgreichsten zeigen.

Man hat Stettin bisher gering geachtet im Vergleich zu den Hafenstädten, zumal zu Hamburg; aber wenn manche Leute es so zu sagen nur wie einen Kieselstein ansehen mögen, so sagen wir, es ist ein Diamant und kann das allerkostbarste Juwel der preußischen Krone werden. Freilich hat Hamburg vor Stettin seine immense Capitalmacht voraus, wie die Vorzüge der Nordsee vor der Ostsee, also den kürzeren Weg zu den wichtigsten Handelsländern der Erde. Allein Alles in Allem gerechnet, tragen wir kein Bedenken, so parador es auch klingen mag, die Lage Stettin's sogar für günstiger zu halten, als die Lage von Hamburg, und die scheinbare Paradorie wird vor der unbefangenen Beobachtung gar leicht verschwinden.

Stettin ist, wie Hamburg, Seestadt und Landstadt zugleich, und verbindet die Vortheile der Seeschifffahrt mit denen der Flußschifffahrt, aber während die Odermündung einen vollständig sicheren Hafen darbietet, ist dies mit der Elbmündung nicht der Fall, vielmehr ist dort die Einfahrt gefährlich und die Herstellung eines sicheren Hafens überaus schwierig. Desgleichen ist die Erhaltung des Fahrwassers auf der unteren Elbe, der Ebbe und Fluth wegen, viel kostbarer als auf der unteren Oder. Was die Terrainbildung der unmittelbaren Umgebungen von Hamburg und Stettin anbetrifft, so ist dieselbe für industrielle und commercielle Etablissements aller Art, wie sie eine große Seestadt bedarf, gleich günstig, nur daß die Ebbe und Fluth auch in dieser Hinsicht mancherlei Unannehmlichkeiten hervorruft, wie sie Stettin nicht kennt. Die natürliche Fruchtbarkeit der weiteren Umgegend mag für beide Orte gleich sein, aber Hamburg ist seiner Umgebungen nicht Herr, vielmehr tritt eine fremde Landeshoheit bis dicht an seine Thore heran, und in nächster Nähe bilden Altona und Harburg zwei nicht ungefährliche Concurrenten. Stettin hat deren nicht, es ist seiner Umgebungen Herr,

und wenn es allerdings durch die Festungswerke merklich genirt wird, so liegt es doch in unserer Macht, diese Hindernisse zu beseitigen.

Ein Ostseeplatz ist allerdings im Nachtheil gegen einen Nordseeplatz wegen des weiteren Weges nach den westlichen Culturländern, wie nach allen überseeischen Ländern. Allein dieser Nachtheil wird doch gewissermaßen durch sich selbst paralysirt, weil ein Ostseeplatz auch sein Hinterland an der Ostsee hat. Dazu hat Stettin einen näheren Weg nach Berlin als Hamburg, und zwar zu Wasser wie zu Lande, so daß es als der natürliche Hafen der Hauptstadt angesehen werden muß, was immer sehr wichtig ist. Auch lehrt ein Blick auf die Karte, daß man überhaupt von Stettin aus leichter in das Elbgebiet gelangt, als umgekehrt von Hamburg aus in das Odergebiet. Stettin kann daher an dem Elbgebiet participiren, wie es andererseits auch an dem Weichselgebiet participiren kann, wodurch sein natürliches Handelsgebiet größer wird als das von Hamburg, als welches wesentlich auf die Elbe beschränkt ist. Nun ist zwar das Hamburger Handelsgebiet verhältnißmäßig weiter und cultivirter als das Stettiner, aber andrerseits hat Stettin den Vortheil, daß es einen viel größeren Handel mit groben Artikeln führen kann, die viel Schiffsraum füllen, wodurch also seine Schifffahrt eines außerordentlichen Aufschwunges fähig sein wird.

Dieser Punkt ist wichtiger, als man vielleicht glaubt. Die Erfahrung zeigt nämlich, wie gerade diejenigen Plätze den energischsten Aufschwung nehmen, welche nicht vorzugsweise mit feineren und werthvollen Artikeln handeln, sondern eben so sehr auch mit groben Artikeln, welche allein der Schifffahrt einen großen Umfang geben können. Eben daraus erklärt sich die Macht des englischen Handels, weil England nicht vorzugsweise mit Fabrikaten, Colonialwaaren und andern werthvolleren Artikeln handelt, sondern insbesondere auch mit Kohlen und Eisen, wodurch eine immense Schifffahrt hervorgerufen wird, die ihrerseits wieder tausend Handelsverbindungen herbeiführt, die ohnedies gar nicht entstehen könnten; ganz zu geschweigen, daß nichts so sehr den Unternehmungsgeist weckt als Schifffahrt. Aus gleichen Ursachen erklärt sich der Aufschwung des nordamerikanischen Handels, wie andrerseits die Inferiorität des französischen Handels, weil Frankreich viel zu wenig mit groben Artikeln handelt und folglich nie eine ausgedehnte Schifffahrt haben kann.

Gegen diese Instanzen wird sich kaum etwas einwenden lassen. Wenn also Stettin aus seinem Hinterlande einen außerordentlichen Vorrath von Roh-Producten gewinnen, wie andrerseits mit den schlesischen, und zum Theil mit den märkischen und sächsischen Fabriken in Verbindung treten kann, so bildet das Ganze eine so glückliche Mischung, daß man dem Stettiner Handel eine glänzende Zukunft voraussagen darf. Es wird dereinst die commercielle Metropole der Ostsee werden, mit der sich nur Petersburg wird vergleichen können. Diese beiden Plätze wer-

den dann sein, was Lübeck und Danzig im Mittelalter waren. Man sieht, es wäre gewissermaßen eine Verschiebung von Westen nach Osten, entsprechend dem Vordringen der Cultur seit dem Ausgang des Mittelalters.

Alles in Allem gerechnet dürfen wir daher dreist behaupten, daß Stettin, an und für sich betrachtet, günstiger gelegen ist, als Hamburg, und wenn es gleichwohl noch sehr weit davon entfernt ist, die Gunst der Lage zur Geltung zu bringen, so erklärt sich dies aus folgenden Gründen. Zuvörderst aus dem Mangel an Capital, das sich nur allmählich ansammeln kann, zum zweiten aus dem Sundzoll, und zum dritten aus der zollvereinsländischen Handelspolitik.

Den Sundzoll sind wir glücklich los, und die Folgen der errungenen Freiheit treten in Stettin schon jetzt hervor. Die zollvereinsländische Handelspolitik aber sind wir noch nicht los, und wie lähmend dieselbe auf unseren Seehandel, wie überhaupt auf den ganzen östlichen Theil der Monarchie eingewirkt hat, gedenken wir in einem besonderen Artikel nachzuweisen. Weil wir aber in diesem Artikel von dem Seewesen vorzugsweise unter dem Gesichtspunkte seiner Machtmittel und in Beziehung auf die Kriegsmarine geredet haben, so wollen wir schließlich noch hervorheben, wie unsere Kriegsmarine und unser Zollverein zwei Dinge sind, die sich gegenseitig widersprechen. Deshalb nämlich, weil der Zollverein von Anfang an ein wesentlich binnenländisches Institut war und seitdem geblieben ist, d. h. also, weil er wesentlich auf Binnenhandel gerichtet war, und folglich unsere Seeschifffahrt nicht nur nicht befördert, sondern ohne Frage gelähmt hat. Da konnten sich unsere nautischen Elemente nicht entwickeln, auf welchen doch die Kriegsmarine beruhen muß, wenn sie etwas anderes sein soll, als eine Treibhauspflanze, die — wir müssen es wiederholen — für Preußen ein zu kostspieliger Luxus wäre.

Man hat eine Marine gegründet, während man gleichzeitig den Zollverein erneuerte, und hat sich dadurch in diesen Widerspruch versetzt. So zeigt sich auch hier wieder ganz dasselbe, was fast in allen Zweigen unseres Staatslebens hervortritt. Preußen befindet sich in einer Umwandlung der Institutionen, wie der Ideen und Maximen. Es steht mit einem Fuße in einem alten System, mit dem anderen in einem neuen, und je weiter beide Systeme von einander entfernt sind, um so unbequemer wird diese sperrbeinige Stellung. Man muß nach rückwärts oder nach vorwärts springen, ein Mittleres giebt es in diesem Falle nicht. Will man also eine Kriegsmarine schaffen, so muß man auch eine maritime Handelspolitik führen und dem Zollverein eine glückliche Reise wünschen. Man weiß sehr wohl, woher er kam, und eben darum mag er wieder dahin gehen. Denn die Traditionen unserer ehemaligen Handelsgröße deuten nicht auf Fabrikanten-Vereine, sondern auf Schiffer-Vereine, welche jene Hansa gründeten, vor deren Ruhm die Zollvereinsgeschichte zu hohlen Schemen verblassen muß.

Von den Küsten des indischen Meeres.

— Aus meinem Tagebuch während meines Aufenthalts auf Sumatra. —
Von Oscar von Kessel.

Die sundischen Inseln kennen den Wechsel der Jahreszeiten nicht; selbst eine regelmäßige Regenzeit fehlt den meisten dieser Inseln. Auf einigen regnet es zwar zu gewissen Jahreszeiten etwas mehr als gewöhnlich; jedoch ist auch dies keine feste Regel; es vergehen oft mehrere Jahre, während welcher Zeit sich auch dieser Regen nicht einstellt. Die Temperatur ist kühler als auf dem Festlande, selbst auf denjenigen Inseln, die direct unter dem Aequator liegen, wie Sumatra und Borneo. Einestheils sind es die regelmäßig sich einstellenden erfrischenden Seewinde, anderntheils die vielen Waldungen und nächst der Nähe des Meeres die überaus zahlreichen Flüsse und Ströme, welche die Luft an den Küsten abkühlen, während das Innere der Inseln meist hohes bewaldetes Gebirgsland ist.

Im Allgemeinen läßt sich daher behaupten, daß die sundischen Inseln, sowohl hinsichtlich der vorerwähnten klimatischen Verhältnisse, als auch ihrer unübertrefflichen Naturschönheiten wegen, dem Festlande Indiens vorzuziehen sind. Jene eintönigen versengten Ebenen und wüsten Dschungels, die man in Hindostan oft antrifft, ermüden das Auge nicht; man erblickt nur im frischen Grün prangende Wälder oder blühende Reisfelder mit reizenden Palmenhainen, unter deren Kronen die Hütten der Bewohner verborgen liegen. Dagegen aber findet man jene imposanten Ruinen uralter Bauten, die auf dem Festlande so zahlreich sind und von denen die Geschichte von oft mehr als 3000 Jahren ernst und gebietend auf den Wanderer herabblickt, nur auf einer der Sunda-Inseln, auf Java. Jene befestigten Städte mit ihren Palästen und Moscheen, Minarets und Kuppeln, Sternwarten und Thürmen, Hindu-Tempeln und Grabmälern kommen gar nicht vor. Die durch die Holländer gegründeten Städte bieten einen sehr ländlichen Anblick dar. Thürme sind in diesen unbekannte Dinge. Die wenigen Moscheen unbedeutende hölzerne Gebäude. Nur die Wohnungen der vornehmsten Holländer und einige Regierungsgebäude sind von Backsteinen aufgeführt und von Gartenanlagen umgeben. Mit einem Wort, es fehlt diesen Städten gänzlich das Gepräge einer Stadt nach europäischen Begriffen. Der ländliche Eindruck, den sie dagegen machen, ist um so angenehmer.

Im Jahre 1841 befand ich mich in Padang, jetzt die Hauptstadt auf Sumatra's Westküste (früher, unter englischer Herrschaft, war es Benkulen). Padang hat ungefähr 5- bis 6000 Einwohner und liegt dicht am Meeresufer in einem reizenden kleinen Thal. In der unmittelbaren Nähe der Stadt liegen noch 20 bis 30 malayische Dörfer,

deren Bewohner eben so wie die malayische Bevölkerung der Stadt der niederländischen Regierung ziemlich feindlich gesinnt sind.

Da ich mich erst kurze Zeit in Indien befand, so interessirte mich gerade Padang mit seinen verschiedenen Bewohnern im höchsten Grade. Malayen, Javanen und Chinesen hatte ich zwar Gelegenheit gehabt, bereits auf Batavia kennen zu lernen; außer diesen verschiedenen Nationen gab es aber auf Padang noch eine Colonie sogenannter Niasser, die von den benachbarten Batu-Inseln übergesiedelt waren*) und die in ihrem Aeußern sowohl wie in Sprache und Kleidung sich bedeutend von den gewöhnlichen Malayen unterscheiden. Ferner eine Hindu-Colonie, theils von Ceylon, theils von verschiedenen Gegenden des Festlandes. Mit einem Wort, Padang bot für ethnographische Studien ungewöhnlich reichen Stoff dar.

Die erste Bekanntschaft, die ich mit den Hindus machte, betraf eine Sepoy-Familie, wenigstens gab sich das Oberhaupt derselben, ein alter, athletisch gebauter Mann mit grauem Schnurrbart, für einen gewesenen Sepoy aus. Er war Tukan-minadu (Wäscher) und lebte mit seiner ganzen Familie nur von dem Ertrage der Wäsche, die er für die in Padang lebenden Europäer besorgte. Die Wäsche wird in Indien in der Regel nur durch Männer gereinigt, und zwar stets mit kaltem Wasser und vermittelst Klopfen; durch wiederholtes Bleichen in der Sonne wird sie stets blendend weiß erhalten.

Der alte Sepoy kam in Begleitung seines Sohnes, eines jungen Menschen von 18 bis 20 Jahren, in meine Wohnung, um mir seine Dienste anzubieten. Es lag etwas Imposantes und Biederes in Gesicht und Haltung dieses alten Mannes, und sein Sohn hatte weit mehr Aehnlichkeit mit dem Kriegsgott Mars, als mit einem friedlichen Wäscher. Wenn die englisch-indische Armee aus solchen Soldaten bestand, so muß sie in der That einen guten Anblick gewährt haben.

Noch denselben Tag besuchte ich den sogenannten Hindu-Bazar. Hier befanden sich in einem sehr langen, niedrigen Gebäude eine Menge kleiner Verkaufsläden, in denen die Hindus europäische und andere Waaren feilboten. Diese Leute waren theils von Ceylon, theils vom Festlande. Die Hälfte waren Mohamedaner, die andern Buddhisten oder Brama-Verehrer. Ein durch die niederländische Regierung angestellter Häuptling ihrer eigenen Race, der den sonderbaren Titel Hindu-Capitain führte, war ihr Oberhaupt. Es waren beinahe Alle hochgewachsene, schöne Gestalten. Besonders zeichneten sie sich durch lange Beine aus, ein Umstand, der nicht nur in Vergleich mit Malayen und Chinesen, sondern auch mit Europäern sogleich in's Auge fällt. Ihre Gesichtsfarbe ist zwar meist dunkelbraun, in's Olivenfarbige spielend, doch ist es auffallend, daß die Farbe der Haut, durch alle Schattirun-

*) Nias ist die größte der Batu-Inseln.

gen hindurch, von einer fast den Negern gleichkommenden Schwärze, bis beinahe zu dem Weiß der Europäer wechselt, ohne daß hierfür ein Grund zu finden ist. Dasselbe gilt übrigens auch von den Malayen, obschon deren Grundfarbe mehr gelb ist. So weit ich die Hindus später kennen lernte, sind sie von Charakter gutmüthig und ohne heftige Leidenschaften, ihren Vorgesetzten gehorsam, mäßig im Genuß von Speisen und Getränken, und auch wohl mildthätig gegen Unglückliche. Indeß betrügen sie auch wieder, wo es ungestraft geschehen kann, neigen sich überhaupt zu Geiz und Habsucht.

Einige Tage später hatte ich Gelegenheit, noch eine andere Hindu-Colonie kennen zu lernen. Diese Leute wohnten aber von dem eigentlichen Hindu-Bazar ganz abgesondert, im europäischen Quartier, und schienen mit den Kaufleuten des Bazar nichts zu thun zu haben. Sie waren größtentheils Lastträger, einige hielten Kühe und verkauften Milch an die Europäer. Es waren sehr schöne große Leute, von beinahe pechschwarzer Hautfarbe, mit herrlich geschnittenen Gesichtern und überaus feurigen Augen. Wenn die holländische Armee solche Soldaten hätte, wie würden sie die Malayen zerschmettern! Denselben Nachmittag ging ich mit einem Bekannten wieder an den Bambushütten dieser Hindus vorüber. Es tönte Gesang aus einer derselben, eine Art näselndes Pipen, welchem man den Namen Gesang eigentlich nicht geben konnte. Diese Töne klangen weit widerlicher, als ich je von malayischen Sängern gehört hatte. Ohne Abwechselung wiederholten sich stets ein und dieselben Töne. — Beinahe unwillig rief ich: „Wie wenig stimmt doch dieser abscheuliche Gesang mit diesen Heldengestalten überein.“ — Mein Begleiter lachte auf. „Schöne Helden!“ rief er. — In diesem Augenblick trat eine bildschöne junge Frau aus einer Hütte, der goldene Ring in der Nase entstellte sie etwas. „Sehen Sie,“ sagte ich, „welche vollendeten Formen!“ — „Ja, die Frauen sind recht hübsch,“ erwiederte er, „obschon ich von Natur mehr gesunden Sinn als Kunstsinn habe und ein weißes pausbäckiges holländisches Mädchen mir weit besser gefällt, als diese schwarze Venus. Ich will Ihnen vor allen Dingen die Geschichte dieser singenden Helden erzählen. Wir schlugen uns, wie Sie wissen, noch vor wenigen Jahren mit den Malayen in jenen hohen Gebirgen herum, deren Spitzen dort in der Ferne am Horizont sich abzeichnen. — Der Krieg von Java war kaum beendigt, es fehlte überall an Truppen. Die Regierung richtete ihre Blicke nach dem Festlande von Asien. An der Küste von Coromandel oder Malabar, mit Bestimmtheit kann ich es nicht sagen, gelang es nach vielen Schwierigkeiten und Unterhandlungen mit der englischen Regierung einige Compagnien dieser schwarzen Helden anzuwerben. Wir waren Alle entzückt über diese herrliche Acquisition; die kleinen braungelben Javanen sahen wie Lumpengesindel dagegen aus. Sie wurden einexercirt und dem Feinde entgegengesandt. — Doch da hätten Sie die Comödie sehen sollen; gleich bei den

ersten Schüssen nahmen sie Reißaus, und keine Aufmunterung, keine Drohung konnte sie bewegen, ferner eine Patrone abzubeißen; der Pulvergeruch war ihren Nerven unerträglich. Da blieb denn nichts Anderes übrig, als sie zu Kulies (Lastträgern) zu verwenden, und in dieser Eigenschaft dienten sie denn auch bis zur Beendigung des Krieges. — Uebrigens," fuhr mein Begleiter fort, „sind diese Leute nicht mit den Sepoys der englischen Armee zu verwechseln, das sind in jeder Hinsicht ausgezeichnete Soldaten, aber es giebt eben unter den Hindus wie unter den malayischen Völkern verschiedene Stämme. Im Lande der Maharatten und in der Provinz Canara ist die Hindu-Bevölkerung durchgehends von einem kriegerischen Geist beseelt, in anderen Gegenden mag das Gegentheil stattfinden. Ich vermuthe, daß diese schwarzen Hasen, welche die Regierung als Löwen angeworben hat, Puliat's von der Küste von Malabar sind; dort eine eben so verachtete Kaste, wie die Paria's in anderen Gegenden. Diese Puliat's haben aber noch eine Kaste unter sich, auf welche sie die Verachtung, mit der sie belegt sind, stolz zurückwerfen; diese heißen Pulischi, und ihnen ist sogar der Gebrauch des Feuers untersagt. Sie wohnen in kleinen Hütten auf Bäumen, weil der Erdboden noch zu gut für sie ist. Die Sepoys der englischen Armee rekrutiren sich namentlich aus den Ländern, wo die Bevölkerung mehr kriegerisch gesinnt ist, dann aber auch, so zu sagen, aus der Armee selbst, indem jedes Regiment eine Art Colonie, mit Weibern und Kindern bildet; die Söhne der Soldaten wählen gewöhnlich wieder den Stand ihrer Väter. Der Name Sepoy bedeutet durchaus keinen eigenen Stamm. Ursprünglich waren es Bogenschützen. Von Sip, einem langen Bogen, der mit dem Fuß gespannt wird, führten sie den Namen Sepoy. Man findet unter den Sepoys der englischen Armee Leute aus den höchsten und niedrigsten Ständen; Braminen und Kaufleute, Handwerker und Bauern."

Ein malayischer Aufstand.

Es waren einige Monate verflossen; ich hatte Hindu's und Kaffer, Malayen und Chinesen ziemlich kennen gelernt. Eines Morgens saß ich mit einigen Kameraden, Offizieren der Garnison von Padang, in der Veranda meines kleinen Bambushäuschens. Gegen alle Gewohnheit war die Unterhaltung sehr einsilbig; es schien, als wenn die dunkele Ahnung eines nahen trüben Ereignisses auf uns Allen ruhte. Der Dampf der Manilla-Cigarren wurde in allerlei Formen in die Luft geblasen; nur hin und wieder ertönte das Wort: Apio! (Feuer!) aus dem Munde des einen oder des andern der schweigsamen Raucher, und der auf dem Fußboden kauernde malayische Diener sprang mit brennender Lunte (Tali-apie) auf diesen Ruf hier- und dorthin; denn sonderbarer Weise findet man es in Indien bequemer, statt einer Dose Streichhölzer einen Diener mit stets glimmender Lunte bei der Hand zu haben.

Allerdings läßt sich als Entschuldigung hierfür anführen, daß die aus Europa eingeführten Streichhölzer, so ausgezeichnet und sorgfältig sie auch während des See-Transports verpackt werden mögen, stets zur Hälfte, bisweilen aber auch ganz unbrauchbar ankommen, oder wenn sie wirklich, durch eine sorgfältige Verpackung geschützt, noch brauchbar ankommen, doch in kurzer Zeit unbrauchbar werden. Die atmosphärische Feuchtigkeit in Tropenländern wirkt in der kürzesten Zeit über alle Begriffe zerstörend ein. Der schönste Stahl ist in wenigen Tagen mit Rost überzogen, Wäsche und Kleider müssen alle Wochen gelüftet und in der Sonne getrocknet werden. — Es übergab Jemand während meines Aufenthalts in Padang eine Kiste kostbarer Bücher an einen Freund zur Aufbewahrung, weil er eine Reise von einigen Monaten unternehmen mußte. Als er nach einer Abwesenheit von 6 Monaten zurückkehrte und die Kiste öffnete, fand er eine Art gelehrten Brei, es war kein Blatt mehr zu gebrauchen. Doch, um wieder zu der schweigenden Gesellschaft zurückzukehren. — Dicht an meinem Hause ging die Hauptstraße von Padang, die nach den Padang'schen Gebirgsländern führt, vorüber. Um die Unterhaltung zu beleben, rief ich meinem malayischen Diener zu: „Mache mein Gewehr rein; ich gehe Nachmittag Schnepfen schießen." Es befanden sich sehr viele dieser Vögel in der Umgegend von Padang: „Ich würde Sie begleiten," sagte Capitain P., „aber ich habe Dienst." — „Ich treffe nur Vögel im Sitzen," sagte Lieutenant B. — „Ich gehe mit," rief der Doctor M., eifriger Ornithologe, „aber ...." in demselben Augenblick sprengte ein in Blau und Gelb gekleideter Polizeidiener, auf einem, anscheinend bereits halbtodt gerittenen Pferde in wilder Eile an uns vorüber, der nahen Wohnung des Gouverneurs, damals Oberst Michiels, zu. — Er rief uns nur hastig die Worte zu: „Badari, Tuwan! — Badipuh!" (Krieg, Herren! in Badipuh!) Das letzte Wort tönte nur noch undeutlich aus der Ferne in unsere Ohren. — „Badipuh! Unsinn, der Kerl ist toll," rief Capitain P. — „Wir haben uns verhört," rief der Doctor, „das ist nicht möglich." — Doch Jagd und Alles war vergessen, die Herren eilten hinweg, um so schnell als möglich zu erfahren, was an der Sache wäre. Es dauerte keine zehn Minuten, so sprengten berittene Polizeidiener in verschiedenen Richtungen der Stadt umher. Wie ein Lauffeuer schien die Kriegsnachricht sich zu verbreiten. Hin und wieder standen einige Gruppen Chinesen oder Malayen beieinander, und „Badipuh!" hörte man sie, den Kopf ungläubig schüttelnd, wiederholen. Meinem Hause gradeüber, an der andern Seite der Straße, standen die vier langen Bambus-Kasernen der Garnison. Es lagen etwa 5- bis 600 Mann in denselben, Europäer, Javanen, Ambonesen*) und Afrikaner. Bald gewahrte man Gruppen von Soldaten in aufgeregter Stim-

*) Ambonesen, Bewohner der Molukken.

mung sich vor den Kasernen bewegen. Die Afrikaner wiederholten mit lautem Geschnatter das Wort „Badipuh“ und gesticulirten, politisirten und bramarbasirten auf die lauteste Weise, wie es ihre Gewohnheit ist. Ein Haufe Javanischer Soldaten kauerte schweigsam in einer andern Gegend auf dem Erdboden. In leiseren Tönen hörte man bei ihnen wieder das verhängnißvolle Wort: „Badipuh“ von Mund zu Mund gehen, während ein Schwarm europäischer Soldaten schwörend und fluchend nach der nahen Kantine (Wirthshaus der Soldaten) stürmte, trotzdem, daß um diese Tages-Zeit der Besuch der Kantine streng untersagt war. Mit dem Worte Krieg, das in ihre Ohren gedrungen, streiften sie sogleich die Fesseln des Friedens ab. — Fluchend auf alle Malayen, stürzten sie manches Glas Genever mit einem: „Pereat Badipuh!“ hinunter.

Ich war noch zu neu in Sumatra's Kriegsgeschichte, um die ganze Bedeutung des Wortes Badipuh sogleich zu verstehen. Der Zusammenhang der Sache war, wie ich bald erfuhr, folgender. Als die Holländer in der Mitte der dreißiger Jahre mit nur wenig Truppen gegen die durch ihre Priester fanatisirten Malayen der Padangschen Gebirgsländer während mehrerer Jahre mit abwechselndem Glück Krieg führten, alle bereits unterworfenen Länder sich gegen die niederländische Herrschaft aufgelehnt hatten, war allein der Häuptling von Badipuh, einem winzig kleinen Ländchen, mit kaum 25,000 Einwohnern, treu geblieben. Ohne die Hülfe der Badipuher hätte die holländische Sache schlecht gestanden. Sie gaben Hülfstruppen, sorgten für Lebensmittel, und die niederländischen Truppen hatten in Badipuh eine sichere Rückzugslinie, einen Anhaltspunkt, mitten zwischen feindlichen Ländern, wo sich ihre Depots an Munition und Lebensmitteln befanden. Die Bewohner von Badipuh, obschon gering an Zahl, waren ein besonders muthiges Völkchen und von ihren Nachbaren gefürchtet. Als der Krieg beendigt, alle aufrührerischen Länder besiegt waren, erhielt der Häuptling von Badipuh als Belohnung der geleisteten Dienste den Titel Regent, ein gutes monatliches Gehalt und andere Auszeichnungen. Und wunderbarer Weise jetzt, nachdem bereits mehrere Jahre Ruhe und Frieden herrschten, sollte dieser treue Verbündete plötzlich allein die Fahne des Aufruhrs erhoben haben. Dies schien natürlich unglaublich; doch dem malayischen Charakter ist alles Falsche und Hinterlistige zuzutrauen, darum glaubte man es auch bald. Die Nachrichten klangen sehr betrübend, alle holländischen Beamten sollten ermordet sein, eben so alle Fremde, Chinesen und Hindus, die sich des Handels oder anderer Geschäfte wegen in den Gebirgsländern aufhielten. Selbst Frauen und Kinder waren nicht verschont worden.

Noch denselben Nachmittag marschirten sämmtliche Truppen, die sich in Padang befanden, etwa 600 Mann Infanterie und einige leichte Feldgeschütze nach den Oberländern ab. In Padang blieb gar kein

Militär zurück. Die niederländischen Beamten und Kaufleute mußten den Wachtdienst übernehmen, die Chinesen wurden bewaffnet und bildeten ein eigenes Corps, die Hindus und die Niasser, in Summa vielleicht tausend Mann. Den Malayen traute man nicht, sie mußten zum Theil als Kulies mit den Truppen mitziehen.

Ich stand bei einer Compagnie Ambonesen (Bewohnern der Molukken). In forcirten Märschen eilten wir, um den Platz des Aufruhrs zu erreichen. Während der ersten drei Tage passirten wir die nur sparsam bevölkerten Districte der Padangschen Unterländer. Ueberall hatte sich unter den Malayen das Gerücht von dem Aufstand bereits verbreitet, und es war augenscheinlich, daß alle Dörfer, an denen wir vorüberzogen, nur auf den Augenblick warteten, wo ihnen unsere Niederlage zu Ohren kommen würde, um uns im Rücken anzufallen.

Der Weg, auf dem wir marschirten, war die große erst durch die Niederländer angelegte und über 80 geogr. Meilen lange Straße, die von Padang bis nach den Batta-Ländern im Nordwesten Sumatras sich erstreckt. Alle 3 bis 4 Meilen befand sich ein Etablissement mit einem holländischen Beamten. Hier befanden sich auch Bambus-Kasernen für die Truppen. Die Beamten dieser Posten zitterten für ihr Leben und konnten uns die Aufregung der malayischen Bevölkerung, über die sie eigentlich den Befehl führten, nicht groß genug schildern. Doch sie durften ihre Posten nicht verlassen. Während der ersten 4 Etappen fiel nichts Bemerkenswerthes vor. Den dritten Tag gelangten wir nach Kaju-tanam, einem großen malayischen Dorf, an der Grenze der Oberländer. Die Bewohner waren größtentheils geflüchtet, denn sie standen gleichsam zwischen zwei Feuern. Langten die Aufrührer von Badipuh hier an, wie es ihr Wille war, so mußten sie sich ihnen anschließen, oder sie wurden als Feinde behandelt und ihr Dorf niedergebrannt; langten die niederländischen Truppen an, so waren sie gezwungen Kulie-Dienste zu leisten. Die Truppen wurden in die von ihren Bewohnern verlassenen malayischen Häuser einquartiert. Gegen unsere Erwartung blieben wir zwei Tage in Kaju-tanam liegen. Wir waren nämlich nur noch 1 Meile von dem Eingange eines sehr wichtigen Gebirgspasses (Kloof) entfernt. Wenn dieser, circa ³/₄ Meilen lange Paß besetzt war, so konnte keine Maus durch. Die Truppen konnten in demselben leicht bis auf den letzten Mann vernichtet werden, ohne daß sie nur im geringsten sich hätten vertheidigen können. Der Colonel Michiels sandte daher gleich in der Nacht nach unserer Ankunft einige zuverlässige Malayen als Spione ab. Während diese Leute im Dunkel der Nacht, oft auf allen Vieren kriechend wie lauernde Katzen, in den Paß eindringen, um die Maßregeln zu erforschen, die der Feind genommen hatte, wollen wir einige andere Scenen schildern, die sich in der Zwischenzeit in Kaju-tanam zutrugen. Die Badipuher waren nicht gesonnen, den Kampf allein mit den Holländern aufzunehmen, und in die Länder, deren Ge-

sinnung ihnen zweifelhaft erschien, hatten sie drohende Botschaften gesandt. Es muß hier bemerkt werden, daß die Gesinnung sämmtlicher malayischer Districte sehr zweifelhaft war, wie bereits erwähnt worden ist, doch waren sie zu klug, um nicht erst abzuwarten, welche Partei die siegende sein werde. Diese konnte dann gewiß auf sie rechnen. Doch um der schleunigen Rache der Badipuher zu entgehen, waren einige Landschaften förmlich gezwungen, Scheinangriffe auf unsere Truppen zu unternehmen. Solche Angriffe fanden während unseres Aufenthalts zu Kaju-tanam mehrere statt, und es war ein wahres Possenspiel sie mit anzusehen. Fünf bis sechshundert mit Lanzen, Säbeln und Luntengewehren bewaffnete Malayen wurden eines Nachmittags in der Entfernung einer Viertelmeile sichtbar. Sie kamen allmählich näher. Vornan tanzten nach malayischer Sitte 8 bis 10 Vorkämpfer mit langen flatternden Haaren. Einige waren sogar, um sich ein noch wilderes Ansehn zu geben, mit Jacken bekleidet, die mit langen Menschenhaaren künstlich bedeckt waren und wild umherflatterten. Hierzu der 2 bis 3 Fuß lange Haarschmuck der Leute selbst; so gab dies ihnen allerdings ein sonderbar wildes Ansehen.

Diese behaarten Helden tanzten mit eigenthümlichen aber regelmäßigen Bewegungen der Schaar voran, indem sie bald auf diesem, bald auf dem anderen Beine stehend, ihre Waffen nach einem bestimmten Tacte, nach welchem sich auch die Beine bewegten, über ihrem Haupte, an den Seiten oder vor sich herschwangen. Die Sache sah so eingeschult aus, als wenn sie eine Kunstvorstellung vor uns aufführten. Sie glichen beinahe geschickten Masurka-Tänzern. Sie kamen indeß näher und näher. Der Colonel Michiels hielt es aber nicht der Mühe werth, die Soldaten unter's Gewehr treten zu lassen. Als sie noch 4- bis 500 Schritte entfernt waren, ließ der Capitain van der Hardt, der Adjutant des Colonels, 3 geschickte Schützen vortreten, mit dem Befehl, auf die Tänzer zu zielen. Kaum knallte es, so stob die ganze feindliche Schaar auseinander und kam nicht wieder zum Vorschein. Dieses Possenspiel wiederholte sich mehrere Male. Ich vermuthe, der Colonel Michiels hatte heimliche Botschaften von diesen Leuten empfangen, worin sie ihm ihre Lage wohl mochten vorgestellt haben; denn sonst hätte er jedenfalls einige Kartätschenschüsse angewendet, und diese hätten eine andere Wirkung hervorgebracht.

Unterdeß waren die Spione von ihrer Sendung nach dem Defilé zurückgekehrt. Zu unserem Glück hatten die Malayen ihren Vortheil nicht vollständig verstanden. Sie hatten nur die 8 bis 10 hölzernen Brücken über die Gebirgsströme abgebrannt, den Weg, der in einer Breite von 8 bis 10 Fuß längs einem steilen Bergrücken hinführte, an einigen Stellen abgegraben, auch einige Bäume gefällt, die den Weg versperrten. Das Abgraben war noch nicht völlig beendigt, denn

es war harter felsiger Boden, es war also die höchste Zeit, daß wir aufbrachen, um sie in ihrer Beschäftigung zu stören.

Den folgenden Tag marschirten wir in das Defilé. Der 8 bis 10 Fuß breite Weg führte am Fuß steiler hoher Felsenwände hin. Die Krone dieser Felsen, die allmählich sich in steile Gebirgsrücken verwandelten, war mit wahrem Urwald bewachsen, hier hatte die Axt des Menschen noch nie gelichtet. Man hätte nur nöthig gehabt, die Bäume über unseren Häuptern einzusägen, um sie wie eine Lawine auf uns herabzustürzen; zu unserer Rechten zog sich ein bisweilen 6= bis 800 Fuß tiefer Abgrund hin, wir wären Alle sammt den Bäumen hinabgestürzt. Doch nichts störte uns, kein Schuß ließ sich hören. Mir kam die Sache lächerlich und unheimlich zugleich vor. Wollte man uns bis in die Mitte dieses fürchterlichen Passes gelangen lassen, um uns dann mit einem Schlage zu vernichten? es hatte beinahe den Anschein. Die erste Schwierigkeit, welche sich uns entgegenstellte, war die einer abgebrannten Brücke über den ersten Gebirgsstrom. Die Ufer waren ziemlich steil und 15 bis 20 Fuß hoch. Die Pferde, mit denen die Geschütze bespannt waren, hatten wir am Eingange des Passes zurücklassen müssen, sie wären weder im Stande gewesen, die steilen tiefen Flußbettungen noch den erhaltenen Theil des Weges zu passiren, der bereits fast ganz abgegraben war. Wir gelangten an die erste abgebrannte Brücke; einige verkohlte Balken lagen noch über dem 20 Fuß breiten und eben so tiefen Ravin, in welchem ein kleiner Gebirgsstrom dahinbrauste.

Zwanzig bis dreißig riesige Afrikaner spannten sich an das erste Geschütz, und es dauerte keine 10 Minuten, so war es glücklich hinüber; die andern folgten. Die andern Ströme, die sämmtlich nicht viel breiter und tiefer waren, wurden auf dieselbe Weise überschritten. Als wir uns ungefähr in der Mitte des Passes und so ziemlich an der gefährlichsten Stelle befanden, erblickten wir, als wir um die Ecke einer Felsenwand bogen, plötzlich den Feind, der noch immer mit Abgraben des Weges beschäftigt war, in einer Entfernung von 4 bis 500 Schritten. Es war nur eine kleine Abtheilung, 40 bis 50 Mann, die offenbar keinen andern Auftrag hatten, als den Weg zu vernichten. Kamen wir eine Stunde später, so war dies geschehen, denn es war von dem 10 Fuß breiten Wege nur noch ein schmaler Steg übrig, kaum breit genug für einen Fußgänger.

Die Malayen stutzten gewaltig, als sie uns erblickten, denn so bald hatten sie uns nicht vermuthet. Einige Schüsse blitzten uns aus ihren Luntengewehren entgegen. Von unserer Seite rasselten dagegen in kurzen Zwischenpausen 4 Kartätschenschüsse durch das Defilé. Das Echo der hohen Berge zu beiden Seiten gab die Töne fünf= und sechsfach wieder; es hörte sich an wie ein Gewitter, das den Paß donnernd durcheilt. Gleich nach dem ersten Schuß ergriffen die Malayen in wilder Eile die Flucht. Mit Hülfe von Hacken und Aexten wurde der Weg

an den abgegrabenen Stellen mit vieler Mühe wieder etwas breiter gemacht, und die kräftigen Arme der Afrikaner brachten die Geschütze glücklich über die gefährlichen Stellen. Der 800 Fuß tiefe Abgrund, der zur rechten Seite des Weges sich hinzog, machte diese Arbeit sehr gefährlich.

(Fortsetzung in der nächsten Nummer.)

Aus der Hauptstadt.

— Gerüchte über eine Willensäußerung Sr. königl. Hoh. des Prinzen-Stellvertreters — Kölnische Ztg., Weser Ztg., Schlesische Ztg. — Das Centralpreßbureau und die Kreuzzeitung. — Lösung des Widerspruchs. —

Ein niederdrückendes Gefühl muß wirklich einen Jeden ergreifen, wenn er sieht, wie in dieser kritischen Zeit, in der das Zeugniß thätiger Vaterlandsliebe doppelt nöthig wird, unklare und sentimentale Raisonnements oder gar elende Verdächtigungen, hervorgegangen aus eigennützigen Motiven, innerhalb des Vaterlandes sich breit machen. Es herrscht ein Durcheinander der Ansichten und Betrachtungen über unsere Verhältnisse, das keine Klärung zuzulassen scheint. Männer, welche das alte Stichwort der eigentlich preußischen, der hochconservativen Partei von vormals aussprechen: „Preußen könne nicht ohne ein starkes, in endloser Action begriffenes Königthum existiren," werden auf einmal für Beleidiger des Königs erklärt, und Partei-Organe, welche sich stets das Ansehen zu geben suchten, als ginge ihnen die Sache der Freiheit, wie sie ihren Hort noch zuletzt auf dem flachen Lande und seinen größeren adligen Besitzungen gefunden hat, über Alles, sind gegenwärtig eifrig bemüht, die Sache der Bureaukratie durch Dick und Dünn zu vertreten und wo möglich auch noch durch officiöse Einsendungen vertheidigen zu lassen. Es gehen in letzterer Hinsicht unglaubliche Dinge vor sich, und wir können es uns wohl denken, daß das Publicum endlich mit einem Gefühl, aus Verachtung und Langerweile gemischt, bei der gesammten Presse vorübergeht. Was soll man z. B. von dem unerquicklichen Streit sagen, der in jüngster Zeit zwischen der Kölnischen, Weser-, Schlesischen Zeitung auf der einen und den officiösen Correspondenten des Centralpreßbureaus wie der Neuen Preußischen Zeitung auf der andern geführt worden ist? Wir erhielten Zuschriften, in denen wir aufgefordert werden, Einiges zur Aufklärung über diesen Streit zu äußern. Wer hat Recht, fragt man uns, die Kölnische Zeitung, welche von Willensäußerungen Sr. königl. Hoheit des Prinzen von Preußen wissen will, nach denen bei den bevorstehenden Wahlen das alte Verfahren in Bezug auf die Veränderung der Wahlbezirke beseitigt, den Beamten die Freiheit ihrer Stimme belassen werden und die polizeilichen Auskunftsmittel zur Beeinflussung der Wähler entfernt werden sollen? Wer hat Recht, die Kölnische Zeitung, die alles dies wiederholt behauptet hat, oder die officiösen Correspondenten und die Neue Preußische Zeitung, welche sagen, eine solche Willensäußerung sei nicht erfolgt?

Die Antwort auf diese Frage ist nicht so schwer, als es scheint. Man muß nur genauer zusehen, was die officiöse Presse eigentlich bestreitet, und man muß nicht übersehen, wie sie die Behauptungen der

„Kölnischen Zeitung" bestreitet. Geläugnet wird eigentlich von den Vertheidigern des Herrn von Westphalen nur, daß schon in Gegenwart und auf Befehl Sr. Königl. Hoh. des Prinzen-Stellvertreters eine officielle Besprechung, Berathung, Beschlußfassung in Betreff der nächsten Wahlen stattgefunden habe; begleitet aber wird dieses Desaveu von recht tactvollen Erörterungen, unter denen wir nur eine hervorheben, welche ungefähr so lautet: es sei ja unmöglich, daß der Prinz gegen einen Minister, der doch durch das Vertrauen Sr. Maj. des Königs an seine Stelle gerufen sei, gegen einen solchen hohen Diener des Königs eine Mißbilligung, wie die von der „Köln. Ztg." behauptete, hätte aussprechen können. Man beachte, daß diese Erörterung zu ihrer stillschweigenden Voraussetzung nimmt, Se. Maj. der König hätte gegen Wahlvorgänge, wie die an mehreren Orten der Monarchie vorgekommenen, nichts einzuwenden.

Nicht ganz so weit wagt die „N. Pr. Z." in ihren Bemühungen, die Bedeutung der Mittheilungen über den Willen Sr. Königl. Hoh. des Prinzen-Stellvertreters zu verdunkeln, zu gehen. Sie sagt, es läge keine Mißbilligung oder Verurtheilung des bei den jüngsten Wahlen befolgten principiellen Verfahrens vor, und die Grundsätze, nach welchen der Minister des Innern bei den letzten Wahlen gehandelt habe, würden eine Aenderung nicht finden, unbeschadet der Abstellung einzelner Mißstände und Ausschreitungen (polizeiliche Ausweisungen und Einmischungen rc.)." Wie kunstvoll ist hier das Wort zur Verbergung der Wahrheit gebraucht! Will man uns sagen, welches denn das principielle Verfahren des Ministers bei den letzten Wahlen gewesen ist? Das würde der Kreuzzeitung schwer fallen. Denn nach einer genauen und übersichtlichen Kenntniß dieses Verfahrens können wir mit Recht behaupten, daß ein einförmiges Princip diesem ganz fehlte. In Berlin z. B. herrscht, wenn man denn einmal das üble Wort gebrauchen will, ein ganz anderes Princip des ministeriellen Verfahrens, als in Elbing, und im ersten Stettiner Wahlbezirk wieder ein ganz anderes, als in Elbing. Will man also wirklich von einem Princip in dieser Hinsicht reden, so kann dies nur in der Verschiedenartigkeit selbst des Verfahrens gefunden werden, oder vielmehr in den Gründen, welche zu dieser Verschiedenartigkeit Veranlassung gaben. Wir könnten auch die Frage nach diesen Gründen beantworten. Doch überlassen wir es lieber den Lesern, diese Antwort selbst zu finden. Einige Vorfragen werden darauf hinleiten, z. B. diese: warum doch in der nächsten Nähe der königlichen Regierung von polizeilichen Einmischungen in die Wahlen am wenigsten zu bemerken war, warum die Landräthe, die doch alle dieselben Wahl-Instructionen erhalten hatten, so verschiedenartig handelten, in dem reichen Elberfeld mit seinen unabhängigen Kaufleuten z. B. offen und mäßig agirten, während anderswo nicht ganz dasselbe stattfand?

Das Princip des ministeriellen Verfahrens ist durchsichtig, und wir gestehen offen, daß wir nach der Bemerkung der „N. P. Z." über „Abstellung gewisser Mißstände" bei den nächsten Wahlen uns der wohl nicht unbegründeten Annahme hingeben, daß ein neues Princip zur Anwendung kommen wird, das übrigens nicht erst in neuester Zeit festgestellt sein mag, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach auf eine noch früher geschehene und höhere Willensäußerung, als die des Prinzen-Stellvertreters zurückzuführen ist.

Wahlen oder keine Wahlen — wir sind nicht zu eifrige Freunde des modernen Staatswesens; aber wenn einmal der König, unser Herr,

Wahlen vorschreibt, so ist es wahrhaftig nicht Sache des Ministeriums, von vornherein feststellen zu wollen, welche Männer dem Könige am liebsten sein würden, nämlich die, welche sich genau so halten und stellen, wie die Minister. Oder gedenkt man gar das Königthum in Preußen zu schützen, wenn man dafür sorgt, daß nur solche Leute, die genau das, was die zeitweiligen Minister wollen, in die Kammer kommen? Das gränzt an eine Geringschätzung dieses Königthums, das in der That durch die Abstimmungen einer solchen Wahlkammer weder befestigt noch erschüttert werden kann, und das seinen eigentlichen Halt in der großen Masse des Volks, welches den König allen Minister-Majoritäten, parlamentarischen Abstimmungen und Intriguen vorzieht, findet.

—0— Aus Holstein, 11. Juni.

Wenn man jetzt so oft von Holstein-Lauenburg hört und liest, und der Ausländer sogar auf den Gedanken kommen könnte, es sei dies ein eben so „innig und unzertrennlich verbundener" Staat, als ehedem „Schleswig-Holstein", so ist es scherzhaft, wie sogar die Holsteiner, als auch die Lauenburger gegen solche Benennung oder gar wirkliche Vereinigung eifrig protestiren. Die Einwohner dieser beiden, zu einer Monarchie gehörenden, Grenzländer mögen einander gar nicht leiden und sehen sich gegenseitig als Ausländer an, werden aber auch officiell so behandelt. Darunter leidet gerade jetzt ein armer Teufel. Er ist in Lauenburg geboren, als halbjähriges Kind seinen Eltern nach Holstein gefolgt; hier hat er seiner Militärpflicht genügt; jetzt will er sich in Hamburg niederlassen und soll dort einen Heimathschein beibringen; er wendet sich deshalb nach Holstein, wird aber nach Lauenburg, weil er dort geboren, verwiesen; von dort aber zurückverwiesen nach Holstein, weil man ihn hier als militärpflichtig angesehen und verwandt habe. So schwebt er in der Luft zwischen den beiden, in den Zeitungen eng verbundenen, Ländern, und wenn er sich nicht vielleicht in dem gemeinschaftlichen Grenzfluß, der Bill, ertränkt, so weiß ich nicht, wo er heimathberechtigt werden wird. Das ist der Staat Holstein-Lauenburg. Die Holsteiner wollen mit Schleswig verbunden sein, sonst aber mit den übrigen Theilen der dänischen Monarchie, also auch mit Lauenburg, nichts zu schaffen haben; die Lauenburger aber wollen durchaus ganz allein stehen, sie halten nur zu ihrem Könige und wissen sehr gut und sagen es gerade heraus: „ob wir bei Hannover geblieben, oder an irgend einen andern deutschen Staat gekommen wären, besser hätten wir es gewiß niemals gehabt, als unter den dänischen Königen, und sehr wahrscheinlich nicht eben so gut." Die Lauenburger bezahlen wenig oder fast gar keine Abgaben.

In Nr. 9 d. Bl. berichtete ich, wie ein Altonaer Blatt in einer Anmerkung ein vom Könige confirmirtes Statut für „zur Veröffentlichung nicht geeignet" erklärt habe. Der „A. M.", den ich nicht genannt hatte, berichtigt jetzt, nicht er, sondern die Red. des „Gesetzblatts" habe jene Anmerkung gemacht. Das konnte man aus dem „A. M." nicht ersehen. Die Sache wird aber dadurch noch viel ärger, und ich muß noch hinzufügen, daß der Redacteur des „Gesetzblatts" für die sehr schwierige Arbeit, die Gesetze zusammenzustellen, außerordentlich brillant bezahlt wird.

[Höhenrauch oder Haarrauch.] Die Ursache des Höhenrauchs (auch Haarrauch, Moorrauch), welcher sich im Mai und Juni vorigen Jahres in ganz Deutschland, namentlich in der Gegend zwischen Emden, Karlsruhe, Wien, Krakau und Dresden, zeigte, ist in vielen Blättern der Gegenstand lebhafter Erörterungen gewesen. Es wurde ihm eine vulcanische Entstehung zugeschrieben und seine Erscheinung als Vorzeichen der später wirklich eingetretenen trockenen und heißen Witterung betrachtet. Auch in diesem Jahre hat er sich wieder gezeigt und ähnliche Deutungen hervorgerufen. Professor D. Prestel in Emden hat nun die Erscheinung einer eingehenden Untersuchung unterworfen, deren Resultat er in dem dritten (April-) Hefte der „Geographischen Mittheilungen" des D. Petermann (Gotha, Perthes) veröffentlicht. Danach wird der Höhenrauch, besser Moorrauch, dem gewöhnlich im Mai erfolgenden Abbrennen des Hochmoors in der Nähe der Ems zugeschrieben. Dieser Moor umfaßt zusammen 65 1/2 Quadratmeilen und wird nach dem Abbrennen mit Buchweizen und Roggen bestanden. Der Wind erfaßt den Rauch und treibt ihn langsam oder schneller über die Gefilde fort; dadurch, daß oft Massen desselben an überwindig gelegenen Bergen stagniren, mag er den Namen Höhenrauch erhalten haben.

Johanniter-Orden.

Zu dem am 24. d. M., Vormittags 11 Uhr, in der Königlichen Schloß-Kapelle hierselbst stattfindenden Ritterschlage werden die in Berlin, Potsdam und Charlottenburg wohnenden oder zeitweilig anwesenden Herren Rechts- und Ehrenritter des Johanniter-Ordens hierdurch ganz ergebenst eingeladen.

Die Rechtsritter versammeln sich zu dieser Feier um 10 1/4 Uhr in den Zimmern neben der Bildergallerie. Vorfahrt unter dem Portal Nr. 4 vom Lustgarten her.

Die Ehrenritter begeben sich um 10 3/4 Uhr direct nach der Kapelle. Vorfahrt im Portal Nr. 3 von der Schloßfreiheit her, Abtheilung desselben nach dem Lustgarten zu.

Die Ordens-Mitglieder, welche dem Militär-Stande angehören, erscheinen im Parade-Anzuge, aber ohne Schärpe, die Herren vom Civil in Uniform und weißen Beinkleidern, die Rechtsritter mit den Ordens-Mänteln.

Den Angehörigen der Herren Ordens-Mitglieder — aber nur diesen — ist der Zutritt in die Schloß-Kapelle auf Grund der von heute ab im Ordens-Bureau, Breitestraße Nr. 35, zu empfangenden Einlaß-Karten gestattet.

Berlin, den 19. Juni 1858.

Graf zu Stolberg-Wernigerode,
Kanzler des Johanniter-Ordens.

Druck von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.

Der Zollverein und der norddeutsche Handel.

Es würde schwer zu erklären sein, warum Preußen zu seiner Zeit den Zollverein geschlossen und zur Erhaltung desselben so große Opfer gebracht, wenn dabei nicht zugleich politische Motive obgewaltet hätten, welche für wichtiger galten als die rein mercantilen Interessen. Denn wären diese letzteren maßgebend gewesen, so leuchtet ja ein, wie vom mercantilen Standpunkte aus nichts wichtiger war, als ein Bund mit den norddeutschen Seestaaten und vor Allem mit den Hansestädten, welche damals die wichtigsten Ein- und Ausgangsthore unseres Handelsgebietes waren, wie sie es sogar noch heute sind, und insbesondere die vornehmsten Vermittler unseres überseeischen Handels, ohne deren Mitwirkung also an ein großartiges Handels-System nicht zu denken ist. Statt dessen ging die Zollvereins-Idee bekanntlich vom südlichen Deutschland aus, und es waren die süd- und mitteldeutschen Staaten, mit denen sich Preußen verband, d. h. die für unseren auswärtigen Handel weit weniger wichtigen Staaten, während Hannover erst im Jahre 1853 hinzutrat, und die Hansestädte mit Mecklenburg noch heute außerhalb des Zollvereins stehen. Es war also dabei nicht sowohl auf auswärtigen Handel, als vielmehr auf einen erweiterten Binnenhandel abgesehen, durch eine Zolleinigung mit den deutschen Binnenstaaten, und wir meinen, daß man darauf nur um deswillen einen so großen Werth legen konnte, weil man in dem Zollverein die Basis einer dereinstigen politischen Einheit zu finden glaubte.

Wir wiederholen demnach, daß der Zollverein weit mehr auf politischen als mercantilen Ideen beruhte, und glauben uns zur Bestätigung für diese Behauptung auf die nachfolgenden Ereignisse selbst berufen zu dürfen, indem wir es für unbestreitbar halten, daß die sogenannten kleindeutschen Projecte, wie die Unionsprojecte, aus dem Zollverein entsprungen sind und ohne den Zollverein niemals hervorgetreten wären. Allein man hatte sich gar sehr verrechnet, denn es zeigte sich sogleich, daß der Zollverein keinesweges die Fähigkeit eines politischen Bindemittels besitze. Die Union scheiterte vollkommen und wurde von Preußen definitiv aufgegeben. Wurde dann aber gleichwohl der Zollverein wieder erneuert, so können wir nicht umhin, einen Widerspruch darin

zu finden, der unläugbar dazu beiträgt, Preußens Stellung in Deutschland unklar zu machen, weil er gar leicht den Schein erregt, als ob die Unionsgedanken doch vielleicht nicht aufgegeben, sondern nur vertagt wären.

Den kleindeutschen Projecten traten nun bekanntlich die großdeutschen entgegen, mit denen sich dann wiederum die Idee eines großen mitteleuropäischen Zollgebiets verband. Auf beiden Seiten fließen also politische und mercantile Tendenzen in eins zusammen, und sieht man der Sache auf den Grund, so kann man nicht zweifelhaft bleiben, daß in der That die politischen Tendenzen die herrschenden sind, denen die mercantilen nur zum Aushängeschild dienen. So sind die eigentlich mercantilen Fragen überall verschoben und verdunkelt worden, und es ist hohe Zeit, daß wir aus dieser Verwirrung heraustreten.

Wir werden daher den Zollverein nicht durch das Prisma der deutschen Einheitsideen betrachten, sondern denselben lediglich nach seinem mercantilen Werth zu würdigen haben, der sich für Preußen leicht als eine negative Größe erweist. Dahingegen werden wir sehen, wie grade der rein mercantile Standpunkt derjenige ist, der zugleich die meisten politischen Vortheile verheißt. Wie es sich aber mit den politischen Vortheilen des Zollvereins verhalte, darüber besteht für alle denkenden Köpfe bereits kein Zweifel mehr. Er ist für Preußen ein Zuwachs an Schwäche und Verlegenheit.

Betrachten wir jetzt die natürlichen Bedingungen unsres Handelssystems.

Immer ist es die Landesnatur, und der Charakter der Bevölkerung nach ihren socialen Zuständen wie nach ihren Sitten, wonach man über die Zweckmäßigkeit eines Handelssystems zu urtheilen hat. Und nach allen diesen Beziehungen ist der deutsche Norden von dem Süden sehr erheblich verschieden, bis in das kleinste Detail herab.

Jeder Reisende weiß es zum Beispiel, daß man in Hamburg und Berlin eine andere Küche führt als in München und in Wien, und sieht man von der vornehmen Welt ab, welche ja fast überall auf gleichem Fuße lebt, deren Consumtion aber für den Handel niemals den Ausschlag giebt, so läßt sich nicht verkennen, daß die Lebensweise der Bürger und Bauern im nördlichen und südlichen Deutschland sehr erheblich abweicht. Die Consumtion ist also verschieden, und folglich der Handel. Im nördlichen Deutschland liebt man Thee, Kaffee und Zucker, dazu schwere Getränke, Gewürze und Südfrüchte, gesalzene und geräucherte Fische und Aehnliches, und man liebt dergleichen um so mehr, je näher man der Küste kommt, weil es dem Klima zusagt und zur Gewohnheit geworden ist, daher ein zweckmäßiger Zolltarif die Einfuhr dieser Artikel nicht zu erschweren, sondern zu erleichtern hat. Um aber einen starken Consum von diesen Artikeln zu ermöglichen, müssen wir umgekehrt nach denjenigen Ländern, woher wir dieselben beziehen,

auch starke Exporte machen, sonst würden uns die Zahlmittel fehlen, oder wir müßten uns dieselben anderweitig abdarben, wie es leider so häufig geschieht. Oder sollen wir uns etwa auch im Genusse von Thee, Kaffee u. s. w. einschränken, weil man es in Oesterreich thut? Dort hat man inländische Weine, schmackhafte Früchte, genießt mehr Milch u. s. w., und die Seeluft wirkt nicht in den Magen hinein, kurz die Consumtion ist eine andere, und folglich der Handel. Dies ist die eine Seite.

Die andere Seite bildet die geographische Lage des nördlichen Deutschlands. Der Küste nirgends sehr fern und mit derselben durch zahlreiche Wasserstraßen verbunden, ist es zu einem schwungvollen Seehandel befähigt. Es kann mit Vortheil massige Artikel exportiren und eben so überseeische Artikel in Masse importiren, weil die Fracht billig genug ist. Ja, sein wohlverstandenes Interesse gebietet ihm, gerade diesen massigen Verkehr zu begünstigen, weil darauf die Schifffahrt beruht, die für das nördliche Deutschland ein so wichtiges Gewerbe bildet, und weil eine ausgedehnte Schifffahrt selbst wieder die Rückwirkung hat, eine Menge Handelszweige hervorzurufen, die sonst gar nicht entstehen können. Auch darf man nicht meinen, daß der davon zu erhoffende Vortheil sich nur in den Seestädten concentrire, sondern der Flor der Seestädte wirkt weit in das Land hinein, wie man zur Zeit der Hansa sah, welche so viele Binnenstädte des nördlichen Deutschlands blühend machte, die seitdem gar sehr zurückgekommen sind. Aber wie ganz anders ist das Alles im südlichen Deutschland und noch mehr in Oesterreich, wo man niemals einen umfangreichen Handel mit groben Artikeln treiben kann, weil sich die Frachtkosten zu hoch stellen würden. Vielmehr muß man dort streben, nur feinere und werthvollere Artikel zu exportiren und den Import auf das Unentbehrliche zu beschränken. Man wird also dem Schutzzoll-System geneigt, und vor Allem auf Binnenhandel bedacht sein, welchem man den auswärtigen Handel unterordnet. Und was soll man sich dort um Schifffahrt und Seestädte kümmern, da man selbst nur Triest hat und eine natürliche Verbindung der Binnenstädte mit der See fast gar nicht existirt. Dort fanden daher die Theorien des seligen List ihren wahren Boden, und wir sind weit entfernt, denselben ihre relative Berechtigung abzusprechen, denn in der That hat der Handel in Augsburg eine ganz andere Physiognomie als in Stettin.

Alle diese commerciellen Unterschiede, welche aus der geographischen Lage des Landes, wie aus den Sitten und Zuständen der Bevölkerung entspringen, sind so mächtig und tief gewurzelt, daß sie durch den Zollverein keineswegs ausgeglichen, sondern nur in Folge dessen zeitweilig übersehen wurden, und zwar zu unläugbarem Nachtheile Preußens, welches sich mit lauter Binnenstaaten verbunden hatte und dadurch immer mehr von seinem naturgemäßen maritimen Beruf abgelenkt wurde; wie dies in so vielen Erscheinungen hervortritt, wovon wir hier nur die wichtigsten anführen wollen.

Unser Zolltarif, ursprünglich nach sehr liberalen Grundsätzen abgefaßt, erhielt durch den Zollverein eine retrograde Richtung, schon deshalb, weil er nicht systematisch fortgebildet werden konnte. In Beziehung auf Fabrikate wurde er durchaus schutzzöllnerisch. In Beziehung auf Consumtionsartikel, wie namentlich Wein und Colonialwaaren, hielt er sich zu hoch, und da sich unter dem Schatten dieses Tarifs die Rübenzucker-Fabrikation ausbreitete, welche den Colonialzucker immer mehr vom Markte verdrängte, so mußten unsre Schifffahrtsverbindungen geringfügig bleiben, insbesondere mit den Tropenländern.

Es konnte ferner nicht fehlen, daß die bevorzugte Fabrikation auch vorzugsweise die Capitalien anzog, die sich folglich von dem Landbau abwandten, und da der Landbau noch außerdem die ihm nöthigen Manufacte, wie namentlich auch Eisenwaaren, theurer bezahlen mußte, so konnte der Landbau nicht in dem Maße fortschreiten, und folglich auch nicht so viel Exportmittel liefern, als bei einem zweckmäßigeren Handelssystem geschehen sein würde, so daß auch dies zum Nachtheil für die Schifffahrt ausschlug.

Man achtete überhaupt die Urproduction für viel geringer als die Kunstproduction, insbesondre als die technischen Gewerbe, und war daher in der Anlage der Communicationsmittel mehr auf diese als auf jene bedacht, also mehr auf Landstraßen als auf Wasserstraßen. Diese letzteren sind aber für den Transport massiger Artikel am wichtigsten, und immer die vornehmsten Hebel der Seeschifffahrt gewesen, wie die Erfahrung lehrt. Denn darum hat man früher in Holland, dann in England und später in Nord-Amerika so große Anstrengungen auf den Canalbau verwandt. Auch wäre es irrig, zu glauben, daß Canäle in Zukunft durch die Eisenbahnen überflüssig werden würden. Dafür spricht das Beispiel der so sehr praktischen Nordamerikaner, die durch den Eisenbahnbau sich keinesweges vom Canalbau abhalten lassen, und deren Handel noch heute von dem Erie-Canal mehr Nutzen zieht, als von irgend einer Eisenbahn. Bei uns hingegen hat man seit lange nur geringen Werth auf Canalbauten gelegt, welche der große Friedrich so wohl zu schätzen wußte, und ein Blick auf die Landkarte zeigt, daß unsere inneren Wasser-Communicationen noch durch sehr wesentliche Zwischenglieder verbessert werden könnten.

Desgleichen zeigt ein Blick auf die Landkarte, daß unsre Eisenbahnen vorzugsweise zur Verbindung von Binnenplätzen bestimmt sind. Hätten wir hingegen ein maritimes Handelssystem, so würden auch unsre Eisenbahnen vorzugsweise nach den Seehäfen gerichtet sein, was aber so wenig der Fall ist, daß Häfen wie Stralsund, Königsberg und Memel, noch heute durch keinen Schienenweg mit ihrem Hinterlande verbunden sind.

Sehen wir jetzt endlich auf die Seeschifffahrt selbst, welche durch das Zollvereinssystem so sehr benachtheiligt worden ist, so müssen die

Unterstützungen, welche dieselbe von Staatswegen erhalten, im Vergleich zu den außerordentlichen Begünstigungen, deren sich das Fabrikwesen zu erfreuen hatte, als sehr gering erscheinen. Wir wollen damit keinesweges Schutzzölle für unsere Schifffahrt fordern, und noch weniger kommt es uns in den Sinn, das Fabrikwesen oder das Eisenbahnwesen herabzusetzen, sondern wir meinen nur, was dem Einen recht ist, ist dem Anderen billig, und da es auf dem ganzen Gebiete der Volkswirthschaft überhaupt nichts absolut Gutes giebt, so kommt es vor Allem darauf an, daß alle Zweige der Volkswirthschaft sich im rechten Verhältniß zu einander entwickeln, und wir behaupten, daß dies nicht der Fall gewesen ist. Wir halten also unser Fabrikwesen keineswegs für zu ausgedehnt, aber wir halten unseren Seehandel im Verhältniß dazu für zu gering, und wenn wir gewiß noch nicht zu viel Eisenbahnen haben, so haben wir doch ganz gewiß zu wenig Seeschifffahrt. Auch können wir nicht wohl absehen, warum derselbe Staat, welcher Eisenbahnlinien subventionirt, nicht eben so auch Dampferlinien subventioniren sollte, und zwar um so mehr, als wir meinen, daß Preußen, als norddeutscher Küstenstaat gerade vorzugsweise auf den Seehandel Werth legen müßte.

Sogar der ganze Zollverein hätte dazu Veranlassung gehabt, weil ihm ja selbst nur die Seeseite offen war. Denn seine Westgrenze war durch das französische Prohibitivsystem so gut wie gesperrt, die Ost- und Südgrenze nicht minder, da der russische wie der österreichische Tarif bis noch vor Kurzem ebenfalls prohibitorisch waren. Man sollte meinen, unter solchen Umständen hätte der Zollverein seine Blicke vorzugsweise auf die See richten müssen, da seine Landgrenzen, wie gesagt, fast überall gesperrt waren. Aber im Gegentheil, man ging nur auf Binnenhandel aus, und anstatt sich nach der See hinzuwenden, welche uns mit der ganzen Welt verbindet, vertiefte man sich nur um so mehr in das System des Binnenhandels, und erwartete alles Heil von einer Erweiterung des Zollgebietes durch den Beitritt Oesterreichs zum Zollverein.

So sind denn die mitteleuropäischen Projecte en vogue gekommen, und wir sollen unser Handelssystem danach abmessen, daß es so viel als möglich dem österreichischen conform wird, d. h. wir sollen dem Meere den Rücken zudrehen, und uns zum Schleppträger eines großen Binnenlandes machen. Oder wie könnte es wohl anders sein? Denn es ist ja klar, wenn doch Alles auf Binnenhandel hinausläuft, so ist Oesterreich ein größeres Gebiet als der gesammte gegenwärtige Zollverein, und der Schwerpunkt des Ganzen müßte dann nach Oesterreich fallen.

Das ist die Consequenz des Zollvereinssystems, und das ist die Perspective seiner Zukunft.

Jetzt bitten wir den geneigten Leser, diese Perspective in's Auge zu fassen, um sich dann die Frage zu stellen, ob es wohl in der ganzen

Weltgeschichte jemals erhört ist, daß ein Binnenland ein commercielles Uebergewicht erlangte, oder ob es nicht immer und ewig die Küstenländer waren, welche in der Handelswelt herrschten? Und jetzt will man den Norddeutschen einreden, daß sie die unermeßlichen Vortheile, welche ihnen ihre maritime Lage darbietet, für nichts achten sollten, um sich dafür zum Nachtrab eines großen Binnenlandes zu machen, — dieselben Norddeutschen, deren Ahnen zur Zeit der Hansa mit ihren Flotten die Meere bedeckten.

So sehr hat die Zollvereinspolitik bereits unsern Blick getrübt, daß wir unsere allernatürlichsten Interessen aus den Augen verlieren. Und so sehr haben sich alle Gesichtspunkte verschoben, daß wir Preußen diejenigen Provinzen, welche doch grade für unsere commercielle Entwickelung am allerwichtigsten sind, nämlich unsere Ostseeprovinzen mit ihren langgestreckten Küsten und den Mündungen dreier großer Ströme, für gering achten, um unsere Vorliebe dem südlichen und westlichen Deutschland zuzuwenden, von wo aus der Aufschwung unseres Handels kommen soll. Ja, wir leben wie im Traume. Ist es aber Preußen in der That beschieden, dereinst eine Rolle im Welthandel zu spielen, wie wir dies allerdings glauben, — wo anders können wir die Hebel unserer commerciellen Entwickelung ansetzen, als in Stettin und in Danzig und Memel, wie zugleich in Hamburg und Bremen? Statt dessen suchen wir die Stützpunkte in Baden, Württemberg und Baiern, wenn nicht gar noch hinter den Karpathen. Immer tiefer möchten wir uns in das Binnenland hineingraben, während doch der Welthandel immer und ewig nach dem Meere hindrängt. Es scheint wohl, der Zollverein ist wasserscheu. Allein wir Norddeutschen sind von Natur Amphibien, und nicht umsonst hat uns die Vorsehung mit so tüchtigen seemännischen Anlagen ausgerüstet, daß unsere Matrosen zu den besten der Welt gehören. Wir sind zur Schifffahrt bestimmt, und müssen die Beförderung der Schifffahrt zum Mittelpunkt unserer Handelspolitik machen. Wir müssen das um so mehr thun, je mehr die Schifffahrts-Interessen durch die Zollvereinspolitik benachtheiligt und vernachlässigt worden sind.

Der deutsche Süden und Oesterreich können sich diesen Tendenzen nicht anschließen. Es wäre gegen die Natur. Möge also die trübe Vermischung politischer und mercantiler Tendenzen verschwinden, und sagen wir es unumwunden heraus, daß die Handelsinteressen uns trennen, und daß sie uns um so mehr trennen werden, je deutlicher wir sie erkennen, und je energischer wir sie zur Geltung bringen wollen.

Wäre Deutschland im vollen Sinne des Wortes ein einheitlicher Staatskörper, so würde man vielleicht Mittel finden, um diese Gegensätze auszugleichen, und doch würde es selbst dann sehr schwierig sein. Darum sah man im Mittelalter, als das Kaiserthum noch eine wirkliche Macht war, daß gleichwohl doch kein einheitliches Handelssystem

in Deutschland aufkommen konnte, sondern der Norden hatte seine Hansa, während die oberdeutschen Städte vorzugsweise über Italien handelten und ihre überseeischen Verbindungen vornehmlich durch Genua und Venedig vermittelten. Nun aber, seitdem Deutschland in eine Reihe souverainer Staaten zerfallen ist, von denen Preußen sogar über Deutschland hinausragt, und Oesterreich sogar mit dem bei Weitem größten Theile seines Gebietes außerhalb der deutschen Grenzen liegt, — da wäre es mehr als eine Chimäre, aus diesem ganzen Ländercomplex ein einheitliches Zollgebiet machen zu wollen.

Und warum sollte dies wohl geschehen? Etwa um alle diese Staaten durch ein neues Band der Gemeinschaft zu verknüpfen? Ach, im Gegentheil, es würde eine Concordia discors daraus entstehen, mit einer unversieglichen Quelle neuer Zwietracht und Rivalitäten, deren wir schon übergenug haben. Wir unsererseits werden nicht aufhören, für ein Zusammenwirken aller deutschen Staaten nach Außen hin unsere schwache Stimme zu erheben und das Zusammengehen von Preußen und Oesterreich für die Grundbedingung einer deutschen Politik zu erklären, aber eben deswegen müssen wir die Zoll-Einigungs-Projecte weit von uns weisen, weil die erwünschte Verständigung dadurch nicht befördert, sondern verhindert wird. Politische Allianzen und Zollvereine sind ganz verschiedene Dinge. Denn jene beruhen vor Allem auf der Gemeinschaft der von Außen her drohenden Gefahren, diese aber auf der Homogenität der inneren Verhältnisse, wonach jeder Staat die Zweckmäßigkeit seines Handelssystems zu beurtheilen hat. Eine andere Lage des Landes, andere Sitten und Bedürfnisse der Bevölkerung machen eine Zoll-Einigung unmöglich, aber eine politische Allianz hindern sie nicht im Geringsten, und das allein ist es, worauf es uns ankommt.

Nehmen wir die deutschen Dinge, wie sie sind, und versuchen uns nicht in Formen, denen das Material widerstrebt. Deutschland ist nicht dazu bestimmt, einen einheitlichen Körper zu bilden. Das hat seine Natur angedeutet und seine Geschichte bestätigt.

Im Süden an den Grundstock des europäischen Continents, an das Alpengebirge angewachsen, fällt es in dem langgestreckten Donaubecken dem Schwarzen Meere zu, während es auf der anderen Seite sich nach der Nordsee und Ostsee abdacht, denen in fast paralleler Richtung eine Reihe von Strömen zufließen, von welchen nur der Rhein sich einigermaßen der Donau nähert, während die übrigen durch die mitteldeutschen Gebirge von dem Donaugebiet geschieden sind. Das ist kein Terrain für eine centralisirte Einheit, sondern für abgesonderte Gebiete. Stämme von zäher Eigenthümlichkeit haben sich darin angesiedelt, und die geringe politische Cohäsion, welche das Ganze im Mittelalter erlangte, ging in den religiösen Kämpfen unwiederbringlich verloren. Seitdem ist nur eine lose Föderation möglich, deren Hauptzweck in der

gemeinsamen Vertheidigung gegen das Ausland liegt, und die gerade diesen allerwichtigsten Zweck um so sicherer erfüllen wird, je mehr wir uns davor hüten, Ansprüche an diese Föderation zu machen, welche sie niemals erfüllen kann. Denn ihre Mitglieder sind und bleiben souveraine Staaten, dazu getrennt durch die Verschiedenheit ihrer Verfassungen, wie durch die Religion und durch die Handelsinteressen.

Mag der deutsche Süden mit Oesterreich seine Aufgabe darin finden, die Alpenkette zu durchbrechen, um sich den Zugang zu den mediterranen Ländern zu eröffnen und, der Donau folgend, seine Handelsverbindungen über den Orient auszubreiten, — es ist sein natürlicher Beruf, zu dem wir ihm aufrichtig Glück wünschen, der aber Gesichtspunkte aufstellt und Maßregeln gebietet, welche nicht die unserigen sind. Wir haben die nördlichen Meere vor uns und in weiterer Perspective die transatlantischen Länder, und wir suchen unsere Wohlfahrt in einer ausgedehnten Seeschifffahrt nach dem Vorbilde der alten Hansa.

Auf der Hansa beruhte die commercielle Größe Norddeutschlands, und gedenken wir je wieder zu einer commerciellen Größe zu gelangen, so müssen wir eine neue Hansa stiften, d. h. einen norddeutschen Handelsbund, in welchem Preußen seine natürliche Stellung finden wird. Unsere junge Marine wird dann das Schwert des neuen Hansabundes sein. Nur dadurch erhält sie selbst Sinn und Bedeutung, und wenn der Aufschwung des norddeutschen Seehandels den Schutz einer Kriegsmarine bedarf, so ist umgekehrt die Entwickelung dieser Kriegsmarine selbst nicht möglich, so lange wir unser Handelssystem nicht auf den Seehandel basiren.

So verflechten sich unsere wohlverstandenen Handelsinteressen mit den Interessen unserer Machtstellung. Denn wenn ein mercantiler Aufschwung ganz unläugbar zugleich ein politisches Machtmittel gewährt, so gilt dies vor Allem von dem Seehandel. Binnenhandel, so schwungvoll er auch immer sein mag, wirkt doch immer nur auf die nächste Nachbarschaft ein, die Schifffahrt hingegen ist nach Außen gerichtet, sie umspannt die weite Welt, und Schiffe tragen den Namen ihrer Heimath bis an die fernsten Gestade.

Zur Philosophie der preußischen Geschichte.

Wer auch nur eine wohlbestellte preußische Elementarschule besucht hat, der hat gewiß einige Worte von Karl dem Großen, von Heinrich IV. in Kanossa, von Rudolph von Habsburg u. s. w. gehört. Aber es giebt Leute genug, die eine mehr als elementare Bildung genossen, ohne je ein Wort von Herrman von Salza oder von Winrich von Kniprode gehört zu haben. Wir selbst erinnern uns aus unserer

Jugendzeit, die wir auf zwei preußischen Gymnasien verbrachten, daß uns in der Schule niemals von dem deutschen Orden erzählt wurde, der doch so wesentlich zur Gründung des preußischen Staates beigetragen hat.

Schon dies wäre Grund genug, um unserer Jugend einige Kenntniß von der Geschichte dieses Ordens zu geben, auch selbst wenn dieselbe nicht zugleich einer der ruhmreichsten Zweige der deutschen Geschichte wäre. Es kommt hinzu, daß das ehemalige preußische Ordensland zugleich von allen Provinzen des heutigen preußischen Staates diejenige ist, deren Geschichte die meisten die Phantasie ergreifenden Elemente enthält. Denn welch ein erhabenes Bild: ein Häuflein deutscher Ritter, halb Krieger und halb Mönche, inmitten eines heidnischen noch halb barbarischen Volkes ein Reich gründen zu sehen, das sich fast wie durch einen Zauber nicht nur zu einer gefürchteten Macht im Norden erhob, sondern zugleich zu einer hochentwickelten Cultur gelangte, die so bedeutungsvolle Monumente bis auf unseren Tag hinterlassen hat! Es ist eine schwungvolle Geschichte wie Eine, und bietet eben deswegen einen schätzbaren Stoff für die Jugend, weil die Jugend etwas verlangt, was nicht bloß ihren Verstand bildet und ihr Gedächtniß anfüllt, sondern zugleich ihre Phantasie anfeuert. Denn ein Knabe ohne Phantasie wird als Mann ein Philister sein. Nun mag man auf höheren Schulen solche schwungvollen Stoffe aus der ganzen Weltgeschichte entnehmen, aber in niederen Schulen wird man sich auf die vaterländische Geschichte beschränken müssen, und haben wir dabei unser preußisches Vaterland im Auge, so bietet dessen ältere Geschichte nichts, was sich in dieser Beziehung mit der Ordensgeschichte vergleichen ließe.

Wir halten es für einen sehr folgenreichen Irrthum, wenn in den Lehrbüchern der preußischen Geschichte die Mark Brandenburg als der eigentliche und alleinige Kern des preußischen Staates dargestellt wird, während es doch thatsächlich vorliegt, daß die Erhebung des preußischen Länder-Complexes zu einem souveränen europäischen Staat den erforderlichen Stützpunkt nicht sowohl in der Mark, als vielmehr in dem ehemaligen Ordenslande fand, worauf der große Kurfürst die Souverainetät, sein Nachfolger die Krone basirte. Auch war die Wichtigkeit, welche dieses Ordensland dadurch für den ganzen preußischen Staat erhielt, nicht etwas bloß Zufälliges oder Vorübergehendes, sondern die ehemalige Ordensherrschaft hat vielmehr dem späteren preußischen Staate selbst vorgearbeitet, und dessen Entwickelung allein möglich gemacht. Man stelle sich nur die Frage, welchen Verlauf die Ereignisse ohne diese Ordensherrschaft wohl genommen haben würden? Aller Wahrscheinlichkeit nach würden dann die Küstenlandschaften am Niemen, am Pregel und an der Weichsel, nebst ganz Hinterpommern, dem Polenthum verfallen sein, welches ja unter seinen ersten großen Königen aus dem Hause der Piasten seine Herrschaft bis über die Oder aus-

breitete. Wäre also Polen nicht bloß ein großes Binnenland, sondern zugleich ein Küstenland geworden, so hätte es gewiß einen viel größeren Aufschwung und ein viel größeres Gewicht in Europa gewonnen, und würde daher wahrscheinlich auch noch heute bis an die Oder herrschen. Allein, indem der deutsche Orden sich an der Weichsel und am Pregel etablirte, verdrängte er damit das Polenthum von der See, und dies Ereigniß wurde so entscheidend, daß Polen selbst auf dem Gipfel seiner Macht niemals irgendwelche maritime Bedeutung erlangt hat, obwohl es damals Danzig beherrschte. Denn dieses Danzig war inzwischen eine deutsche Stadt geworden, und war dies durch die Ordensherrschaft geworden, durch welche nicht nur die Colonisation des eigentlichen Ordensgebietes bewirkt, sondern auch die Verdeutschung von Hinterpommern und der Neumark sehr wesentlich befördert wurde, weil diese Landschaften die große Heerstraße für die deutschen Colonisten und Krieger war, welche in das Ordensgebiet einzogen.

Bildeten die brandenburger Markgrafen den Stützpunkt der deutschen Herrschaft in dem Binnenlande zwischen Elbe und Oder, so war der Hochmeister zu Marienburg der Stützpunkt der deutschen Herrschaft in dem Küstenlande zwischen der Oder und dem Niemen, und ohne dies hätte der heutige preußische Staat niemals entstehen können.

Die Bildung des preußischen Staatskörpers beruhte also auf zwei Krystallisationspunkten. Dies ist ganz unbestreitbar, und wir halten es für überaus wichtig, daß man darüber zum klaren Bewußtsein gelange, weil gerade darin die doppelte Bedeutung Preußens als eines deutschen und eines europäischen Staates begründet liegt. Aus der Mark Brandenburg hätte sich niemals ein europäischer Staat entwickeln können, weil sie immer nur ein Gebiet des deutschen Reiches war. Nicht so das Ordensland, das niemals einen integrirenden Theil des deutschen Reiches gebildet hat, obgleich die Hochmeister den Rang eines Reichsfürsten hatten. So ragte der preußische Staat schon in seinen ersten Grundlagen über Deutschland hinaus, und so sind es bis diesen Tag noch unsere baltischen Provinzen, welche Preußen den unvertilgbaren Charakter eines europäischen Staates geben, wodurch es von den deutschen Mittelstaaten nicht bloß quantitativ, sondern qualitativ verschieden ist.

Wie konnte man nun diese so unbestreitbaren Thatsachen so sehr aus dem Bewußtsein verlieren, daß man sich im Jahre 1848 bis zu der Proclamation des Aufgehens Preußens in Deutschland verleiten ließ? Wir meinen, man hätte sich niemals so weit verirren können, ohne jene unrichtige Darstellung der preußischen Geschichte, welche den preußischen Staat wie ein rein deutsches Gebilde behandelt, woran sich das ehemalige Ordensgebiet nur wie ein Nebenland anschlösse. Und niemals hätten solche Aufgangsgedanken in den Ueberzeugungen unserer gebildeten Stände Anklang finden können, wenn dieselben in ihrer Ju-

gend einen gründlicheren und umfassenderen Unterricht in der preußischen Geschichte genossen, und insbesondere über die Bedeutung des preußischen Ordenslandes belehrt gewesen wären.

Es ist wahr, die deutschen Hochmeister, so großartige Gestalten sie waren, können sich doch bei weitem nicht mit den deutschen Kaisern vergleichen, deren Bild eine jugendliche Phantasie immer mächtig ergreifen wird. Aber es ist nicht minder wahr, daß sie für den preußischen Staat wichtiger gewesen sind als die deutschen Kaiser, von denen nur die Ottonen einen nachhaltigen Einfluß auf unsere Länder östlich von der Elbe ausgeübt haben. Von da an nimmt die deutsche Kaiser-Geschichte Abschied von diesem Ländergebiet, und hat es später nur momentan und nur äußerlich berührt. Was also dieses Ländergebiet später geworden ist, das verdankt es sich selbst. Wenn darum Preußen seinen deutschen Ursprung wie seinen deutschen Beruf niemals vergessen darf, so darf es noch weniger vergessen, daß sein Ursprung wie sein Beruf über Deutschland hinausreicht, und daß es für Deutschland selbst nur in dem Maße heilsam wirken kann, als es sich als *europäischer* Staat geltend zu machen versteht. Preußens Zukunft hängt von seiner europäischen Machtstellung ab. Das halten wir für unläugbar, und wenn gleichwohl das öffentliche Bewußtsein darüber geschwächt und verdunkelt werden konnte, so ist die preußische Politik um deswillen nicht wirksamer für Deutschland geworden, sondern was übrig blieb, war eine thatenlose Deutschthuerei.

So viel hängt davon ab, daß ein Staat ein klares Bewußtsein über seinen Ursprung, wie über seine Bestimmung habe, und es ist vor Allem der geschichtliche Unterricht, welcher dieses Bewußtsein in der Nation erwecken und pflegen soll.

Schill.

Die nachfolgende Mittheilung, welche für die vaterländische Geschichte von Wichtigkeit ist, hat einen hochstehenden preußischen Militär, der einst selbst Schill'scher Cavallerie-Offizier war, zum Verfasser. Sie ist eine Ehrenrettung im schönsten Sinne des Wortes, und da sie von einem Augenzeugen und hervorragenden Theilnehmer des letzten Schill'schen Zuges herrührt, so darf sie als eine wesentliche Ergänzung und Berichtigung aller bisherigen Darstellungen des kühnen Unternehmens betrachtet werden. Wir stimmen mit dem Herrn Verfasser darin vollständig überein, daß Schill einer gerechten und umfassenden Würdigung noch bedarf, und es wird dabei namentlich seine Haltung bei der Vertheidigung Kolbergs und ferner der Zusammenhang zu beachten sein, in dem er bei seiner letzten That zu einem organischen Aufstandsplane steht, dessen kleinster Theil allerdings nur ans Tageslicht gekommen ist.

In der nächsten Zeit nach dem Kriege von 1806 und 1807 wurde unter denen, die in diesen unglücklichen Feldzügen sich ausgezeichnet hatten, fast Keiner so hoch gefeiert wie Schill. Er wurde von seinem Könige außerordentlich erhoben und geehrt. Sein Einzug in Berlin, an der Spitze seines Regiments, war für ihn ein Triumphzug — und in der That hatte er auch, von dem Augenblicke an, wo er als Lieutenant im Regiment Königin-Dragoner schwer verwundet das Schlachtfeld von Auerstädt verließ, Außerordentliches geleistet.

Dieser Enthusiasmus verminderte sich bis zu seinem bekannten Abmarsche nicht. Auch nach seinem Tode war die Theilnahme für ihn allgemein, wie die Anerkennung seiner aufopfernden Treue und seines Heldenmuthes. Sein tragisches Ende wurde allgemein bedauert.

Später brachten die großen Ereignisse die ganze Episode in Vergessenheit, die früher als das bis dahin einzige Beispiel der Auflehnung gegen die Macht, welche uns niedergeworfen hatte und auf unerträgliche Weise tyrannisirte, so unglücklich sie auch ausgefallen war, die Gemüther lebhaft erregt und angesprochen hatte.

In neuerer Zeit endlich, wenn man sich der Vergangenheit erinnerte, der Begebenheiten und Personen, die dabei betheiligt waren, hörte man von vielen Seiten das ganze Unternehmen von Schill als gänzlich kopf- und zwecklos verdammen und seine Persönlichkeit heruntersetzen.

Es läßt sich begreifen, wenn man in späteren Zeiten, wo die früheren Drangsale und Demüthigungen so weit vergessen waren, daß man häufig einem wahren Cultus der Verehrung für den Kaiser Napoleon begegnete, ein Unternehmen mit andern Augen betrachtete, welches eben nur durch den unerträglichen Druck der damaligen Zeit und durch den glühenden Haß gegen den Unterdrücker hervorgerufen war; aber weshalb denn Schill nun auch ein ganz unbefähigter gewöhnlicher Mensch gewesen sein sollte — das läßt sich schwer begreifen und ist nur aus der Neigung der Zeit zu erklären, welche eine ganz profitlose Aufopferung seiner Person nicht begreift und für pure Dummheit hält, wie dem entsprechend, einzelne Thaten einer dem Anschein nach zwecklosen Tapferkeit, die man sonst wohl Heldenthaten nannte, als in der Trunkenheit vollbracht betrachtet.

Denn *weshalb sonst?* — So auch wird Schill beurtheilt — und das hätte nicht so viel auf sich, — denn die Zeiten und die Geschichte der Menschen ändern sich, und später würde vielleicht an einen Mann, der wie Schill aus reiner Treue für seinen König eine gefeierte Existenz mit den glänzendsten Aussichten für die Zukunft und sein Leben dahingab, ein anderer Maßstab gelegt werden. — Aber anders ist es, wenn der Geschichtsschreiber einen solchen Mann, den zu seiner Zeit sein Land mit Recht als einen Helden verehrte, der Nachwelt als einen

feigen Menschen überliefert, der in den letzten entscheidenden Stunden seines Lebens seinen Muth nur noch aus der Flasche schöpfen konnte.

So erzählt Dr. Förster in seinen „Sechs Jahre preußischer Geschichte", nachdem er in der Beschreibung der Schill'schen Unternehmung bis zu der Katastrophe von Stralsund gekommen ist und der leicht zu erklärenden Unzufriedenheit der Bürger Erwähnung gethan hat, ferner:

„Auch unter seinen (Schill's) eigenen Truppen, selbst unter den Offizieren, wurde die Unzufriedenheit immer lauter und die Unordnung immer größer; anstatt hier entschlossen durchzugreifen, zeigte sich Schill den Seinen entweder im Zustande großer Aufgeregtheit, wenn er der Flasche stark zugesprochen hatte, oder großer Entmuthigung, wenn er die Lage der Dinge nüchtern betrachtete."

Wie aber mag es zugehen, daß hier Dr. Förster, nachdem er dem Charakter und den Leistungen Schill's in demselben Werke alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, nachdem er ihn sogar zu einem Helden stempelt, dem nur das Glück bei seinem letzten Unternehmen fehlte, um sich als Befreier Deutschlands eine Statue neben Blücher und York zu erwerben, — wie mag es zugehen, fragen wir, daß er diesen Helden vor seinem gewiß nicht ruhmlosen Ende noch schließlich so tief durch den Staub zieht? — Es kann ihm dies selbst nur schmerzlich gewesen sein; jedenfalls aber wäre der Gegenstand einer tieferen und treueren Erforschung werth gewesen.

In der Wahrheit verhielt es sich anders.

Nicht unter den Offizieren, die zu Schill gehörten, zeigte sich Mißtrauen oder Unzufriedenheit, wohl aber wurden einzelne Symptome davon unter den Husaren bemerkbar, und es ergab sich, daß von einigen der vielen während des Zuges zugeströmten Offizieren, und zwar von solchen, die entweder nicht unter den lautersten Absichten sich angeschlossen hatten, oder denen die Sache schließlich zu hoffnungslos vorkam, in der Stille Versuche gemacht waren, Leute zum Abfall zu bewegen.

In Folge dessen ließ Schill am 30. April, Nachmittags, die Cavallerie ausrücken, rief einige verdächtig gewordene Offiziere vor die Fronte und befahl ihnen, sofort das Corps zu verlassen; den Einen derselben, der sich notorisch durch Plünderung bereichert hatte, wollte er erschießen lassen und begnadigte ihn nur, indem er den Bitten des Offizier-Corps nachgab.

Bei dieser Gelegenheit zeigte Schill keine Schwäche, und auch keine Aufgeregtheit, die er der Flasche verdankt hätte.

Als der feindliche Angriff geschah, zeigte sich Schill bis zu seinem Ende durchaus seiner selbst würdig; er that, was ein Anführer thun konnte, um durch sein Benehmen den Seinigen ein leuchtendes Beispiel zu geben. Dem Feinde bei dessen großer Ueberlegenheit auf freiem

Felde entgegen zu treten, wäre thöricht gewesen, wahrscheinlich aber würde der feindliche Angriff an diesem Tage zurückgewiesen worden sein, wenn die aufgebotene Infanterie mehr Lust zum Fechten gehabt hätte, besonders aber, wenn es nicht an Artilleristen gefehlt hätte, da ohne diese die zahlreichen Geschütze ohne Nutzen blieben.

Nicht in den letzten Stunden erst begriff Schill, daß es für ihn nur „Sieg oder Tod" gab.

Er war sich dessen vom ersten Anfange des Unternehmens an bewußt gewesen, und er hat diese Ueberzeugung oft genug ausgesprochen.

Es schwebt ein Dunkel darüber, ob er wirklich die Absicht gehabt hat, noch im letzten Augenblick eine unerhörte Katastrophe herbeizuführen, um darin zu enden. Der General Gratien äußerte zu den Offizieren, die mit ihm unterhandelten — es waren die Lieutenants Freiherr v. d. Horst (gegenwärtig General-Lieutenant z. D.) und v. Rudorff († 1815) —, die bestimmte Meinung, „daß Schill die Absicht gehabt hätte, sich mit seinen Feinden in die Luft zu sprengen."

Gewiß ist nur, daß er eine sehr große Quantität Pulver im Zeughause hatte zusammenbringen lassen und daß er kurz vor dem Eindringen des Feindes einem Offizier Befehle ertheilte*), deren Ausführung durch das schnelle Ausbreiten des Feindes in den Straßen unmöglich wurde, die aber einen ähnlichen Entschluß als möglich erscheinen ließen. Wahrscheinlich hatten die Behörden der Stadt dem feindlichen General hiervon Kenntniß gegeben.

Es muß wiederholt werden, daß Schill auch in diesen letzten Stunden sich treu geblieben ist, sein verwegener Muth hat ihn keinen Augenblick verlassen.

Der feindliche General selbst gab ihm ein höchst ehrendes Zeugniß seines Verhaltens an diesem Tage. Er sagte u. a. zu den oben angeführten Offizieren: „Ihr Anführer war ein tapferer Mann, und es ist zu beklagen, daß ein so vortrefflicher Soldat auf diese Weise hat enden müssen." — Und wir sollten sagen, daß er diesen Nachruhm nur der Flasche verdankt hätte?

Friedrich der Große sagte zu einem General, der einen Offizier, mit dem der König sehr zufrieden war, der Neigung zum Trunk beschuldigte: „Sauf' Er auch!" —

Nun, Schill hat von seinem ersten Auftreten an Vieles geleistet, was vielleicht Andere unter ähnlichen Verhältnissen eben so gut hätten

*) Lieutenant Freiherr v. d. Horst erhielt von Schill den Befehl, von den Behörden die Herbeischaffung von brennbaren Materialien zu verlangen und diese an einem bestimmten Ort aufhäufen zu lassen. Die Ausführung dieses Befehles war nicht mehr möglich, denn als der Lieutenant v. d. Horst nach vielen begreiflichen Einreden endlich eine Magistratsperson zum Rathhause herausführte, erhielten bereits die auf dem Platze vor dem Rathhause abgesessen haltenden Escadrons von dem bereits eingedrungenen Feinde ein heftiges Feuer, und die Soldaten mußten schnell aufsitzen und konnten sich mit ihrem Lieutenant nur noch mit Mühe retten.

vollbringen können — sie thaten es aber grade nicht; und haben diese Thaten denn nothwendig nur in der Flasche gesessen, so möchte man in ähnlichen Fällen den Leuten dasselbe zurufen.

Aber Schill hat es ohne Flasche gethan.

Er war niemals auch nur entfernt ein Freund derselben, überall höchst mäßig, und der schmachvolle und widerliche Vorwurf, daß sein stets verwegener Muth ein angetrunkener gewesen sei, soll hiermit für immer zurückgewiesen werden.

Sein Temperament war ein leicht erregbares, und sein Geist kannte keine Mühe. Er ergriff Alles, selbst das Kleine, mit großem Eifer und exaltirte sich leicht. Seine in der Schlacht von Auerstädt erhaltenen Kopfwunden beschwerten ihn öfters, und er trug deshalb gern eine leichte Mütze als Kopfbedeckung, so auch in Stralsund. Diese Mütze, wie seine Orden und seine kurze Tabackspfeife, befanden sich in den Händen des Generals Gratien und wurden von ihm den unterhandelnden Offizieren vorgezeigt.

Die in dem gedachten Werke gelieferte Beschreibung der vorgekommenen Gefechte und Märsche aber hat in militärischer Beziehung keinen Werth. Der Zweck dieser Zeilen ist es nicht, darauf näher einzugehen. Nur um noch einige Namen von tapferen Männern der Vergessenheit zu entreißen, sei bei dem Gefecht von Dodendorf angeführt, daß bei den Attaquen der verschiedenen Schwadronen die Escadron-Führer Rittmeister v. d. Kettenburg, v. Diezelsky und v. Stössel, ferner die Lieutenants v. Voigt (reitende Jäger-Escadron) und Liedtke auf dem Platze blieben, Major v. Lützow, Lieutenant v. Kessel und Hehring (später in der Schlacht von Laon gefallen) schwer verwundet wurden. Lieutenant Stock wurde auf die in dem besagten Werke richtig erzählte Art erschossen.

Ueber die Vertheidigung von Stralsund ist nachzuholen, daß es, wie schon bemerkt, in hohem Grade thöricht gewesen wäre, einem so überlegenen Feinde (seine Stärke wurde an Ort und Stelle selbst auf 10,000 Mann angegeben) im freien Felde ein Gefecht liefern zu wollen, wobei es diesseits auch an Artillerie gemangelt hätte. Von einem vereinzelten Anmarsche der feindlichen Colonnen hatte keine der ausgeschickten Patrouillen Meldung gethan, und eine solche wäre auch nicht begreiflich gewesen. Bei der Vertheidigung selbst geschah, was möglich war. Von dem Husaren-Regimente waren zwei Escadrons, die sich abwechselten, mit Musketen bewaffnet und vertheidigten den Wall, woraus auch der große Verlust, den das Regiment erlitt, sich erklärt, da diese Escadrons nicht mehr zu Pferde kommen konnten. Die Erstürmung ging nicht so rasch von Statten, indem der Angriff etwa um 9 Uhr Morgens seinen Anfang nahm und der Feind erst Nachmittags vordrang. Der erste Angriff auf das Tribseer Thor wurde ganz abgeschlagen, und man

sagte, daß nur das Drängen des dänischen Generals Ewald den zweiten Angriff auf das Knieper Thor veranlaßt hätte.

Als der Rest des Husaren-Regiments sich an dem Franken Thore Angesichts einer überlegenen feindlichen Cavallerie gesammelt und formirt hatte, hielt das Gefecht inne, und es erschien der Oberst Stedmann, Chef des feindlichen Generalstabes, und verlangte den commandirenden Offizier zu sprechen. Dies war, als der Aelteste, der Premier-Lieutenant und Escadron-Führer v. Brunnow. Der Oberst machte im Namen seines Chefs den Vorschlag, daß der Rest des Regiments, bei der Unmöglichkeit einer längeren Vertheidigung und da Schill gefallen sei, sich als Kriegsgefangene ergeben sollte. Die Antwort war, „daß man sich bis auf den letzten Mann schlagen würde.“ Etwas Anderes hatte der Oberst wohl nicht erwartet, denn schon ein Blick auf die Husaren, deren Unruhe während dieser kurzen Unterhandlung sehr bemerkbar wurde, mußte ihn belehren, daß sein Antrag ein ganz erfolgloser sein würde.

Offenbar wohlmeinend, machte der Oberst einen zweiten Vorschlag, „ihm nämlich zwei Offiziere mitzugeben, um bei dem commandirenden General selbst auf freien Abzug zu unterhandeln. Bis zur Rückkehr dieser Offiziere sollte von keiner Seite ein Angriff geschehen (die in dem angezogenen Werke dem v. Brunnow zugeschriebene Rodomontade, „innerhalb 10 Minuten diese Bewilligung zu erhalten, oder anzugreifen,“ hat derselbe nicht ausgesprochen).

Die verlangten Offiziere wurden dem Obersten Stedmann mitgegeben. Er führte sie durch die von feindlichen, vielfach betrunkenen Soldaten vollgepfropften Straßen unter manchen Schwierigkeiten zum General Gratien, der bereits im Schlosse einlogirt war.

Die Offiziere wurden mit großer Artigkeit empfangen, aber die Unterhandlungen gingen nicht so schnell, denn wenn auch General Gratien sich günstig gestimmt zeigte, so erfolgte doch von anderen Seiten Widerspruch, und besonders heftig erklärte sich gegen den freien Abzug der dänische General Ewald, der u. a. die Zurückgabe von zwei dänischen Cavallerie-Offizieren verlangte, welche während des Handgemenges in der Stadt in die Hände der Husaren gefallen waren. Diese Auslieferung aber war nicht möglich, denn die beiden Offiziere waren nicht mehr vorhanden.

Endlich entschied der General Gratien nach einer Unterredung mit dem Obersten Stedmann. Der freie Abzug zur preußischen Grenze wurde bewilligt, und zwar nicht allein für die Reste des Husaren-Regiments, sondern auch für Alle, die sich bis zur Rückkehr der Offiziere noch bei demselben gesammelt haben könnten.

Es wurden 2 Offiziere vom Stabe des Generals beordert, um den abziehenden Truppen das Geleite bis zur preußischen Grenze zu geben.

Dies günstige Resultat war allein den Bemühungen des Obersten Stedmann zu verdanken. *)

Die Offiziere forderten nur noch, daß ihnen der Leichnam ihres verehrten Anführers vorgezeigt würde, um die unumstößliche Gewißheit seines Todes zu erlangen.

Sie wurden zu dem Ende in ein Haus geführt, in der Nähe der Stelle, wo Schill gefallen war, und sie fanden dort in einer unteren Stube den Leichnam bis auf's Hemde entkleidet auf einer Streu liegend. Er hatte eine Schußwunde über dem Auge und einen kurzen tiefen Säbelhieb in der Stirn. Er war sonst ganz unentstellt und das Gesicht zeigte noch die lebhaften Farben des Lebenden. Mißhandlungen hatte der Leichnam weiter nicht erfahren.

Als die Offiziere die Ihrigen wieder erreichten, war es fast Abend geworden. Brunnow hatte sich unbelästigt etwa 1000 Schritte weiter aus dem Bereiche des Feindes zurückgezogen, und der Marsch nach Demmin wurde unter Begleitung der beiden von General Gratien dazu beorderten Offiziere sofort angetreten.

Es bleiben schließlich noch einige Punkte zu berichten und zu erläutern, um Schill's ganze Persönlichkeit in ein richtiges Licht zu setzen, welches auch überall nur der Zweck dieser Zeilen ist.

Wenn es in dem angeführten Werke heißt, daß bei dem ganzen großen Unternehmen, so wie es projectirt war, „nämlich eine allgemeine Erhebung gegen den übermächtigen Napoleon," welcher allerdings sehr glücklicher Chancen zum Gelingen bedurfte, aber so unsinnig doch nicht war, wie es der späteren Zeit vielleicht erschien, — wenn es also dort heißt, daß die Hauptrolle dabei Schill zugetheilt wurde, so ist dies nicht das Richtige. Die Hauptrollen hätten sich im Großen später gewiß Andere vorbehalten, denen vorläufig der Boden noch gar zu unsicher sein mußte; aber die gefährlichste Rolle war Schill zugetheilt, und schwerlich hätte ein Anderer sich dazu gefunden; es gehörte dazu sein verwegener Muth, immer bereit, mit seiner Person zu bezahlen; immer bereit, für seinen König und Herrn den letzten Blutstropfen hinzugeben. Er wurde von einem im Unglücksfalle noch ziemlich sicheren Verstecke aus als „Fühlhorn" vorgeschickt, welches aber niemals wieder eingezogen werden konnte, sondern im Falle der Noth preisgegeben und seinem Schicksale überlassen bleiben mußte.

Anders ging es auch nicht, und er selbst befand sich darüber in keiner Täuschung. Man kann auch nicht sagen, daß er später von den Häuptern der Unternehmung im Stich gelassen wurde, denn mit welchem Nutzen hätten diese sich, da Alles fehlschlug, ihm noch bei seinem Untergange zugesellen sollen? Auch war nach diesem Fehlschlag und nach Schill's Tode das Unternehmen im Großen noch nicht völlig aufgegeben

*) In der Schlacht von Waterloo commandirte der Oberst Stedmann eine Division unter den Befehlen des Prinzen von Oranien.

worden, man wartete noch auf mögliche Siege der österreichischen Armee, und bedeutende Namen standen noch immer an der Spitze. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß Schill vor seinem Abmarsch bereits Nachricht von dem gänzlichen Mißlingen des versuchten Unternehmens in Kassel hatte. Herr v. Bothmer kam, nachdem Schill bei Wittenberg die Elbe passirt hatte, — ob an demselben Tage, oder Tages darauf, ist nicht mehr erinnerlich, — als Versprengter und flüchtig bei ihm an, und nach Allem, was darauf vorging, zu urtheilen, brachte er dort die erste Nachricht von dem Fehlschlag in Kassel wie von dem Triumph des Königs Jérôme, auf dessen Beseitigung als Machthaber eine Erhebung der Massen in Westfalen nur berechnet sein konnte; denn Schill versammelte seine Offiziere und sagte ihnen, „daß eben dieser Herr v. Bothmer — der noch bis nach dem Gefechte von Todendorff anwesend blieb, — die Nachricht von dem Mißlingen der Erhebung in Westfalen gebracht hätte; daß damit das ganze Unternehmen, wie es projectirt wäre, als gescheitert betrachtet werden könne, daß jetzt auf keine Unterstützung mehr zu rechnen sei. Er setzte hinzu, daß er es für seine Pflicht halte, seinen Offizieren, die ihm gefolgt wären, diese Lage der Sachen mitzutheilen. Es blieben jetzt zwei Wege übrig — entweder die österreichische Armee zu erreichen, oder auf eigene Hand zu versuchen, ob eine Erhebung des Volkes in Westfalen noch möglich sei; wählten die Offiziere das Erstere, so sei er bereit, das Regiment dahin zu führen. Er selbst aber bliebe dort nicht, denn er sei nicht ausmarschirt, um mit dem Regimente zu einer anderen Armee überzugehen (was er in dem Falle für seine Person weiter thun würde, darüber äußerte er sich nicht); wollten die Offiziere ihm aber weiter folgen, so sei er bereit, das Aeußerste zu versuchen; dafür erklärten sich Alle einstimmig, und besonders Lieutenant Stosch sprach sich begeistert dabei aus.

Einige Tage später, am 5. Mai, erfolgte das Gefecht von Todendorff — sehr ruhmvoll, aber ohne Resultat für den Zweck, weshalb es geliefert wurde. Während des nun folgenden Aufenthalts an der Elbe wurden vielfache Streifer durch das Land gesandt; alle fanden die Einwohner voll Bestürzung über die Vorgänge und deren Folgen in Kassel. Führer, auf die man hätte rechnen können, hielten die Sache für verloren, sahen nirgends eine hinreichende Unterstützung und waren besorgt, sich unnütz zu compromittiren. So sehr man denn auch überall der Anhänglichkeit an den angestammten König und der Abneigung gegen die Fremdherrschaft begegnete, so mußte man sich doch überzeugen, daß eine Erhebung in Masse gegen diese jetzt nicht möglich war. Wenn Herr Dr. Förster sagt: „Die westfälischen Soldaten, welchen der Buckel noch juckte in der Erinnerung an den hessischen Corporalstock, preußische Spießruthen 2c., waren durch menschliche Behandlung, bessere Löhnung und Aussicht auf Beförderung ohne Adelsbrief für ihren neuen König gewonnen, und eben so wenig verspürten die vom Frohn-

dienst, Jagdzwang und Junker-Jurisdiction, durch den König Jerôme befreiten Bauern die geringste Lust, sich gegen ihn zu empören," so mag er sich darüber beruhigen. — Das Volk hatte so niedrige Gesinnungen nicht, es haßte den aufgedrungenen fremden König, und in vielen Beispielen, wovon Herr Dr. Förster selbst einige anführt, gab sich dieser Haß schon damals kund. Einige Jahre später aber haben die alten preußischen Unterthanen im damaligen Westfalen genugsam ihre alte Treue dem angestammten Herrscherhause bewiesen.

Schill benutzte die Zeit, um seine Truppen zu verstärken, wozu viele ehemalige preußische Soldaten dienten, die sich im Lande befanden. Die Verluste des Husaren-Regiments wurden ersetzt und noch eine Ulanen-Escadron errichtet. Die Formation mehrerer Bataillone Infanterie wurde begonnen, wozu die von Berlin aus gefolgte Compagnie unter Lieutenant Quistrop den Stamm abgab.

Schill hatte sich jetzt völlig überzeugt, daß ein weiterer Vormarsch gegen die Weser unter den Umständen ganz unthunlich geworden war, und es erfolgte der Marsch, dessen Ziel die Besetzung von Stralsund wurde. Gewiß hatte Schill viele andere Rathschläge erhalten, denn es fehlte nicht an Rathgebern in der Nähe und Ferne, und die Unzahl derselben war keine seiner geringsten Calamitäten. Aber einen besseren Rath, als den Marsch auf Stralsund, hätte ihm schwerlich irgend einer von den Herren geben können. Selbst diejenigen, die für das Einschiffen stimmten, hätten keinen passenderen Ort wie Stralsund, in dessen Nähe eine englische Flotte wahrscheinlich noch kreuzte, finden können. Aber einschiffen wollte sich Schill eben so wenig, als zur österreichischen Armee gehen. Er wollte einen Ort erreichen, wo er sich möglicher Weise so lange halten könnte, um einen vielleicht glücklichen Umschwung der Dinge in naher Zeit zu erwarten. Dazu gehörten besonders oder fast allein entscheidende Siege der österreichischen Armee. Es war dies in der That die einzige und letzte Hoffnung, die noch übrig blieb. Auch diese würde für Schill sich nicht erfüllt haben, und wenn es ihm denn auch gelungen wäre, sich länger in Stralsund zu halten, so wäre sein Untergang nur etwas später erfolgt.

Es ist müßig, darüber urtheilen zu wollen, ob die späteren großen Kriegs-Ereignisse Schill auch zu einem großen Feldherrn gebildet haben würden, oder ob er nicht alle Talente dazu besaß. Gewiß aber ist, daß er ein treues und tapferes Herz besaß, zu jeder Aufopferung fähig und bereit — eine ächte Soldaten-Natur — und daß er gestorben ist für die Ehre seines Königs und seines Landes.

Darum sei Ehre und nicht Unglimpf seinem Andenken!

Von den Küsten des indischen Meeres.

— Aus meinem Tagebuch während meines Aufenthalts auf Sumatra. —
Von Oscar von Kessel.

II.

Der Paß, den wir durchzogen, war eine jener wildromantischen Riesenschluchten, die man nur in den höchsten Gebirgsländern, doch auch nicht häufig findet. Eine Seite der Schlucht bildete der 10,000 Fuß hohe Berg Singallang, die andere ein 3000 Fuß hoher Gebirgsrücken. Beide Berge liefen in einer Ausdehnung von beinahe einer deutschen Meile parallel mit einander hin, sich nie zu einem Thale ausbreitend, sondern stets eine tiefe Schlucht bildend, auf deren Sohle ein wilder Gebirgsstrom über Felsenmassen hinrollte. 10 bis 12 tief eingeschnittene, kleinere Ströme stürzten von beiden Seiten der Berge herab, bisweilen 50 Fuß hohe Wasserfälle bildend. Wirklicher Urwald, noch nie durch die Art des Menschen gedemüthigt, und in den frischen und glänzenden Farben einer tropischen Natur prangend, bedeckte die Berge in ihrer ganzen Ausdehnung, und erfüllte die Luft mit würzhaften Düften, denn hier blüht der Zimmtbaum, die Kaffee- und Pfefferstaude und hundert andere, Aroma verbreitende Bäume und Sträucher.

Unser Weg führte am Fuß des Singallang, bisweilen 1000 Fuß über der Sohle der Schlucht hin, und von diesem hohen Standpunkte aus gewährte diese wilde, dunkel und doch auch glänzend belaubte Landschaft, mit ihren Strömen, Wasserfällen und Felsenwänden einen herrlich erhabenen Anblick. Nur Eins fehlte, keine buntgefiederten Bewohner wiegten sich in den Zweigen der Bäume und Sträucher. Nur selten hörte man den heisern Schrei des Rhinozerosvogels, oder das Klopfen eines Spechts in der Ferne. Es ist eigenthümlich, daß in den hohen Gebirgsländern der Tropenländer Indiens sich nur einzelne größere Thiergattungen aufhalten, Rhinozeros, Tiger und Bären, wilde Ziegen, Hirsche und Schweine, ein oder zwei große Affenarten und einige wenige größere Vögel scheinen die einzigen Bewohner zu sein. Die kleinen Vierfüßler, die große Menge kleiner Vögel-Arten, an denen Indien so reich ist, ziehen das flache Land und die Thäler vor.

Doch demungeachtet war es nicht schweigsam in der Schlucht. Vielmehr hatte uns gleich bei unserem Eintritt eine Höllenmusik empfangen, und begleitete uns unaufhörlich während unseres Marsches. Einige hundert schwarzer, langarmiger Affen, mehr als 4 Fuß hoch, schienen die einzigen Bewohner der höchsten Bergrücken zu sein. Hier schwangen sie sich durch die Wipfel der hohen Bäume in rasender Geschwindigkeit und rastloser Eile hin, indem sie zugleich aus 100 Kehlen ein so lautes, heulendes und klagendes Bellen, und nach einer so vollkommenen Tonleiter ausstießen, daß man in Versuchung kam, es für eine einstudirte

Concertmusik zu halten. Die Töne fingen im tiefsten Baß an, und stiegen in allen Stufen abwärts bis zum feinsten Discant. Diese von einigen hundert Stimmen zugleich ausgestoßenen Töne waren vermöge des hohen Standpunktes, auf dem sich die Virtuosen befanden, und dem Echo zwischen den Bergen, so laut und schallend, daß man das Concert in der Entfernung einer halben Deutschen Meile durchdringend deutlich vernahm. Der Eindruck war doppelt eigenthümlich, weil man zugleich diese schwarzen Gestalten sich in rastloser Eile wie eine Schaar Dämonen durch die Bäume schwingen sah.

Doch von denselben Bäumen herab, von dem uns gegenüber liegenden Bergrücken, betrachteten uns noch andere Augen. Es waren Menschen, deren Ohren mit Entzücken die vier Kartätschenschüsse vernommen hatten, die jetzt mit unendlichem Jubel einige Fetzen ihrer Kleidung schwangen, um uns ein Zeichen ihres Daseins zu geben, die ihre Stimme zwischen dem Geheul der Affen erschallen ließen, damit sie unser Ohr erreichen möchte. Doch die Entfernung war zu groß, wir hörten und sahen sie nicht. Es waren 25 bis 30 javanische Soldaten mit ihrem Offizier und 2 Unteroffizieren; die Besatzung von Padang-panjang, einer kleinen, unhaltbaren Feldverschanzung, die etwa 1 Meile vor dem Ausgange der Schlucht lag. Diese kleine Schaar hatte sich während einiger Tage gegen Tausende von Feinden muthvoll vertheidigt; da fingen die Lebensmittel an knapp zu werden; die Verschanzung selbst war auf die Dauer nicht haltbar, und auch, in sofern der Feind sie bereits umgangen und die Schlucht besetzt hatte, von keiner strategischen Wichtigkeit mehr. Der javanische Soldat ist brav, aber keine jener Löwen-Naturen, die es vorziehen, eher zu sterben, als den ihnen anvertrauten Posten zu verlassen. Der Commandant, ein holländischer Offizier, mußte daher, wollte er die Verschanzung nicht allein vertheidigen, seinen Soldaten folgen. In einer dunklen, regnerischen Nacht, welche die Malayen nicht besonders lieben, schlich sich die Besatzung, durch das Terrain begünstigt, unbemerkt davon. Der Commandant hatte noch vorher die 2 Kanonen vernagelt und eine lange Lunte versteckt an dem Pulvermagazin angebracht. Die kleine Schaar war bereits im Urwald geborgen, sie klomm bergan, Willens sich einen Weg durch die Wildniß nach Padang zu bahnen (obschon dies ein Unternehmen war, welches ihnen trotz aller Anstrengung und Mühe nicht glückte). Die Sonne war aufgegangen und begann das Dunkel des Waldes, in dem sie sich befanden, zu erleuchten, da tönte ein dumpfer, donnernder Ton in ihre Ohren, es war das Pulvermagazin, welches mit den inzwischen in die Verschanzung eingedrungenen Malayen in die Luft flog.

Je mehr sie in die Wildniß eindrangen, um so hülf- und rathloser wurde ihr Zustand. Lebensmittel hatten sie nicht. Patronen und Gewehre waren durch Regen und Nässe meist unbrauchbar geworden. Wären ihnen die Malayen gefolgt, so wären sie sämmtlich schmachvoll

umgekommen, denn sie waren vor Hunger abgemattet; viele hatten bereits ihre Gewehre weggeworfen, die sie beim Klettern in diesen unwegsamen, wilden Gebirgen hinderten. Nach 3 Tagen mühevollen Umherirrens hatten sie etwa eine deutsche Meile zurückgelegt; Baumblätter und Wurzeln waren ihre Nahrung während dieser Zeit gewesen. Sie waren völlig muthlos und verzagt, die Hoffnung, daß bald Hülfe aus Padang kommen würde, war bereits schwach geworden. Da tönte eines Morgens die freudige Musik unserer Kanonen in ihre Ohren. Wer noch Kraft genug hatte, bestieg die höchsten Bäume, von denen herab man eine Aussicht über die Schlucht und auf den Weg, den wir passirten, hatte, und sie erblickten eine lange Reihe Bajonette, die ihre Schmach zu rächen kamen. Das war ein Anblick, der auch den Schwächsten stark machte. Sie nahmen ihre letzten Kräfte zusammen und eilten durch das Dickicht des Waldes bergab, den 3000 Fuß hohen Bergrücken hinunter, durchwateten mit Lebensgefahr den zwar nicht tiefen, aber reißenden Strom und stiegen dann wieder 1000 Fuß den Singallang aufwärts, bis nach einigen Stunden die Stärksten glücklich den Weg und unsere Colonne erreichten.

Greuel-Scenen.

Die Kanonen waren unter Gefahr und großen Austrengungen glücklich über die gefahrvollen Stellen des Weges gebracht worden; wir näherten uns jetzt der Stelle, wo das holländische Etablissement Battang-Singallang noch vor wenigen Tagen ungefähr in der Mitte des Passes stand. Doch wir erblickten natürlich nur einen Aschenhaufen. Der Taubenschlag allein stand noch unversehrt auf dem einen starken Pfahle, auf dem er erbaut war. Die 20 bis 30 weißen Bewohner umkreisten traurig die zerstörte Stätte. Vielleicht schauten sie auf den Posthalter, ihren Herrn, auf die 3 Kinder desselben, ihre kleinen Freunde, die ihnen sonst gewöhnlich das Futter reichten. Sie lagen ja vor ihren Augen da; hier der Posthalter in einem Graben, dort eins der Kinder unter der verkohlten Brücke, dort zwei andere am Wege. Sie wollten nicht aufstehen und der hungrigen Tauben gedenken: — weil — ihnen Arme und Beine fehlten, die die Säbel der Malayen abgehauen hatten. Es war ein herzzerreißender Anblick, die verstümmelten Körper dieser unglücklichen Familie zu sehen, die ohne die geringste Rücksicht auf Alter und Geschlecht auf die grausamste Weise niedergemetzelt worden war. Der Posthalter, ein pensionirter holländischer Unteroffizier, war noch wenige Stunden vor dem Ueberfall durch die in seiner Nähe wohnenden Malayen gewarnt worden, doch es ging ihm wie vielen Anderen; es kam ihm unglaublich vor, daß Badipuh sich sollte empört haben. Seine Frau indeß, eine Javanin und die Mutter der 6 bis 10 Jahre alten Kinder, hatte noch zeitig genug die Flucht ergriffen und war dem Blutbade entgangen.

Unfern von dem niedergebrannten holländischen Etablissement stand ein kleines malayisches Dorf. Die Bewohner derselben waren, sowohl ihre Landsleute von Badipuh, wie die niederländischen Truppen fürchtend, ebenfalls geflüchtet. In diesem Dorf blieben wir die Nacht.

Den folgenden Morgen früh marschirten wir, nachdem während der Nacht Spione waren ausgesandt worden, um das Terrain zu recognosciren, dem Ausgange der Schlucht zu. Wunderbarer Weise wurden wir auf unserem weitern Marsch durch den Paß auf keinem Punkte durch die Malayen gehindert.

Einige Tausend Schritte hinter dem Ausgange der Schlucht lag das große malayische Dorf Padang-panjang, dessen Bewohner ebenfalls in die Wälder geflüchtet waren, um dort die Entscheidung des Kampfes abzuwarten, und um sich alsdann mit mehr Bequemlichkeit die Partei wählen zu können, mit der sie es halten wollten. In diesem Dorf hatten sich einige Hundert Badipuher festgesetzt. Die Geschütze waren noch zurück. Es entspann sich ein kurzes Tirailleurgefecht, in dem uns 4 bis 5 Mann todtgeschossen wurden.

Das malayische Luntengewehr ist ziemlich 6 Fuß lang und äußerst schwer; das selbstverfertigte Pulver schlecht und so grob wie Kanonenpulver; es enthält mehr Schwefel und Kohle als Salpeter. Die Kugeln bestehen nicht aus reinem Blei, sondern sind mit Glas und andern Scherben gefüllt, wodurch die Wunden sehr gefährlich werden; auch sind sie so klein, daß sie die Malayen nur lose in den Lauf rollen lassen. In Fällen, wo die Gegenstände, nach denen geschossen wird, niedriger als der Horizont sind, wie dies in Gebirgsländern häufig vorkommt, fallen die Kugeln häufig aus dem Lauf, ehe sich das Pulver entzündet hat.

Unsere Truppen hätten am liebsten das Dorf sogleich mit dem Bajonett genommen, doch der Colonel Michiels wollte nicht unnütz Leute opfern; es gab ein weit sichereres Mittel, den Feind aus seiner Stellung zu vertreiben; hierzu genügten einige Kartätschenschüsse. Der Malaye, namentlich der Gebirgs-Malaye von Sumatra, ist im Gefecht mit der blanken Waffe brav zu nennen, er weicht auch vor Gewehrschüssen nicht so leicht zurück, aber der Donner der Kanonen ist ihm eine herzzerreißende Musik, vor der er nicht Stand hält.

Während es aus den Zwischenräumen der hölzernen Häuser auf unsere Tirailleurs blitzte und knallte und einige in den Staub warf, tanzten 3 bis 4 vielleicht durch den Genuß der Opiumpfeife besonders muthig gewordene Vorkämpfer mit langen, flatternden Haaren, theils in rothen Jacken, theils mit der scheußlich wild aussehenden Haarjacke (Bahdju-rambut) bekleidet, zwischen den Häusern umher. Ihre schnellen Bewegungen und Sprünge schützten sie vor den zahlreichen Kugeln, die sie umsausten. — „Kapihr! tibau, tibau la!“ („Unbeschnittene! — kommt, kommt,“) riefen sie, indem sie tanzend ihre langen Gewehre über ihren

Köpfen schwangen, sich dann wieder hinter einem Hause verdeckt aufstellten, um einen Schuß zu thun und, hierauf ihr „Kapihr, Kapihr“ rufend, wieder hervorsprangen, um den Tanz von Neuem zu beginnen.

„Wo ist der Meier,“ rief Capitain P., der die Tirailleurs commandirte. Der Meier war ein besonders guter Schütze; er sprang hinter der Erderhöhung auf, hinter der er lag, und eilte zu seinem Capitain, der eben aus der Hand seines malayischen Dieners ein schönes Lütticher Doppelgewehr nahm. „Nimm dies Gewehr, Meier, und schieß nur einen von den tanzenden Großmäulern todt,“ sagte Capitain P. „Den langen mageren Kerl mit der Haarjacke, Capitain?“ — „Gleichviel, welchen, Meier, stopf' ihnen ihr großes Maul. Komm', stelle Dich hier neben mich hinter diesen Baum und ziele gut.“ — Meier sah liebkosend das schöne Doppelgewehr an, mit dem er bisweilen Schnepfen für den Capitain schoß, und legte sich in Anschlag. In diesem Augenblick kamen wieder 2 der Tänzer hinter den Häusern hervor. „Kapihr! Kapihr!“ tönte es höhnend aus ihrem Munde, indem sie in keinesweges ungraziösen, obgleich wilden Sprüngen, und scheinbar, nach einem gewissen Tact sich bewegend, ihren phantastischen Kriegstanz ausführten. Man sah von ihren Gesichtszügen nichts, denn ihr 2 bis 3 Fuß langes Kopfhaar fiel aufgelöst vorn und hinten herab. Die Haarjacke bildete gleichsam nur die Fortsetzung des Haupthaares. Sie glichen großen tanzenden Perrücken, vielleicht noch mehr dem Abgrund entstiegenen Dämonen. Da fiel plötzlich das Gewehr des Einen zur Erde, die aus der Haarmasse hervorragenden Arme sanken herab und er selbst stürzte hinten über. Die ganze Tirailleurlinie stieß ein lautes Hurrah aus. Der mit der rothen Jacke war durch Meier's Kugel niedergestreckt worden; der andere tanzte nur um so wilder weiter; seine höhnenden Zurufe verdoppelten sich. Da blitzte es noch einmal aus dem Doppelgewehr, und auch er fiel nieder; doch er sprang im nächsten Augenblick wieder auf und hüpfte auf einem Beine hinter die nächsten Häuser. Das linke Knie war ihm zerschmettert. — „Schöne Doublette, Capitain!“ rief Meier, „ich habe auf Schnepfen nie eine bessere gemacht. Schade, ich habe den Zweiten nur geständert.“ *)

„Laß Dir von Tronoh Munition geben und flügele**) mir den Dritten noch, wenn er zum Vorschein kommt,“ erwiederte Capitain P. lachend. Unterdessen waren die Geschütze angelangt; 3 bis 4 Kartätschenschüsse rasselten durch die hölzernen Häuser und der Feind ergriff bestürzt die Flucht.

Die Kriege auf den sundischen Inseln sind in sofern anderer Art, als auf dem Festlande Indiens, als man in ersteren Ländern nur auf

---

*) Ständern heißt in der Jagdsprache, wenn einem Vogel das Bein zerschossen wird.

**) Flügeln, einem Vogel einen Flügel zerschießen.

den Wegen operiren kann. Alles Terrain außer den Wegen besteht entweder aus beinahe undurchdringlichem Wald, oder aus morastigen Reisfeldern. Große trockene Ebenen, die sich zu größeren Gefechten eignen könnten, kommen fast nie vor, daher wird Cavallerie nutzlos. Die niederländisch-indische Armee besitzt nur 1 Cavallerie-Regiment, welches im Felde nie verwendet wird, sondern hauptsächlich nur die Ehrengarde des Gouverneur-Generals und einiger javanischen Fürsten bildet.

Wir folgten dem flüchtenden Feind nicht zu eilig; denn wir hätten keinen wesentlichen Vortheil hierdurch erlangt, er wäre nur um so stärker gelaufen. Auch muß unter der tropischen Sonne der Soldat vor jeder übermäßigen Anstrengung, so viel wie möglich verschont bleiben. Bald stießen wir auf neue Jammer- und Schreckens-Scenen. Da lag ein armer Chinese am Wege, dort ein Paar Hindus, arme Krämer, die ihre Waaren von Padang aus, auf den Schultern bis hierher getragen, oder gar arme Kulies, die durch Lasttragen sich kümmerlich ernährten. Sie waren wieder schändlich verstümmelt, Arme und Beine abgehauen. Der Malaye kennt kein Mitleiden, ja was sehr bezeichnend ist, er hat kein Wort dafür in seiner Sprache. Er haßt Alles Fremde und mordet es, bei Gelegenheit solcher Aufstände, ohne Ausnahme, gleichviel welcher Religion und welcher Nation angehörend. Er mordet einestheils, weil es ihm Vergnügen macht zu morden, anderntheils aus Haß gegen Alles, was nicht seinem Lande, man möchte sagen, was nicht seinem Dorfe angehört, und auch eben so sehr aus Raubsucht.

Wir näherten uns jetzt der durch die Soldaten verlassenen Erdverschanzung. Das Haus eines Niederländischen Civil-Beamten, der diesem District vorstand, lag in der Nähe. Es war nicht abgebrannt; die Malayen hatten sich begnügt es auszuplündern. Der arme Bewohner desselben war aber so plötzlich überfallen worden, daß er sich nicht, wie es sonst leicht gewesen wäre, in die Verschanzung hatte retten können. Man hatte ihn grausam ermordet, dann den Körper auf einen Stuhl vor den Schreibtisch gesetzt, ihm eine Cigarre in den Mund gesteckt, und die Zeitungen in die Hand gegeben. In dieser Stellung fanden wir ihn.

Wir schlugen für die folgende Nacht unser Lager in Padangpanjang auf. Das Hauptdorf Badipuh lag noch 2 Tagemärsche weiter. Unser kleines Heer bestand, wie ich bereits erwähnt, aus wenig mehr, als 600 Mann regulärer Truppen, doppelt so viel Hülfstruppen, und einer gleichen Anzahl Kulies, denn Kameele und Elephanten hat man hier nicht, wie bei der Bengalischen Armee. Je 3 Soldaten hatten ihren Kulie, der ihre Tornister trug. Der Soldat selbst ist mit nichts beschwert, als mit seinem Gewehr, Patrontasche, Säbel, und 30 Stück Patronen. Seine Kleidung ist sehr leicht und besteht aus einer Tuchmütze, baumwollenen blauen Jacke und Beinkleidern. Nur Europäer und Afrikaner

bekommen Schuhe geliefert, Javanen und andere Indier nicht, dagegen sieht man im Felde auch gewöhnlich die europäischen und afrikanischen Soldaten mit bloßen Füßen, namentlich in Gegenden, wo die breiten Straßen aufhören, und man bald durch ein morastiges Reisfeld, bald durch einen Fluß, bald durch morastigen Wald waten muß. Ein anderes Anhängsel unserer Colonne waren circa 100 Soldaten-Weiber, die ihren Männern gefolgt waren, und die nun mit geschäftigen Händen kochten und brieten. Es fehlte nicht an Lebensmitteln; in den verlassenen Häusern befand sich Reis die Menge, und Rindvieh und Ziegen, Enten und Hühner liefen in der Nähe des Dorfes herum.

Gefangennahme des Radja von Badipuh.

Der folgende Tag bot nichts besonders Bemerkenswerthes dar. Wir jagten den Feind, ohne daß er irgend wo Stand hielt, vor uns her. Doch es war eine der reizendsten Gegenden der Welt, durch die wir marschirten. Keine finstern Wälder, keine wilden Schluchten mehr; es war ein reich bebautes hohes Tafelland, welches sich vor unseren Blicken ausbreitete; prangend mit allen Reizen seiner hohen Berge und Vulkane, seiner herrlichen Landseen, seiner blühenden Felder und Palmenhaine. Hinter uns lag der 10,000 Fuß hohe Singallang, uns zur Seite der eben so hohe Vulkan Merapi, schwarze Rauchsäulen aus dem Krater stoßend, und vor uns der 6000 Fuß hohe Sago. Das Meer von Sinkara, von zahlreichen Dörfern umgeben, glänzte aus der Ferne herüber. Wir hatten die Nacht in einem ebenfalls verlassenen Dorfe zugebracht und verfolgten den folgenden Tag, hin und wieder scharmützelnd, den Feind bis nach seiner Heimath. Vor uns lag Badipuh, damals das größte und schönst gebaute Dorf der Padangschen Oberländer. Die Häuser der Gebirgs-Malayen Sumatra's stehen auf Pfählen, einige Fuß über der Bodenfläche, und sind in höchst originellem Styl gebaut; sie nähern sich mit ihren nach oben gebogenen spitzen Dachenden dem chinesischen Baustyl. Die Dächer von schwarzem Palmenbast sind bei den Häusern reicher Leute mit dünn geschlagenen Zinnplatten verziert, die äußeren Holzwände des Hauses selbst bunt bemalt und ebenfalls mit Zierrathen von Zinn behangen, ja, bisweilen sogar mit einer Menge kleiner Spiegel.*)

Noch einmal setzte sich der Feind in Badipuh fest, es war seine letzte Anstrengung. Er wurde nach einem kurzen Gefecht geworfen, und bald darauf schlugen die Flammen aus den Häusern empor, die nicht durch unsere Soldaten, sondern durch die Hülfstruppen in Brand gesteckt worden waren. Wir marschirten zwischen den Flammen des Dorfs hindurch, bis nach der Gegend, wo das Haus des Radja auf einem etwa 30 Fuß hohen Hügel stand. Dieser Theil des Dorfs war noch

*) Das Modell eines solchen Hauses, welches ich in Indien anfertigen ließ, befindet sich im königlichen Museum zu Berlin; ebenso malayische Waffen.

unversehrt. Das Haus war leer. Einige Soldaten durchstöberten plündernd dasselbe, ohne jedoch andere Schätze zu finden, als einige seidene, mit Goldfäden durchwebte Stoffe, wie sie durch die Malayen Sumatra's gewebt werden, kleine Teppiche und dergleichen. Eine werthvollere Beute war das Reitpferd des Radja, ein schöner Schimmel, welchen ein Soldat noch im Stalle fand. Höchst auffallend war es, daß das Pferd zurückgeblieben war.

Während wir vor dem Hause des Radja hielten, in der Erwartung weiterer Befehle, durchstöberten einzelne Soldaten die nächst gelegenen Häuser. Diese Leute dürsteten nach Blut; sie waren voll Erbitterung über alle die Greuel-Scenen, die sie während des Marsches erblickt hatten; sie suchten nach Menschen, an denen sie Rache nehmen wollten, und fanden keine; Alles war geflohen. Doch wie so oft der Unschuldige für den Schuldigen leiden muß, so auch hier. Ein blödsinniger Malaye wurde in einem der Häuser aufgefunden, hervorgezogen und auf eine jämmerliche Weise mit Säbelhieben und Bayonnetstichen leider nur halb getödtet. Er stieß keinen Laut dabei aus, sondern kroch zuletzt noch auf allen Vieren in einen Graben, wo er liegen blieb. Im nächsten Augenblick schleuderte ein Soldat eine noch junge malayische Frau, die er in einem versteckten Winkel des Regentenhauses aufgefunden hatte, den 40 Fuß hohen Hügel hinab. Sie rollte abwärts. Das Stück Zeug, in das sie eingehüllt war, entfiel ihr, und sie stand vor dem rohen Soldatenhaufen ganz entblößt da. Entsetzen malte sich auf ihrem todtbleichen Gesicht, doch wunderbarer Weise noch mehr die Scham. Der Soldat, der sie hinabgeschleudert hatte, ein Europäer, war ihr nachgeeilt; er faßte sie bei den Haaren und schwang mit der andern Hand seinen halbstumpfen Säbel, zugleich wüthende Worte ausstoßend, welche an die durch die Badipuher verübten Greuel-Scenen erinnerten. Niemand rührte sich, keine Stimme erhob sich gegen diese That. — Ich stand zehn Schritte davon, und schnell zuspringend, riß ich die Frau aus der Hand ihres Henkers, indem ich ihn fragte, ob er mit Weibern Krieg führe. Im nächsten Augenblick raffte das Weib ihr entfallenes Gewand auf und stürzte davon. Der Soldat murmelte einige Worte, womit er sein eigenes Gewissen entschuldigen wollte, und der große Haufe schwieg eben so wie vorher. — In diesem Augenblick erschallte die Nachricht, daß man den Radja entdeckt habe; er hatte ruhig in einem kleinen Gemach auf dem obersten Boden seines Hauses gesessen. Es wurde sogleich ein Tanduh (Sänfte) aus Bambus gezimmert, und eine Stunde später trugen 32 Kulies, die sich alle halbe Stunden, je zu 8 Mann, ablösten, den Gefangenen nach Padang. Ein Detachement von 50 Soldaten begleitete ihn.

Hiermit war der Krieg beendigt. Wie es sich später herausstellte, war der Radja, ein bereits bejahrter Mann, unschuldig, er hatte eben so wenig thätigen Antheil an der Empörung genommen, als er geflohen

war. Sein Sohn, ein junger Mensch von einigen zwanzig Jahren, war der eigentliche Urheber. Er war geflohen, und es glückte auch später, trotz aller angewendeten Mühe nicht, ihn zu fangen. Doch war auch er nur durch Intriguen und Kabalen der benachbarten Häuptlinge zu dieser wahnsinnigen und unklugen Empörung verleitet worden. Diese Leute waren seit dem letzten Kriege, wo Badipuh so große Dienste an die Holländer geleistet hatte, noch stets erbittert gegen dieses Ländchen; namentlich aber neidisch über die an den Häuptling desselben verliehenen Belohnungen und Auszeichnungen. Sie trachteten darnach, ihn zu stürzen. Da es ihnen bei dem alten Radja nicht glückte, so überredeten sie dessen Sohn, die Fahne des Aufruhrs zu erheben, mit dem Versprechen, daß sie ihm Alle beistehen wollten. Als er ihren Worten Gehör gegeben hatte, lachten sich die meisten ins Fäustchen, zogen gegen ihn selbst zu Felde und waren die ersten, welche das Dorf in Brand steckten. Einige Häuptlinge empörten sich zwar mit, verübten auch an mehreren Orten Greuelthaten, wie die im Vorhergehenden geschilderten, schlossen sich jedoch, sobald die niederländischen Truppen erschienen, diesen kluger Weise an.

Außer unseren Truppen von Padang zogen noch einige andere Bataillone, die bis dahin in diesen Gebirgsländern in Garnison gelegen hatten, durch die aufrührerischen Gegenden. Da kamen Fälle vor, die europäischen Truppen nicht zur Ehre gereichen, doch der erbitterte Soldat wird leicht zum Henker, wenn er es mit einem Feinde zu thun hat, der wehrlose Weiber und Kinder mordet und nicht nur am Morden, sondern auch am Martern seiner Opfer Vergnügen findet.

Der Major v. Sw. marschirte, während wir gegen Badipuh vorrückten, mit einer andern Colonne längs dem See von Sinkara hin. Auch die Häuptlinge jener Gegend kamen ihm demüthig und heuchelnd entgegen. Nach ihren Reden waren sie ganz unschuldig. Niemand aus ihrem Bezirk hatte sich an den verübten Morden betheiligt; — und wer wollte es ihnen beweisen, die Blutflecken waren abgewaschen, die Gesichtszüge drückten tiefe Theilnahme für die niederländische Sache aus. Der Major v. Sw. näherte sich einem stark bevölkerten Dorfe, und auch hier schritt ihm der Häuptling desselben mit dem freundlichsten Gesicht entgegen, seine unwandelbare Treue versichernd. Er hat kaum seine Anrede beendigt, so springt eine javanische Frau aus dem Troß von Weibern, die die Colonne begleiteten, hervor, und ruft: „Du bist es, der meinen Mann und meine Kinder ermordet hat, ich erkenne Dich wieder.*) Der Häuptling scheint erstarrt vor Schreck, läugnet aber beharrlich. Die Frau bleibt bei ihrer Behauptung. In der ersten Aufwallung hatte der Major dem Malayen eine Ohrfeige gegeben, daß er

*) Der Ermordete war ein Europäer, der nach Landessitte mit einer javanischen Frau gelebt hatte.

niederstürzte. Zitternd stand er wieder auf. Ein Wink des Majors übergab ihn den Händen der rachedürstenden Soldaten. Sie führten ihn eine kurze Strecke hinter die Colonne, und während einiger Minuten hörte man ein erbärmliches Winseln. Der Malaye wurde durch christliche Soldaten zu Tode gemartert.

(Fortsetzung in der nächsten Nummer.)

Aus der Hauptstadt.

Die Regierung und die Wahlen. — Geringe Aussicht von Beamten=Candidaten. — Nothwendigkeit eines Regierungs=Programmes. — Rückblicke. — Das Volksblatt.

Es scheint in der That einige Aussicht auf eine endliche Klärung der Verhältnisse vorhanden zu sein. Die Königl. Staats=Regierung muß einsehen, daß sie nur dann, wenn sie mit einem Programm, mit irgend welchen Andeutungen über ihre zukünftige Politik vor das Volk tritt, die Möglichkeit behalte, irgend einen Einfluß auf die Wahlen zu erhalten. Denn es kann nicht länger ausreichen, auf die Erwählung von Persönlichkeiten das Augenmerk zu richten, die unter allen Verhältnissen und allen Regierungs=Vorlagen gegenüber sich dem Ministerium zuverlässig erweisen. Das Land hat zu jener Fraction, welche sich dem Ministerium so überaus eng anschloß, keine Zuneigung, und die bitteren und oft witzigen Bemerkungen, welche von Rechts wie von Links her über die Ja=Herren während der letzten Session gemacht wurden, haben ein weites Echo gefunden. Die Regierung darf sich daher nicht der Hoffnung hingeben, daß diese Persönlichkeiten wieder werden erwählt werden; Beamte überhaupt dürften in dem neuen Hause der Abgeordneten nicht so zahlreich erscheinen, wie in dem geschlossenen.

Kann die Regierung, wie wir glauben, also nicht auf die Unterstützung rechnen, welche in der Vergangenheit einen großen Theil ihrer parlamentarischen Sicherheit ausmachte, so wird sie mit doppeltem Interesse nach einer anderen Art der Unterstützung, nach derjenigen der eigentlich conservativen Partei ausschauen müssen. Allein kann sie von dieser Partei in einer Zeit, wo nicht wenige echt conservative Männer sich enttäuscht von den allgemeinen politischen Angelegenheiten zurückziehen, diese Art der Unterstützung ohne Weiteres und in ausgedehnterem Maße erwarten? Wir beklagen es, darauf mit Nein antworten zu müssen.

Die Masse der conservativen Partei hat manches Jahr in einem gläubigen Vertrauen zur Regierung auf jene conservativen Reformen gewartet, welche nach dem „Bruch mit der Revolution" dringend nothwendig wurden. Aber vergeblich forderten die Vertreter dieser Partei im Landtage, in der Presse und in privateren Unterhandlungen immer von Neuem wieder die Erfüllung ihrer gerechten Forderungen. Vergeblich, daß sie auf das große Interesse hinwiesen, das der Staat an einer Befestigung des Grundbesitzes und einer engeren Verknüpfung der Familie mit dem Grundeigenthum habe; vergeblich, daß sie der Staatsregierung anheim gaben, eine neue Organisation unseres Beamtenthums anzustreben, welche auf einmal der Noth mit den Beamten=Besoldungen ein Ende gemacht hätte; vergeblich, daß sie die Stadtverfassung gegen die steigende Vermehrung der sich eindrängenden Staatspolizei in Schutz nahmen; vergeblich, daß sie den protestantischen Charakter Preußens gegenüber der

Vieldeutigkeit des Art. 12 der Verf. hervorhoben; vergeblich, daß sie die gefährdete Lage unseres Handels und unserer Schifffahrt innerhalb der Fesseln des Zollvereins in Reden und Abhandlungen schilderten: vergeblich dies und vieles Andere; die königliche Regierung ging auf den einen Theil unserer Vorschläge nur halb und scheinbar, auf den anderen gar nicht ein, und während ein den conservativen Interessen wenigstens für seine Person aufrichtig zugethaner Minister doch sein Bedauern über die Verzögerung in der Erfüllung der wahrhaft conservativen Forderungen ausdrückte, hatten die Conservativen den Schmerz, in den Blättern, welche von dem Central-Preß-Bureau und directer vom Herrn Minister-Präsidenten abhängig sind, äußerst oberflächliche Abfertigungen von Anschauungen lesen zu müssen, die das Leben der conservativen Partei ausmachen.

Sieben Jahre sind vergangen, seitdem der gegenwärtige Minister-Präsident „den Bruch mit der Revolution" als seine künftige Politik proclamirte; aber wir finden heut noch dieselben gesetzlichen Fictionen und dasselbe Chaos der gesellschaftlichen Zustände vor, welches damals die Revolution in Preußen ausmachte. Oder wähnte man diese Revolution in einzelnen räsonnirenden Demokraten an den Biertischen, in einzelnen freien Gemeinden und Arbeiter-Clubs beschlossen? —

Ist es der conservativen Partei Ernst mit allem dem, was sie gegen die „Principien von 1789", gegen die Ideen der französischen Revolution gesagt und geschrieben hat; hat sie im Laufe der Jahre sich nicht zu dem Erkenntniß bekehrt, es lasse sich doch am Ende bei der fortschreitenden Zerstückelung des Ackerbaues, der unbeschränkten Concurrenz, der Depravation des Kaufmannsstandes, dem Verfall des Handwerks, den moralischen und politischen Verlusten des großen Grundeigenthums, dem Wachsen der Polizeigewalt rc. ganz behaglich und gemüthlich leben; ist also die conservative Partei noch nicht zu der Anbetung der Fleischtöpfe Aegyptens herabgesunken, so kann und darf sie nicht anders, als weiterhin von der Regierung, die sie unterstützen soll, Garantien dafür fordern, daß die heiligsten Güter, für deren Befestigung, resp. Wiedergewinnung sie sich dereinst einzustehen verpflichtete, auch den Ministern am Herzen liegen und von ihnen für mehr als romantische Windmühlen gehalten werden.

Wir bitten unsre Partei und auch die literarischen Organe derselben, diese Zeilen zu beherzigen. Gegen ihre Berechtigung kann kein Conservativer etwas einwenden, und Phrasen statt der Gründe zu gebrauchen, ist unwürdig und zeigt von einem der Lüge ergebenen Charakter. Kein besseres Urtheil aber können wir über einen Artikel fällen, welchen neulich das „Volksblatt für Stadt und Land" gegen die „Revue" brachte, wenn wir nicht annehmen sollen, daß der Mann „aus der Provinz" während der letzten Jahre geschlafen hat. Nicht einmal ein Leser des „Volksblatts" kann er während dieser Zeit gewesen sein; er hätte ja auch dort fast in jeder Nummer den Ausdruck der gerechten Wünsche und Forderungen der conservativen Partei und ebenso nicht selten Aeußerungen schmerzlicher Enttäuschung über die Bestrebungen des Ministeriums gefunden. Ja in einzelnen Fällen ging kein Blatt der conservativen Partei in der Schärfe des Ausdrucks bei der Kritik unserer Zustände so weit, als das „Volksblatt".

Wir sind wirklich nicht im Stande, zu begreifen, was die Redaction dieses Organs bewegen konnte, einen Artikel, der entweder die vollständige Gedächtnißschwäche eines alten Schwätzers zur Schau trägt oder ein Product der Lüge ist, aufzunehmen.

Aus Münster.

Ende Juni 1858.

In den letzten dieser Mittheilungen ist gelegentlich der Stellung der Zünfte im Stadtregimente und der Durchsetzung ihrer Ansprüche erwähnt. Wie bedeutend, ja überwiegend ihr Einfluß im ausgehenden Mittelalter geworden, zeigt schon die Thatsache, daß sie kurz vor der Wiedertäuferzeit entgegen dem Rathe und trotz den Fürstbischöfen die Einführung der Reformation in Münster durchsetzten. Der Antheil an der Stadtverwaltung, den die Zünfte errangen, bestand im Wesentlichen darin, daß jede vom Rathe beschlossene Maßregel zuvor die Billigung der „Mesterlüde" (Gildemeister) und der beiden Aeltesten der Gemeinde („Olderlüde") erhalten mußte, um gültig zu sein. Hatten übrigens die Gilden auf ihrem Schuhause (ob man dem Gildehause diesen Namen beigelegt habe, weil hier viele Ränke geschmiedet oder, wie man in Niederdeutschland sagt, geschustert worden, oder darum, weil die Gildenmitglieder, wenn sie nach geendigter Versammlung in langen Reihen aus demselben herauszogen, vom Volke beschaut worden, wie schon Kerssenbrock, der Geschichtschreiber der Wiedertäuferzeit, meint, mag dahin gestellt bleiben) irgend einen Beschluß gefaßt, so wußten sie denselben auch jedesmal durchzusetzen, im Nothfall dadurch, daß sie lärmend sich vor dem Rathhause aufstellten oder in die Rathsversammlung stürmten. So ging in jener Zeit vom Schuhause die bürgerliche Zwietracht gewöhnlich aus, aber ich bin weit entfernt, deshalb die Zünfte und Zunftgenossen der Lust an Unruhen, der Verwilderung anzuklagen. Die Schuld lag vorzugsweise an der Schwäche der städtischen Obrigkeit, an der mehr und mehr verderbten Verfassung und namentlich an dem unglücklichen Umstande, daß die Souveraine, die Fürstbischöfe, im Weichbilde ihrer Hauptstadt eigentlich nur eine Scheingewalt hatten, daß diese Hauptstadt gewissermaßen eine Republik war, in welcher die ohnehin verfassungsmäßig sehr eingeschränkten geistlichen Landesherren wenig mehr als nur Ehrenrechte besaßen, wenn nämlich die Stadt geneigt war, selbst diese ihnen zuzugestehen. Es wird sich ein anderer Anlaß finden, dieses ganz merkwürdige Verhältniß der Fürstbischöfe zur Stadt näher zu zeigen, hier sollte nur gesagt sein, daß in diesen unruhigen, über ihre Rechte eifersüchtig wachenden, durch die hohe Blüthe des Gewerbfleißes und Handels in der bedeutenden Hansestadt auch übermüthig gewordenen Handwerkern und Kaufleuten ein starkes Gefühl der Religiosität und Sittlichkeit lebte. Das schon früher erwähnte merkwürdige „Rothe Buch des Schuhauses in Münster" — so genannt, weil der Titel der im Jahr 1826 wieder aufgefundenen Handschrift, genaue Abschrift einer ältern von 1565, roth geschrieben — beweist das ganz unwidersprechlich. Dieses Gildebuch stellt nicht allein das Zunftwesen in seiner Beziehung zur städtischen Verfassung anschaulich dar, sondern enthält auch viele einzelne Züge aus dem Leben der Bürger, woraus sich ihr Charakter, ihre Denkart und Sitten erkennen lassen. Religiöser Sinn, hohes Gefühl für Ehre und Recht ist in vielen Statuten und Bestimmungen ausgeprägt. Sehr ehrenvoll für jeden Bürger war es, Mitglied irgend einer Gilde zu sein, aber der Gilde höchste Ehre selbst war ein unbescholtener Ruf und reinsittlicher Wandel. Darum wurde keiner als Mitglied aufgenommen, den ein Fleck schändete. Sittenlose Reden duldeten die Gilden nicht von ihren Mitgliedern. Hohe Achtung gegen das Alter und die Vorgesetzten, Verschwiegenheit, Eintracht, Zartgefühl gegen Mitbürger, Schonung ihrer Ehre

und andere Bürgertugenden werden durch diese Sttauten eingeschärft. — Im Uebrigen dürfen wir nicht den durch unsre Bildungszustände geschaffenen Maßstab an das Leben jener Menschen legen. Sie griffen gern rasch und derb zu, und ist der Münsterländer überhaupt von Natur grobkörnigen Wesens, so begreift sich, daß die Bürger jener rohern Zeiten im Ernst und Scherz ihrer, weil starknervigen, auch starker Reize bedürfenden Natur keinen Zwang auferlegten. Die Münsterischen Chroniken (namentlich die von Melchior Röchell, gestorben als Dom-Cantor in Münster am 7. Dec. 1606) bringen in dieser Hinsicht insbesondere über die Volksbelustigungen anschauliche Schilderungen. Wie man noch im 15. Jahrhundert zu Münster die Fastnacht („Vastelabendt") beging, kann einen Begriff geben von der stürmischen Lebenslust des deutschen Mittelalters; doch von allen den Fastnachts-Gebräuchen, dem Treiben des Narrendoctors, den Hahnenspielen u. s. w., hat sich über die Periode des Zions-Reiches, wo alle diese Lust ein Ende mit Schrecken nahm, nichts erhalten, als der Umzug der Metzger, der noch jährlich am Fastnacht-Dienstag zu Pferde und costümirt stattfindet.

Eines andern Ueberrestes aus dem Zunftleben erwähnen aber die Chroniken nicht. Es ist dies der alle drei Jahre stattfindende „Fahnensprung" der Bäcker, der in den jüngstverflossenen Tagen gefeiert wurde. Die Ueberlieferungen der Zunft führen den Ursprung dieses Festes zurück auf die Belagerung Wiens durch Sultan Suleiman II. im Jahre 1529. Eine Mine soll von den Türken schon bis unterhalb der Stadtmauer geführt gewesen sein, als die Bäcker, und namentlich die westfälischen Gesellen, bei ihrem nächtlichen Geschäft die unterirdisch Arbeitenden hörten und die Stadt alarmirten. Wenigstens, und das ist merkwürdig genug, wissen die Münsterischen Bäcker nicht anders, als daß ihre westfälischen Vorfahren Wien retteten und daß sie zum Andenken dieser Begebenheit ihr Fest feiern. Ich halte dasselbe — obgleich allerdings merkwürdig, daß die chronikalischen Aufzeichnungen hierüber nichts darbieten — für einen Ueberrest der mittelalterlichen Unterhaltungen der Zünfte und meine, die historische Ueberlieferung sei nachträglich dazu gekommen. Bei den mannichfaltigen Beziehungen des Münsterlandes mit Oesterreich, dessen Herrscherhaus den hiesigen Landen so viele Regenten gegeben, bei dem treuen und zähen Halten dieses Landes am Reiche, ist erklärlich, daß man gern die Befreiung der Kaiserstadt von dem Großtürken gleichsam als ein nationales Fest beging. Dasselbe besteht jetzt darin, daß die jüngern Meister, die Gesellen und Lehrlinge mit den Zunftzeichen unter Vorantritt eines Musik-Corps bei allen Bäckern und Brauern der Stadt umherziehen, wo dann jedesmal ein zu diesem Ehrenamt auserseheuer schmucker, kräftiger Bursch mit der alten, schweren Zunftfahne einen kunstreichen Fahnentanz ausführt — was bei der jetzt herrschenden Hitze kein kleines „Vergnügen" sein mußte! Dies geschieht am Nachmittag, am Vormittag halten die Leute ein Preisschießen, um einen „König" herauszuschießen, der sich dann für den folgenden Ball eine „Königin" aus den Töchtern der Zunft erkieset. — Zum Schlusse noch ein charakteristischer Zug, um den oben erwähnten Zusammenhang Münsters mit dem Reiche zu zeigen. Aus den Zeiten der Reichs-Post hatte sich am alten Locale derselben das Reichs-Wappen erhalten. Eine Münsterische Haupt-Errungenschaft von 1848 war nun — die Auffrischung des zweiköpfigen schwarzen Adlers, dessen Entfernung von der Bürgerschaft sehr ungern gesehen wurde.

[Robert Prutz] hat wiederum einen Band Gedichte herausgegeben, unter dem Titel: „Aus der Heimath." Seine Heimath ist Pommern, und der Inhalt derselben ist ihm für diesmal eine „Zweite Liebe" und Erinnerungen an Herzog Bogislav, außerdem die Geschichte einer „neuen Magdalena." Der Hallische Professor und gallige Kriticus scheint sich in Stettin in einen leichten bunten Schmetterling verwandelt zu haben, aber seine Miene straft seine Worte Lüge. Es sind kalte Reimereien, untadelig zusammengeknüpft, die er uns bietet, und Ekel ergreift den Leser, wenn er bemerken muß, wie der alte pedantische Professor Scenen der Sinnlichkeit zu malen unternimmt. Die Zeit, wo solche Waare Mode war, ist außerdem vorbei.

Johanniter-Orden.

Der Durchlauchtigste Herrenmeister, Prinz Carl von Preußen Königliche Hoheit, ertheilte, mit Allerhöchster Genehmigung Sr. Majestät des Königs, am 24. Juni 1858 um 11 Uhr Vormittags in der Königlichen Schloß-Kapelle zu Berlin mehreren Ehrenrittern des Johanniter-Ordens den Ritterschlag und die Investitur.

Nachdem Se. Königliche Hoheit der Prinz von Preußen, so wie Ihre Königlichen Hoheiten die Prinzen und Prinzessinnen mit Höchst-Ihrem Gefolge Sich durch den weißen Saal nach der Schloß-Kapelle begeben und hier die an der rechten Seite des Altars für Höchstdieselben in Bereitschaft gehaltenen Plätze eingenommen hatten, ward drei Mal mit den Glocken geläutet. Hierauf setzt sich die Procession der Ordens-Beamten und Ritter in Bewegung. Sobald die Procession in die Kapelle eintrat, stimmte der Domchor den 92. Psalm an.

Nachdem Gemeinde und Chor einen Vers (Komm, heiliger Geist rc.) gesungen, sprach der Geistliche die Liturgie bis zur Epistel, mit Einschluß derselben; dann sang der Chor das Hallelujah. Nach Beendigung des Gesanges bedeckte seine Königliche Hoheit Sich, und die zum Ritterschlage Vorgeladenen wurden, unter Vortritt des ersten Ordensmarschalls, vor den Herrenmeisterstuhl geführt. Se. Königliche Hoheit richtete an sie die Frage: „Was ist Euer Begehren?" worauf sie einstimmig antworteten: „Die Ehre zu haben, in die Balley Brandenburg des Ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem als Rechtsritter auf- und angenommen zu werden." Se. Königliche Hoheit erwiederte: „Die Auf- und Annahme sei Euch gewährt, wenn Ihr den Ordnungen unserer Gemeinschaft nachkommen und Euch verhalten wollet, wie es ehrliebenden Ritterbrüdern geziemt."

Hierauf wurden die Vorbezeichneten von zwei Commendatoren als Zeugen vor den Altar geführt, woselbst Letztere so lange stehen blieben, bis der Ritterschlag vollzogen war. Se. Königliche Hoheit erhob Sich unter Vortritt von zwei Rechtsrittern und begab sich auf die linke Seite des Altars. Die zu investirenden Ritter knieten nach einander vor dem Durchlauchtigsten Herrenmeister nieder, und Se. Königliche Hoheit der Prinz schlug jeden Ritter einzeln mit dem Schwerte, das der Ordens-

hauptmann Höchstdemselben reichte, drei Mal über die Schulter, indem Se. Königliche Hoheit die Worte sprach: „Besser Ritter als Knecht!" wobei sich Pauken und Trompeten hören ließen.

Sobald der Ritterschlag beendet, nahm der Ordenshauptmann das Schwert wieder in Empfang und begab sich, dasselbe mit der Spitze aufrecht haltend, auf seinen Platz zurück. Se. Königliche Hoheit der Herrenmeister wurde durch die zwei Rechtsritter zum Herrenmeisterstuhle zurückgeführt. Die neugeschlagenen Ritter traten dann vor ihn und erhielten von ihm Ordenskreuz und Ordensmantel.

Darauf verlas der Ordens-Secretär das Gelübde, worauf jeder Ritter durch einen Sr. Königlichen Hoheit und darauf den Commendatoren zu gebenden Handschlag dasselbe zu erfüllen gelobte. Se. Königliche Hoheit entließ die neuen Rechtsritter mit den Worten: „Ich wünsche Euch Glück, Heil und Gottes Segen!"

Wer in die evangelische Balley des ritterlichen Ordens des heiligen Johannes vom Spital zu Jerusalem als Ritter aufgenommen wird und die Zeichen des Ordens angenommen hat, der hat öffentlich in der Versammlung der Ritter vor Gott zu bekennen und zu geloben:

1. Daß er der christlichen Religion, insbesondere dem Bekenntnisse der evangelischen Kirche, mit treuem Herzen anhangen, das Ordenskreuz auf der Brust als Zeichen seiner Erlösung tragen, des Evangeliums von Jesu Christo sich nirgends schämen, dasselbe vielmehr durch Wort und That bekennen, gegen die Angriffe des Unglaubens muthig und ritterlich vertheidigen und einen diesem Bekenntniß würdigen Wandel in Gottesfurcht, Wahrheit, Gerechtigkeit, züchtiger Sitte und Treue führen wolle.

2. Insbesondere hat er zu bekennen:

   daß er den Kampf gegen den Unglauben, den Dienst und die Pflege der Kranken, als Zweck des Johanniter-Ordens anerkennt,

   und demgemäß zu geloben:

   daß er gegen die Feinde der Kirche Christi und gegen die Verstörer göttlicher und menschlicher Ordnungen überall einen guten und ritterlichen Kampf kämpfen, so wie nach besten Kräften die christliche Krankenpflege des Ordens begünstigen, fördern und verbreiten wolle.

3. Hat er zu bekennen und zu geloben, daß er Seiner Königlichen Majestät von Preußen, dem Landesherrn und hohen Patron dieser Balley, stets und unter allen Umständen getreu, gewärtig und gehorsam sein, die Wohlfahrt und das Beste des Vaterlandes suchen und erstreben und mit Daranwagung Leibes und Lebens für den König und das Vaterland muthig und unerschrocken streiten wollen.

   Für Ausländer tritt an Stelle des Gelübdes ad 3 das Folgende:

   3. Hat er zu bekennen und zu geloben, daß er Seiner Königlichen Majestät von Preußen, dem hohen Patron, in Ordenssachen treu, hold und gewärtig sein und zugleich durch sein Beispiel in Unterthanentreue gegen seinen angestammten Souverain vorleuchten und dem Orden Ehre machen wolle.

4. Er hat zu bekennen und zu geloben, daß er die drei Schläge, welche er mit dem Schwerte von dem Herrenmeister empfangen hat, für sein Letztes halten und gelitten haben will.

5. Endlich hat er zu bekennen und zu geloben, daß er die Ehre des Ordens überall wahren, sein Bestes befördern und den Oberen im Orden, besonders einem jeden regierenden Meister in diesem Meisterthum, nach den Statuten des Ordens, stets willigen Gehorsam mit aller Treue und Ehrerbietung leisten, auch in allen Stücken und an allen Orten, daheim und öffentlich, in eigenen und fremden Sachen, sich wie es einem christlichen Ritter gzeiemt; halten und erweisen wolle.

Der Geistliche verlas darauf das Evangelium, hielt die Predigt und schloß mit dem Glaubensbekenntniß und dem allgemeinen Gebet. Darauf wurde das Te Deum gesungen und der Segen gesprochen.

Die Procession begab sich alsdann nach dem weißen Saale, wo demnächst die neu geschlagenen Rechtsritter von dem Durchlauchtigsten Herrenmeister Sr. Königlichen Hoheit dem Prinzen von Preußen vorgestellt wurden.

Nachgenannten Ehrenrittern des Ordens wurde am 24. d. M. der Ritterschlag und die Investitur ertheilt; dem

Major a. D. Geheimen Regierungs-Rath und Landrath des Kreises Prenzlau, Heinrich Carl August v. Stülpnagel-Dargitz, auf Lübbenow bei Prenzlau;

Geheimen Regierungs-Rath und Landrath a. D. Otto Friedrich Johann Gerlach v. Münchhausen auf Neuhaus-Leitzkau im ersten Jerichowschen Kreise;

außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister an den Königlichen, Großherzoglichen und Herzoglich Sächsischen Höfen, Kammerherrn und wirklichen Legations-Rath Heinrich Alexander Grafen v. Redern;

Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinschen Oberst-hofmeister, General-Major à la suite und Kammerherrn Adolph Freiherrn v. Sell;

General-Major, beauftragt mit der Führung der Geschäfte des Chefs des Generalstabes der Armee, Helmuth Carl Bernhardt Freiherrn v. Moltke;

Oberhofmeister Sr. Hoheit des Herzogs von Sachsen-Meiningen, Franz Paul Emil Freiherrn v. Uechtritz;

General der Infanterie z. D. Carl Ferdinand v. Hirschfeld, zu Berlin;

General-Major z. D. Carl v. Bosse, zu Düsseldorf;

Major a. D. Otto Friedrich v. Hinzmann-Hallmann, zu Berlin;

Premier-Lieutenant und Landrath a. D. Herrmann Ludwig v. Wedell, auf Cremzow, Kreis Pyritz;

Grafen und Edlen Herrn Julius Peter Herrmann August zur Lippe-Biesterfeld, auf Schloß Bentschen, Kreis Meseritz;

Landrath a. D. und Landschafts-Director Heinrich von der Marwitz, zu Greifenberg;

Oberhofmeister Ihrer Majestät der Königin von Württemberg Wilhelm Gottfried Carl Freiherrn v. Holtz;

Premier-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer Rudolph Otto Carl Ferdinand Grafen Finck v. Finckenstein auf Reitwein, Kreis Lebus;

General-Lieutenant und Commandeur der 7. Division Carl Eberhard Herwarth v. Bittenfeld;

Major a. D., Rittergutsbesitzer, Mitglied des Herrenhauses Adolph Friedrich Diedrich Carl Ernst Freiherrn Senfft v. Pilsach, auf Sandow, Kreis Sternberg;

Oberst-Lieutenant und Bataillons-Commandeur im 22. Infanterie-Regiment Carl Friedrich Herrmann v. Knobelsdorff;

Oberst und Commandeur der 11. Cavallerie-Brigade Wilhelm v. Tümpling;

General-Major und Commandeur der 20. Infanterie-Brigade Albrecht Theodor Emil v. Roon;

Oberst-Lieutenant, Flügel-Adjutanten Sr. Majestät des Königs und Commandeur der Leib-Gendarmerie Friedrich Alexander Grafen v. Bismarck-Bohlen;

Kreis-Deputirten, Landschafts-Rath a. D., Mitglied des Herrenhauses Otto Burggrafen und Grafen zu Dohna-Reichertswalde, auf Reichertswalde, Kreis Mohrungen;

Großherzogl. Badischen Kammerherrn und Hofmarschall a. D. Ferdinand Felix Freiherrn Roeder v. Diersburg, auf Schloß Krotzingen bei Freiburg im Breisgau;
Rittmeister a. D. und Landschafts-Director Otto Theodor v. Lieres-Wilkau, auf Stephanshagen, Kreis Schweidnitz;
Landgerichts-Rath a. D. Freiherrn Ernst von dem Knesebeck, zu Prenzlau;
Geheimen Legations-Rath und bevollmächtigten Minister am Deutschen Bundestage, Mitglied des Herrenhauses Leopold Eduard Otto v. Bismarck-Schönhausen, auf Schönhausen, Kreis Jerichow II.;
Rittmeister a. D. und Kreis-Deputirten Alfred Cuno Pavidam Freiherrn von dem Knesebeck, auf Carve, Kreis Ruppin;
Premier-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer, Mitglied des Herrenhauses Otto Sigismund Carl v. Karstedt, auf Fretzdorf bei Wittstock;
General-Lieutenant und Commandeur der 2. Garde-Division Gustav Adolph v. Schlemüller;
General-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer Carl v. Kropff, auf Cattenstedt im Herzogthum Braunschweig;
General-Major und Commandeur der 14. Infanterie-Brigade Friedrich Adrian Herwarth v. Bittenfeld;
Rittmeister a. D. und Majoratsbesitzer, erblichem Mitgliede des Herrenhauses Carl Ludwig Alexander Burggrafen und Grafen zu Dohna-Schlobien, auf Schlobien, Kreis Preußisch-Holland;
Kaiserl. Königl. Oesterreichischen Kämmerer, Präsidenten des Pesth-Ofener Musik-Conservatoriums und des Pesther Kinder-Spitals Baron v. Prónay, zu Pesth in Ungarn;
Persönlichen Adjutanten Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Carl von Preußen, Major Heinrich Georg Carl Freiherrn v. Puttkamer;
General-Major z. D. Carl Friedrich Wilhelm v. Rosenberg, zu Berlin;
Premier-Lieutenant a. D. und Majoratsbesitzer, Mitglied des Herrenhauses Arthur Johann Wolfgang Albrecht Wilhelm Grafen von der Groeben-Ponarien, auf Ponarien, Kreis Mohrungen;
Major a. D. und Landrath des Kreises Ruppin Friedrich Wilhelm von Schenckendorff, auf Wulkow, Kreis Ruppin;
Stadtgerichts-Rath und Doctor der Rechte Julius Grafen v. Wartensleben, zu Berlin;
Staats-Minister und Minister des Innern Ferdinand Otto Henning von Westphalen.

Druckfehler-Berichtigung: Heft 12, S. 478, Z. 10 v. o. lies: Das ist unseres Erachtens ein Gemisch von Süß und Sauer 2c., — und S. 496 Z. 17 v. o. statt „weiter" ist „reicher" zu lesen.

Druck von F. Heinicke in Berlin, Deßauerstr. 5.